Historisch-politische

Zeitschrift;

herausgegeben

von

Leopold Ranke.

Erster Band.

Hamburg, 1832.

Bei Friedrich Perthes.

JA14
H5
v.1

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Einleitung 1

Ueber die Restauration in Frankreich 9
Wodurch die Restauration bewirkt ward. 11. — Aufgabe der Bourbonen. 18. — Hervorbringungen der Revolution. 20. — Die Charte. 24. — Widersprüche. 32. — Ludwig XVIII. 42. — Reaction. 45. — Die hundert Tage. 54. — Stellung Ludwig's XVIII nach der zweiten Restauration. 69. —

Deutschland und Frankreich 77

*Aus einem Schreiben aus München, betreffend den baierischen Landtag von 1831 94

Eine Bemerkung über die Charte von 1830 102
Vergleichung der Charte von 1830 mit der Constitution vom Juli 1815. 105. —

Ueber einige französische Flugschriften aus den letzten Monaten des Jahres 1831 113
Royalisten: Jouffroy, Avertissement aux souverains. 116. — Lamartine, sur la politique rationnelle. 118. — Chateaubriand, de la restauration; de la nouvelle proposition etc.; aux lecteurs. 124. — (Die Gazette de France. 130.)
Opposition der Revolution: St. André, lettres sur l'état des affaires de France. 133. — Briqueville, lettre à Mr. de Chateaubriand. 134. — Cabet, Péril de la situation présente. 137. — (de Corcelle. 139. — der National. 142.)
Rechte Mitte: Thiers, la monarchie de 1830. 144. — (Sydow, 15 Sept. 1831.)
Vornehmste Streitfrage. Gefahr: Potter, de la révolution à faire. 158. — (Raspail, discours. 160.)
Schluß: Salvandy, seize mois, ou la révolution et les révolutionnaires. 165.

929341

Seite

Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorst. Aus dem Nachlasse des General Clausewitz 175

I. Notiz über die Lebensumstände von Scharnhorst. 175. — II. Charakteristik von Scharnhorst. 191. — Erste Beilage: Briefe von Scharnhorst an Clausewitz. 209. — Zweite Beilage: Erinnerung an den General Clausewitz und sein Verhältniß zu Scharnhorst. 213.

Ueber die Zeiten Ferdinand's I und Maximilian's II. (Bruchstück von Betrachtungen über die deutsche Geschichte.) 223

Wirkung des Religionsfriedens. 226. — Von den Bedingungen des Friedens. 228. — Innere Lage der deutschen Politik. 233. — Persönliche Verhältnisse der deutschen Fürsten. 239. — Ferdinand I. 245. — Zustand des Landes. 251. — Was zur Erhaltung der Ruhe von Deutschland erforderlich war. 266. — Erwartungen von Maximilian II. 278. — Theologische Entzweiung. 284. — Unternehmungen Maximilian's. 299. — Veränderte Stellung Maximilian's. 306. — Von den Landeskirchen und dem Anfange der Herstellung des Katholicismus. 314. — Verhandlungen von 1575 und 1576. 325. — Schluß. 335.

Ueber die Trennung und die Einheit von Deutschland 340

Von der Trennung. 344. — Süddeutsche Staaten. 346. — Restaurirte Staaten. 351. — Die großen Mächte. Preußen. 355. — Von der Einheit. 363. — Allgemeine Bemerkung. 363. — Positive Momente. 368. — Militärverfassung. 370. — Gesetzgebung der Presse. 372. — Handelseinrichtungen. 383. —

Die preußische Städteordnung. Von Savigny. 389

I. Bestandtheile der Stadtgemeine. 393. — II. Die Stadtverordneten. 395. — III. Der Magistrat. 400. — IV. Rechtsverhältnisse beider Stadtbehörden. 401.

†Ueber die neuesten Veränderungen im Königreich Sachsen. 415

Alter Zustand. 417. — Veränderungen. 425.

Das preußische Zollwesen. Von H. 438

Auszüge aus italienischen Flugschriften. 455

I. Assicurazioni sull' avvenire d'Italia di D. V. 457. — Discorso intorno al governo costituzionale per istruzione di quelli che non sono versati nelle scienze politiche. 459. — Lettera di un sacerdote dell' Emilia sugli avvenimenti politici dello stato pontificio nel febraro del 1831. 460.

II. Bollettino di tutte le notificazioni, leggi e decreti publicati dal governo provvisorio della città e provincia di

Seite

Bologna non che dal comitato militare. Tomo I. 463. — Note storico-politiche generali, e più in particolare intorno alla Rivoluzione di alcune Provincie centrali d'Italia accaduta al mese di febbrario del 1831, di G. Gherardi d'Arezzo. 465. — Ma part aux événements importants de l'Italie centrale en 1831, par le Général Armandi. 470. III. Dialoghetti sulle materie correnti nell' anno 1831. 473. — Einige Ergebniſſe. 477.

††Die Theorie und die öffentliche Meinung in der Politik. Fragmente 482

Die Kammer von 1815. (Zur franz. Geſchichte vom 8 Juli 1815 bis 5 September 1816.) 496
Wiedereintritt Ludwigs XVIII. 500. — Auflöſung des erſten Miniſteriums. 507. — Royaliſtiſche Richtung. 512. — Beſitzergreifung der Royaliſten. 516. — Reactionen. 522. — Verhandlungen über die Amneſtie. 526. — Wahlgeſetz. Budget. 531. — Allgemeine Vorſchläge. 540. — Ordonnanz vom 5ten September. 549. — Schlußbetrachtung. 561. —

Weſen und Werth der deutſchen Univerſitäten. Von Savigny 569

*Die Revolution des Cantons Zürich vom Jahre 1830 in ihrer Entwickelung 593
Die Elemente. 593. — Die Revolution ſelbſt in ihrem Ausbruch. 599. — Die Landsgemeinde in Uſter. 603. — Der Uebergang zu der neuen Verfaſſung. 607. — Die Zeit der neuen Verfaſſung. 613.

Rom 1815 — 1823. Staatsverwaltung des Cardinals Conſalvi 624
Cap. I. Napoleon und Pius VII. 627. — Cap. II. Concordate. 649. — Cap. III. Innere Verwaltung: 1. Der Miniſter. 669. — 2. Motoproprio vom 6ten Juli 1816. 672. — 3. Prälatur. 680. — 4. Finanzen. 686. — 5. Juſtiz. 692. — 6. Landbau. 695. — 7. Räuber. 698. — 8. Oppoſition der Geiſtlichkeit. 704. — Rückblick. 712. — Digreſſion. Erinnerung an römiſche Zuſtände. 716. — Cap. IV. Revolutionnäre Bewegungen. 729. — Carbonneria. 730. — Carbonari im Kirchenſtaat. 734. — Unternehmung von Macerata. 739. — Illuminati. 741. — Gefahren während der neapolitaniſchen Revolution. 744. — Verhältniß zu den Mächten. Rathſchläge. 751. — Letzte Zeiten Pius VII. 757. — Anhang. Ein Wort über die gegenwärtigen Irrungen im Kirchenſtaate. 766. —

+Boden, Arbeit und Ertrag. (Reſultate praktiſcher Beobachtung.) 775

Seite
Reflexionen 803
Belgien. 803. — Holland. 804. — Antwerpen. 806. — Kriegsfrage. 808. — Sichere Folge des Krieges. 812. — Deutschland. 813. — Weitere Uebersicht. 815. — Vom Einflusse der Theorie. 820.

Nicht leicht hat es eine Zeit gegeben, in welcher ſich die öffentlichen Stimmen in ſo einſeitigen Richtungen bewegt hätten, wie gegenwärtig. Die politiſchen Theorieen haben ſo gut wie allenthalben die Oberhand. Wie ſelten iſt es, daß man eine Unternehmung, eine Einrichtung nach ihren inneren Bedingungen prüfe; man begnügt ſich, den Maaßſtab der Theorie daran zu legen. Die Extreme geben den Ton an: das eine vielſtimmiger als jemals: trotzig auf die Siege, die es erfochten hat, und auf den Beifall der großen Menge; das andere zwar in heftiger, aber unläugbar ſchwacher, und nur immer aufreizender Oppoſition. Es ſind zwei Schulen, die ſich bekämpfen; weit und breit, in mancherlei Abſtufungen ihrer Farbe, haben ſie den Boden eingenommen. Die Scholaſtik der mittleren Jahrhunderte beſchäftigte ſich, die intellectuelle Welt ihren Diſtinctionen zu unterwerfen: dieſe neue Scholaſtik iſt bemüht, die reale Welt nach ihren Schulmeinungen einzurichten.

Die nächſte Folge dieſes Zuſtandes der Dinge iſt, daß man von dem, was alle Zeiten Politik und was ſie

Urtheil genannt haben, wenig mehr vernimmt. Die wahre Politik faßt die praktiſchen Intereſſen, das Nothwendige, das Ausführbare ins Auge; ſie giebt ihre Vergangenheit nicht jeden Augenblick um einer vielleicht betrüglichen Ausſicht willen auf: ſie beabſichtigt ruhigen Fortgang, ſchrittweiſe ſichere Entwickelung; ſie hält ſich auf ihrer Linie. Ein reines Urtheil iſt nur möglich, wenn man Jedweden nach deſſen eigenem Standpunct, nach dem ihm inwohnenden Beſtreben würdigt. Es ſcheint, wie geſagt, als ſeyen beide zur Seite gedrängt und ziemlich in Vergeſſenheit gekommen.

Ohne Zweifel wäre es wichtig, ihnen wieder eine Stimme zu verſchaffen.

Nicht als wollte man die Theorieen bekämpfen. Man würde ſie vielmehr an ihrem Orte, in ihrer Stelle anerkennen, und ihnen das nämliche Recht wie jeder andern Erſcheinung angedeihen laſſen. Auch nicht, als ob man zwiſchen ihnen die Mitte zu treffen ſuchte, welche doch nichts anderes, als wieder Theorie, Dogma, Schulmeinung ſeyn könnte. Ohne den Theil der Wahrheit, den ſie in ſich haben mögen, zu beſtreiten, würde man ſich nur ihrem Anſpruch auf Alleinherrſchaft widerſetzen. Gegen dieſen würde man das Recht einer unbedingten, aus ihrem eignen Princip lebenden Exiſtenz vertheidigen. Man würde die urſprüngliche Mannichfaltigkeit der Thatſachen hervorheben und die Erfolge durch eingehende Beobachtung zu erörtern ſuchen. Es würde eben ein ganz anderer Standpunct genommen werden. Von der Doctrin würde man auf die Forderung der Sache, von den eingebildeten Bedürfniſſen auf das Poſitive zurückkommen.

Sollten wir damit wohl der eigentlichen Wiſſenſchaft

zu nahe treten? Ihr, welche immer befliſſen iſt, ſich an der Wahrheit der Dinge zu prüfen und zu ergänzen, würde vielmehr ein Dienſt erwieſen werden.

Oder wären wir in Gefahr, ohne Richtmaaß und feſte Regel in die Irre zu gerathen? Eben dieß iſt es, was wir zu vermeiden ſuchen. Das Syſtem oder die Parthei — die man ein lebendes Syſtem nennen kann — veranlaſſen leicht, das Verwerfliche ſowohl als das Lobenswürdige zu verkennen, weil es ihnen widerſpricht. Wir würden die unwandelbaren, ewigen Principien ins Auge zu faſſen haben. Die Einſichtigen aller Zeiten wußten, was gut und groß, was erlaubt und Rechtens, was Fortſchritt und Verfall iſt. In großen Zügen iſt es in die menſchliche Bruſt geſchrieben: ein einfaches Nachdenken genügt, um es aufzufaſſen. Wenn alle die Klügeleien unſrer Weisheit und unſres Irrthums lange vergeſſen ſind, werden die kommenden Jahrhunderte uns danach richten.

Auch würden wir nicht fürchten, den Bedürfniſſen unſrer Zeit zu widerſprechen. Nichts iſt dringender, als den Unterſchied zwiſchen geſetzmäßigem Fortſchritt und ungeduldig zerſtörender Neuerung, zwiſchen verſtändiger Beharrlichkeit und einer einſeitigen Behauptung des Veralteten und nunmehr Lebloſen in Erinnerung zu halten. Wohin hat es geführt, wohin muß es führen, daß man ſo weſentlich verſchiedene Richtungen ſo leicht verwechſelt. Einzugehen au das Ereigniß, ſeine Bedingungen und Forderungen, das Mißverhältniß zwiſchen der Abſicht und den Erfolgen, das oft ſo ſchneidend iſt, zu beobachten, die Natur des Gegenſtandes mit beſtem Fleiße zu erforſchen: es kann, wer ſollte es bezweifeln, für Urtheil und eigne Thätigkeit nicht anders als

förderlich werden. Bekennen wir, daß wir uns eine so schwere Aufgabe, ein so hohes Ziel gesetzt haben. Es giebt in Deutschland so viele wohlgesinnte, ruhige, verständige Männer, welche Fähigkeit und Neigung haben, das Wesen von dem Scheine zu unterscheiden. Sie sind das Publicum, das wir zu erwerben suchen. Ihrer Ueberzeugung einen Mittelpunct zu geben, und sie, so viel an uns liegt, zum öffentlichen Bewußtseyn zu bringen, würde unser Ehrgeiz seyn.

Indem wir uns entschließen, die bezeichnete Richtung in einer Zeitschrift zu versuchen, scheint es uns angemessen, folgenden Weg einzuschlagen.

Zuerst werden wir die neueste allgemeine Geschichte zu unserm Gegenstande machen. Es wird darauf ankommen, daß wir die innere Entwickelung der europäischen Staaten seit 1789, vornehmlich aber seit 1815 darlegen. Wenn wir dies einigermaaßen mit der Genauigkeit und Unterscheidung thun, welche die Sache fordert, so wird die ungemeine Mannichfaltigkeit europäischer Zustände, die sich schon dem Reisenden unmittelbar aufdrängt, sowohl in der Schärfe ihrer Erscheinung als in ihrer tiefer begründeten Nothwendigkeit hervorspringen. Vor einigen Theorieen freilich ist alles gleich. Kommt es aber nicht eben daher, daß es so schwer ist, sie irgendwo anzuwenden? Selbst in jenem Lande, aus dem sie wenigstens in der Form, in der man sie heutiges Tags verkündigt, großentheils stammen, dessen Zustände sie schon so oft umgeformt haben, und immer wieder umformen, wo nunmehr nicht viel weniger die Interessen auf ihrer Seite sind, als die Ueberzeugungen, selbst dort werden sie doch allemal wieder unanwendbar be-

funden. Oder ſehen wir nicht, wie Alles, was daſelbſt zum Daſeyn gekommen, ſich gegen ſeinen eigenen Urſprung zur Wehre zu ſetzen gezwungen iſt. Das eigentliche Geheimniß, wenn wir nicht irren, der rechten Mitte. Wie verkehrt iſt es und wie gefährlich muß es ſeyn, ſie unter Nationen ganz anderer Natur, in der Mitte ganz verſchiedenartiger Einrichtungen friſchweg geltend machen zu wollen! Als erwüchſe uns nicht aus unſerm Daſeyn, unſrer Vergangenheit unſer eignes Ideal!

In einer zweiten Abtheilung werden wir die deutſchen Verhältniſſe ins Auge faſſen.

Nachdem Deutſchland von ſo vielen Entzweiungen heimgeſucht worden iſt, ſollte man ohne Zweifel Alles vermeiden, was ihm eine neue, um politiſcher Anſichten willen, zuziehen kann. Leider giebt es einige Stimmen, die ſich, ihren Nachbarn gegenüber, in einer ſeltſamen Miſchung von Haß und Bekehrungsſucht gefallen. Wir werden uns nicht zu ihnen ſchlagen. Unſrer Meinung nach muß man den Zweck eines Staates von den Mitteln, ihn zu erreichen, wohl unterſcheiden. Auf jeden Fall giebt es ein oberſtes Bedürfniß, — der Sicherheit, des Rechtes und des Geſetzes, der ungehinderten Entfaltung aller Kräfte, der Stärke nach innen und außen. Dies zu erfüllen ſind ohne Zweifel mehrere Wege möglich. Nicht der wird der beſte ſeyn, der irgend einer Theorie am meiſten zuſagt, ſondern der am ſicherſten zu dem Ziele führt. Eine gewiſſe Autonomie haben die deutſchen Fürſtenthümer für ihre inneren Einrichtungen immer gehabt; ſie haben ſolche gegenwärtig vollſtändiger als je; es iſt nur zu wünſchen, daß ſie ihr Beſtes auf die ihnen angemeſſene Weiſe thun,

ohne den Phantomen des Auslandes nachzujagen; aus der Gleichartigkeit unſers nationalen Daſeyns wird alsdann bei mancher Verſchiedenheit im Einzelnen eine große Einheit im Ganzen nothwendig hervorgehen. Wir bekennen es von vorn herein: wir werden uns vorzüglich bemühen, den Zuſammenhang der Inſtitutionen des preußiſchen Staates zu erläutern, ſeine Richtung und innere Entwicklung aufmerkſam zu begleiten: dem Factum deſſelben das bezeichnende Wort zuzugeſellen. Sollten wir aber deshalb mit denen Krieg führen, die einen andern Weg einſchlagen? Gelinge es ihnen nur, die höchſten Zwecke zu erfüllen, ſtark zu ſeyn, wohlgeordnet, gerecht, in menſchlich reiner Ausbildung und wahrer Wohlfahrt fortzuſchreiten; übrigens aber ihre Landſchaften, ſo wie das geſammte Vaterland, das man mit unerträglicher Zerwürfniß bedroht, ihres Theils in Eintracht zu erhalten. Nicht der Hader fördert, ſondern der Wetteifer. Jedes große geſetzliche Beſtreben ſoll in uns die wärmſte Bewunderung finden. Aber man muthe uns nicht zu, die Formen, die Nebendinge, die Mittel blindlings zu verehren; nicht auf das Wie kann es uns ankommen, ſondern auf das Was. Dies, das Ergebniß, werden wir mit aller Sorgfalt zu begreifen, ſeine Urſachen zu finden, und die denſelben zu Grunde liegenden Zuſtände und Intereſſen zu ermitteln ſuchen. Immer wird uns die Idee des geſammten Vaterlandes vor Augen ſtehen.

In dieſen beiden Theilen haben wir ein weites Feld vor uns. Wir würden die Abſicht einer Zeitſchrift verfehlen, wenn wir nicht, um uns eines Ausdrucks älterer deutſcher Staatsmänner zu bedienen, die großen Emergenzien der gegenwärtigen Zeit beobachtend begleiten wollten.

Es wird nothwendig seyn, die wichtigen Fragen, welche das Publicum beschäftigen, durch ihre historischen Momente so weit zu führen, daß man sehe, worauf es ankommt, und den Beschluß, welcher gefaßt wird, vollständig zu beurtheilen, als das Glied einer großen Reihe zu betrachten in Stand gesetzt werde. Doch werden wir uns nicht sowohl mit den Einzelheiten der Ereignisse, wir müßten denn das Unbekanntgebliebene mitzutheilen haben, als mit ihrem Zusammenhange beschäftigen. Ist es unsre Absicht, die gegenwärtigen Zustände rein aufzufassen, so müssen wir auf der einen Seite ihre Entstehung zu begreifen, auf der andern ihre Fortbildung ungeirrt wahrzunehmen suchen.

Und dies führt uns noch einen Schritt weiter. Es giebt so Vieles in unsrer Gegenwart, was noch stark an den Prinzipien seines Ursprungs hält, und nur durch eine tiefere Erforschung auch einer entferntern Vergangenheit verstanden werden kann. Aber überdies liegt in der Geschichte eine unerschöpfliche Belehrung, jeder wichtige Moment hat unfehlbar einen Bezug zu uns: man könnte sagen, daß er niemals ganz vorüber sey, immerfort wirkt er nach. Eine dritte Abtheilung eröffnen wir Aufsätzen historischen und, wie wir denn freie Erörterungen keineswegs ausschließen wollen, allgemeinen Inhalts.

Hieran wird sich in einem Anhang eine Uebersicht der öffentlichen Stimmen aus Flugschriften und Zeitungen reihen. In kurzen Auszügen, nicht des Gesammtinhalts, sondern des Bezeichnenden, soll sie den Gang der öffentlichen Meinung in den verschiedenen Ländern von Europa so viel möglich zur Anschauung bringen.

So wäre unsre Absicht, nach und nach das Wichtigste zu umfassen, was ein denkender Zeitgenosse zu erfahren wünschen kann, um seine Zeit nicht nach irgend einem Begriff, sondern in ihrer Realität zu verstehen und völlig mitzuleben. Dies in dem Geiste eingehender Erforschung zu versuchen, in dem Geiste reiner und unparteiischer Wahrheitsliebe, das ist unser Vorsatz.

Ueber die Reſtauration in Frankreich.

Die Revolution, die ſchon ſo oft geendigt zu ſeyn behauptet hat, niemals ſcheint ſie endigen zu wollen. Immer in neuen und zwar immer in entgegengeſetzten Geſtalten tritt ſie auf. Aus der Republik verwandelte ſie ſich in den militäriſchen Despotismus; ſie unterwarf ſich wieder den legitimen Fürſten; ſie hat dieſelben neuerdings verjagt: und Niemand, der ſie ſeitdem beobachtet hat, wird ſich überreden, daß ſie damit zur Ruhe gekommen ſey.

Es wäre eine große Aufgabe, in der Mannichfaltigkeit ihrer Erſcheinungen dasjenige aufzufaſſen, was dieſelben gemein haben; ſie in dem Kern ihres Weſens zu begreifen, wo ihre Widerſprüche ſich auflöſen, und ſie ſo durch alle die Umwandlungen, die ſie erfahren hat, bis auf den heutigen Tag zu begleiten.

Eine Aufgabe, von der man leicht zugeſtehen wird, daß ſie von Bedeutung für ganz Europa wäre. Die Revolution entwickelt in jeder Form, die ſie annimmt, gleichmäßig den Trieb, ſich die Welt zu eigen zu machen. Nicht immer erhebt ſie ſich hiezu in den Waffen: öfter ſind es Lehren von ſcheinbar allgemeiner Gültigkeit, durch deren Verkündigung ſie die Nachbarn in ihren Kreis zu ziehen ſucht.

Billig fragt man denn, ob diesen Lehren die Gültigkeit beiwohnt, welche sie in Anspruch nehmen; man fragt, ob die französischen Interessen in der That, wie Einige behaupten, schlechtweg europäische sind; ob es die allgemeine Sache ist, die man dort aussicht. Haben nicht vielmehr die französischen Bewegungen, bei allem Schein einer universalen Richtung, im Wesen eine ihnen ausschließend eigenthümliche Natur? Diese Natur, aus dem ursprünglichen Charakter des Volks hervorgegangen, und durch die Ereignisse der nächsten Vergangenheit bestimmt, wird sie nicht nothwendig immer abgeschlossener, — daß ich so sage, mit schärferen Zügen umschrieben, — immer besonderer, je weiter sich die Dinge in ihrem Laufe entwickeln? Sollten wir Anderen in der That viel mit ihr theilen?

Es ist diese Frage, zu deren Beantwortung ich durch eine Betrachtung der wichtigsten Momente der Restauration etwas beizutragen wünschte.

Wollte sich Jemand systematisch über die Lage des gegenwärtigen Europa unterrichten, so könnte er wenigstens mit keiner spätern Begebenheit anfangen. In der Mitte der Bewegungen der Revolution steht das Ereigniß der Restauration. Die Erfolge der vorhergegangenen Jahre strömen zu demselben zusammen; die Entwickelungen der nachfolgenden bereiten sich in ihm vor.

Ich wünschte ins Gedächtniß zu rufen, wie die Restauration zu Stande kam; welches die Verhältnisse, in die sie eintrat, welches die Schwierigkeiten waren, die sie fand; wie sie ihre Aufgabe zunächst zu lösen suchte; welche Gährung sie dadurch hervorbrachte: die Physiognomie der Entzweiungen, in die man alsdann beinahe mit Nothwendigkeit verfiel, wünschte ich zu vergegenwärtigen.

Es giebt zweierlei Art und Weise, sich mit der Geschichte seiner Zeit zu beschäftigen. Man kann entweder die Ereignisse für das Gedächtniß künftiger Geschlechter umständlich überliefern,

oder ihr Weſen zu begreifen und den Mitlebenden in Erinnerung zu bringen ſuchen. Wie ſich verſteht, iſt es das letzte, was ich beabſichtige.

Wodurch die Reſtauration bewirkt ward.

Es iſt eine ſtehende Redensart der Franzoſen: „die Bourbons, eingeſetzt von den Fremden"; und vielleicht giebt es keine andere Behauptung, durch welche das Selbſtgefühl der Nation ſo ſicher und leicht gegen dieſe Dynaſtie hätte aufgeregt werden können. Aber iſt dieſelbe darum auch gegründet?

Nein! Man kann nicht ſagen, daß es bei dem Kriege gegen Napoleon, ſelbſt als er 1814 bereits in Frankreich geführt ward, die Abſicht der Verbündeten geweſen wäre, die Bourbons wiederherzuſtellen.

Lange Zeit war vielmehr ein großes Intereſſe geradezu dagegen, und noch in Chatillon haben bourboniſche Agenten über die Kälte, mit der man ſie empfing, zu klagen gehabt.

Nur darüber war man einig geworden, daß man mit jenem Kriegsoberhaupt niemals einen dauerhaften Frieden haben würde. Wir wollen Euch Niemand aufnöthigen, ſagte Alexander zu Reynier, aber ihn wollen wir nicht [1]). In ihrer Proklamation unterſchieden die Verbündeten ſorgfältig die Sache der Nation von der Sache des Feldherrn.

Die Capitulation von Paris war geſchloſſen: noch hatten ſie keinen entſcheidenderen Schritt gethan. Im Begriffe, daſelbſt einzurücken, erklärten ſie: auf die Stadt Paris komme es an: ſie möge den Frieden der Welt beſchleunigen, und die heilbringende Autorität finden laſſen, welche die Vereinigung aller Na-

---

[1]) Bourrienne Mémoires sur Napoléon IX, 353. aus Reynier's Munde.

tionen herbeiführen könne; Europa in Waffen wende ſich an ſie; ſie möge ſich ausſprechen: das einrückende Heer ſelbſt werde die Vertheidigung ihres Beſchluſſes übernehmen [1]).

Und durfte man in der That erwarten, daß Frankreich, welches dem Fürſten ſeiner Wahl bisher ſo ergeben geſchienen hatte, eben auch ſeine Sache von deſſen Sache trennen und ihn verlaſſen werde?

Für die Menſchen giebt es nichts Ueberzeugenderes als die Erfolge; willig beugen ſie ſich dem Glücke und dem Ruhme. Aus den Händen des Sieges hatte Frankreich den Kaiſer empfangen: es hatte ſich alles gefallen laſſen, ſeine eiſerne Verwaltung, die Abführung der jungen Geſchlechter auf entfernte Schlachtfelder, das Verſtummen der Rednerbühne: aber nur, ſo lange der Sieg ſeinen Adlern getreu blieb. Als er von denſelben wich, ward es anders.

Ich finde merkwürdig, daß ſich in den nemlichen Tagen, in welchen Napoleon ſich endlich nicht mehr verbergen konnte, daß die große Unternehmung, die alle ſeine Entwürfe hatte vollenden ſollen, die Unternehmung gegen Rußland, vollſtändig mißlungen war, in welchen er ſich entſchloß, Moskau zu verlaſſen, daß ſich eben da zu Paris die Verſchwörung Mallet bildete. Sonderbares Zuſammentreffen! Als man dort den Kreml ſprengte, gab es hier ein Interregnum von einigen Stunden, und es lag ein Edict bereit, um die Abſetzung des Kaiſers auszuſprechen.

In der That: in dem Grade, in welchem ſich Europa frei machte, löſten ſich die Bande der Abhängigkeit in Frankreich. Die Opfer, die man bringen mußte, ohne ſich durch den Glanz der nationalen Erfolge erhoben zu fühlen, erweckten Mißmuth und geheimes Murren. Als der Krieg die altfranzöſiſche Grenze

---

[1]) Proclamation, que Mr. le Maréchal Pr. de Schwarzenberg vient de publier au nom des puissances alliées. Moniteur 1. Avril 1814.

bedrohte, erinnerte man sich wieder, daß man mit der Revolution nicht Eroberung, sondern Freiheit beabsichtigt hatte. Es war eine allgemeine Verstimmung, welcher der gesetzgebende Körper, der bisher so fügsam gewesen war, in den letzten Tagen von 1813 Worte zu geben den Muth faßte. Ueber die Mittel zu Rathe gezogen, mit denen man das Land gegen den Feind vertheidigen könne, erinnerte er den Kaiser, vor allem sey es unerläßlich, diejenigen Gesetze vollkommen auszuführen, durch welche den Franzosen persönliche Freiheit, Sicherheit, Eigenthum, durch welche ihnen die Ausübung auch ihrer politischen Rechte zugesagt seyen. Erst eine solche Versicherung werde ihnen Energie zu ihrer Vertheidigung zurückgeben. Zugleich die Willkühr und die Feinde müsse man bekämpfen. Nur für schützende Gesetze werde man sein Blut vergießen wollen [1]).

Durch einen Widerstand, so ungewohnt, so schneidend und triftig, in einem so gefährlichen Augenblicke, fühlte sich Napoleon tief verletzt. „Ich bedurfte Trost, entgegnete er: ihr werft mir mein Unglück vor." Er wollte nicht sehen, daß eins aus dem andern folgte. Eben, daß er im Nachtheil war, machte sie trotzig. Es konnte ihm nichts helfen, daß er den Bericht wegnehmen, den Saal schließen ließ und die Versammlung in Ungnade verabschiedete. Er hätte Schlachten gewinnen müssen: dafür

---

[1]) Ich habe dies merkwürdige Actenstück, von dem man an vielen Orten Auszüge antrifft, vollständig nur in Bibliothèque historique ou recueil des matériaux etc. 1819. Tom. XII. p. 69. finden können. Es war anfangs in der Handschrift verbreitet, und man versichert uns wenigstens, daß es hier authentisch geliefert worden sey. Auch die heftigen Aeußerungen Napoleons bei dieser Gelegenheit findet man dort am ausführlichsten. Ruhiger und wichtiger aber ist die Auseinandersetzung seiner Motive, wie er sie in dem Staatsrath vortrug, und wie sie Las Cases, der zugegen war, und der ein so besonderes Talent hat, die Ausdrücke seines Meisters aufzubehalten, in dem Mémorial de St. Hélène I. 103 mittheilt.

war er ein militärischer Usurpator. Wie tapfer und geschickt er sich auch schlug die Erfolge waren gegen ihn. Endlich kam die Zeit, daß man auf den Straßen von Paris, wo man bisher nur Triumphe gefeiert hatte, jetzt das Geschrei der hereingebrachten Verwundeten hörte. Sollte Paris da den Kriegsfürsten vertheidigen, dem es huldigte, um von ihm vertheidigt zu werden? Perregaux und Lafitte erklärten laut, die allgemeine Meinung der Pariser, die Niemand besser kenne, als sie, sey wider einen längern Kampf, Frankreich sey des Joches von Bonaparte müde.

Man kann nicht zweifeln, so war es. — Es ist das Zeichen des natürlichen und wahren Fürstenthums, daß das Unglück die Bande nur um so enger knüpft. Sie sind wie die Bande der Familie: sie beruhen auf dem sittlichen Gefühle; sie sind mit dem innern Daseyn verwebt. Ein falsches und künstliches Fürstenthum aber wird in großen Unfällen nicht anders als sich auflösen. Das Glück vereinigte: das Unglück trennt. In der großen Gefahr sucht ein jeder nur sich selber zu retten; die einzelnen Interessen, die sich nicht mehr von dem allgemeinen gedeckt sehen, fühlen keinen Beruf, dies aufrecht zu erhalten. Gewiß, man empfand endlich den Druck, mit dem man belastet war; man fühlte das Bedürfniß constitutioneller Formen; aber auch diejenigen, welche den einen ausgeübt hatten und die anderen nicht vermißten, die Inhaber der großen Würden, deren Existenz sich unmittelbar von dem Kaiser herschrieb, fielen von ihm ab. Sie waren mit ihm verbündet gewesen, so lange er Reichthümer und hohe Stellen zu vergeben hatte; auf die Gefahr aber, mit ihm zu verlieren, was sie mit ihm erworben, wollten sie diesen Bund nicht halten. Hat er es doch selber vorausgesehen und in den flüchtigen Augenblicken des Vertrauens, wie sie ihm dann und wann kamen, seiner Umgebung angedeutet. Ueberdieß konnte sein Fall Vielen sogar als ihr Vortheil erscheinen; sie durften sich schmeicheln, ohne ihn unabhängiger zu werden, als sie mit ihm gewesen waren. Der Senat war leicht überredet,

ſich von ihm loszuſagen [1]). Immer hatten ihm Uebermacht und Intereſſe ſeine Beſchlüſſe eingegeben: er nahm von denſelben noch einmal Rath. In dem Pallaſt Luxemburg, der bisher nichts als das Echo der Befehle des Kaiſers vernommen hatte, ſprach der Senat jetzt die Abſetzung deſſelben aus. Alle hohen Körper des Staates hingen dem an.

Und ſo blieb nur noch die Armee übrig. Napoleon dachte einen Augenblick, die Heeresabtheilung, die er in Fontainebleau um ſich hatte, gegen Paris zu führen, und ſchon hörte man in den Reihen der alten Garde den Ruf: Paris. Er hatte ein andermal den Plan, ſich hinter die Loire oder nach Italien zurückzuziehen, und man behauptet, wenn er in dem Augenblick, da er ihn kühn gefaßt hatte, herausgetreten wäre, und ihn den jungen Offizieren mitgetheilt hätte, ſo würde ſein Enthuſiasmus ſie fortgeriſſen haben. Allein die Generale, die Marſchälle, ſeine alten Gefährten, waren nicht dieſer Meinung. Sie wollten weder Paris der Gefahr eines Angriffes, noch Frankreich dem Bürgerkriege ausſetzen; ſie wollten das Glück, das ihnen lange günſtig geweſen, nicht noch einmal verſuchen; ſie waren geſättigt mit Feldzügen: ſie hatten erworben, ſie wollten genießen. Und hatten ſie nicht auch ihre Beſchwerden? War es ihnen gleichgültig geblieben, daß man die Länder die ſie erobern helfen, an die Brüder Bonaparte's, illegitim, wie ſie geweſen wären, und mittelmäßig, was ſie nicht waren, vertheilt hatte? Auch ſie und mit ihnen das Heer trennten ſich von Napoleon [2]) Man glaubte,

---

[1]) Man ſollte in den Mémoires d'un Pair de France, exmembre du sénat conservateur, über die Unterhandlungen, welche dieſem Act vorausgingen, genauere Nachrichten erwarten. Aber man ſucht ſie dort vergeblich. Es iſt auf die oberflächlichſte Art von der Welt, daß Tom. III. p. 380 davon die Rede iſt.

[2]) J'ai abdiqué, ſagte Napoleon in Lyon 1815 von dieſer erſten Abdication: parce que mon armée avait le vertige. Fain Manuscrit de 1814. partie III., ch. I — IV. iſt hierüber ſehr unterrichtend. Er war zugegen.

alle Intereſſen zu ſichern, zu vereinigen, wenn man ein einziges aufopfere. Die Marſchälle machten ihre beſonderen Friedensſchlüſſe.

Und ſo verließen die Schöpfungen des Kaiſerthums ihr Oberhaupt.

Die Verbündeten hatten ihn beſiegt: die Gewalten des Reichs ihn verlaſſen; er mußte ſeine Abdication geben, ſeine Abkunft ſchließen: ſeine Stelle war erledigt.

Weder die, welche ihn ſchlugen, noch die, welche von ihm abfielen, hatten dabei viel an die Bourbonen gedacht.

Allein in der That, für wen ſonſt konnte jener Thron eröffnet ſeyn, als für die alten rechtmäßigen Beſitzer deſſelben? Die Natur der Sache, der Gang des Ereigniſſes rief ſie zurück.

Jenes erſte Lebehoch, das Herr v. Vauvineux am 31. März dem Könige brachte, war noch ganz einſam, aber allmählig ward es von den Royaliſten, von dem Volk von Paris, von der Armee, von der ganzen Nation wiederholt; wenn nicht mit Entzücken: aber es ward wiederholt. Es war der Zug der Nothwendigkeit.

Denn wen hätten die Mächte vorziehen können? Jede andere Maaßregel hätte den Gegenſatz, in welchen Frankreich durch die Revolution mit Europa getreten war, für immer feſtgeſtellt. Dieſe gab den Prinzipien, auf welchen alle Throne und die alten Geſetze der Staaten beruhen, ein unverkennbares Uebergewicht. Die Politik ſtimmte einmal mit der Gerechtigkeit völlig überein.

Und was konnten die Franzoſen anders wünſchen? Aus Feinden, gehaßten und endlich beſiegten Feinden, wurden ſie durch einen einzigen Act die Verbündeten der Mächte. Der Friede, den man ihnen mit Gewalt hätte vorſchreiben können, ward eine freundſchaftliche Abkunft. Als Beresford mit ſeinen Engländern vor Bordeaux erſchien, ſagte ihm der Maire: Kommt Ihr als Sieger, ſo ſteht es bei Euch, Euch der Schlüſſel dieſer Stadt

zu bemächtigen: kommt Ihr als Verbündete unſeres Königs Ludwigs XVIII., ſo überreiche ich ſie Euch, und Ihr ſollt die Beweiſe von der Anhänglichkeit an unſren legitimen Fürſten mit Augen ſehen. Genau ſo ſtand Frankreich überhaupt. Es bedurfte des Friedens, es bedurfte der Sicherheit: beide wurden ihm durch die Rückkehr ſeiner angeſtammten Fürſten gewährt.

Und ſo ſprach der Senat am 6ten April die Zurückberufung Stanislas Louis Xavier, Bruders des letzten Königs, aus, und der legislative Körper ſchloß ſich dieſem Ausſpruche an.

Die geheimen Unterhandlungen, die geſchickten, wohlabgemeſſenen Schritte Talleyrands hatten ohne Zweifel hieran viel Antheil [1]). Ich finde ſein Verdienſt hauptſächlich darin, daß er in dem Drange verwirrender Umſtände die volle Nothwendigkeit der Dinge begriff, und die Schwierigkeiten wegräumte, die ihrer Enthüllung entgegenſtanden. Es iſt ganz wahr, was er ſagte: „Entweder Bonaparte oder die Bourbonen. Alles andere iſt eine Intrigue.“ Bonaparte war von den Verbündeten verabſcheut, von der Nation verlaſſen; es blieben die Bourbonen, welche jene begünſtigten und dieſe annahm.

Man hat gefragt, ob die Bourbonen zurückgeführt worden, oder zurückgekommen ſeyen, oder ob man ſie zurückberufen habe. Man kann antworten: Keines von alle dem und alles zuſammen.

Der Verlauf der Begebenheiten, alle die Angriffe und Vertheidigungen, die Erfolge der Feldzüge, der Wechſel des Kriegs-

---

[1]) Es iſt von guter Seite her behauptet worden, Talleyrand ſey anfangs doch für die Regentſchaft geweſen. Man ſollte wünſchen, daß Autoren, die im Ganzen ſo gut unterrichtet ſind, wie der Verfaſſer der histoire de la restauration etc. par un homme d'état, Paris 1831 auf ſo wichtige Dinge, — vornehmlich ihrer eignen Anſicht nach wichtig, da ſie ſo viel von Perſönlichkeiten herleiten, — beſtätigend oder widerlegend Rückſicht nehmen wollten.

glückes führten eine Verwickelung der Dinge herbei, zu deren Löſung die Bourbonen allen Theilen willkommen waren.

Aufgabe der Bourbonen.

Und ſo ſchien es, als wolle der lange Kreislauf jener europäiſchen Bewegungen, die durch die Revolution veranlaßt worden, ſich endlich ſchließen. Diejenigen, denen man zu Wien, Moskau und Berlin Geſetze gegeben oder zu geben verſucht hatte, waren nunmehr auch ihrerſeits als Sieger nach Paris gelangt. Der glückliche General war gefallen; die Eroberungen wurden zurückgegeben. Der Bruder des hingerichteten Königs ſtieg auf von ſeinem Tiſch aus weißem Holz zu Hartwell, um von den Tuilerien Beſitz zu nehmen.

Wenn es ihm nur gelang, ſich daſelbſt zu befeſtigen und auf immer einzurichten!

Vielleicht hat nie ein Fürſt eine ſchwerere, eine größere Aufgabe zu löſen gehabt.

Es will ſchon viel ſagen, Frankreich unter gewöhnlichen Umſtänden zu regieren. Wie viel mehr gehörte dazu, das Königthum, das von der Nation ausgeſtoßen, vergeſſen war, wieder auf ſicherer Grundlage zu errichten. Und noch weiter ſelbſt griff die Aufgabe Ludwigs XVIII.

Allerdings ſchien es zuletzt, als ſeyen die Anſtrengungen von Europa lediglich gegen den Ehrgeiz eines Einzigen gerichtet. Niemals jedoch wird man die Dinge völlig von ihrem Urſprunge losreißen können. Im Grunde genommen, waren nicht alle die Kriege Napoleons nur eine Entwicklung der Kriege der Revolution, eine Fortſetzung des Weges, den dieſe eingeſchlagen hatte? Gewiſſe Richtungen der revolutionären Zeiten waren ſie nicht in ihm gleichſam lebendig, perſönlich geworden? Waren ſie nicht mit ihm beſiegt?

Niemals, in keiner Epoche, zeigten sich gereizte, bis auf den Tod verfolgte Feinde, welche endlich Sieger geblieben, großmüthiger, als die Verbündeten. Es war von keiner Rache, von keiner Vergeltung die Rede. Die Revolution hatte so viele alte Throne zertrümmert, alle erschüttert: das ganze Reich, das sie zu Hause errichtet, ließ man bestehen, selbst ihre Trophäen ließ man ihr: man hoffte, ein Mittel zu finden, mit der alten Feindin in dem Verhältnisse der Freundschaft und Nachbarschaft zu leben. Wir können sagen: die Verbündeten schlossen den Frieden; ihn auszuführen, ihn wahr und dauerhaft zu machen, überließen sie den Bourbonen.

Diesen kam es zu, Frankreich in den Weg der Ordnung zu leiten, und jenen erhaltenden Prinzipien, auf denen Recht und Gesetz und alle ruhige Entwickelung von Europa beruht, in dem Lande wieder Eingang zu verschaffen, von welchem die übrigen so gern Lehre und Beispiel nehmen. Damit wollte aber Europa nicht eine neue Umwälzung im entgegengesetzten Sinne.

Es ist wohl zu bemerken, daß auch Europa zum Theil erneuert worden war, und eine völlige Herstellung des alten Frankreichs dem Bedürfnisse desselben widersprochen haben würde. Man hatte die Erhaltung des Bestehenden, dessen, was durch die Revolution zum Leben gekommen war, ausdrücklich zugesagt. Nur wollte man die Gegenwart an die Vergangenheit knüpfen: man wollte ein Frankreich zum Nachbar, mit dem man nicht, wie seit der Revolution, immer um die Prinzipien alles Daseyns zu kämpfen hätte; diesen Abgrund wollte man schließen.

Indem Frankreich die Bourbonen annahm, ging es, so zu sagen, auf einen solchen Vertrag ein. Ob es wohl die Miene hatte, als berufe es seinen König aus freiem Antriebe, so ist doch offenbar, daß es nie darauf gekommen seyn würde, diesen Fürsten zu erwählen, wäre er nicht der rechtmäßige gewesen: factisch erkannte es die Legitimität an. Europa duldete die Schöpfungen der Revolution: Frankreich fügte sich

dem Grundgesetz des alten Staates. Beide zu versöhnen, zu vereinbaren, das war die Aufgabe der Bourbonen. Wesentlich französisch, war sie doch zugleich europäisch.

Die Bourbonen waren das Pfand des Friedens zwischen Frankreich und Europa, zwischen der alten und der neuen Ordnung der Dinge. Das allgemeine Weltgeschick knüpfte sich mehr als je an ihre Maaßregeln, ihr Bestehen.

Hervorbringungen der Revolution.

Außerordentlich aber waren die Schwierigkeiten, auf die sie stießen. Man hat gesagt: wäre Ludwig der Heilige vor 1789 wieder auferstanden, so würde er Frankreich nach so vielen Jahrhunderten nicht so verändert gefunden haben, als es Ludwig XVIII. nach einer Abwesenheit von etlichen Jahren fand.

Vielleicht sind noch nie die ursprünglichen Richtungen, von denen man ausging, so völlig von dem Erfolge, zu dem man gelangte, verschieden gewesen, wie bei der Revolution. Man hatte das alte Frankreich von Mißbräuchen befreien, es umbilden wollen; ein neues Frankreich hatte man hervorgebracht.

Immer tiefer und tiefer war die Erschütterung gegangen: diejenigen, die ihr hätten Einhalt thun sollen, verzweifelten, entwichen, und überließen sie ihrem Laufe. Endlich hatten sich alle Elemente empört: sie hatten das Chaos hervorgebracht: aus dem Chaos war neues Leben in neuer Form, es waren neue Geburten hervorgegangen: es war ein neuer Staat gebildet worden.

Das alte Frankreich beruhte auf der Harmonie der königlichen Gewalt einmal mit dem erblichen Stande des Adels und der hohen Magistratur: sodann mit der großen Corporation des Clerus, endlich mit den localen Rechten der Provinzen und Ortschaften.

Von alle dem war nichts mehr übrig. Der alte Adel, der alte Clerus, die alte Magiſtratur, die Abſonderung der Provinzen, Alles war vernichtet. Ja die Grundlagen dieſes Gebäudes hatte man umgeſtürzt: es war, als hätte die Fluth den Boden weggeführt, auf dem es ſtand.

Die Güter der Kirche waren verkauft: im Jahr 1801 hatte ſich der Papſt bewogen gefunden, dieſen Verkauf zu beſtätigen. Die Beſitzthümer der Ausgewanderten waren eingezogen, und nicht minder verkauft. Schon hatte ſich ein Theil derſelben bequemt, zurückzukehren: und Vielen war es gelungen, von ihren Gütern wenigſtens Etwas durch eine freiwillige Abkunft mit den Inhabern zurückzuerwerben. Allein ihr Verluſt war ungeheuer. Man hat die Beſitzthümer, die ihnen entriſſen wurden, nach dem Cours der Aſſignaten und den Beſtimmungen der Geſetze auf 1300 Millionen Franken geſchätzt [1]: wie wenig bedeutete alles, was ſie dagegen wieder erworben haben konnten. Die Güter der Kirche, deren Verkauf der Papſt billigte, ſind auf 400 Millionen Franken angeſchlagen worden [2].

Dieſe ungeheure Maſſe von Gütern, über anderthalb Milliarden werth, in den Umſchwung des Privatbeſitzes geworfen, hatte denſelben, wie natürlich, von Grundaus umgewandelt. Die Deputirten der Wahlcollegien haben behauptet, es ſeyen 6 Mil-

---

[1]) Man begreift, wie ſchwierig eine ſolche Berechnung iſt. Ich beziehe mich auf das „Exposé des motifs de la loi, concernant l'indemnité des émigrés, fait dans la séance du 3. Janvier 1825 par Mr. de Martignac, l'un des commissaires du roi nommés pour sa défense", welches dem Entſchädigungsgeſetz zum Grund gelegt worden. Lesur annuaire 1825 p. 86. Was den Emigranten ſchon von Seiten des Staates gutgethan worden, 300 Millionen, kann doch nicht als eigentliche Wiedererwerbung des Grundbeſitzes in Anſchlag gebracht werden.

[2]) Concordat de 1801 art. 13. Die Schätzung iſt von Napoleon. Mémoires de Napoléon, écrits par les généraux qui ont partagé sa captivité etc. Notes et mélanges I, 93.

lionen franzöſiſcher Familien bei dieſer Erwerbung betheiligt. Es war kein Stand, von dem höchſten bis zu dem niedrigſten, der nicht von den materiellen Vortheilen des Sieges der Revolution auch ſeinen Genuß hatte.

Der Bauer, wenn er auch nichts erworben, war doch wenigſtens von den Zehnten und dem Frohndienſte, die einen ſo bedeutenden Theil ſeiner Arbeit, oder des Ertrags derſelben, erforderten, befreit worden. Er ſtand in den Abgaben mit Jedermann gleich.

Der Mittelſtand war es nicht allein, in deſſen Hände die Nationalgüter gekommen waren. Er hatte noch andere Vortheile. Man erinnert ſich der Flugſchrift des Sieyes: was der Mittelſtand ſey, und ſeiner kühnen Antwort: Alles. Es war nicht anders, als ob dies wirklich in Erfüllung gegangen wäre. Alles was früher über ihm ſtand, was ihm vorgezogen war, hatte er in den langen Jahren der Revolution herabgeworfen und vernichtet: er war in die Stelle deſſelben getreten. Er hatte die Gerichtshöfe eingenommen: aus ſeiner Mitte wählte er den geſetzgebenden Körper: er hatte ſich der Adminiſtration bemächtigt: er ſaß in dem Staatsrath.

Ein neuer Adel war aus ihm hervorgegangen, aber ein Adel, der mit ihm auf das engſte verknüpft blieb. Die Herzöge und Grafen, die Großwürdenträger des Reiches, die Senatoren: durch keine Geburt waren ſie empfohlen worden. Es waren die Mitglieder der Conſtituante, des Convents, des Directoriums, die Häupter der verſchiedenen Generationen der Revolution [1]).

Allen war jener große Erwerb der Revolution gemein, die gleiche Befähigung zu allen Stellen. Es iſt dies das Lebens-

[1]) Montlosier de la monarchie française depuis le retour de la maison de Bourbon jusqu'au premier Avril 1815 hat einige dieſer Puncte, namentlich, wie der Mittelſtand Adel wurde, und der alte Adel auf die Letzt Mittelſtand, recht wohl auseinandergeſetzt, lib. II. ch. 3. 4.

prinzip des neuen Staats. Unter den Hebeln des napoleoniſchen Reiches war keiner mächtiger, als der Durſt nach Auszeichnung, dieſe Sicherheit, mit der ein dem Staate gleichartiges Verdienſt auf ſeine Anerkennung und auf den höchſten Rang rechnen konnte. Jeder Soldat in ſeinem Bivouac, er konnte die Hoffnung hegen, Marſchall des Reichs, jeder Commis in ſeinem Comtoir, noch einmal Miniſter zu werden. An dieſe Ordnung der Dinge knüpfte wie natürlich die Jugend ihre Ausſichten und Entwürfe. Sie kannte keine anderen. Es mußten Männer von 40 Jahren ſeyn, um ſich des alten Zuſtandes nur einigermaaßen zu erinnern.

Und nun die Armee. Was bildet den Geiſt einer Armee, als ihr Selbſtgefühl? Das Gefühl der Sache, für die ſie ſtreitet, der innern Ordnung, der ſie unterworfen iſt, der Erfolge, die ſie erfochten hat. Dieſe Armee hatte immer für die Intereſſen der Revolution gekämpft; ihre Verfaſſung war aus derſelben hervorgegangen, und man kann ſagen, daß der napoleoniſche Staat nach dem Muſter des Heeres eingerichtet worden war; im Kampfe mit der Legitimität hatte ſie ihre Lorbeeren erworben. Sie konnte ihre Fahnen verändern, ihre Cocarden abgeben; ihre Geſinnung blieb die alte.

Endlich giebt es einen Geiſt der Geſellſchaft, der allerdings das Product ihres Zuſtandes iſt, aber ſich als ein freies Selbſtbewußtſeyn, mit allen Zeichen der Unabhängigkeit und Unmittelbarkeit darſtellt. Er lebt in der Literatur; er ſpricht ſich im Theater aus; er beherrſcht die Salons. In einer vorzugsweiſe geſelligen Nation wie die franzöſiſche, wird er ohne Frage das Uebergewicht haben: unabhängige Ueberzeugungen wird er am Ende gar nicht mehr entſtehen laſſen. Dieſer Geiſt der Geſellſchaft, er war der Geiſt der Revolution. Die alten Unterſcheidungen des Ranges, der Corporation, die ihn einſt beſtimmten, er erkannte ſie nicht mehr an; den alten Inſtituten widmete er eine Verachtung, die ihn ſelbſt unfähig machte, ſie zu verſtehen:

nur die glänzenden Perſönlichkeiten, und die neuen Verdienſte im Staat oder in der Literatur oder in den Waffen ließ er gelten; nur von freier Entwicklung, von gleicher Berechtigung wollte er wiſſen; die Ideen des Jahrhunderts, in denen er die Fortſchritte des Menſchengeſchlechts, die wahre Aufklärung ſah, die für ihn allein Gültigkeit hatten, bildeten eine Geſinnung, welche jeder andern Meinung erſt zu Grunde lag, eine Geſinnung, über die man weiter keinen Zweifel hatte, mit der ſich ein Gegner nur in einen vergeblichen Kampf eingelaſſen haben würde.

Dieſe ſo völlig und durchaus neue Nation, neu in ihren Beſtandtheilen, Lebensformen, Bedürfniſſen, Geſinnungen, — durch den Gang der Kriegsereigniſſe genöthigt, müde der einſeitigen Gewalt, welche ihr Oberhaupt, obwohl in ihrem Sinne, doch allzu fühlbar gegen ſie ausübte, nahm die alten Fürſten wieder an.

War es nicht ſo, daß die Nationalgüter denen entriſſen worden, die mit den Prinzen ausgewandert waren, welche nun zurückkamen? War nicht die Armee gegründet worden im Kampfe gegen ihre Intereſſen? Hatte man nicht zu fürchten, daß das neue Frankreich von den Fürſten, deren Gewohnheiten und Geſinnungen nothwendig einer andern Periode, ja einer andern, der beſiegten Generation angehören mußten, mißverſtanden, verletzt, angegriffen werden würde? Man fühlte das wohl: man ſuchte ihm zu begegnen.

Die Charte.

Am Abend des 30ſten März waren einige der bedeutendſten Männer von Paris in dem Hotel von Marmont verſammelt, um ſich über die Maaßregeln, die man zu ergreifen habe, zu berathſchlagen. Die Rede kam auch auf dieſe Schwierigkeit, auf die Gefahr einer gegenrevolutionären Reaction bei der Rückkehr der

Bourbonen. Wir hätten nichts zu fürchten, ſagte Laſitte, wenn man uns eine gute Conſtitution gäbe, durch welche die Rechte Aller gewährleiſtet würden [1]).

Jedermann pflichtete ihm bei; es war die allgemeine Meinung, es war die große Richtung des Jahrhunderts; die Ueberzeugung der Fürſten ſelbſt traf damit zuſammen.

Alexander erklärte es für weiſe und gerecht, den Franzoſen ſtarke und liberale Inſtitutionen zu geben [2]); es war auf ſeine Einladung, daß ſich der Senat mit der Vorbereitung einer Conſtitution beſchäftigte. Faſt nicht minder war derjenige, welcher die Krone von Frankreich zu tragen hatte, von dieſem Bedürfniſſe durchdrungen. Hatten die Ausgewanderten, hatten die Bourbons jemals daran gedacht, den alten Zuſtand der Dinge wiederherzuſtellen, ſo war dies lange aufgegeben. Schon geraume Zeit war jede Erklärung, die ſie öffentlich auszuſtellen, jede Unterhandlung, die ſie ins Geheim zu verſuchen Gelegenheit hatten, von der Anerkennung jener Nothwendigkeit ausgegangen. Auch gegenwärtig bezeichnete Ludwig XVIII. ſeine Rückkehr auf den heimathlichen Boden durch die Erklärung von St. Ouen mit dem Verſprechen einer Conſtitution.

In der That trafen alle die Intereſſen, durch welche die Wiederherſtellung der Bourbonen geſchehen war, nicht minder zuſammen, eine Verfaſſung zu fordern. Eben von ihr erwartete man wenigſtens die Grundlegung zu jener Ausſöhnung der Gegenwart mit der Vergangenheit, zu der Auseinanderſetzung der widerſtreitenden Anſprüche, deren man ſo ſehr bedurfte; man hoffte, ſie

---

[1]) Doch will ich nicht verſchweigen, daß Bourrienne, hiefür unſer Gewährsmann, ſich folgendergeſtalt ausdrückt: Je crois être parfaitement sûr, que Mr. Lafitte nous dit — Mém. sur Napoléon X, 19.

[2]) In der Audienz des Senates, 2. April 1814. Der Moniteur vom 3. April theilte dieſe Worte offiziell mit.

werde ſchon zum Theil die Aufgabe löſen, welche die Reſtauration überhaupt hatte.

Es kam nur darauf an, die Beſtimmungen, die Anordnungen aufzufinden, die dies zu leiſten vermöchten.

In der Charte, welche Ludwig XVIII. am 4. Juni proclamirt hat, haben die Anhänger der Conſtitution nicht ſelten die Frucht langen Nachdenkens, großartiger Geſinnung, tiefer Weisheit ſehen wollen; dagegen haben die Widerſacher derſelben es einem König nie verzeihen können, daß er ſeine Rechte freiwillig ſo weit aufgegeben habe. Ich will nicht unterſuchen, mit welchem Rechte man hier lobt oder tadelt, aber mir ſcheint, als könne man dieſe Charte nicht durchaus als ein freies Werk anſehn, und ihre Verfügungen nicht immer geradezu dem König zuſchreiben. Sie war durch die Forderungen, welche der Senat den Zurückkehrenden im Namen der Nation vorlegte, durch die Conſtitution, die derſelbe auf Veranlaſſung Alexanders entworfen hatte, ohne Zweifel ſehr bedingt.

Welches waren aber die Anſprüche, die in der Charte des Senats, denn auch er nannte ſein Werk conſtitutionnelle Charte [1]), erhoben und ausgeſprochen wurden?

---

[1]) Moniteur 6. Avril. On était impatient de connaître la charte constitutionnelle; le sénat a adopté les 29 articles qui composent la charte constitutionnelle. Ludwig XVIII. adoptirte dieſen Titel. Hierbei will ich anmerken, daß dieſe Urkunde zwar immer als ein Werk des Senates gelten wird, denn der Senat proclamirte ſie; allein die proviſoriſche Regierung hatte vielleicht mehr Antheil daran, als man glaubt. Die Regierung wählte die Commiſſion, welche den Entwurf machte; man beſprach denſelben hierauf, wie das zur Zeit des Kaiſers herkömmlich war, mit einer Commiſſion des Senates und dieſer nahm ihn an. Ich halte mich hier an den Moniteur. Die histoire de la restauration par un homme d'état, Paris 1831., ſtellt die Sache, ich ſehe nicht, mit welchem Grund, etwas anders vor.

Die erſte Abſicht des Senats war, das Beſtehende zu erhalten. Er verlangte die Anerkennung des Verkaufs der Nationalgüter, der Grade und Beſoldungen der Armee, der öffentlichen Schuld, des neuen Adels, der Ehrenlegion. Er begnügte ſich nicht, von aller Verantwortung für die Meinungen, die man bisher geäußert haben möge, zu entbinden; für die Erhaltung der durch die Revolution hervorgebrachten Zuſtände that er einen andern ſehr wichtigen Schritt: er ſchaffte die Confiscation ab. Man hat ſpäterhin von einer Ummauerung des Privatlebens, der öffentlichen Gewalt gegenüber, geredet: der Senat iſt es, der dazu den Grund gelegt hat. Alle Privatexiſtenzen wollte er behaupten, wie ſie waren.

Er ergriff aber noch eine zweite Maaßregel. Die öffentliche Meinung hat ſein Werk verworfen, weil es ſchien, als habe er darin nur für ſich ſelber geſorgt. Es iſt wahr, daß er in demſelben die Erblichkeit ſeiner eigenen Mitglieder, die Beibehaltung ſeiner Dotationen und vieler politiſchen Rechte ausgeſprochen hat. Allein man würde ſich verblenden, wenn man glaubte, daß dies allein ſeine Abſicht geweſen ſey. Nicht nur ſicherte er dem geſetzgebenden Körper ſeine Gehalte, fernere Sitzung bis zum Jahre 1816 und den Wahlcollegien ihre Beibehaltung zu; ſondern indem er für die Zukunft eine unmittelbare Wahl, ohne Candidatur, ohne die Obhut, die er ſelbſt bisher ausgeübt hatte, und die er hiemit fallen ließ, anordnete, indem er das Recht der freien Discuſſion anerkannte, und die öffentliche Sitzung für die Regel erklärte, gab er der Repräſentation in der That ein ganz neues Leben. Auch vergaß er die dritte unter den Gewalten dieſes Staates, die richterliche, nicht. Die Richter ſollten unabſetzbar ſeyn; die Gerichtshöfe beibehalten werden, die höheren ſogar das Recht erlangen, dem König für jede erledigte Stelle immer drei Candidaten vorzuſchlagen, aus denen dieſer zu wählen habe.

Man kann ſich über die Abſichten des Senates nicht täuſchen. Er wollte Frankreich behaupten wie es war; den Zuſtand

des Beſitzes, die Privatrechte; zugleich aber auch die Autoritäten, die es leiteten. Die Behörden des Kaiſerthums, frei geworden von der mächtigen Hand, welche ſie gegründet hatte und zügelte, wie ſie ſich das Anſehn gaben, den Königg im Namen der Nation von freien Stücken zu berufen, ſo würden ſie dieſer Charte zufolge unter ſeiner Regierung mit einer beinahe ſelbſtändigen Macht an der Ausübung der höchſten Gewalt Theil genommen haben. Ein erblicher Senat, der ſogleich auf 150 Mitglieder zu bringen, und nie über 200 zu erweitern war, ein geſetzgebender Körper, frei hervorgegangen aus lebenslänglichen Wählern, mit dem Rechte ſich alle Jahr und auch ohne beſondere Berufung zu einer beſtimmten Zeit zu verſammeln, beide zuſammen mit der Initiative in der Geſetzgebung, endlich Gerichtshöfe, die ſich ſo gut wie ſelber ergänzt hatten, — wie die ſenatoriale Charte das alles beſtimmte, — würden der königlichen Gewalt wenig freien Spielraum gelaſſen haben. Man hat viel von einem Königthum geredet, umgeben von demokratiſchen Inſtitutionen: dies würde ein Königthum geworden ſeyn, umgeben von ariſtokratiſchen Einrichtungen, jedoch den Einrichtungen einer ſeltſamen eben aus der revolutionären Menge hervorgegangenen Ariſtokratie. Die königliche Gewalt würde indeß von ihr nur um ſo genauer umfaßt, um ſo enger beſchränkt worden ſeyn. [1])

Ich weiß nicht, ob ſich die Revolution darüber zu beklagen gehabt hätte. Der König aber — es iſt offenbar —

---

[1]) Charles Lacretelle: histoire de France depuis la restauration 1829. I. p. 184. behauptet, der Senat ſey bei ſeiner Arbeit auf die urſprünglichen Wünſche von 1789 zurückgegangen. „Le travail a consisté surtout à consulter les cahiers les plus judicieux, publiés en 1789.“ Ich wünſchte, er hätte die Cahiers genannt. Nein! die weſentlichen Beſtimmungen dieſer Conſtitution gingen aus den Veranlaſſungen des Augenblicks hervor. Leider erlaubt ſich die franzöſiſche Hiſtorie nicht ſelten Fictionen, an die ſich eine populäre Reflexion ſchließen kann. Man bemerke wohl, daß die Reflexion alsdann das Weſentliche iſt, der Fiction muß man nicht glauben.

nur gezwungen, konnte er ſich dazu verſtehen? Er durchſchaute die Abſichten dieſer Charte vollkommen.

„Auf dieſe Weiſe," ſagte er zu denen, die ſie empfahlen, „würdet Ihr Euch niederlaſſen: ich würde vor Euch zu ſtehen haben." Er war weit entfernt, auf ſolche Dinge einzugehn.

Anfangs ſollte es ſogar ſcheinen, als wäre er mit der Charte des Senates in vollkommenen, diametralen Gegenſatz getreten.

Der Senat hatte den König nur unter der Bedingung der Annahme jener ſeiner Conſtitution anerkennen wollen; er hatte die Miene angenommen, ihn zu berufen; der König dagegen ſchrieb in den erſten Worten des Eingangs ſeiner Charte die Wiederherſtellung ſeines Thrones der göttlichen Vorſehung zu: er erklärte, es ſey aus eignem Antriebe und in freier Ausübung ſeiner Gewalt, daß er ſeinen Unterthanen die Charte verwillige. Man kann den Gegenſatz zwiſchen Volksſouveränetät und göttlichem Recht nicht ſchärfer bezeichnen.

Zwiſchen den Prinzipien iſt keine Ausſöhnung. Hätte man nur die Prinzipien folgerecht durchzuführen beabſichtigt, ſo würden wir zwei ganz verſchiedene, einander durchaus widerſprechende Werke vor uns haben.

Andere Forderungen aber macht das Leben und die Unbezwinglichkeit der Dinge. In der Charte des Königs finden wir in der That doch auf allen Seiten die Beſtimmungen des Senats wieder: oft werden ſie beſchränkt, zuweilen auch erweitert; nicht ſelten in den nämlichen Worten wiederholt; beinahe immer bilden ſie die Grundlage.

Alle jene Beſtimmungen über die Sicherung der Privatexiſtenzen nahm der König faſt ohne irgend eine Veränderung an. Er konnte nicht anders; es war der Pact der Verbündeten mit der Nation. Es folgte von ſelbſt, daß er ſich zu einigen Urgrundſätzen der Revolution, wie der Gleichheit vor dem Geſetz, der Gleichheit der Laſten und Rechte, bekennen mußte. Er that das noch unumwundner als der Senat ſelbſt. Die Abſchaffung der

Confiscation nahm er an: er fügte hinzu, ſie ſolle auch niemals wieder eingeführt werden, und man hat nicht Worte genug finden können, um ihn über eine ſo freiſinnige, ſo humane Erklärung zu preiſen. [1]) Gewiß, ſie hat eine ſehr wohlgefällige, eingehende, menſchenfreundliche Seite: nicht zu berechnen aber war die politiſche Wirkung, die ſie nach ſich ziehen mußte. War es nicht die Confiscation, durch welche die ganze Umwandlung des Beſitzes geſchehen war, auf welcher alle Legalität der bisherigen Erwerbungen beruhte? Das Recht, durch das die Revolution den alten Staat umgeſtürzt und den ihren gebildet hatte, — der wieder eintretende König hätte verſucht ſeyn können, es auch ſeinerſeits gegen den neuen Staat anzuwenden. Er leiſtete darauf Verzicht. Es iſt wohl wahr, daß er damit einen allgemeinen Grundſatz ausſprach; die Hauptſache bleibt, daß er den großen Umwälzungen des Beſitzes ein Ende machte, und die Kinder der Revolution mit allen ihren Erwerbungen ſicherte.

Als ſich die Revolution 1801 mit der Kirche ausſöhnte, that ſie dies nicht, ohne daß der Papſt die Verwandlung der Güter des Clerus in Privatbeſitz gebilligt hätte. Jetzt verſöhnte ſie ſich mit dem König. Das erſte Verſprechen, das er geben mußte, war die Anerkennung und Sicherſtellung der durch die Umwälzungen hervorgebrachten Beſitzthümer und Exiſtenzen.

Und ſo kam es nur noch auf die nähere Beſtimmung der Regierungsform des alten königlichen Geſchlechtes unter ſo neuen Umſtänden an.

---

[1]) Chateaubriand — Réflexions politiques sur quelques écrits du jour: Ch. XIV — ſpricht mit nicht geringem Stolz von dieſem Geſetz: „Nous sommes le premier peuple du monde, dont l'acte constitutionnel ait aboli le droit de confiscation.“ Anders freilich haben ſich Andere ausgedrückt. Cl. de Caussergues (Séance du 5. Janv. 1816) ſucht den König nur dadurch zu entſchuldigen, daß er meint, dieſe Beſtimmung ſey ihm vom Senat aufgedrungen worden.

Verkennen wir nicht, daß ſich Ludwig XVIII. im Allgemeinen auch hier den Forderungen der Revolution fügte. Er that den großen Schritt, jene Theilung der höchſten Gewalt, in eine ausführende, eine geſetzgebende und eine richterliche Macht, von welcher die Revolution ſo häufig die Farbe ihrer Anſprüche empfangen hat, obwohl ſich in der Theorie ſoviel dagegen erinnern, obwohl ſich aus der Praxis kein treffendes Beiſpiel dafür anführen läßt, dennoch weſentlich anzunehmen. So weit ging er. Sollte er ſich aber auch weiter den beſondern Anordnungen des Senates, die ihn ſo ſehr beſchränkt hätten, unterwerfen?

Eben hier war es, wo er inne hielt. Gerade an dieſer Stelle hatte er die öffentliche Meinung auf ſeiner Seite. Die öffentliche Meinung lebt von großen Eindrücken, und ich möchte nicht ſagen, daß ſie ſich immer verſtehe, daß ſie nicht mit ihren momentanen Bewegungen oft ihrer allgemeinen Richtung in den Weg trete [1]). Genug, mit dem Haſſe, den ſie dem Senate widmete, kam ſie der königlichen Gewalt zu Hülfe.

Genau betrachtet, iſt in der Charte des Königs kaum etwas anderes ſo eigenthümlich, ſo auffallend, wie die Schonungsloſigkeit, mit welcher der Senat darin behandelt ward. Der Senat hatte unter Napoleon einige große conſtitutionnelle Befugniſſe ausgeübt; unter andern die Aufſicht über die Preſſe und die perſönliche Freiheit; er verlor ſie ſämmtlich. Er machte gegenwärtig auf die Feſtſetzung einer nicht zu überſchreitenden Anzahl ſeiner Mitglieder und deren Erblichkeit Anſpruch; er erlangte ſie nicht. Der König ließ ſich das Recht der Ernennung nicht beſchränken,

---

[1]) Benjamin Conſtant iſt ſo weit gegangen, anzudeuten, Talleyrand habe die falſchen Schritte des Senates provocirt, um ihm die öffentliche Gunſt zu entziehen. „L'on a voulu en rejeter la faute sur un ministre célèbre qui le présidait et qui, dit-on, lui tendit ce piège. Un fait est certain. etc. Lettres sur les cent jours. II. Minerve française VII. 244. Welch eine Behauptung!

man einen durchgehenden Gegenſatz erwarten: ſonderbar, er findet ſich faſt noch weniger, als anderswo. Beinahe durchaus mit den Worten des Senats verpflichtet ſich der König, die beſtehenden Gerichtshöfe, die beſtehenden Geſetze anzuerkennen, ud ſie nur auf legalem Wege abzuändern; die Jury und die Oeffentlichkeit ihrer Debatten in Criminalfällen der Regel nach zu geſtatten, Niemand ſeinem natürlichen Richter zu entziehen. Jene Candidaturen, von denen der Senat geredet, läßt er ſich allerdings nicht gefallen: frei will er dieſe Richter ernennen; dagegen ſollen ſie unabſetzbar ſeyn.

Und ſo iſt die Charte eine Auseinanderſetzung der neu eintretenden königlichen Gewalt mit den beſtehenden Autoritäten der Revolution und des Kaiſerthums. Dieſe Autoritäten hatten eine natürliche Tendenz zur Unabhängigkeit, und man kann nicht zweifeln, daß ſolche zu ihrem Abfall von dem Kaiſer ein ſehr wirkſamer Bewegungsgrund geweſen ſeyn wird. In ſeinem Entwurfe zeigte der Senat entſchieden die Abſicht, den Thron mit einer revolutionären Ariſtokratie zu beſchränken. Sie mißlang ihm völlig. Jene Stabilität des Senats, jene Verſammlung der Deputirten von Rechtswegen, jene Candidatur der Gerichtshöfe verſagte der König ſammt und ſonders: von dieſen Banden hielt er ſich frei.

Ging er aber darum auf die Grundlagen der alten Monarchie zurück? Dem Eingang ſeiner Charte, der es erwarten läßt, entſpricht, ſoviel ich ſehe, von den Artikeln derſelben auch nicht einer. Es iſt wahr, er erklärte das katholiſche Bekenntniß zur Staatsreligion, und verſtattete dem alten Adel, ſeine Titel wieder anzunehmen. Aber das letzte hatte ſchon der Senat bewilligt und für verträglich mit jener Volksſouveränetät gehalten, die er proclamirte. Das erſte iſt von den Beſtimmungen des Jahres acht nicht weit entfernt, und in den revolutionären Conſtitutionen von Italien, von Warſchau war es wörtlich enthalten. Im Ganzen blieb der König den Doctrinen und Grundſätzen der

Revolution getreu. Er nahm die executive Gewalt an, wie ſie ihm der Senat bewilligt hatte. Seine Vorrechte, die der 14te Artikel ausſpricht, die bewaffnete Macht zu befehligen, Krieg zu erklären, Verträge zu ſchließen, zu allen Stellen zu ernennen, ſind nichts Neues; auf das vollſtändigſte hatte ſie der Kaiſer, zum Theil ſchon als erſter Conſul, ausgeübt. Selbſt das Recht, die zur Ausführung der Geſetze und der Sicherheit des Staates erforderlichen Verordnungen und Ordonnanzen zu machen, ſo verfänglich es nicht allein lautet, ſondern iſt [1]), es kann nicht als der Charte eigenthümlich angeſehen werden. Es iſt ein Attribut, das bereits der Regierung der Conſuln zugeſtanden hatte.

Und ſo erſcheint die wiederhergeſtellte Regierung des Königs ſchlechthin als eine Nachfolgerin der revolutionären Regierungen: ſie hat keine anderen als deren Befugniſſe.

Man erinnert ſich, daß Ludwig XVIII. ſchon, als er 1797 Verſtändniſſe in Paris eröffnet hatte, die Beibehaltung der beiden Räthe, welche damals das Directorium umgaben, zuſagen ließ. Er verſprach, ſich einfach mit der Stelle des Directoriums zu begnügen. Es iſt die nemliche Linie, auf der wir ihn 1814 finden. Das alte Königthum wiederherzuſtellen, iſt er weit entfernt. Er tritt einfach in den Platz einer Macht, wie ſie aus der Revolution ſelbſt hervorgegangen war [2]).

---

[1]) Constitution du 22. Frimaire §. 44. Le gouvernement propose les lois et fait les réglemens pour assurer leur exécution. §. 47. Le gouvernement pourvoit à la sureté intérieure et à la défense extérieure de l'état. Die Beſtimmung der Charte: „Le roi fait les réglemens et ordonnances nécessaires pour l'exécution des lois et la sureté de l'état„ iſt offenbar nur eine Uebertragung jener Artikel von den Conſuln auf den König, wie denn die Charte in vielen andern Puncten auf jene Conſtitution zurückweiſt.

[2]) Nicht anders begriff man die Charte bald hernach. Die Kammer erklärte z. B. (séance du 18. Mars 1815) que la charte constitutionnelle de 1814 n'est que le développement des principes, sur lesquels ces constitutions (acceptées en 1791, l'an 3 et l'an 8) étaient basés, et son application au système qui s'est établi à cette époque.

Nur hatte seine Regierung lange nicht die ganze Stärke ihrer Vorgängerinnen. Einmal erschuf sie sich eine gesetzliche Opposition, wie sie keine andre jemals ertragen hatte; sodann ließ sie jenen Beisatz des Schreckens fallen, ohne den nie eine revolutionäre Regierung zu bestehen gewußt hatte. Alles, was die Gewaltsamkeiten seines Vorgängers legalisirte, gab der König auf. Napoleon hatte über die Menschen und über das Geld verfügt: — der König verzichtete auf die Conscription; die Bewilligung der Auflagen mußte er von den Kammern erwarten. Napoleon hatte durch Special-Commissionen und Confiscation einen Theil der Rechtspflege bei terroristischen Grundsätzen behauptet: — der König gab jene mit der Möglichkeit einer einzigen Ausnahme, diese, wie wir sahen, völlig auf. Ein großes Hülfsmittel der napoleonischen Regierung waren die Befugnisse des Senates, die Constitution zu erklären und auf unvorhergesehene Fälle anzuwenden, die Wahlen, die Presse, ja die Freiheit der Personen zu beaufsichtigen, gewesen; — indem der König den Senat auflöste, gab er alle Vortheile auf, welche die höchste Macht aus demselben ziehen konnte; er setzte nichts anders an ihre Stelle.

Die königliche Regierung unterschied sich demnach von ihren revolutionären Vorgängerinnen nur durch ihre Beschränkung. Sie war übrigens wie diese; allein ohne den Schrecken, und mit gesetzlicher Opposition.

Gewiß die Restauration war im Interesse von ganz Europa: allein man bemerke wohl, daß sie nicht minder ein Vortheil der Revolution selber war. Einmal erlangte dieselbe gesetzliche Anerkennung von demjenigen, über den sie eigentlich ihre Siege erfochten hatte, der auch dem alten Rechte nach der Inbegriff der Legalität war. Sie hatte aber noch eine zweite Tendenz, sich ihrem Oberhaupte unabhängig entgegenzusetzen: wir sahen, wie sich die großen Körper des neuen Staates erhoben, um durch eigene Selbständigkeit die königliche Gewalt zu beschränken. Sie erreichten dies nicht wie sie wünschten, aber sie thaten einen großen

Schritt zu diesem Ziele. Niemals hatte die Revolution eine Gewalt mit gemäßigteren Ansprüchen über sich gehabt.

Widersprüche.

Hätte man Bernadotte, wovon einmal die Rede war, oder den Sohn Napoleons auf den Thron von Frankreich gesetzt, so wäre es vielleicht möglich gewesen, mit einer Verfassung, wie diese Charte, zu regieren. Nicht, daß man alle Streitigkeiten vermieden haben würde: wahrscheinlich aber hätten sie nicht sofort die Prinzipien betroffen. Diese Fürsten hätten ein integrirender Theil der Revolution, von der sie stammten, werden können: für das im Wesen illegitime Frankreich wären sie gleichartige Herrscher gewesen. Alle Jahrhunderte der französischen Vergangenheit wären vergessen geblieben und als nicht dagewesen betrachtet worden.

War es aber eben so gut möglich, daß Ludwig XVIII. ein so zu sagen ebenbürtiges Oberhaupt dieser revolutionirten Welt wurde? Es kommt nicht allein darauf an, was er seyn wollte, sondern auch darauf, was er seyn konnte; es schien, als liege in seiner Existenz allein, in ihren Bedingungen und nothwendigen Folgen ein Gegensatz wider das Gesetz, das er annahm.

Oder war es damit gethan, daß der König sein göttliches Recht in der Vorrede der Charte proclamirte, daß er seinen Kanzler von der Autorität reden ließ, die er von Gott und von seinen Vätern habe, von der unerschütterlichen Grundlage der alten Monarchie, die wieder aufgefunden sey [1]), während doch die Artikel der Charte, die zur Ausführung kommen sollten, nur die Grundsätze wiederholten, welche die alte Monarchie umgestürzt,

[1]) Discours de Msgr. le chancelier 4. Juin. Moniteur 5. Juin 1814.

hatten, die Inſtitutionen anerkannten, die aus ihren Trümmern hervorgegangen waren. Ich ſage nicht, was der König hätte thun ſollen: dringend, gebieteriſch waren die Umſtände, in denen er ſich befand. Aber war es darum ein minderer Widerſpruch, wenn er, der ſich den achtzehnten Ludwig nannte, der den Anfang ſeiner Regierungsjahre von dem Tode des letzten unglücklichen Schlachtopfers an datirte, ſich dennoch in allen ſeinen Anordnungen auf die Geſetze der Republik vom Jahr drei oder vier bezog? Wenn er, der ſo beſtimmt die Anſprüche eines Souveräns ausſprach, dennoch keine andere Befugniſſe, als diejenigen erlangte, die einer bürgerlichen Regierung überhaupt zukommen; wenn er von der alten Monarchie, von der doch allein ſeine Berechtigung ſtammte, nichts herſtellen konnte, als ein paar Namen, die aber jetzt etwas ganz anderes bezeichneten?

Noch weit tiefer aber ging dieſer Widerſpruch. Es war erſt 25 Jahr her, daß die alte Monarchie umgeſtürzt worden war; und bei witem nicht das Königthum allein war in ihrem Falle begraben worden; um es mit ihren Worten zu ſagen, alle die alten Superioritäten und Notabilitäten, denen man gerade ausdrücklich den Krieg machte, waren in demſelben begriffen geweſen. Aber ihre Anſprüche, die Erinnerungen lebten noch. Hat man je geſehen, daß diejenigen, welche durch eine politiſche Begebenheit ihrer Beſitzthümer, ihrer Würden beraubt worden, ſobald die Umſtände zu ihren Gunſten umſchlugen, jener nicht wieder gedacht hätten? Es war nicht anders, der König hatte in ſich keinen andern Anſpruch auf dieſen Thron, als ſein Erbrecht. Man mochte ſagen, was man wollte, ſo erhob ſich durch dieſe einzige Thatſache alles, was noch von den Größen des alten Staates übrig war, zu ſeinen unvergeſſenen Forderungen. „Wie? ſagten ſie, giebt es nur eine einzige Legitimität in der Welt? Sind es nur die Throne, in denen ſie anzuerkennen iſt? Umfaßt ſie nicht in gewiſſer Weiſe den Rang, die Rechte, den Beſitz ein-

ſacher Bürger?“ [1]) Nein! man kann nicht ſagen, daß ſie das Recht des Thrones völlig theilten; zu dem Rechte gehört, daß es anerkannt ſey, und die oberſte Gewalt, der Begriff und die Gewähr aller Rechte, hat, ohne Zweifel Prärogative, die keinem Privatmanne zukommen; allein ſchwerlich läßt ſich läugnen, daß ſie einen ſehr gleichartigen Grund der Berechtigung hatten.

Der Mangel der Charte iſt nun, wie es ſcheint, daß ſie hierauf gar keine Rückſicht nimmt; daß ſie ſich völlig der Revolution ergiebt, daß ſie der durch dieſelbe zertretenen Rechte mit keinem Worte gedenkt.

Ich rede hier nicht von einem theoretiſchen Mangel. Der Fehler iſt, daß die Charte ihrer Aufgabe und den Dingen nicht entſpricht. Die Revolution, ihre Intereſſen, Erwerbungen, Schöpfungen waren eine Thatſache: der König erkannte ſie an. Allein die Anſprüche der alten Monarchie, und alles deſſen, was mit ihr zuſammengehangen, waren nicht minder eine Thatſache; dieſer gedachte man nicht. Nicht allein die nächſte Vergangenheit trat in die Gegenwart ein, auch die entferntere; nur der erſten geſtand man ein Recht auf die Zukunft zu. Die Revolution, ſie war ein Krieg geweſen [2]): der eine Theil war beſiegt und beraubt worden, allerdings nicht ohne ſeine Schuld, aber doch noch vielmehr durch die Frevel des andern Theiles. War es ein Friede zu nennen, wenn man nur die Sieger anerkannte und die Beſiegten, welche überzeugt waren, daß ihre Sache es ſey, die zuletzt triumphirt habe, von dem

---

[1]) Wörtlich aus Montlosier: Monarchie française depuis la seconde restauration. 1818. p. 17.

[2]) Niemand hat dies öfter und ſtärker geſagt, als Guizot. Indem er jedoch hinzufügt, es ſey eine endliche Reaction der Gallier gegen die Germanen, — gleich als könne man noch nach ſo unzähligen Revolutionen die galliſche und die germaniſche Ader in Frankreich unterſcheiden — ſollte er nicht der wahren Bemerkung durch den etwas fabelhaften Zuſatz eher Eintrag thun?

Erbe ihrer Väter ausgeſchloſſen ließ. Ich vermeſſe mich nicht zu ſagen, was man hätte thun ſollen. Allein unläugbar ſcheint mir, daß die Charte die große, die vornehmſte Schwierigkeit umging und unberührt ließ.

Conſtitution für Conſtitution, ſagte Condé: es wäre eben ſo gut geweſen, die Conſtituante anzuerkennen.

Viel beſſer war es, müſſen wir entgegnen. Dann wäre es nicht zu der Bildung zwei entgegengeſetzter Bevölkerungen gekommen, von denen die eine der andern durch die Natur der Dinge feindſelig ſeyn mußte.

Jetzt hatte man zweierlei Adel: zweierlei Superioritäten der Geſellſchaft. Die alten Exiſtenzen traten den neuen gegenüber: dieſe waren in Beſitz, jene hatten den Anſpruch; jene waren ſtark auf ihren alten Sieg: dieſe trotzten auf den neuen.

Daß man es nun umgangen hatte, den Frieden offen zu ſchließen, auf einen Austrag zwiſchen den alten Jahrhunderten, und den letzten Jahrzehenden zu denken; den neuen Beſitz und das alte Recht in Einklang zu bringen: hatte den Erfolg, daß der Krieg ſich ſofort insgeheim organiſirte.

Die Art, wie dies geſchah, zog noch eine andere, für ganz Europa wichtige Folge nach ſich.

An und für ſich hatte das Königthum, wie es von der Charte conſtituirt wurde, kein ariſtokratiſches Element. An und für ſich war die Kammer, die man aus dem Kaiſerthum herübernahm, von demokratiſchen Prinzipien weit entfernt. Jenes, wir ſahen, wie wenig es auf die wahren Grundlagen der alten Monarchie zurückging. Dieſe war in ihrem Urſprunge eher beſtimmt, der Revolution Einhalt zu thun, als ſie zu begünſtigen.

Allein dadurch, daß man nur Königthum und Repräſentation, daß man nicht auch die Intereſſen zwei ganz verſchiedener Generationen auseinanderſetzte, ereignete ſich, daß ſich der geheime Krieg, den man veranlaßte, in die Verfaſſung warf.

Der ganze Adel, mit ſeiner Begierde nach Erſatz für das

Verlorne, nach Reichthümern und Stellen, drängte sich um den Thron her; er hatte keine andere Stütze. Jene Emigranten, die den Hof des Königs, den Hof Monsieur's im Exil gebildet, bildeten nun, verstärkt durch eine Art von Cooptation, den Hof des Königreichs. Aller der Vorrechte, welche die Charte dem König verlieh, seines Rechts der Ernennungen, der Initiative, seines Vorbehaltes bei dem Gericht, suchten sie sich zu ihrem Vortheil zu bedienen.

Dagegen warfen sich die revolutionären Interessen allmählig völlig in die Wahlkammern, die sie nach ihrem Bedürfnisse zu gestalten suchten. Hinter den Gewählten standen die Wähler: hinter diesen alle Schöpfungen der Revolution. Jedes Vortheils, den man den Bestimmungen der Charte absehen konnte, suchte man sich zu bemächtigen.

Daher kommt die Heftigkeit, mit der man von beiden Seiten seine Ansprüche festhält. In jeder Neuerung, in jeder Abweichung, ja in jeder Maaßregel überhaupt gewöhnt man sich einen Plan zum Angriff zu sehen, und rüstet sich mit Entwürfen zur Vertheidigung. Die Charte wird der Gegenstand des Krieges.

An und für sich haben ständische Verfassungen nicht gerade Gefahr. Wenn sie deren dennoch in unsern Zeiten fast allenthalben hervorzurufen geschienen haben, sollte dies vielleicht auch daher kommen, weil man ein Bedürfniß, das unfehlbar vorhanden war, nach dem Muster von Frankreich befriedigte? — weil man die Charte, eine Hervorbringung so ganz bestimmter Verhältnisse, die Gewährung auf so genau gestellte Forderungen, erfüllt mit so sichtbaren Mängeln als ein Meisterstück der Politik betrachtete und nachzuahmen beflissen war. Sollte man irren, wenn man annimmt, daß hierauf vermöge einer gewissen Nothwendigkeit, alles, was es in dem übrigen Europa den in Frankreich kämpfenden Elementen Analoges gab, seinen Streit ebenfalls in die Verfassungen versetzen mußte? Die Tendenzen beider Theile verbergen sich so leicht hinter Bestimmungen, die an sich unver-

fänglich ſcheinen; ja ſie möchten zuweilen durch Analogie und Beiſpiel durch dieſelben erſt hervorgerufen werden.

Jede Regierung wird ihr Amt unter ſolchen Umſtänden ſchwer finden.

Wie viel mehr Ludwig XVIII., deſſen eigene Exiſtenz die Mißverhältniſſe, ſo zu ſagen, ſelber enthielt! Seine Aufgabe ward durch die Charte, wie ſie nun war, nur ſchwieriger. Was ſtatutariſch verabſäumt worden, hatte er nunmehr factiſch ins Werk zu ſetzen; er hatte die Menſchen der alten Regierung zufriedenzuſtellen, ohne die Revolution zur Empörung zu reizen. Nur ein Menſch von entſchiedener Thatkraft, von eindringendem Scharfſinn und ſtarkem Willen, von einer durchgreifenden und beherrſchenden Perſönlichkeit, nur ein großer König oder ein großer Miniſter konnte hoffen, dies auszuführen.

Ludwig XVIII.

Ludwig XVIII. gehörte zu den Männern des achtzehnten Jahrhunderts, wie man ſie zuweilen noch ſieht; ſehr gebildet, fein und klug, von liberaler Richtung, dabei mit einem Gepräge, das uns von Tage zu Tage fremder wird.

Von Jugend auf zeigte er zu den rauſchenden Vergnügungen des Hofes weder Talent noch Neigung. Elegant und correct zu ſchreiben, ſelbſt in der Handſchrift mit kleinen netten Zügen, ein wohllautendes Madrigal hinzuwerfen; die Literatur des Tages zu kennen, zu ſchätzen, und mit ihr zu wetteifern, das war ſein Ehrgeiz. Durch die Anmuth ſeiner Unterhaltung zeichnete er ſich in ſeinem Kreiſe nicht minder aus, als durch ſeinen Rang. Er hatte eine Art von literariſchem Hof, der den urſprünglichen Tendenzen der Revolution anhing. Von der Philoſophie jener Jahrzehende, ihrer Richtung auf allgemeine Verbeſſerungen, auf eine Abſchaffung der Mißbräuche des Mittelalters bekannte auch der

Prinz ſich durchdrungen. Als gegen Ende 1788 die Büreaux der Notabeln über die doppelte Repräſentation des dritten Standes berathſchlagten, war dasjenige, welchem er vorſaß, das einzige, das ſie annahm. Auf die Reichthümer des Clerus war er von jeher übel zu ſprechen, und er ſoll dem König von allem Anfang gerathen haben, ſie einzuziehen, und die Laſten des Staates damit zu decken. Hätte man ſeine Rathſchläge befolgt, ſo wäre, meinte er, alles anders gegangen. So aber hatte auf die Letzt auch er auswandern müſſen.

Sein Exil hatte ihn auf ſich ſelber zurückgewieſen: es hatte ihn gereift. Sein Character war ſicherer, ſeine Studien waren tiefer, claſſiſcher: ſeine politiſchen Meinungen, wie er denn das Land, deſſen Krone ihm gebührte, ſorgfältig beobachtete, und alle Erfahrungen deſſelben ſich zu Nutze zu machen glaubte, entſchiedener, umſichtiger geworden.

Er glaubte nicht durch die Charte zu verlieren. Die Beſtimmung der Auflagen ſah er mit Vergnügen in den Händen der Kammern, weil auch die Abneigung, welche dieſelben begleite, nicht länger auf die königliche Perſon fallen könne. Wann hätte das Königthum früherhin jemals alle Ernennungen zu ſeinem Willen, dieſe ganze Adminiſtration in ſeinen Händen gehabt, wie er ſie an ſich nahm? Inſofern die Revolution der Selbſtändigkeit der mittleren Gewalten den Tod gebracht hatte, war er noch immer ihr Anhänger. Wie er die hinreißende Pantomine der Majeſtät beſaß, ſo war er ein König, der es ſeyn und dafür gelten wollte. Entſchieden überlegene Menſchen, oder die den Ruf hatten, daß ſie es wären, wollte er nicht in ſeinem Miniſterium: Talleyrand nicht allzulange; weil man glauben dürfte, er könne denſelben nicht entbehren: Chateaubriand nicht, weil man ſagen möchte, dieſer Autor verfaſſe die königlichen Reden. Er liebte es eher, über die Nullität ſeiner Miniſter ſpotten zu können. Er ſelbſt wollte es thun; alle weſentlichen Maaßregeln ſollte man ihm zuſchreiben.

Und dennoch: es war nicht anders: er konnte nicht einheimisch werden in der neuen Gegenwart. Wie er nie vergessen hatte, daß er ein Prinz war, wie er schon früher mehr Repräsentation gehabt, als sein Bruder, der König, so erschien er wieder mit dem alten Pomp; er hielt unter so verschiedenen Umständen die alte Etiquette. Er verbarg sein Mißvergnügen nicht, wenn er irgendwo den Mangel jener Erziehung, die nur die große Geburt giebt, die vornehme Gewohnheit vermißte. Als er sein Haus einrichtete, vergaß er keinen alten Edelmann. Seinen Liebling Decazes machte er zum Minister, Grafen, Pair, aber ihn zum ersten Kammerherrn zu machen, wie man einmal die Absicht hatte, wäre er nie zu bewegen gewesen. Er konnte nicht eben religiös genannt werden, doch die Messe hörte er alle Tage. Die Erinnerungen von Versailles, von den Tuilerien, wie er sie nun selber wieder besaß, bewegten ihn tief. Er bezeichnete sie mit seinen besten Reminiszenzen aus dem Horaz.

Den Hervorbringungen des neuen Jahrhunderts gewann er keinen Geschmack ab. Wenn er Delavigne nicht verwarf, so war es, weil derselbe den ältern Mustern, wie Delille, nachfolge. Die Declamation Talma's fand er revolutionär und zerstörend für die schöne Harmonie racinischer Alexandriner. Das gelehrte Orchester bedeutete ihm nichts gegen die Melodieen des Panurg. Es ist so natürlich: an dem Text damaliger Opern hatte er selbst dann und wann Antheil gehabt. Nur die reine correkte, abgemessene Prosa hatte seinen Beifall: die neue Ader, die sich seit dem kühnen Vorgang Napoleons in der französischen Literatur regt, war ihm zuwider. Diesem heftigen, unruhigen, gewaltsamen Jahrhundert gegenüber, blieb er in der Sinnesweise seiner jungen Jahre, die er seitdem nur befestigt und entwickelt hatte.

Sein Königthum war zugleich das alte und das neue. Er war der Nachfolger zugleich des heiligen Ludwig und Napoleons. Er gehörte beiden Welten an. Es spricht ihn aus, daß er die Forderungen der Revolution in seiner Charte zu verwilligen „zu

octroyiren" das Anſehn hatte. Er liebte die Revolution, in ſo fern ſie das Königthum von den Schranken befreit hatte, welche es früher einengten; er liebte die Royaliſten, in ſo fern ſie jederzeit thaten, was er begehrte; er war ihnen zugethan, nicht um ihretwillen, ſondern um ſeinetwillen; um entſchieden zu lieben oder entſchieden zu haſſen, war er überhaupt zu klug, zu kalt [1]); und wäre es 1789 geweſen, vielleicht, daß es ihm gelungen wäre, beide Parteien zu leiten. Aber nun hatten die Elemente ihre eigenen Prinzipien entwickelt, und durch ſeine Wiederkunft geriethen ſie mit einander in einen nothwendigen Streit.

Sich mit friſchem Muth in dieſe Verhältniſſe zu werfen, ſie mit ſtarkem Arme zu zügeln, war der einzige Weg, die Monarchie zu befeſtigen.

Raſche Bewegung aber war nie ſeine Eigenſchaft geweſen: nunmehr war er ein alter Mann, durch ſeine Schwachheit an den Lehnſtuhl gefeſſelt. Er war dazu nicht fähig.

Auch der Vertraute ſeines Exils, der Herzog von Blacas, dem er ſein Ohr mehr aus Gewohnheit als aus Neigung aber nur allzu ausſchließlich lieh und eben damit einen großen Theil der Geſchäfte in die Hand legte, war nicht der Mann dazu. Man war der gewaltigen Hand Napoleons gewohnt; und ſchon, daß man die neue Verwaltung ſchwach ſah, erweckte ihr Gegner. Wie viel mehr aber ſtanden um desjenigen willen auf, was ſie veranlaßte, oder was ſie geſchehen ließ.

Reaction.

Das Unvermeidliche geſchah. Der reſtaurirte Staat lebte aus zwei verſchiedenen Prinzipien; — kein Vertrag verſöhnte;

[1]) Man hat mit Recht bemerkt, daß er in der relation d'un voyage de Paris à Bruxelles, dort wo er den Unterſchied zwiſchen fou und fool auseinanderſetzt, ſeines unglücklichen Bruders mit einer Kälte gedenkt, die kaum ihres Gleichen hat.

keine ſtarke Gewalt vermittelte ſie; nothwendig machten ſie ſich beide neben einander geltend.

Man kann nicht ſagen, daß die Regierung gegen die Revolution geweſen wäre. Unter andern war ihr Vorſchlag, die exigible Schuld durch den Verkauf von 300000 Hectaren Waldung zu decken, von denen ein großer Theil ehemals dem Clerus angehörig geweſen war, durchaus eine Fortſetzung revolutionärer Maaßregeln. Auch war man ſich deſſen ſo gut bewußt, daß man damit den Käufern der Nationalgüter ein beſonderes Vertrauen einzuflößen dachte.

In dem Miniſterium des Innern ſaßen Männer von entſchieden liberaler Geſinnung; wie denn das Preßgeſetz, das damals vorgeſchlagen ward, von Royer Collard und Guizot entworfen worden iſt. Nie hat man dieſer Verwaltung eine Gewaltthat, ein Verbrechen, eine eigentliche Verletzung der Verfaſſung Schuld geben können.

Es iſt ein Irrthum unſerer Zeit, alle Fehler und alle Hoffnung der Abhülfe in den Maaßregeln der Regierungen zu ſehen. Die Schwierigkeit lag auch diesmal wo anders, ſie lag in den widerſtreitenden Zuſtänden, von denen die Regierung weder den einen noch den andern verläugnen konnte; und die einander wechſelsweiſe ausſtießen. Sie ſtand ſo zu ſagen zwiſchen zwei Welten, die ſich hinwiederum in ihr ſelber berührten.

Gewiß ſie wollte gerecht ſeyn, ſie wollte die geleiſteten Dienſte anerkennen. Allein die Frage war, welche dies ſeyen? Waren es die, welche unter der weißen, oder die, welche unter der dreifarbigen Fahne geleiſtet worden? Wer hatte die Sache von Frankreich vertheidigt? Die Gefährten der Charrette und Larochejaquelin, welche für Kreuz und Königthum ſo heldenmüthig geſtritten, die Opfer der Collot d'Herbois und Fréron, oder die Conſtitutionnellen ſelber, durch deren Anſtrengung auf die Letzt der Anfall der fremden Mächte abgewehrt worden war? Wem ſollte man Denkmale errichten, denen, die auf Quiberon, oder denen, die bei Valmy gefallen? Wen ſollte man begünſtigen? Die-

jenigen, die alles verloren hatten, weil ſie ihr Glück mit dem verjagten königlichen Hauſe theilten oder die Andern, deren Ruhm ihre Uſurpation gleichſam geheiligt hatte? [1])

Ludwig XVIII. ſuchte die beiden Theile zu vereinigen zu vermiſchen. In ſeiner Pairkammer nahm er die Senatoren und die Nachkommen der alten Pairs auf. An ſeinem Hofe ſah man neben den Marſchällen von Frankreich, die Herzöge und Grafen der alten Geſchlechter. Den Orden Napoleons ſetzte er die alten Decorationen des Königthums zur Seite. Den Befehl über ſeine Garde vertraute er Anführern aus alten und neuen Häuſern. In der hohen Adminiſtration ließ man die Sachen im Ganzen wie ſie waren, nur die entſchiedenſten Repräſentanten der Revolution wie die Regiciden ſuchte man zu entfernen, und man nahm Bedacht, daß es ohne eigentliche Beleidigung geſchehen möchte. In die Departements hatte der Graf Artois, der vor der Ankunft ſeines Bruders eine kurze Zeit die oberſte Gewalt ausübte, königliche Commiſſäre geſendet; ſey es daß nicht alle eine gleich günſtige Aufnahme fanden oder nicht alle gleich entſchieden waren, oder daß man dem Ptinzip der Vermiſchung mit Bewußtſeyn folgte, nur in einigen Bezirken hatte man Royaliſten eingeſetzt. Die Gerichtshöfe ließ man beſtehen; in keinem andern als in dem Caſſationshof nahm man einige Erneuerungen vor. [2])

Wie ſchwierig war ſchon dies! Diejenigen, welche als Offiziere ausgewandert, traten nach den Jahren ihres Dienſtes, die ſie freilich nur zählten, in das Avancement ein. Man ſah die Generale des Condé, die Generale der Vendée und die Generale der Revolution neben einander. War es genug die ſich widerſtreitenden Generationen neben einander aufzuſtellen? War es

---

[1]) Dieſe Gegenſätze leuchteten vor allen Andern Napoleon ein. S. Notes sur les mémoires de Fleury de Chaboulon. Notes et mélanges II. 240.

[2]) Das letzte aus Fievée. Session de 1815. p. 193.

nicht eine Beleidigung der einen, daß die anderen auch nur erſchienen?

Zumal da der neue und ungewohnte Erfolg den Royaliſten, den bisher Beſiegten, die ſich zum erſten Mal im Vortheil ſahen, Muth machte alles zu hoffen. Sie hatten ein gewiſſes Uebergewicht, das wenn es gleich zuerſt nur die Selbſtliebe berührte, die Eitelkeit in Bewegung ſetzte, darum nicht minder drückend war.

An dem Hofe des Grafen von Artois, der Herzogin von Angouleme erblickte man Niemand von revolutionärem Namen. In den Kreiſen aber, wo ſich die beiden Parteien begegneten, bildete ſich demohnerachtet allmählig eine Atmosphäre, in der ſich nur die Traditionen und Gewohnheiten der alten Zeit halten konnten. Die Damen aus den emporgekommenen Häuſern, ſie ſahen ſich an den leiſeſten Unterſcheidungen des Dialektes, an ihrer Art, ſich zu tragen, erkannt, und nicht immer auf ganz gleichen Fuß behandelt; ſie waren jünger und hübſcher; aber es giebt noch tiefere Seiten weiblicher Eitelkeit: dieſe fühlten ſie verletzt, und kamen in Thränen nach Hauſe. Es will dies etwas ſagen in Frankreich, wo man an Allem Theil haben will, ſelbſt an den Auszeichnungen, die man verſpottet. [1]) In den Provinzen machte der Adel überdieß auch ſeine kleinen Anſprüche, etwa des Vorrangs bei Tafel, des Kirchenpatronats geltend, und er zeigte, daß er den alten Seigneur nicht vergeſſen hatte. Dabei verſäumte er nicht, alle Präfekturen, Unterpräfekturen und Mairien für ſich zu fordern.

In keinem Puncte vielleicht hat der neuentwickelte Sinn des Jahrhunderts eine größere Empfindlichkeit, als in geiſtlichen Sachen. Daß man wieder die Feierlichkeiten der Proceſſion und

---

[1]) Hierüber mag man wohl F. v. Stael hören. Considérations sur les principaux événemens de la révolution française, partie V, ch. 10. Was Geſellſchaft iſt, verſteht ſie, das iſt ihre Sache. Die Ungeſchicklichkeit eines Generals, Kammerherr zu werden, war nicht viel kleiner, als die des Kammerherrn, eine Armee zu commandiren.

die Straßen feſtlich ausgeſchmückt ſah, und zwar auf Befehl; es ſchien eine Verletzung aller modernen Prinzipien. Nicht allein in den Provinzen, wo es weniger bemerkt wurde, machte die Geiſtlichkeit eine gewiſſe Aufſicht über das Privatleben, eine Art von Kirchenzucht geltend: ſelbſt in Paris befahl der Polizeipräfekt, den Sonntag zu halten; das erſte Mal ſeit langen Jahren, daß ſich die Polizei um kirchliche Dinge bekümmerte. In der Pfarre St. Roch verſagte man einer Schauſpielerin, die alle Bewunderung des Publikums gehabt hatte, die arme letzte Ehre der Beerdigung; es hatte einen Auflauf zur Folge. Für den Todestag Ludwig XVI. war ein Trauergottesdienſt angeordnet worden, ohne Zweifel um einen tiefern Eindruck auf die Nation hervorzubringen. Man bemerke, daß an dem Tage, an welchem er Statt fand, in den Provinzen von nichts die Rede war, als von jenem Tumult, [1]) den Niemand eben mißbilligte: man urtheile, welche Wirkung nun dieſe Ceremonie haben mußte, die mit allen andern geiſtlichen Bewegungen eine ſo ſtarke Verwandtſchaft hatte.

Sollte der Geiſt der Revolution ſich nicht regen, da ſich neben ihm ein anderer bildete, von anderer Theorie, anderer Farbe: eine Art von Religion von immer reinerer und reinerer Orthodoxie, ihm durchaus entgegengeſetzt und mit den kühnſten Anſprüchen? Da es nur Vereinigung und Vermiſchung galt, ſo fing man an zu fragen, welches der Theil ſey, der den anderen adoptire, dem ſich der andere mithin unterordnen müſſe; welcher von beiden die ächte Nation bilde. [2]) Die Revolution behauptete, ſie ſey Frankreich. Die Denkſchrift Carnots an den König machte darum einen ſo großen Eindruck, weil ſie dies ſo beſtimmt ausſprach, weil ſie das revolutionäre Frankreich, als mit welchem Europa Tractate geſchloſſen habe, das von allen Mächten anerkannt worden ſey; ſo entſchieden für das wahre Frankreich erklärte, die

[1]) Dies erzählt Fiévée Correspondance IV. von Anfang.

[2]) Frage. Est-ce nous qui les recevons, ou nous reçoivent-ils.

Emigranten dagegen für die Feinde deſſelben, weil ſie die Waffen gegen ihr Vaterland getragen hatten. Auf der andern Seite machte ſich vielleicht gerade darum die entgegengeſetzte Meinung geltend. Als die Regierung auf eine allerdings ſehr billige, und bei weitem nicht genügende Entſchädigung der Emigranten antrug, ließ ſich jedermann die Sache ſelbſt gefallen. Allein die Worte, deren ſich der Staatsminiſter Ferrand bei dem Vorſchlage bediente, lauteten für die Mehrzahl höchſt bedenklich. Er ſetzte Emigranten und Zurückgebliebene in gleiche Linie; der Wunſch beider ſey auf die Wiederherſtellung des Königthums gegangen; endlich ſeyen ſie alle zu ihrem Ziele gelangt, die einen auf der geraden Linie, ohne jemals von derſelben abzuweichen; die andern nach größerer oder geringerer Theilnahme an allen Wendungen der Revolution. Ohne Zweifel, faſt eine amtliche Erklärung des Vorzuges der Ausgewanderten! Von der Bemerkung begleitet, der König werde jedes Mittel ergreifen, um die peinliche Ausnahme zu heben, die er jetzt noch machen müſſe, ſetzte ſie das Nationalgefühl in Bewegung und ſchien den Beſitz zu bedrohen. [1])

Und war es nicht ſo, daß vierzehn Biſchöfe wiedergekommen, welche in ihrer Proteſtation gegen das Concordat von 1801, gegen die Geſetzmäßigkeit der Veräußerung der geiſtlichen Güter fortfuhren? Die Emigranten regten ſich wieder. Man kann es an ſich in Wahrheit nicht unnatürlich finden, daß ſie ihre Schlöſſer, ihre Beſitzungen mit Leidweſen in den Händen oft ihrer alten Untergebenen oder ihrer Gegner ſahen. War aber ihr Emporkommen nicht zu fürchten? Hingen ihre Anſprüche nicht mit dem Prinzip der Regierung, welches Republik und Kaiſerthum für Uſurpation erklärte und erklären mußte, zuſammen? Konnte man ſich über-

---

[1]) Séance du 13. Sept. 1814. Die Journale beſtärkten in dieſer Furcht. Benj. Conſtant führt einen Artikel aus dem Journal des débats du 9. Oct. 1814. an, worin es heißt: nulle puissance humaine ne saurait légitimer ce qui est illégitime.

reden, daß dieſe Bewegung, die ſich nicht durch die Schritte der Regierung oder beſondere Verfügungen und Geſetze, die ſie ihr vielmehr gleichſam zum Trotze entwickelte, von ſelber innehalten werde? Man ſah darin nur einen Anfang: jeder neue Schritt, jedes zweideutige Ereigniß, ja jedes Pariſer Gerücht wirkte durch ganz Frankreich nach; man hat auf der Tribüne behauptet [1]), daß nach der Rede Ferrands ein Stillſtand im Kauf und Verkauf (natürlich der liegenden Gründe) durch das ganze Königreich eingetreten ſey, den bereits der königliche Schatz ſelber fühle; man ſah, wohin das führen könne.

Als die Revolution ſich von Napoleon trennte, und die Rückkehr der Bourbonen zugab, glaubte ſie ſich zu behaupten, wie ſie war. Jetzt ſah ſie ſich in ihren moraliſchen, ſocialen, privaten Intereſſen angegriffen und gefährdet. In allen ihren Claſſen fühlte ſie ſich verletzt. Die hohen Beamten, wenn man ſie auch ſchonte, vermißten doch die Zuflüſſe der gewohnten Freigebigkeit, und ſparen hatten ſie nie gelernt. Der Mittelſtand wünſchte dieſen Adel loszuwerden, der ſich aufs neue vorzugsweiſe in die einflußreichen und einträglichen Stellen drängte. Selbſt die Manufacturen entbehrten ungern die Verſchwendung des kaiſerlichen Hofes, ſie ſehnten ſich nach den glücklichen Zeiten des Krieges, wo ſie keine engliſche Concurrenz zu fürchten hatten [2]). Der Bauer, vornehmlich in Bourgogne, Champagne, Dauphiné fürchtete die Rückkehr der Gutsherren, der Zehnten [3]) In unzähligen Schriften, geſchäftig, lebhaft, immer neu äußerten

---

[1]) Durbach Séance du 25. Oct. 1814.

[2]) Fleury de Chaboulon Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815. I, 389. Note.

[3]) C'est ainsi, que s'alarmèrent les intérêts émanés de 25 années de troubles. Mémoires de Fouché II, 299. Dieſe Memoiren ſind zwar falſch, doch liegen ihnen hie und da gute Wahrnehmungen zu Grunde.

sich diese Unzufriedenheiten und breiteten sich über die ganze Oberfläche der Revolution aus.

Vornehmlich war die Armee in Bewegung. Jenes Mißbehagen, das den Soldaten immer ergreift, wenn er aus der Freiheit der Feldzüge in die enge Beschränkung der Garnison zurückkehrt, trug man wie natürlich auf die Regierung über. Die Hauptsache aber war der Eintritt derjenigen, die man einst bekämpft hatte, in diese Reihen: der Generalstab, der ihnen aufgenöthigt war. Der Herzog von Berry, der sich zum Mann der Armee bilden wollte, griff das so seltsam an, und gab gewisse Manieren so wenig auf, daß er vielmehr beleidigte und sich verhaßt machte. Wovon sollen Soldaten reden, als vom Krieg, wovon sollten diese in den Casernen sich unterhalten, als von ihren Feldzügen unter dem Kaiser? Nie war Napoleon populärer. Alle seine Schlachten, alle seine Thaten wurden in Erzählungen, Schriften und Bildern wiederholt, bewundert; in energischen Liedern machte sich die Sehnsucht nach dem kleinen Corporal Luft.

Alle Elemente der Revolution von dem höchsten bis zum niedrigsten waren in Gährung: alles, was sich irgend Edles mit ihr verbinden kann, und die Hefe des jacobinischen Gesindels.

Die Regierung des Königs ahnete nichts, bemerkte nichts. Grade ihre Schwäche, gerade daß sie keine entschiedene Maaßregeln ergriffen hatte, hielt sie für ihre Stärke. Nichts ist seltsamer, als die Art, wie sich Chateaubriand im October 1814 ausdrückte. „Giebt es heimliche Feinde, sagte er, so können sie kommen und gehen, Briefe wechseln, Zusammenkünfte halten wie ihnen gefällt: sie können sich auf den Marktplätzen, an den Straßenecken verschwören. Man fürchtet sie nicht. Man wird es nicht für der Mühe werth halten, sich in Vertheidigungsstand zu setzen: mit dem Gewicht seiner Gnade und Güte wird sie der König erdrücken" [1]). Schon glaubten die Bour-

[1]) Chateaubriand de l'état de la France au 4. Oct. 1814.

bonen ſich ſtark genug, um an eine Wiederaufnahme ihrer alten europäiſchen Rolle zu denken. Als die polniſch-ſächſiſche Frage die Cabinette zu entzweien drohte, dachten auch ſie ein Gewicht in die Waagſchale zu legen; Ebendemſelben, welchem ſie, wenn irgend einem Menſchen, ihre Herſtellung vorzüglich verdankten, dem Kaiſer Alexander, beſchloſſen ſie ſich zu widerſetzen und zogen ihre Truppen zuſammen. Es iſt bemerkenswerth, daß dieſe Maaßregel den Generalen Gelegenheit gab, ſich einander mitzutheilen, ſich zu beſprechen, und keineswegs im Sinne des Königthums. Die Regierung aber glaubte ihrer ſowohl, wie der Nation vollkommen ſicher zu ſeyn. Aus den Berichten, welche Blacas bis zum Februar 1815 an den König erſtattete, iſt Einiges bekannt geworden [1]). Sey es, daß man von der Polizei, welche man gelaſſen hatte wie man ſie fand, welche mithin gut bonapartiſch geblieben, mehr im Sinne der kaiſerlichen Regierung bedient ward, als zum Vortheil der königlichen, oder daß es eine Art von Ehrgeiz und Selbſtgefühl war, ſich alle Gefahr wegzuläugnen, dieſe Berichte athmen die tiefſte Ruhe. „Die Liebe der Bourbonen ſey in Aller Herzen, die Kirche erfülle ſich mit Gläubigen, die Armee ſey mit wenigen leicht wegzuſchaffenden Ausnahmen dem regierenden Hauſe perſönlich ergeben; in den Provinzen mache der Royalismus neue Fortſchritte. Wie ſollte man auch wagen, etwas gegen den Sohn des heiligen Ludwig zu unternehmen?“

Unglaubliche Verblendung! Noch in demſelben Februar verließ Napoleon Elba. Er kam wieder und rief die Revolution bei ihrem Namen auf. Sie erhob ſich und ging mit ihm den alten Bund ein. Zum zweitenmal mußte der legitime König und ſein Anhang den Boden von Frankreich räumen. Er mußte es ohne Widerrede.

---

[1]) Histoire de la restauration par un homme d'état. édit. de Bruxelles II, 207.

Die hundert Tage.

Napoleon hatte von ſeiner Inſel die Entwickelung dieſer Dinge wahrgenommen: er ſtimmte nicht in den Tadel, den das Publicum über Ludwig XVIII. verhing; er erkannte das Prinzip: er nahm die Nothwendigkeit der Folge wahr [1]). Er brach auf, ſie ſich zu Nutze zu machen.

Alle ſeine Erklärungen ſagen das Nemliche aus. Das Volk der Franzoſen erinnerte er in der erſten Proclamation, die er noch auf der Brigg, welche ihn herüberbrachte, dictirt hat, daß Frankreich ſeit 25 Jahren neue Intereſſen, neue Einrichtungen, einen neuen Ruhm habe, die nur eine Dynaſtie, entſprungen unter den neuen Umſtänden, ſichern könne. Gerührt von den Klagen der Franzoſen, die er auf ſeinem Felſen vernommen, komme er, ihnen die Regierung ihrer Wahl, die einzige legitime wiederzubringen: er komme, um ſeine Rechte zurückzufordern, welches zugleich ihre Rechte ſeyen [2]). Meine Rückkehr, ſagte er den Bewohnern der oberen und niederen Alpen, macht eurer Unruhe ein Ende: ſie gewährleiſtet euch die Erhaltung jeder Art des Eigenthums, die Gleichheit aller Claſſen: dieſe Rechte, deren ihr euch ſeit 25 Jahren erfreut, nach denen unſre Väter ſeufzten, bilden jetzt einen Theil eurer Exiſtenz [3]). Jene Bergbewohner, in denen die Furcht, wieder an die Scholle gebunden zu werden, beſonders lebendig war, die ſich zum Theil rühmten, daß die

---

[1]) Je suis venu sans intelligence, ſagte er zu Benj. Conſtant, sans concert, sans préparation aucune, tenant en main les journaux de Paris et le discours de Mr. Ferrand. Lorsque j'ai vu ce que l'on écrivait sur l'armée et sur les biens nationaux et sur la ligne droite et sur la ligne courbe, je me suis dit: La France est à moi. (Lettre 9me.)

[2]) Proclamation au golfe Juan du 1er Mars.

[3]) Proclamation Gap le 6. Mars.

Revolution unter ihnen entſtanden ſey, empfingen ihn als ihren Erretter [1]). Unter dieſer Menge, welche ſich um ihn her drängte, den hartbehandelten Conſcribirten, die ihm nichts deſtominder ein enthuſiaſtiſches Lebehoch brachten, fühlte er ſich den Kaiſer der Bauern; er fühlte eine Ader in ſich, entſprechend der Lebensader dieſes Volkes. Er war der Schutz und Schirm der revolutionären Freiheiten und Beſitzthümer.

Andere Gefühle weckte er in der Armee auf. Die Bourbonen, ſagte er, ſie ſind die Gegner unſers Ruhmes. Von den Heldenthaten, welche wir ausgeführt haben, um uns ihrem Joche zu entziehen, werden ſie verdammt. Wären ſie legitim, ſo wären die Erfolge der großen Armee Verbrechen und die Braven würden zu Rebellen. Reißt die Farbe ab, um welche ſich 25 Jahre lang die Feinde von Frankreich ſammelten, pflanzt die dreifarbige Cocarde auf: ihr trugt ſie in großen Tagen!

Mit glücklichem Genius wandte er ſich nur an die großen Gedanken und Leidenſchaften des revolutionären Frankreichs; der Einzelnen, ihre Rechte, ihre Beſitzthümer zu behaupten: des Ganzen, ſeines Ruhmes zu genießen, der ſein Erwerb war. Daß er dieſe Intereſſen gewährleiſte, daß er alles, was ſeit 25 Jahren in Frankreich hervorgebracht worden, befeſtige, das erklärt er für ſeine Legitimität. Seinen Thron nennt er das Palladium der Ehre und der Rechte des Volkes.

Wo er erſchien, brach zu beiden Seiten der Straße die Inſurrection aus; was ſoll ich ſagen, wie die Armee, ohne Ausnahme, die Waffen, die ſie gegen ihn führen ſollte, umkehrte, um ſie für ihn zu brauchen [2]). Die Revolution ſtürzte zu ſeinen

[1]) Offizielle Relation vom 22. März. Moniteur du 23. Mars. Treffliche Erläuterungen giebt der elfte Brief Benjamin Conſtants, von Allen, wie mir ſcheint, der bedeutendſte. Minerve VIII. p. 97.

[2]) Fiévée, irgendwo in der Correspondance, glaubt bemerkt zu haben, daß die Armee nie ihr Lebehoch mit dem Geſchrei der inſurgirten Menge habe vereinigen mögen, weil ihre Intereſſen verſchieden geweſen ſeyen. Dieſe Bemerkung iſt faſt allzu fein, um einzuleuchten.

Füßen. Er war von Entzücken hingerissen. „Es sind die geringen Leute," sagte er, „die mich nach Paris zurückgebracht haben: es sind die Souslieutenants und Bauern, es ist das Volk und die Soldaten, denen ich alles verdanke".

Jene ihre einfachen Gedanken und Gefühle, ihre großen Leidenschaften, die er aufrief, es waren, man kann sagen, die Fittige, welche den Adler, wie er so glücklich vorausverkündigt hatte, von Glockenthurm zu Glockenthurm bis Notre-Dame in Paris trugen.

Wie er sie ausgesprochen, so wiederholte sie Frankreich. Die Herren, die man uns hat geben wollen, sagte ihm die feierlichste Deputation, die er empfangen hat, eine Deputation von ganz Frankreich: si. verstanden uns nicht, und wir konnten sie nicht verstehen. Ihre Gegenwart hat die Täuschung vernichtet, die sich an ihren Namen knüpfte. Zehnten, Lehnsrechte, Privilegien waren der Grund ihrer Entwürfe; ungeduldig über die Gegenwart, tröfteten sie einander mit der Zukunft. Was 25 Jahre lang ein Anspruch auf Ruhm gewesen war, wurde nun ein Anlaß zur Proscription. Eine Million Angestellter, die seit so lange diesen Maximen folgen, 500000 Krieger, 6 Millionen Eigenthümer, welche die Revolution eingesetzt hat [1]), eine noch größere Anzahl von Bürgern, die unseren politischen Dogmen anhangen, es sind nicht mehr die Franzosen der Bourbons.

In diesem Sinne waren die Decrete vom 13. März abgefaßt, welche der Kaiser zu Lyon erließ. Er hob die Pairkammer auf, weil sie Männer in sich schließe, welche die Waffen gegen Frankreich getragen; die Deputirtenkammer, weil sie die Herstellung des Feudaladels zugegeben, weil sie durch die Anerkennung der Legitimität der Bourbons die Franzosen für Rebellen,

---

[1]) La députation de 500 électeurs. Im Moniteur, auch bei Fleury II, 99. Sie bedienen sich, wie man sieht, etwas großer Zahlen. Die Sache ist richtig.

die Emigranten für gute Bürger erklärt habe. Er ſchaffte den alten Adel wieder ab. Alles, was in die Armee, in die Tribunale eingedrungen, ſtieß er aus; er verjagte die Emigranten aufs neue; alle ihre Güter, welche der Ehrenlegion, den frommen Stiftungen, den Gemeinden zugetheilt geweſen, gab er dieſen zurück [1]).

Befehle, ohne Zweifel gewaltſam: Verordnungen eines ſiegreichen Dictators. Allein ſie waren im Intereſſe der Leidenſchaften, die er aufweckte; ſie ſtellten das neue Frankreich in ſeiner Reinheit wieder her. Sie ſchadeten ihm nicht. Auf allen Stadthäuſern, auf allen Kirchthürmen des Landes wehte nach kurzer Zeit von neuem die dreifarbige Fahne.

Indeſſen war damit lange nicht alles geſchehen. Ja erſt mit dem Siege begannen die wahren Schwierigkeiten.

Jene Gefühle der Maſſen, die Bedürfniſſe der Selbſterhaltung nach innen und außen, durch welche der Kaiſer zurückberufen worden, ſie waren nicht das Einzige, was in den Gemüthern der Franzoſen lebte und ſie bewegte. Die Revolution ſtrebte, wie wir ſahen, noch nach einer andern Macht, nach einer weſentlichen Theilnahme an der höchſten Gewalt, nach einer Art von Unabhängigkeit, ihrem Oberhaupt gegenüber. War es nicht dieſe Richtung, durch welche, wenigſtens zum Theil, die Abdankung von 1814 war hervorgerufen worden? Seitdem hatte ſie ſich durch die conſtitutionnellen Arbeiten des Senates und des Königs, durch die Discuſſionen, welche dieſelben in ganz Frankreich veranlaßten, durch die Wiedereröffnung der Rednerbühne genährt und befeſtigt. Niemals war ſie lebendiger als in dem Augenblick, da Napoleon zurückkehrte: nie hatten die Liberalen größere Forderungen gemacht, noch die Bourbonen entſchiedenere

[1]) **Décrets impériaux. Lyon le 13 Mars 1815.** Der Moniteur vom 21. März enthält die ganze Reihe.

Verſicherungen gegeben [1]). Jene Ideologie, welche der Kaiſer ſonſt zu verachten die Miene gehabt hatte, trat ihm in einer bedeutenden drohenden Stellung entgegen. Schon in Lyon empfand ers. Er bemerkte: „die Gewalt habe an Anſehn und Einfluß verloren: das ganze Gebiet, das er den liberalen Ideen abgewonnen, ſey denſelben zurückgefallen" [2]). War es möglich, ſich in dem Lande einzurichten, ohne ihnen genugzuthun?

Vielleicht gab es eine ſolche Möglichkeit. Napoleon hätte den Jacobinismus herſtellen, er hätte die rothe Mütze nehmen müſſen. Grade wie die höheren Gewalten der Revolution den natürlichen Zug haben, ſich von ihrem Oberhaupt ſo unabhängig als immer möglich zu machen, ſo können die unteren Elemente derſelben nie anders als mit Mißvergnügen ganze Claſſen über ſich ſehen. Jene bedürfen der Ordnung, des Geſetzes, hauptſächlich auch darum, um ſich gegen dieſe zu wehren; — ſie wollen eine höchſte Gewalt, welche ſtark ſey, um ſich und ſie zu vertheidigen, aber welche zugleich unter ihrer Einwirkung ſtehe; dieſe dagegen haben das Bedürfniß einer ungeſetzlichen Macht, heiße ſie Republik oder Dictatur; genug wenn ſie von ihren Prinzipien erfüllt iſt. Napoleon war es, der jene emporgebracht und dieſe gedämpft hatte. Demohnerachtet waren ihm jene lange nicht ſo ergeben, wie dieſe. Er fühlte ſich den Kaiſer der Plebejer. „Nur zu winken brauchte ich, hat er geſagt, nur die Augen abzuwenden und der ganze Adel wäre erdroſſelt. Dieſe Geiſtlichen ha wollte ich das Volk auf ſie loslaſſen." In der That, er geſtattete die Clubs, und man hörte die Geſänge der berüchtigtſten Jahre wieder, er ließ einmal die Föderirten vor ſich defiliren; und beſuchte die Werkſtätten der Vorſtadt St. Marceau [3]). Wenn

---

[1]) Séance royale 16. Mars.

[2]) Im Geſpräche mit Fleury de Chaboulon. Fleury I. 203.

[3]) Chateaubriand, Rapport sur l'état de France au 12. Mai 1815 fait au roi dans son conseil à Gand §. V. meint freilich, das Volk

er ſich entſchloß, die Maſſen aufzurufen, und allein in der Verbindung mit ihnen ſein Heil zu ſuchen; wenn er die Leidenſchaften der republikaniſchen Jahre wieder entband, ſo brauchte er keine andere als eine imaginäre Conſtitution; und er konnte die Dictatur, die ihm die Ereigniſſe in die Hände gegeben, ſofort ausüben.

Und in der That, er hatte dazu eine ſtarke Aufforderung. Es ſchien allerdings von Anfang, als hätte er den Augenblick für ſeine Rückkehr, auch in Bezug auf die europäiſchen Dinge, glücklich getroffen. Denn da die Mächte, wie angedeutet, über die Bedingungen ihrer Wiederherſtellung uneinig geworden waren, ſo glaubte er hoffen zu dürfen, ſeine Ankunft werde ihre Entzweiung vollſtändig machen. Allein er rechnete falſch. Seine Wiederkehr erſchien als eine allgemeine Herausforderung. Nicht daß man ſehr für die Bourbonen geweſen wäre; zwei große Mächte waren ihnen wenig Dank ſchuldig geworden. Allein daß der alte Kriegsfürſt, der gefährlichſte Feind wieder an die Spitze des revolutionären Frankreichs treten wollte, im Widerſpruch mit dem geſchloſſenen Frieden, den getroffenen Anordnungen, die weſentlich auf ſeiner Entfernung beruhten, es erſchien zugleich als eine Verletzung und Bedrohung von ganz Europa. Napoleon hatte die Entzweiung der Mächte zu bewirken geglaubt: er bewirkte die Vereinigung derſelben. Im Gefolg ihrer Fürſten ſtanden die Nationen nochmals wider ihn auf; die Heeresſäulen wogten wieder gegen die Grenze von Frankreich heran.

Es war beinahe, wie in den erſten Kriegen gegen die Revolution. Konnte Napoleon hoffen ſich zu vertheidigen, wenn er nicht, wie es damals geſchehen war, die Nation in Maſſe auf-

---

ſey müde, und alle dieſe Dinge ſeyen nur eine Parodie der alten Tragödie. So dachte man in Gent. Napoleon ging ſeinerſeits auf das vorſichtigſte zu Werk. Er hütete ſich wohl, den Föderirten die Waffen, die er ihnen für den Dienſt gab, länger zu laſſen, als derſelbe forderte. Daß es möglich ſey, die alte Leidenſchaft aufzuwecken, haben die ſpäteren Jahre genugſam gezeigt.

bot? Fand er nicht in dieſer ſeiner Lage Veranlaſſung genug, jenen Elementen freie Bahn zu geben, die damals zwar die Umwälzung des Innern vollendet, aber doch auf jeden Fall das Land vertheidigt hatten?

Napoleon hatte einen innerlichen Abſcheu vor der Anarchie. „Ich will nicht der König einer Jacquerie ſeyn," ſagte er. Die Revolution beendigt, die Ordnung hergeſtellt zu haben, hat er immer für ſeinen ſchönſten Ruhm erklärt. Er wollte nicht mit ſeinen vorigen Jahren in Widerſpruch treten; er wollte kein neues Reich anfangen; er war geſonnen ſein Kaiſerthum fortzuſetzen. Es war eine Art von Anti-Reſtauration was er beabſichtigte.

Doch war es dies ſchwerlich allein. Sonderbar, wie die Umſtände ſich verketten. Ganz ernſtlich hoffte Napoleon anfangs einen friedlichen Austrag, wenigſtens mit einigen von den europäiſchen Mächten; allein die unumgängliche Bedingung hiezu, die er ſich ſelbſt bei ſeinem erſten Schritt auflegen mußte, war die Einrichtung einer geſetzmäßigen Regierung. Rief er die Republik auf, ſo konnte er keinen Frieden erwarten.

Die Hoffnung, den Frieden zu erhalten, den er nicht erhielt, brachte ihn mit zu einer Maaßregel, die ihm den Krieg, der denn erfolgte, unendlich erſchweren mußte.

Durch das nemliche Decret von Lyon, in welchem er die Rückkehr ſeiner Gemahlin ankündigte, — und man ſieht, wie gut dies zuſammenhängt — verſprach er, die Wahlcollegien der Departements im Laufe des Mai zu einer außerordentlichen Verſammlung, zu einem Maifeld nach Paris zuſammenzurufen, „um die nöthigen Maaßregeln zu ergreifen, die Conſtitution von Frankreich nach dem Willen und dem Intereſſe der Nation zu verbeſſern und zu modificiren" [1]). In dieſem Decret liegt die Entwickelung ſeines Geſchickes; indem er die liberalen Ideen anerkannte, indem er ver-

[1]) Unter jenen Decreten das achte.

ſprach eine Conſtitution nicht ſowohl zu geben, als ſich geben zu laſſen — trat er in die unabänderliche Nothwendigkeit der Dinge ein.

Jede Reſtauration hat die Schwierigkeit, die letzte und nächſte Vergangenheit mit der früheren in Einklang zu bringen; auch Napoleon fand ſie vor. In den wenigen Monaten ſeiner Abweſenheit war eine große Veränderung geſchehen. Alles was ſich in Frankreich aus der Maſſe erhob, die geſammten höhern Stände, alles was daſelbſt Einfluß hatte, war von den liberalen Ideen beherrſcht. Wie ganz anders lauteten die Adreſſen, mit denen jetzt das Inſtitut, der Caſſationshof, die Rechenkammer, der Stadtrath von Paris den Kaiſer begrüßten, ſelbſt die Erklärungen des Staatsrathes, als jene Reden voll Schmeichelei und Ergebenheit, mit denen man ihn früher empfangen hatte! Alles forderte liberale Inſtitutionen. Es giebt Viele, die nur von der herrſchenden Gewalt abhangen, die nur dem großen Zuge der Uebermacht folgen. Der Inſtinkt, mit dem ſie ſich ſonſt dem Despotismus unterworfen haben würden, trieb ſie jetzt an, die liberalen Ideen zu bekennen. Redner, welche früherhin das unumſchränkte Kaiſerthum geprieſen, wandten jetzt ihr Talent an, die Gleichheit der Rechte, die Freiheit der Preſſe zu empfehlen.

Und ſo kam es, daß, als nun der Krieg entſchieden war, Napoleon die Rüſtungen, die er mit großem Erfolg förderte, mit conſtitutionnellen Arbeiten unterbrechen mußte. Zu jenen bedurfte er die ganze Einmüthigkeit der Nation: von dieſen war ſie nicht ſo ſehr zu hoffen. Er hatte die Aufgabe, zugleich ein Kriegsoberhaupt zu ſeyn, das nicht denkbar iſt, ohne unbeſchränkte Macht, und ein conſtitutionneller Fürſt, der ziemlich unabhängige Gewalten neben ſich anerkennt. Dieſe Aufgabe, ſie war durch die Nothwendigkeit geboten; in keinem ihrer Theile zu vernachläſſigen und in Einem Momente zu löſen.

Es fragt ſich, wie er ſie angriff; wie er ſich hauptſächlich ſeiner conſtitutionnellen Verpflichtungen entledigte.

Ich will nicht auf ſeine Aeußerungen und minder bedeutende Maaßregeln, die er ergriffen hat, eingehn; das Wichtigſte iſt, daß er am 22ſten April 1815 ſeine Zuſatzacte zu den Conſtitutionen des Kaiſerthums bekannt machte, welche weſentlich eine neue Verfaſſung enthält [1]). Ohne Zweifel iſt es eine der liberalſten, die je ein Fürſt gegeben hat. [2]) Sie ſchließt ſich zunächſt an die Charte des Königs an, doch ſetzt ſie zu den Beſtimmungen derſelben noch Vieles was man bisher darin vermißte. Man hatte die Jury für Preßvergehen gefordert; ſo viel es Napoleon koſten mochte, er gewährte ſie. In der That mag die Freiheit der Preſſe ſelten weiter gegangen ſeyn, als in den hundert Tagen; druckte man doch Schriften, in denen das Kaiſerthum für proviſoriſch erklärt und das Land zum Widerſtand ermuntert wurde: er ſchien es nicht zu bemerken. Man hatte ferner die Verantwortlichkeit der Miniſter nicht ſo genau beſtimmt gefunden wie man wünſchte; er dehnte ſie aus. In einigen ſorgfältig entworfenen Artikeln ſtellte er die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt auf immer ſicher. Seiner Pairkammer gewährte er dadurch, daß er ſie für erblich erklärte, ohne Zweifel eine größere Selbſtändigkeit. Nicht allein die Auflagen, auch die Aushebung der Truppen unterwarf er der Berathſchlagung der Kammern. Von der größten Bedeutung war es endlich, daß er eine neue Wahl der Repräſentanten verfügte. Seit dem Convente, der ſchon ſelbſt unter den furchtbaren Einflüſſen der Septembriſationen zuſammengetreten, war es nie wieder zu vollſtändig neuen und freien Wahlen gekommen und jener geſetzgebende Körper, den Ludwig XVIII. beibehalten hatte, war nicht viel anders als ernannt. Seit mehr als 20 Jahren zum erſten Mal ordnete Napoleon eigentlich neue Wahlen an. Die Zahl der Deputirten vermehrte er von 250 auf 629, das erforderliche Alter ſetzte er von 40 auf 25 Jahre herab; er, der früher die Revo-

[1]) Man findet ſie bei Fleury II. 46. Moniteur 23. Avril.

[2]) Sismondi, Lanjuinais, B. Conſtant, haben ſie dafür erklärt.

lution durch das Eigenthum bekämpfen zu müſſen geglaubt hatte, entſchied ſich jetzt, keinen Cenſus der Wählbarkeit feſtzuſetzen [1]). Dieſe ſeine Acte, er verwilligte ſie nicht; er unterwarf ſie der Annahme aller Franzoſen.

Sollte man nach einer ſo entſchiedenen Maaßregel an den liberalen Geſinnungen Napoleons zweifeln? Sollte das revolutionäre Frankreich den Fortſchritt, den ſeine Freiheiten durch die neue Beſchränkung der höchſten Gewalt, die wiederholte Anerkennung der Nationalſouveränetät und ſo viele Zugeſtändniſſe machte, nicht mit Genugthuung wahrnehmen? Nein! Napoleon ſtellte mit ſeiner Acte Niemand zufrieden; ſeine Verfaſſung ward mit Kälte, ja mit entſchiedener Ungunſt aufgenommen.

Man bemerke wohl auf welcher Linie ſeine Schritte ſich bewegten. So liberal ſeine Acte ſeyn mochte, ſo war ſie nicht das, was er verſprochen hatte. Er hatte die Wähler zur Berathſchlagung einer neuen, dem Willen von Frankreich angemeſſenen Verfaſſung einzuberufen zugeſagt [2]). Indem er die Acte gab, war es offenbar, daß er eben dies vermeiden wollte.

Das Geheimniß ſeines Betragens iſt, wie mich dünkt, nicht ſo ſchwer zu enthüllen. Er ſah in den liberalen Ideen, das, was ſie ſo ſehr waren, eine Macht. Er war nicht von ihnen durchdrungen, er war ihnen vielmehr abgeneigt; allein er ſah ein, daß er ſie nicht verletzen dürfe, er überredete ſich, daß er ſie dulden könne. Als er erſchien, ſuchte er ſie durch Zuſagen zu

---

[1]) Nach dem Moniteur, — zwar dem royaliſtiſchen vom 10 Aug. 1815, der aber hier ſehr genaue Verzeichniſſe hat — nahmen jedoch von 19976 Wahlberechtigten nur 7679 an den napoleoniſchen Wahlen Theil. Alle Royaliſten: alle, die ſich zu compromittiren fürchteten, hielten ſich entfernt.

[2]) Wenn B. Conſtant behauptet (Lettre XVI. Minerve VIII. p 600.) in den Proclamationen Napoleons zeige ſich eine progreſſive Hinneigung zu den liberalen Doctrinen: anfangs habe er weder von Freiheit noch von Conſtitution geredet: ſo überſieht er das Decret von Lyon, welches mehr verſpricht, als alle ſpäteren Erklärungen.

gewinnen; als er Platz genommen, ſuchte er eine vortheilhafte Abkunft mit ihnen zu ſchließen.

Ein Verſprechen aber, den lebendigen Intereſſen geleiſtet, laſſen ſich dieſe nicht ſo leicht wieder entreißen. Er brachte alle Gemüther in Gährung.

Man erinnerte ſich ſehr wohl, was man früher unter ihm erlebt hatte. Wie? und ſogleich das erſte, das wichtigſte Verſprechen, das er gegeben, wollte er brechen? Zwar war es offenbar, daß die Aufregung, welche ſo wichtige Debatten veranlaſſen mußten, beim Anfang eines auswärtigen Krieges nicht ſehr dienlich ſeyn konnte. Man wollte es nicht bemerken. Man ſah an der Acte nicht mehr, was ſie gewährte, man bemerkte nur, was daran mißfällig war, — daß ſie die früheren Conſtitutionen nicht gänzlich abſchaffte, daß ſie den Kaiſer in Beſitz, wie man ſagte, dieſes ſeines Arſenales von Senatusconſulten ließ. Man glaubte darin die Gefahr einer völligen Wiederherſtellung des Kaiſerthums zu erblicken; und wollte ſich ihr nicht ausſetzen [1]).

Napoleon erfuhr die lebhafteſte Oppoſition. Als ſich die Wähler am 1ſten Juni 1815 verſammelt hatten, eilten ſie, ihm ſeine Zuſage in Erinnerung zu bringen. Ohne Rückſicht auf die Acte, gleich als gäbe es kaum eine ſolche Urkunde, trugen ſie den nunmehr feſtgeſetzten Gewalten des Staates auf, das conſtitutionnelle Syſtem von Frankreich durchzuführen, zu befeſtigen und zu vervollkommnen. Konnte ſich der Kaiſer den Forderungen der Wähler widerſetzen, die nur die Erfüllung ſeiner eigenen Zuſage in Anſpruch nahmen? Man bemerke: er widerſetzt ſich nicht;

---

[1]) Montgaillard, (Histoire de France depuis la fin du règne de Louis XVI. Tom. VIII. p. 159.) geht ſo weit zu behaupten: das Wort additionnel würde unmittelbar die Abſetzung des Kaiſers zur Folge gehabt haben, hätte es nur eine Autorität gegeben, welche zur Unterhandlung mit Ludwig XVIII. und den Mächten die Initiative hätte ergreifen können. Eine Uebertreibung im Styl dieſer Hiſtorie, die voll der Mediſance des populären Liberalismus iſt.

er ſchlägt nicht ab; doch ſucht er Zeit zu gewinnen. Hatten jene doch ſelbſt gewünſcht, es möge ohne Uebereilung und Erſchütterung, es möge mit reifer Weisheit geſchehen. Napoleon entgegnet: allerdings ſolle ein feierliches Geſetz die gegenwärtig zerſtreuten Beſtimmungen der franzöſiſchen Conſtitutionen — ſo behutſam drückte er ſich aus — zuſammenſtellen, aber erſt dann, wenn man die Angriffe, von welchen man bedroht werde, abgeſchlagen, wenn man den europäiſchen Mächten gezeigt habe, was ſie der Unabhängigkeit von 28 Millionen Franzoſen ſchuldig ſeyen.

Jedoch auch damit drang er nicht durch. Von jener Verſammlung, der er den prächtigen Namen eines Maifeldes gab, erwartete man andere Dinge, als Cerimonien, ſchöne Worte und ein ſo zögerndes Zugeſtändniß. Die Verſtimmung zeigte ſich laut und durchgehend. Carnot beſchwor den Kaiſer, nicht wider die öffentliche Meinung zu ſtreiten; unter andern die Franzoſen nicht immer Unterthanen zu nennen, ſondern Kinder, Bürger; hauptſächlich die Modification ſeiner Acte zu verſprechen. Die Rettung des Landes und ſeine eigne hange von der Nachgiebigkeit ab, mit der er den Wünſchen der Nation entgegenkomme.

Bereits am 4ten Juni, als Napoleon den Wählern die Adler ihrer Departements überlieferte, erklärte er ihnen ſeinen Entſchluß, die conſtitutionnellen Geſetze zu ſammeln und gedachte weiter keines Verzuges dabei. Als er drei Tage darnach die Kammern eröffnete, trug er ihnen in der That auf, „die zerſtreuten Conſtitutionen in einem einzigen Gedanken zu coordiniren.“ Mit Freuden ergriff dies die Kammer der Abgeordneten; ſie ſah darin „eine Ermächtigung, durch nationale Berathung alles zu verbeſſern, was es in der Verfaſſung Fehlerhaftes, Unvollkommnes geben möge.“

Eine Abſicht, man ſieht von welchem Umfang! Dieſe Bewegungen, obwohl ſie ſich nur in Worten entladen, gleichen den Schlachten. Man hat ſeinen Plan, man trifft zuſammen, man mißt ſeine Kräfte, man hält ſich oder man weicht. Es war dies die erſte Niederlage, die Napoleon erlitt; höchſt wichtig, obwohl

ſie Europa kaum bemerkte. In dem Augenblicke, daß er ins Feld ging, mußte er geſchehen laſſen, daß der ganze innere Zuſtand in Frage geſetzt wurde.

Man kann, glaube ich, nicht ſagen, daß dies durchaus der Vortheil der Revolution geweſen ſey. Um ſich unverſehrt zu erhalten, bedurfte ſie einer Vereinigung aller Kräfte, untergeordnet einer einzigen, vollkommen unbeſchränkten Leitung, gewaltſam hingerichtet nach dem großen Ziele. Es war dies die Richtung der Maſſen. Allein die Revolution gerieth mit ſich ſelber in Widerſpruch. Die Geſinnung der höhern Stände konnte eine ſo durchgreifende Gewalt nicht vertragen. Während allerdings auf der einen Seite alles daran zu ſetzen war, um zu ſiegen, hatte die liberale Geſinnung von einem Siege, durch den ihr das Kriegsoberhaupt leicht allzumächtig werden konnte, ſogar zu fürchten [1]).

So geſchah denn, was geſchehen mußte. Napoleon hatte vor ſeiner Abreiſe die Deputirten nur noch gewarnt: „ſich nicht, wie die Griechen des Kaiſerthums abſtracten Verhandlungen zu ergeben, während man die Mauerbrecher gegen die Thore richte.“ Allein es war, als wollte man das wörtlich in Ausführung bringen. Als der Kaiſer in Begriff war, ins Feld zu gehen, ſtellte die Kammer den Eid in Zweifel, den man ihm geleiſtet hatte, weil er auf ein Decret, nicht auf ein Geſetz geſchworen worden ſey. Und doch war dieſer Eid das einzige geſetzliche Band zwiſchen dem Kaiſer und der Nation. Als man am 16ten Juni der Kammer einen Bericht über die auswärtigen Angelegenheiten vorlegte, um von ihrer Weisheit und Energie neue Hülfsmittel zum Widerſtand gegen den Angriff, den man trotz aller Bemühungen nicht vermeiden können, zu erlangen, antwortete ſie mit der Frage, weshalb doch dieſer Bericht an den Kaiſer gerichtet ſey und nicht an ſie, die Kammer, die Repräſentantin der Nation

[1]) Que de bons Français ne savent à cet instant s'ils doivent désirer le triomphe ou la défaite de Napoléon! Montgaillard.

unmittelbar. An die Erledigung der Forderungen dachte sie kaum. Und doch waren die Umstände so dringend. Man weiß wie kurz dies vor der Entscheidung dieser Dinge war.

Während man sich beeiferte, über die Verantwortlichkeit der Minister, über die Stellung der Abgeordneten im Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung Grundsätze, dem Interesse der Revolution gemäß, aufzustellen, war es schon um die Existenz von beiden, Regierung und Kammern, um diese ganze Revolution geschehen.

Vielleicht hatten sie an ihrem Orte nicht so ganz Unrecht. Ich zweifle nicht, daß Napoleon, hätte er im Felde gesiegt, im Innern wieder Meister geworden wäre. Auf Einen Wurf stand sein ganzes Glück; zu Hause und in Europa. Er ward geschlagen; dort bei Belle-alliance. Eben damit war er ganz verloren.

Nicht als wäre Frankreich durchaus unfähig gewesen, länger zu widerstehen. Wenigstens hat sich Napoleon darin gefallen, auseinanderzusetzen, wie er Paris hätte befestigen, die Nation aufrufen, und eine disponible Macht, wenigstens wie 1814, ins Feld führen wollen.

Allein er bedurfte dazu einer anderen Autorität, als die ihm diese seine Kammer, die durch das Unglück in ihrer Opposition noch verhärtet worden, gewähren wollte. Es war zu fürchten, er bemächtige sich einer solchen mit Gewalt. Sie eilte ihm zuvorzukommen, und deutete ihm an, daß sie seine Abdication wünsche. Schon sah sie wieder in der Ferne die Hoffnung, den Frieden ohne ihn zu schließen [1]).

---

[1]) Frau v. Stael weiß sehr genau, was Napoleon in dieser Periode alles hätte thun und lassen sollen. — Für Euren künstlichen Staat fehlt nichts weiter, als daß ihr uns auch künstliche Menschen macht; namentlich Fürsten, die zugleich unüberwindlich im Felde, und höchst überwindlich in den Kammern seyen; Löwen in der Schlacht, demüthig vor den Volksrepräsentanten; ganz wie Ihr sie braucht, damit sie Euch vertheidigen und Ihr sie regiert. — Was läßt sich von Napoleon viel sa-

Oft hat Napoleon von ſeinem innern Kampfe in der Nacht vom 21ſten zum 22ſten Juni geſprochen. Sollte er dieſe Kammer entfernen und ſeine vornehmſten Widerſacher züchtigen, die Dictatur annehmen und die wilde Menge zu Hülfe rufen? Er trug Bedenken, ſich mit Blut zu beflecken, er fürchtete den Namen eines Nero. Und wie? Im Kampfe mit der Coalition von außen, mit den Royaliſten von innen, mit der bei der Auflöſung der Kammern unvermeidlichen Gährung ſeiner eigenen Partei und endlich mit jenem Abfall, welche Unglück und Gefahr immer nach ſich ziehen; konnte er hoffen zu ſiegen? Er ſah ein, daß er es nicht könne. Er dankte von neuem ab, es war das Ende ſeiner Laufbahn.

Und ſo ſtand die Kammer, wie ſie gewünſcht, allein, ganz ſelbſtändig, weſentlich Inhaberin der höchſten Gewalt, an der Spitze des revolutionären Frankreichs. Sie faßte die Abſicht, die dreifarbige Fahne auch ohne den Kaiſer aufrecht zu erhalten. Nicht viel anders, als es der Senat vor dem Jahre im Sinne gehabt, dachte ſie mit dem Fürſten, der den Thron beſteigen ſollte, erſt einen Vertrag zu ſchließen, und ihn zur Anerkennung aller der Anſprüche zu nöthigen, denen ſich zu fügen der Kaiſer ſo wenig geneigt geſchienen hatte. Allerdings hätte dann die Revolution aus ihrem doppelten Abfall nichts als Vortheil gezogen. Von dem, was der König nicht gewähren wollen, hatte der Kaiſer ſchon ſo viel zugeſtanden. Dasjenige, was der Kaiſer zu vermeiden ſuchte, hätte ſich der neueintretende Fürſt müſſen gefallen laſſen. Alle Verhältniſſe wohl betrachtet, — das große Uebergewicht in der Meinung, welches die liberalen Ideen für ſich hatten, die allgemeine Ueberzeugung, die königliche Partei habe durch ihre Fehler den Abfall veranlaßt, die der König ja ſelbſt

---

gen? So kam er wieder; dieſe Verhältniſſe fand er; ſo griff er ſie an; anders konnte er nicht; aber die Macht der Dinge war ihm zu ſtark: er unterlag.

ſofort ausſprach, — war das nicht ſo unmöglich. Allein es durchzuſetzen, einer ſolchen Aufgabe war dieſe Kammer nicht gewachſen. Man ſage nicht, daß ſie irre geleitet worden ſey; ſich irre leiten zu laſſen, bei allem Anſpruch auf die Unfehlbarkeit der Majorität, eben dies iſt ihr größter Mangel. Sie war ſelbſt zu ſchwach, einen großen Antrieb in ſich aufkommen zu laſſen. Sie ſchwankte über die Regierung, ſie rief Napoleon II. zwar aus, aber ließ ihn ſogleich wieder fallen, redete vom Herzog von Orleans, dachte daran ſich zur Nationalaſſemblée zu erklären, ſtreifte an die Republik, ſchlug vor, empfing Botſchaften, berathſchlagte: aber ſie faßte keinen Entſchluß. Die Unterhandlung ihrer Commiſſäre mit den Verbündeten war eben darum ohne allen Nachdruck. Wie hätte dieſe Kammer verſtehn ſollen, wirkſame Vertheidigungsanſtalten zu treffen, die Trümmer der Armee zu ſammeln, und ihren Geiſt zu beleben? Während die Sieger eilend, unaufgehalten auf Paris heranrückten, unterſuchte ſie die Urrechte der Franzoſen. Der Erfolg war, daß noch ehe ſie ihre neue Conſtitution ganz fertig gemacht hatte, ein Preußiſches Piquet ihren Pallaſt ſchloß, und an dem nemlichen Tage Ludwig XVIII. wieder in Paris einzog.

Stellung Ludwigs XVIII. nach der zweiten Reſtauration.

Und ſo hatten nunmehr wenigſtens die Mächte einen entſchiedenen Einfluß auf die Herſtellung der Bourbonen?

Man wird eingeſtehen: die Hauptgrundlage eines Vertrages, den man vor ſo kurzer Zeit mit einer Nation geſchloſſen hat, aufrecht erhalten, wäre noch ganz etwas anderes, als dieſe in ihrer Unabhängigkeit verletzen. Dennoch wird Niemand ſagen, die Verbündeten ſeyen für die Bourbonen zu Felde gezogen. Sie griffen zu den Waffen, um Napoleon zu ſtürzen, in deſſen Perſon ſie eine allgemeine Gefahr ſahen.

Napoleon fiel, wie das erſte Mal durch das Zuſammentreffen der innern und äußern Verhältniſſe. Gab es einen vernünftigen Ausweg ohne Ludwig XVIII., warum ergriffen ihn die Franzoſen nicht, warum zeigten ſie ihn nicht an? Der Rückkehr dieſes Fürſten, dem jetzt die Milde ſeiner Regierungsweiſe wohl zu Statten kam, ſetzte ſich kein entſchieden ausgeſprochener, kein feſter Wille entgegen. Was ein Mann, wie Davouſt, damals an der Spitze der franzöſiſchen Armee, unumgänglich nothwendig fand [1]), ſollte ſich Wellington dem widerſetzen? Davouſt erklärt, er habe ſeine Vorurtheile beſiegt, er ſey auf das Vollkommenſte überzeugt, es gebe kein anderes Mittel, das Vaterland zu retten, als die Rückkehr Ludwigs XVIII.; es ſey dies die unwiderſtehliche Nothwendigkeit.

Der directe Einfluß, den die Verbündeten auf die Rückkehr der Bourbonen hatten, war auch diesmal ſehr gering [2]); die raſche Entwickelung des Ereigniſſes kam ihren Entſchlüſſen zuvor; ſie hatten den Sieg lediglich in ihrem Intreſſe erfochten; durch die Lage, in welche die Dinge hiedurch von ſelbſt geriethen, geſchah, faſt ohne ihre weitere Mitwirkung, daß Ludwig XVIII. zum zweitenmal hergeſtellt ward.

Ganz anders aber ſtand er nunmehr, als vor dem Jahre. Dies Mal hatte er nicht mit conſtituirten Gewalten zu vertragen, kein Senat nahm die Miene an, ihn zu berufen, keine Deputirtenkammer forderte Schonung. Die Armee beſchied ſich zuletzt, einem Fürſten nicht länger dienen zu können, gegen den ſie eine ſo unerhörte Treuloſigkeit begangen, ſie legte ihre Waffen nieder.

---

[1]) Man ſehe den Brief des „Maréchal Pr. d'Eckmühl à S. Exc. le Duc d'Otrante.“ Bibliothèque historique I., 123.

[2]) Die histoire de la restauration par un homme d'état II., p. 385, ſehr unterrichtend über die diplomatiſchen Verhandlungen, obwohl ſie es ohne Zweifel noch mehr hätte ſeyn können, erklärt ſelbſt Wellingtons Aeußerungen, welche die entſchiedenſten waren, nur für perſönlich; Alexander habe ſie nicht getheilt u. ſ. w.

Das Verbrechen, das doch unläugbar gegen den König verübt worden, ſchien ihn zu berechtigen, ſich ſeiner vornehmſten Gegner zu entledigen. Viel freier ſchien er zu ſtehn.

Und dennoch war die Schwierigkeit nur noch entſchiedener geworden.

Es war wenig Monate her, daß Napoleon gekommen, und nunmehr war er wieder entfernt; die Wirkung aber, die ſeine Anweſenheit gehabt, zeigte ſich unermeßlich.

Durch ſeine Ankunft hatte er die Elemente, welche der König verſöhnen ſollte, auf das Vollkommenſte getrennt; alle materiellen und moraliſchen, alle nationalen Intereſſen der Revolution hatte er ihr von neuem zum Bewußtſeyn gebracht.

Indem er eine Kammer durch freie Wahl berief, indem er eine neue Conſtitution von derſelben anzunehmen verſprach, ja durch die Mißhelligkeit ſelbſt, in die er mit ihr gerieth, hatte er den liberalen Ideen einen großen Schwung gegeben.

Es iſt wahr, die Arbeiten dieſer Kammer hatten keinen unmittelbaren Erfolg; auf die Declaration, welche ſie erließ, ward nicht geachtet; ihre Conſtitution ward nicht vollendet; — trotz alle dem ſind ſie von großer Bedeutung. Ein ausgeſprochenes Wort geht nicht ſo leicht verloren; am allerwenigſten, wenn es, wie dies, das Evangelium einer mächtigen Partei iſt.

Die Declaration fordert von dem Monarchen den Eid auf eine Conſtitution, welche die Nationalrepräſentation berathen, und das Volk gutgeheißen habe; ſie dringt auf die Annahme der Nationalfarben, die Abſchaffung des alten wie des neuen Adels; die Freiheit der Preſſe, des Cultus, der Perſonen; die Unwiderruflichkeit des Verkaufs der Nationalgüter von aller Art; ſie will eine Repräſentation mit dem Rechte, die Aushebung der Truppen und die Auflagen zu berathen; — nur einer Regierung, welche dieſe und einige andere Zugeſtändniſſe mache, erkennt die Kammer Anſprüche auf eine mehr als ephemere Dauer zu [1]).

[1]) Declaration de la chambre des représentans. Monit. 6. Juill. 1815.

Die Conſtitution ward, wie geſagt, in der Abſicht entworfen, keinen Fürſten anzuerkennen, der ſich ihr nicht füge. Man hatte vorgeſchlagen, die Verfaſſung von 1791, „welche in den ſchönen Tagen der Revolution geboren, der wahre Ausdruck der Wünſche der Nation geweſen ſey," neuerdings auszurufen [1]). Wenn man dies unterließ, angeblich weil die executive Gewalt damals zu ſchwach gelaſſen worden ſey [2]), ſo waren doch die Artikel, die man nunmehr annahm, von den andern nicht eben weit entfernt. Was ſoll man ſagen, wenn die Kammer trotz jener Ausſtellung ſich die Befugniß zuſchreibt, auch ohne berufen zu ſeyn, an einem beſtimmten Tage zuſammenzutreten; wenn ſie Kriegserklärungen und Friedensſchlüſſe ihrer Beiſtimmung unterwirft, und ihrem Monarchen verbieten will, ohne eine Art von Erlaubniß das Land zu verlaſſen, oder das Heer zu befehligen [3]). Natürlich! er iſt nichts, als ein Mitrepräſentant der Nation; nur in Primärverſammlungen der Bürger iſt die Quelle der Gewalt, der Urſprung der Geſetze; Staatsreligion, alter und neuer Adel, ſammt ſeinen Titeln, Qualificationen und Rechten fällt von ſelber weg

Ich wiederhole, dieſe Declaration, dieſe Conſtitution, ſchienen damals bedeutungslos. Die Partei, deren Geſinnungen ſie ausſprach, war beſiegt und ward auseinandergeſprengt. Allein ſie war weit entfernt, darum ihre Tendenz aufzugeben. Auch die Revolution, auf das Prinzip der Volksſouveränetät geſtützt, hat ihre Legitimität; und die Declaration der Kammer, welche auf

---

[1]) **Proposition de Mr. Gamon: vivement appuyée. Séance du 28. Juin.**

[2]) **Manuel. Séance du 30. Juin.**

[3]) **Fleury de Chaboulon. Mémoires II. 398,** behauptet, dieſe Conſtitution ſey nach dem Acte additionnel geformt und unterſcheide ſich von demſelben nur durch die Abſchaffung des Erbadels. Würde er den Acte additionnel zu loben haben, ſo würde er nur dieſe Conſtitution nennen. Er kannte ſie wohl nicht genau. Sie unterſcheidet ſich von dem Acte wenigſtens eben ſo ſehr, wie dieſer von der Charte.

den Fall, daß man jene Grundſätze, die ſie enthielt, mißkenne, zum voraus proteſtirte, und den künftigen Generationen übertrug ſie aufrecht zu erhalten, war für ſie ein großes Argument.

Dieſer Partei liegt nichts an Napoleon oder deſſen Sohn, an den Bourbonen und ihrem Stamm; es iſt wahr, ſie liebt das Königthum nicht, aber auch das Kaiſerthum iſt ihr zuwider. Ich glaube ſelbſt nicht, daß man ſagen könnte, ſie wäre geradezu für die Republik. Sie will eine Regierung, welche die Schöpfungen und Erfolge der Revolution, ihre materiellen und moraliſchen Intereſſen ſichere, und auf welche ſie zugleich einen ſtarken und beſtimmenden Einfluß ausüben könne. Das iſt ihr Ziel.

Kann man zweifeln, ob ſie deſſelben jemals wird vergeſſen haben? Die Rückkehr der Bourbonen drängte ſie zurück, trieb ſie auseinander, allein ihre Oppoſition zu erſticken, ihre geheimen Bewegungen zu hintertreiben, vermochte ſie bei weitem nicht.

Nur würde man irren, wenn man glauben wollte, daß ganz Frankreich dieſer Meinung geweſen wäre. Sie mochte die Majorität für ſich haben, aber es ſtand ihr eine ſtarke Minorität gegenüber.

Nie gab es ſo viel Royaliſten, wie damals, als der König in Gent war. Alles was ſich der entſchiedenen Revolution, was ſich dem bonapartiſchen Syſtem widerſetzte, warf ſich in den Royalismus, und man unterſchied die Brechungen deſſelben nicht mehr ſo genau [1]). „Man correſpondirt mit Gent," ſagt Napoleon, „wie man mit Coblenz correſpondirte" [2]). Der Bericht, den ihm ſein Polizeyminiſter über die ausgedehnten Verzweigungen der Royaliſten macht, iſt merkwürdig genug. Für den Mittelpunct derſelben, für den Sitz der Apoſtel des Bürgerkrieges wird darin Bourdeaux erklärt. Es iſt die Stadt, welche die

[1]) Fiévée, Session de 1815. p. 65.

[2]) Ich weiß nicht, warum die Histoire de la restauration par un homme d'état II. 311 dies Wort dem Fouché zuſchreibt, da es doch in der Anrede Napoleons an die Kammer enthalten iſt.

Bourbonen zuerſt wiederanerkannt und auch jetzt bis zuletzt behauptet hatte. Faſt unglaublich lautet die Erklärung, welche Lainé in ſeiner Eigenſchaft, als Präſident der alten Deputirtenkammer, von dort aus erließ. Er ſprach darin Jedermann von der Verpflichtung, die Auflagen an Napoleon Bonaparte zu zahlen, oder ſeiner Conſcription Folge zu leiſten, los und ledig [1]). Die Sachen ſtanden zu Bourdeaux ſo, daß er dies, in der Mitte der Napoleoniſchen Herrſchaft, unbeſtraft thun konnte. Von da aus erſtreckten ſich die Verbindungen der Anhänger des Königs auf der einen Seite nach Toulouſe, welches eine eigne royaliſtiſche Organiſation beizubehalten ſchien, über die Cevennen nach dem Departement du Gard, wo man bereits im Mai wieder die weiße Fahne aufgepflanzt hatte, nach Marſeille, in welcher Stadt die untere Claſſe gut königlich geſinnt war. Auf der andern Seite nahm man die Bewegungen nicht allein auf dem linken Ufer der Loire wahr, wo die Bevölkerung immer dafür empfänglich geweſen; royaliſtiſche Banden durchſtreiften Morbihan; ſie beherrſchten die Gefilde bis an die Thore von Laval, ſie unterbrachen, wie oft, die Verbindung zwiſchen Mans und Vannes. In der Vendée brach der Krieg der Eigner der Nationalgüter und der Bauern aufs neue aus; man hörte wieder die alten Namen der Rochejaquelin und Autichamp; es mußten Heere gegen die Bauern ins Feld rücken. Die Küſten der Bretagne und Normandie waren fortwährend unſicher. In Caen bemerkte man royaliſtiſche Reactionen, in den Landſchaften von Dieppe und le Havre entzog ſich die Jugend der Nationalmiliz [2]). Es iſt eine Linie, faſt wie ſie einſt die Beſitzungen der Engländer in Frankreich beſchrieben haben; ſie begreift den größten Theil der Küſten. Kommt dies nicht vielleicht auch daher, weil die Hafenplätze und alles was

[1]) Protestation de Mr. Lainé. Bourdeaux, le 28. Avril 1815. bei B. Constant, Minerve IX. 203.

[2]) Rapport à l'Empereur par le Duc d'Otrante, ministre de la police générale de l'Empire. Moniteur 18. Juin 1815.

durch jene Erfindung des Continentalſyſtems verletzt worden war, zu den natürlichen Gegnern Napoleons gehörte? Gerade wie die Fabrikſtädte für ihn waren. Allein auch mitten in dem Lande hatte Napoleon eine bedeutende Claſſe wider ſich und vielleicht, daß er ſich dieſe Feinde jetzt erſt zugezogen hatte. Wenn man während aller Jahre der Reſtauration das große Eigenthum im Bunde mit dem Königthum ſieht, ſo mag das wohl einer natürlichen Hinneigung deſſelben zu ſtabilen Prinzipien zuzuſchreiben ſeyn, aber, wenn ich nicht irre, rührt es auch daher, weil die Beſtimmung der Zuſatzacte, welche keinerlei Cenſus für die Wählbarkeit feſtſetzte, dem Intereſſe der Eigenthümer, von welcher Farbe ſie auch ſeyn mochten, eben ſo ſehr entgegen war, wie die Verordnungen der Charte zu ihren Gunſten. Und ſo geſellten ſich zu den Royaliſten von Natur, zu den alten royaliſtiſchen Bevölkerungen, zu Clerus und Adel, Intereſſen des Eigenthums und des Handels hinzu; — mitten durch Frankreich ging die Spaltung der politiſchen Religion.

Wie ſollte der König dies dergeſtalt entzweite Frankreich regieren? Durfte er ſich auf diejenigen ſtützen, welche ihm treu geblieben, aber ohne zu ſeiner Wiederherſtellung weſentlich beitragen zu können? Oder konnte er hoffen, die andern zu gewinnen, welche von ihm abgefallen waren, aber von denen ſeine Exiſtenz abzuhangen ſchien? Dieſe machten bei weitem die Mehrzahl aus; ſie waren verbündet mit den Ideen des Jahrhunderts; gerüſtet mit einem ausgebildeten Syſtem: jene waren die Minderzahl; in bedeutende Abſtufungen getheilt, wußten ſie nicht ſo genau anzugeben, welches ihr Ziel ſey; ſie ſuchten noch ihr Syſtem; doch waren ſie wieder muthig geworden und voll weitausſehender Anſchläge. Wie ſollte Ludwig XVIII. eine unabhängige Gewalt über beide geltend machen? Wenn es zwiſchen ihnen, wie es nicht gut anders ſeyn konnte, wieder zum Kampfe kam, wie konnte er vermeiden, in denſelben hineingezogen, von ihm gefährdet zu wer-

den? Es waren bereits einige wichtige Artikel der Charte ſuspendirt; — in welchem Sinne ſollte er ſie ändern?

Ein unermeßliches Feld für thätige Weisheit, für anordnenden ſchöpferiſchen Geiſt; oder ein großer Kampfplatz für die Parteien und ihren Haß. Damals eine Zukunft, unbeſtimmt, voll Erwartungen, von der man nur die Abſichten vorausſehen konnte: jetzt eine Vergangenheit, eine mit Thaten, Ereigniſſen, Erfolgen und mit welchen! bezeichnete Vergangenheit.

Frankreich und Deutschland.

Der Aufgabe, die Revolution in ihrem Wesen, in ihrer eigenthümlich französischen Natur aufzufassen, steht eine andere zur Seite, ihre Wirkung auf Europa wahrzunehmen.

Ich meine nicht allein jene Wirkung, welche durch Kriegsthaten und Friedensschlüsse hervorgebracht, sich in Veränderungen der Gebiete zeigt. Auch wenn man alle Schlachten, und alle Bewegungen der Diplomatie und alle dies Hin- und Wiederwogen der streitenden Kräfte von Moment zu Moment verfolgt hat, so könnte sich finden, daß man die eigentlich politische Frage, auf die es dem gegenwärtigen Augenblick vor allem ankommt, nicht allein nicht erledigt, sondern kaum berührt hätte.

Die Frage ist, welchen innern Zustand der europäischen Länder die Revolution fand, wie sie auf ihn einwirkte und ihn abänderte, welche Rückwirkungen hierauf im Gefolge der Ereignisse eingetreten sind. Nicht in ein paar allgemeinen Gedanken, sondern in diesem unvermeidlichen Wechsel sehr bestimmter Zustände liegt alles, was es in unserer Lage Peinliches oder Zufriedenstellendes geben mag, liegen alle unsre Hoffnungen und Gefahren.

Ich wollte, es wäre mir gelungen, die individuelle Physiognomie der Restauration in Frankreich wenigstens einigermaaßen vor Augen zu legen. Man würde, denk' ich, durch das unmittel-

bare Selbstgefühl überzeugt seyn, daß wir mit dem rein französischen Kampfe, in welchem man dort begriffen ist, mit dem eigentlichen Inhalt jener Bewegungen wenig gemein haben.

Allerdings haben Revolution und Restauration in ganz Europa, sie haben auch bei uns Analogieen gehabt; allein es fehlt viel, daß sie sich in irgend einem Lande, daß sie sich bei uns in ihrem Wesen wiederholt hätten.

Als die Revolution zu erobern anfing, hatte sie bereits die Stadien ihrer großen Gährung vollendet; sie hatte das alte Frankreich bereits von Oberst zu Unterst gekehrt und ein neues gegründet; sie bedurfte wieder der Ordnung. Wo sie erschien, zerstörte sie zwar unerbittlich die alten Formen, aber die Elemente des Vorhandenen konnte sie nicht so völlig zersetzen, wie in Frankreich; sie mußte sie schonen, um sie sich sofort dienstbar zu machen.

Italien hat mehr mit Frankreich gemein, als so leicht ein anderes Land; es ist romanisch, katholisch, zum Theil von Bourbonen regiert, und denn auch am längsten in den Händen der Eroberer gewesen; italienische Bildung und Literatur hängt schon durch die Sprache mit der französischen genau zusammen. Bei alle dem, hat es wohl die Revolution vermocht, Italien in den wesentlichsten Momenten dem Zustande von Frankreich gleich zu machen? Man vergleiche nur jene sechzehn Millionen Quoten der Grundsteuer, die in Frankreich bezahlt werden, mit der Anzahl der Besitzer in Italien! Diese unveränderlichen Stadt-Aristokratien von Italien, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert unwandelbar vererbt haben, sie bestehen noch; sie besitzen das Land noch heute. Es giebt daselbst eine Aufregung, allein ein Irrthum wäre, zu glauben, die Worte, deren man sich dort bedient, hätten die nämliche Bedeutung, wie in Frankreich: die Aufregung ist in der Aristokratie. Wenn ich nicht irre, so kommt sie hauptsächlich daher, weil einige von den gegenwärtigen Regierungen das Geheimniß nicht gefunden haben, die Landbesitzer

in ihre Interessen zu ziehen, ein Geheimniß, das die früheren recht gut verstanden.

Und sollte es nun der Revolution wohl gelungen seyn, die deutschen Dinge den französischen gleich zu machen?

Es ist auch bei uns eine große Veränderung vorgegangen: allein mit der kann sie nicht verglichen werden, welche in Frankreich eingetreten ist. Jene völlige Umwälzung des Besitzes und des Rechts, jene Schöpfung einer neuen Nation und eines neuen Daseyns, jene vollkommene Lossagung von aller Vergangenheit, die in Frankreich Statt gefunden, bei uns ist sie nicht wiederholt worden. Wo wäre, vollends in protestantischen Ländern, jener Haß wider den Clerus, der einen so hauptsächlichen Grundbestandtheil der französischen Bewegungen bildet? Wo wäre der Gegensatz eines alten und eines neuen Adels? Eines zwischen der alten und einer neuen Generation streitigen Besitzes? Wo wären bei uns zwei so entschieden, zwei durch so blutige Vorgänge entzweite Parteien ja Bevölkerungen? Wo hätte man endlich die alte Treue so ganz verleugnet, und die Bande, welche ein fürstliches Geschlecht mit seiner Landschaft verknüpfen, so völlig in den Staub getreten, und dem Hasse, der Verhöhnung Preis gegeben?

Nein! so weit ist es nicht gekommen, — damals als die Revolution auf uns einwirkte. Eben so wenig hat auch die Restauration eine Wiederholung in Deutschland gefunden.

Es ist wahr, es sind auch bei uns einige verjagte Fürsten aus der Verbannung zurückgekommen, aber welch ein Unterschied! Nicht von ihrem Volke waren sie verjagt worden, sondern von den verhaßten Fremden. Jenes Gefühl der Nationalunabhängigkeit, welches die Franzosen in der Herstellung der Bourbonen verletzt zu sehen geglaubt haben, es kam den deutschen Fürsten zu Hülfe: es rief sie herbei; es war befriedigt, als man dieselben in den Schlössern ihrer Hauptstädte wieder Platz nehmen sah. Gewiß! diese Fürsten haben, eben weil

sie entfernt gewesen waren, besondere Schwierigkeiten vorgefunden, allein mit der Aufgabe der Bourbonen läßt sich die ihre nicht vergleichen; auch waren ihrer nur wenige. Will man wissen, was eine Restauration in Deutschland gewesen seyn würde? Wofern man daran gedacht hätte, das Kaiserthum wieder herzustellen, Churfürstenthümer, bischöfliche Sitze, alle die alten Unmittelbarkeiten und das gesammte Gerüst des römischen Reiches deutscher Nation wiederaufzurichten: wofern eine solche Erneuerung des alten mit allem, was seitdem in Widerspruch mit demselben zum Leben gekommen war, in Kampf gesetzt worden wäre, dann würde von einer Aehnlichkeit die Rede seyn können. Auch dann selbst wäre sie nicht einmal vollkommen. Es hätte erst dazu gehört, daß jene Institute wahrhaft eingreifend, wirksam, herrschend gewesen wären, und daß sie zu einer ähnlichen Macht wieder hätten erhoben werden sollen. Allein man bekenne: sie waren bereits abgestorben, sie waren reif zum Tode; wenn man sie an einigen Orten vermißt, so wünscht man sie nicht zurück, wie sie waren, sondern wie sie hätten seyn sollen.

Was uns demnach von den Franzosen unterscheidet, es ist zwar — man weiß es — ohne Zweifel auch jener von Grundaus verschiedene Nationalcharacter, der ganz andere Bedürfnisse hat, ganz andere Gesichtspuncte verfolgt: doch ist er es lange nicht allein; die Lage der Dinge ist eine andere. Revolution und Restauration haben auch uns betroffen: doch hat uns jene nicht so vollkommen verändert, sie ist entfernt davon gewesen, eine neue Generation zu bilden: diese aber hat das Alte bei weitem nicht wieder auferweckt.

Käme es darauf an, das Unterscheidende, was diese Ereignisse in Deutschland gehabt haben, in der Kürze mit einem Worte zu bezeichnen, so ließe sich sagen: „die Neuerung ist im Bunde mit den Fürsten vollbracht worden". Durch ebendieselbe Veränderung, welche den inneren Zustand der Länder zwar nicht

wie in Frankreich umgewälzt, aber doch so wesentlich anders gestaltet hat, sind die Fürsten zu der Macht gekommen, die sie jetzt haben. Man betrachte einmal das Schicksal der geistlichen Güter. In dem katholischen Deutschland sind sie nicht viel anders in den Privatbesitz übergegangen, als in Frankreich: der Unterschied ist nicht groß. Aber wenn dort die Bourbonen ein Interesse dabei hatten, den Clerus in sein altes Eigenthum wiederherzustellen; denn in den Fall der Geistlichkeit waren sie selber verwickelt gewesen; so beruht dagegen die Macht unsrer deutschen Staaten, unsrer deutschen Fürsten zum guten Theil auf den nemlichen Secularisationen; und wollten sie sich den Grundsätzen, auf denen diese beruhen, widersetzen, so würden sie gegen die Bedingungen ihres eignen Daseyns streiten. Die Bestrebungen jener Jahre, ich will sie nicht loben; ich will sie nicht tadeln; aber einmal waren sie nichts Neues: — Kaiser Joseph hatte auf eine ganz ähnliche Weise reformirt, und noch vor der Revolution hat ein namhafter deutscher Publicist die Einziehung sämmtlicher geistlicher Güter empfohlen; — sodann waren sie nicht freiwillig: das Bedürfniß war da, die Bewegung ist nicht willkührlich hervorgerufen worden. Als das alte deutsche Reich mit dem revolutionirten Frankreich zusammenstieß — ein irdenes Gefäß mit dem eisernen — fiel es in Trümmer. Da hat freilich der deutsche Adel die größten Verluste erlitten: er war es doch, dem auch die Stifter zu Gute kamen; allein sollte er wohl mit Recht Andere anklagen? Wenn sein Daseyn an dem Bestehen des Reiches hing, wenn er so große Vortheile von demselben genoß, warum setzte er nicht Gut und Blut ein, um es zu retten? Und wie? Wofern er nicht bei den Fürsten einen Rückhalt gefunden hätte, wie wollte er den Leidenschaften der Revolution, die am Ende auch diesseits des Rheins aufzuwecken waren, gegenüber, auch nur sein Lehen, sein Allodium, sein persönliches Daseyn gerettet haben? Allerdings verlor er nun seine Unmittelbarkeit: aber was will eine Unabhängigkeit sagen, die sich nicht

ſelber vertheidigen kann? Es war ein Krieg, man ward geſchlagen: es war ein Sturm, man litt Schiffbruch: rette ſich wer es vermag! Glücklicherweiſe war das Reich nicht die Nation; die lebenden Kräfte derſelben hatten ſich jenem ſchon lange entzogen: ſie ſchloſſen augenblicklich zu den neuen Fürſtenthümern zuſammen: in dieſe retteten ſie ſich vor der unmittelbaren Herrſchaft der Fremden. Es war das Intereſſe der Fürſten, die doch lange nach der Unabhängigkeit geſtrebt hatten, welche ſie nunmehr erwarben, es war das Intereſſe der Gemeinen, welche zu einigen weſentlichen Verbeſſerungen ihrer Zuſtände gelangten, es war am Ende auch das Intereſſe des Adels, denn es gab keinen andern Ausweg.

Allerdings litt man hiebei acht bis zwölf ſchwere Jahre lang von dem Einfluß der Fremden; und auch in dem Innern machte ſich derſelbe hie und da fühlbar. Jedoch nicht überall. Es gab einen deutſchen Staat, der zwar, ſo mächtig und groß er auch war, demohnerachtet, — denn in ſeinen alten Formen trug er etwas in ſich, was ihm den Sieg aus den Händen riß — in den allgemeinen Ruin verwickelt worden; der aber glücklicherweiſe nicht ganz zu Grunde gerichtet noch aufgelöſt wurde, noch auch ſo völlig in Abhängigkeit gerieth. Vielmehr blieb er ſelbſtändig und ſein eigen genug, um in dieſem äußerſten Unglück, in der unaufhörlichen Gefahr, in der er ſich befand, die ſich ſelber regenerirende Kraft eines jugendlichen Daſeyns zu entwickeln. Im Gegenſatz gegen die Fremden griff er zur Neuerung. Man bemerke wohl, daß dieſelbe nicht von der Theorie oder der Nachahmung, ſondern von dem unabweislichen Bedürfniß und dem entſchloſſenen Willen, ihm zu entſprechen, in einigen einzelnen Zweigen ohne Zweifel von dem Wurfe des glücklichen Genius ausging. Es ſey, daß dieſelbe, wie alles Menſchliche, auch eine Schattenſeite hatte; ſie konnte nicht allen Intereſſen gleich angenehm ſeyn; aber man bekenne: ſie war nun einmal nicht zu vermeiden; von den Umſtänden ward ſie gebieteriſch gefordert,

und sie trug ihr eignes Correctiv in sich. Sie gründete sich auf den gesetzmäßigen Willen des Fürsten, der kein anderes Interesse hatte, als das Interesse des Ganzen und der Nation.

So ist die Veränderung, welche der Revolution entspricht, in Deutschland geschehen; sie ist nicht durch einen Ausbruch der in sich selber gährenden Elemente, sondern durch die aus dem Erfolg hervorgehende Untauglichkeit der früheren Institutionen hervorgerufen worden; sie ist, und dies ist die Hauptsache, nicht wie in Frankreich, im Widerspruch mit den Fürsten vollzogen worden, sondern unter ihrer Leitung, in ihrem Vortheil.

Und was war nun, im Großen und im Ganzen angesehen, unsre Restauration? Sie bestand darin, daß man die Fremden verjagte. Die neuen Königreiche blieben, und wenn ihnen die Umstände eine besondere Aufgabe machten, so war es vor allen, sich dessen zu entledigen, nicht, was im Drange der Umstände nothwendig verändert, sondern was durch den unmittelbaren Einfluß von Frankreich hervorgebracht worden war. Das Alte eigentlich herzustellen, durch dessen Zertrümmerung sie stark geworden, wie hätte es ihnen beikommen können. Mächtig trat die preußische Monarchie wieder hervor: allein mit demjenigen, was wesentlich erneuert worden, hätte sie am wenigsten sich in Widerspruch gesetzt; sie war selber erneuert und verjüngt: sie war sich der Entwickelung, in der sie stand, der Aufgabe, die sie hatte, wohlbewußt; selbst die Grundsätze ihrer auswärtigen Politik waren verändert.

Man verkenne nicht muthwillig, wie viel wir durch unsre angestammten Fürsten vor den Franzosen, ja vor allen Nationen der Welt voraus haben. Nur in zwei Fällen, glaube ich, könnten wir ihrer entrathen. Wenn Die Recht hätten, welche fortwährend auf dem Alten verharren wollen, so bedürfte man nur des strengen, einmal gegebenen Gesetzes, und etwa der Unwandelbarkeit einer Aristokratie. Wäre dagegen den Andern zu glauben, welche in unermüdlicher Bewegung einem immer zurück

weichenden und immer wechselnden Ziele nachjagen, so würden allerdings die Zügel der Dinge einer demokratischen Versammlung anzuvertrauen seyn. Allein etwas anderes braucht die Welt; gesetzmäßige Entwickelung thut ihr Noth; die Gegenwart bedarf zugleich der Vergangenheit und der Zukunft. Unsre Fürsten sind auf der einen Seite die Bewahrer des Rechts; aus dem Dunkel der vergangenen Jahrhunderte sind sie, in lebendiger Vereinigung mit ihren Völkerschaften, in den heutigen Tag eingetreten; auf der andern sind sie die Verbündeten der Entwickelung; alle ihre Größe und all ihr Ruhm beruht auf derselben. Man wird nicht sagen, daß sie in dem Falle Napoleons wären: ihre Herrschaft stammt nicht von dem gestrigen Tage noch von der Gewalt; sie sind rechtmäßige Fürsten, so rechtmäßig, wie irgend ein Besitzer in dem ganzen Lande; sie sind durch die Natur der Dinge beschränkt. Ebensowenig aber sind sie in dem Falle der Bourbonen; sie sind nie von ihrem Volke ausgestoßen gewesen; sie haben ihr Interesse nie von dem Interesse der Landschaft getrennt. Es ist eine uralte, angestammte, unauflösliche Verbindung: mit der Gesammtentwickelung des Landes ist ihr Daseyn, ist ihre Macht verwoben. Sie verlassen uns nicht; wir verlassen sie nicht: mit einander bestehen wir Kampf und Gefahr, wir bilden Eine Familie.

In diesem alten Verhältniß einer gegenseitigen Treue und gesetzlichen Verpflichtung haben die stürmischen Jahre der Revolution und Restauration keine wesentliche Veränderung hervorgebracht; wie ganz anders als in Frankreich, wo alles, was demselben analog war, völlig vernichtet worden ist. Wie aber? Wären wir etwa seit der Wiederherstellung der Bourbonen in den Fall der Franzosen gerathen, oder sie in den unsern?

Auf der Oberfläche, es ist nicht zu läugnen, zeigen die Dinge eine gewisse Aehnlichkeit. In Frankreich, wo man sich im Ganzen ruhig hielt, sprach man nur von dem Bedürfniß guter Staatseinrichtungen, das man nach so großen Erschütterungen

allenthalben mitfühlen mußte. Dort wechselten die Ministerien; und allenthalben glaubte man Klage zu haben. Dort wurden in täglichen Sitzungen die Verhältnisse zwischen der fürstlichen Gewalt und der Verwaltung, der Aristokratie und dem Lande, den verschiedenen Ständen verhandelt; wo hätte man sich so behaglich fühlen sollen, daß man nicht der Nothwendigkeit inne geworden wäre, eben dieselben auseinanderzusetzen.

Es ist jedoch leicht zu bemerken, daß diese Aehnlichkeiten nur sehr allgemein sind. In der That kann es keinen Staat geben, der nicht so wichtige Fragen auf seine Weise zu lösen hätte. So wie wir ein wenig tiefer eingehen, so nehmen wir wahr, daß die Franzosen fern davon waren, ein allgemeines, daß sie ein sehr besonderes, und ihnen eigenthümliches Ziel verfolgten; ein Ziel, das ihnen durch die Ergebnisse ihrer Revolution gesetzt war.

Diese, man wollte sie nicht aufgeben noch verlieren. Man hat sie während aller Jahre der Restauration gegen Ebendieselben verfochten, über welche man sie erobert hatte. Schien es nicht, als wollten Diejenigen, die durch die Restauration zurückgekommen waren, den Schatten der erschlagenen alten Monarchie heraufbeschwören und wieder beleben? Das revolutionäre Frankreich nahm alle seine Kräfte zusammen, ihnen zu widerstehen.

Nun ereignete sich, und ich habe zu zeigen gesucht, auf welche Weise, daß sich der Kampf der Interessen in die Verfassung warf, und den Schein annahm, als gelte er die Auseinandersetzung der königlichen Gewalt und des Volkes. Man täusche sich nicht: er war nicht darin. Während man beeifert schien, die beste Verfassung zu entdecken, und sie auf das Vollkommenste auszubilden, verfocht ein Jeder das ihm durch seine Stellung zu der Revolution angewiesene Interesse. Tausend Mal haben die Franzosen bekannt, daß es ihnen bei den Verhandlungen während der Jahre der Restauration gar nicht auf Untersuchung und eigentliche Erörterung ankam. In fünf Minuten,

sagen sie, konnte man sich auf alle Fälle Für und Wider entscheiden. Es kam darauf an, ob man die Interessen der neuen Nation theilte oder die Ansprüche der alten festhielt. Zwischen beiden wurde der alte Krieg fortgesetzt.

Ich weiß nicht, ob es im Laufe der Jahrhunderte noch ein ander Mal vorgekommen ist, daß Prinzipien und Daseyn dergestalt ineinandergewachsen, und unauflöslich vereinigt gewesen wären. Die Ideen, die an der Bildung der Zustände so großen Antheil gehabt haben, ließen sich von denselben nicht wieder sondern. Wollte man behaupten, was man erworben, wollte man fernerhin auch nur äußerlich und bürgerlich leben wie bisher, so mußte man die Gedanken geltend erhalten, auf denen die Zustände beruheten. Im Anfange der Revolution hat man die Ideen eher mit freier Wahl ergriffen; man nahm für dieselben keine andere, als eine rationelle Wahrheit in Anspruch, und suchte sie durch Beweis geltend zu machen. Jetzt hatte man keine Wahl weiter: durch seine Existenz war man an die Ideen gefesselt, um so mehr, da man sich ihrer fortwährend bedienen mußte, um sich zu vertheidigen; sie waren durch die Gesetze anerkannt und ausgesprochen; was früherhin rationell gewesen, trat nunmehr als Legalität auf; und es kam nur darauf an, es als solche weiter auszubilden, es wider die Gegner, deren Bestrebungen ein anderes System, ein anderes Interesse zu Grunde lag, ohne Abbruch zu behaupten. Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie oft man die besonderen Bedürfnisse und Wünsche der Parteien durch allgemeine und constitutionnelle Bestimmungen zu erfüllen sucht. Selten ist ein Vorschlag, ein Gesetz ohne eine Absicht im Rückhalt, einen versteckten Nebengedanken. Was die Leidenschaft fordert, rüstet man mit Gründen aus; jenes Gebiet von Ideen, das zuerst Montesquieu im Großen abgegrenzt, und darauf die Constituante in Besitz genommen, ist zum Kampfplatz geworden. Es ist, wie gesagt, der alte Krieg. Die Meinungen sind fertig, es sind die Waffen.

Und dieſe wären auch bei uns anwendbar, wo Vorgänge und Entwickelungen von ſo ganz verſchiedenem Character geweſen ſind? Iſt etwa auch bei uns eine verjagte Generation wiedergekommen, ihren verlorenen Rechten nachzufragen? Iſt bei uns das Fürſtenthum mit einer ſolchen verbündet? Kann es irgendwo, ohne mit ſich ſelber in Widerſtreit zu gerathen, und ſich ſeiner eignen Vergangenheit entgegenzuſetzen, eine verfallene Ariſtokratie zu neuem Leben aufzurufen geſonnen ſeyn? Wo iſt das Volk, man nenne es, das wirklich Grund hätte, in unaufhörlichem Verdacht zu leben, als werde es in den Bedingungen ſeiner Exiſtenz bedroht und gefährdet?

Nein! von der allgemeinen Faſſung, in welcher die franzöſiſchen Parteien ihre Anſprüche vortragen, muß man ſich nicht blenden laſſen: jenem Strome des Raiſonnements, mit welchem die franzöſiſchen Zeitungen und Tagesſchriften Europa überfluthen, muß man ſich nicht blindlings ergeben. Die Uebermacht, welche franzöſiſche Sitte und Literatur ſeit Jahrhunderten auf Nahe und Ferne ausübt, hat ſich gegenwärtig auf dieſen Zweig geworfen, der in der That mit ſo viel Gewandtheit, geiſtiger Behendigkeit und glücklichem Erfolg bearbeitet wird, daß er den glänzendſten Theil ihres Lebens ausmacht. Sollte es zu billigen ſeyn, wenn die europäiſche und denn auch die deutſche Oppoſition ſich in die Formen der franzöſiſchen wirft, und deren Verwandlungen, die einen ihr eigenthümlichen Grund haben, in analogen Schwingungen mitmacht?

Nicht als ob bei uns alles wohleingerichtet wäre: als ob man die Schwierigkeiten, die ſich nach ſo großen Unfällen und Zerſtörungen, nach einem ſo völligen Umſchwung der Dinge allenthalben zeigen mußten, eben ſehr glücklich überwunden hätte. Ich ſage nicht, daß nicht viel Unrecht geſchehen, daß nicht viele Anſprüche zu vergleichen, viel Uebel gut zu machen übrig ſey. Es iſt dies nur allzu gewiß. Allein durch die Eigenthümlichkeit

der Ereigniſſe in unſerm Lande iſt uns eine ganz andere Aufgabe geſtellt worden.

Einmal liegt uns nicht ſowohl ob, zu behaupten, was wir durch die Revolution erworben, als vielmehr das zu erſetzen, was wir durch dieſelbe verloren haben. So mangelhaft die alte Einrichtung des Reiches ſeyn mochte, ſo bedeutete ſie uns doch jene nationale Einheit, an welcher alle deutſche Herzen hangen. Wer ſollte es nicht fühlen? Freilich wäre es ſchwer geweſen, unter den Umſtänden, wie ſie waren, eine engere Verbindung durchzuſetzen, als diejenige geworden, mit welcher man das Reich am Ende hat erſetzen wollen; der Mangel ward vielleicht eben von dort aus am meiſten veranlaßt, wo man ihn jetzt am meiſten empfindet; allein ſoll man ſich darum verbergen, daß unſer Vaterland allerdings einer beſſeren Vereinigung bedürfte? Es bedarf derſelben für den Fall eines fremden Angriffs: da iſt kein Zweifel. Es bedarf ihrer aber, wenn wir nichtirren, auch für den Frieden. In den kleinen Fürſtenthümern ſind es zuletzt wohl beide Theile ſelber inne geworden. Kann es, frage ich, nicht einen Fall geben, in welchem die Autorität für ihren beſchränkten Wirkungskreis, für den Umfang ihrer täglichen Pflichten allzuviel Kräfte in Anſpruch nimmt, und dennoch nicht ſtark genug wird, um der Erhebung ungeſetzlicher Gewalten zu widerſtehen? Dieſer Fall, iſt er nicht hie und da eingetreten? Hat man nicht hie und da den Widerſtand aufgereizt, ohne doch ſtark genug zu ſeyn, ihn zu überwinden und die empörten Kräfte in die Bahn der Ordnung zu leiten? Unglücklicher Zuſtand! Alle deutſchen Patrioten werden, denke ich, übereinſtimmen, daß die Folgen deſſelben ſo gut wie möglich beizulegen, ſeine Wiederkehr, ſeine Fortſetzung ſo ſorgſam wie möglich zu verhüten wären. Allein nicht minder werden ſie überzeugt ſeyn, daß dieſe Uebelſtände durch Gewaltſamkeiten, durch den Umſturz des Beſtehenden nicht allein nicht gehoben, ſondern tauſendfach vermehrt werden würden. Auf eine vernünftige, ſchonende Weiſe, — in freier Uebereinkunft, in

allmähligem Fortschritt, durch nähere und nähere Vereinigung der lebendigen Interessen, wozu die Verfassung, in der wir sind, uns allen Spielraum läßt, wäre es zu versuchen. Dazu aber gehört etwas mehr, als die Debatten der Franzosen wiederholen, die gerade an dem Uebermaaß derjenigen Einheit leiden, deren völligen Mangel wir beklagen.

Eben so wenig, dünkt mich, kann es uns in den innern Verhältnissen unserer Staaten fördern, auf deren Beispiel zu sehen. Was ist es doch, worüber man sich beschwert? Man hört klagen, daß die Verwaltungen nicht selten hart seyen, starr, drückend; daß man die besonderen Bedürfnisse der Personen, Städte, Landschaften allzuwenig berücksichtige. Wer wollte es läugnen? Allein man erlaube mir zu bemerken, daß diejenige Richtung, welche die Ständeversammlungen gegenwärtig zu nehmen scheinen, schwerlich dienen kann, diesem Uebelstande jemals abzuhelfen. Wenn es ihnen gelingen sollte, von den Rechten der höchsten Gewalt immer mehr an sich zu bringen, ungefähr wie es in Frankreich geschehen ist, so würden sie zwar das Ansehn des Fürsten schmälern und sich einen entscheidenden Einfluß auf dessen Entschlüsse verschaffen; aber das Uebel der Centralisation würden sie, — ganz wie es dort Statt findet, — nicht anders als vermehren. Die Verwaltung, gestützt auf die Beschlüsse der Mehrzahl, würde nur um so durchgreifender werden, und sich um so weniger verpflichtet glauben, auf locale und provinzielle Unterscheidungen Rücksicht zu nehmen. Dieser Despotismus der Einheit, die überdies nur künstlich gemacht ist, welchen Sinn hat er in einem kleinen Lande? Durch welche Vortheile entschädigt er für die Aufopferungen, die er gebietet? Dort in Frankreich suchen sich die Interessen der Revolution, — welche mit den Interessen der nationalen Einheit zusammenfallen — einen selbständigen Einfluß auf eine Regierung zu verschaffen, die nicht ihres Sinnes seyn möchte. Hier, wo wären die Interessen der Revolution, wo die Gewalten, von denen dieselben bedroht würden? Die Neuerung, welche geschehen, — ohne Vergleich weniger durch-

gehend und vollständig — ist, wie gesagt, im Bunde mit den Regierungen, durch sie selbst, vollbracht worden und ist ihr eigener Vortheil. Ganz eine andere Aufgabe haben wir. Sie geht ohne Zweifel dahin, die Ansprüche der verschiedenen Stände ruhig und rechtlich auszugleichen; die Bedürfnisse der verschiedenen Landestheile gleichmäßig zu berücksichtigen; jene Wunden, welche die Jahre der Bewegung geschlagen, zu heilen und nicht immer wieder aufzureißen; in Wohlfahrt, Ordnung, Entwickelung aller Kräfte fortzuschreiten, und dabei die Treue und Gesetzlichkeit zu behaupten, die den Deutschen so wohl ziemt.

Statt dessen hat man wohl erlebt, daß sich hie und da die Mitglieder deutscher Stände in die Rolle der französischen Kammern versetzt zu sehn geglaubt haben. Es haben sich Etliche berufen gefühlt, sich ihren Fürsten, mit denen sie fast eine gemeinschaftliche Sache hatten und nur über untergeordnete Interessen streitig seyn konnten, entgegenzusetzen, wie dort etwa ein General, ein Staatsrath Napoleons, ein Foy, ein Benj. Constant der bourbonischen Regierung, mit der sie kämpften auf Leben und Tod. Allerdings sind am Ende auf der andern Seite analoge Irrthümer entstanden. Fürstenthümer und Reiche bieten auch bei großer Verschiedenheit immer gewisse Aehnlichkeiten dar. Allein wenn man sich überredet hat, die Interessen der Fürsten seyen allenthalben den bourbonischen gleich, die Interessen der Völker dem Interesse der französischen Revolution: so ist das ein ungeheurer, der Wahrheit der Dinge schnurstracks zuwider laufender Irrthum.

Und wie verderblich! Eine uns eigene, große, deutsche Aufgabe haben wir zu lösen: den ächtdeutschen Staat haben wir auszubilden: wie er dem Genius der Nation entspricht. Dazu giebt es schwerlich einen anderen Weg, als die unläugbaren und augenscheinlichen Mängel, deren so viele sind, ins Auge zu fassen, sie so viel an uns liegt, zu heben, und immer das zu leisten, was Noth thut. Sich erdichtete Bedürfnisse zu schaffen, weil man

anderswo davon redet; durch kleinliche Reibungen einer Trennung, die man aus allen Kräften vermeiden ſollte, erſt das Daſeyn zu geben; es ſcheint mir nicht förderlich. Vor allem aber ſoll man ſich vor den Formen hüten, welche die Franzoſen in ihrem eigenen Intereſſe, das von dem unſern ſo ganz verſchieden iſt, erfunden haben.

Nachahmung iſt bei jeder menſchlichen Thätigkeit bedenklich und hemmend; in Staatseinrichtungen aber iſt ſie — es kann nicht anders ſeyn — höchſt gefährlich. Wie ſchwer iſt es ſchon, irgend eine Idee, ſie ſey ſo rein und angemeſſen wie ſie wolle, ins Leben zu führen. So wie man aber nachahmt, und herübernimmt, hat man es überdies nicht mehr mit reinen Gedanken, mit dem Ideale zu thun; man ſucht die Formen, die ein fremdes Leben hervorgebracht hat, auf das eigene überzutragen. Was uns als Idee erſcheint, es iſt oft nur das Abſtractum einer fremden Exiſtenz. Wie aber dann? Sollte es nicht ſein Prinzip auch bei uns geltend machen? Immer tiefer und tiefer wird die Wirkung gehn, und was in einem andern Lande natürlich iſt, kann das unſere zur Revolution führen. Als man die Mißbräuche des altfranzöſiſchen Staates abzuſchaffen unternahm, war es ein großes Uebel, daß man engliſche, ja nordamerikaniſche Formen ins Auge faßte. Jene Gedanken, die in Nordamerika aus dem Daſeyn unmittelbar hervorgingen, es reinigten und belebten, haben dazu beitragen müſſen, das alte Frankreich von Grundaus zu zerſtören.

Ganz etwas anders iſt es, das Ideal auf eigenem Wege zu verfolgen; auf dem Wege, welchen unſre Väter eingeſchlagen, die die Bewunderung der Welt waren; den Veränderungen gemäß, die ſeitdem eingetreten ſind. Stehen bleiben: es wäre der Tod; nachahmen: es iſt ſchon eine Art von Knechtſchaft; eigene Ausbildung und Entwickelung: das iſt Leben und Freiheit.

Unſre Lehre iſt, daß ein jedes Volk ſeine eigene Politik habe. Was will ſie doch ſagen, die Nationalunabhängigkeit, von der

alle Gemüther durchdrungen sind? Kann sie allein bedeuten, daß kein fremder Intendant in unsern Städten sitze, und keine fremde Truppe unser Land durchziehe? Heißt es nicht vielmehr, daß wir unsre geistigen Eigenschaften, ohne von Anderen abzuhangen, zu dem Grade der Vollkommenheit bringen, deren sie in sich selber fähig sind? daß wir die Natur, die wir von Gott haben, unser ursprüngliches Eigenthum, unser Wesen, auf die von demselben geforderte Weise selbständig ausbilden?

Warum giebt es endlich verschiedene Staaten? Ist es nicht darum, weil es verschiedene gleich gute Möglichkeiten derselben giebt? Die Idee der Menschheit, Gott gab ihr Ausdruck in den verschiedenen Völkern. Die Idee des Staats, sie spricht sich in den verschiedenen Staaten aus. Gäbe es nur Eine untadelhafte Möglichkeit des Staates, gäbe es nur Eine rechte Form desselben, so wäre die Universalmonarchie allein vernünftig.

Man redet viel von der Forderung des Geistes der Zeit. Seltsam wäre es, zu behaupten, sie reiche weiter, als die Gemeinschaftlichkeit unsrer Natur überhaupt. Auch ist der Geist nicht von so groben Fäden, daß er sich einem Volke bloß in den Formen mittheilen ließe, die ein anderes erfunden hat, daß man diese von verschiedenen Zuständen auf verschiedene übertragen müßte. Er ist als Prinzipium wirksam, und wird sich auf natürlichem Wege aus seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit eine neue Zukunft entwickeln.

Ein großes Volk, so wie ein selbständiger Staat, wird nicht allein daran erkannt, daß es seine Feinde von den Grenzen abzuwehren wisse. Die Bedingung seiner Existenz ist, daß es dem menschlichen Geiste einen neuen Ausdruck verschaffe, ihn in neuen, eignen Formen ausspreche, und ihn neu offenbare. Das ist sein Auftrag von Gott.

Und wie? Wir sollten uns jetzt von den französischen Richtungen übermannen lassen? Ich tadle die Franzosen nicht: seyen sie, wie sie sind, wie sie seyn können. Allein als sie uns jene

Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, die zum Theil auch aus England übertragen war, und die mit ihr zuſammenhangende Anſicht der Religion und Natur überliefern wollten, haben wir uns damals von ihnen überreden laſſen? Es iſt gerade im Gegenſatz mit ihnen geweſen, daß wir, wie ſie nun ſelber geſtehen, um ſo viel tiefer eingedrungen, und der Wahrheit näher gekommen ſind. In allen Zweigen der Wiſſenſchaft, Niemand wird es läugnen, iſt ihre Anſicht geſchlagen und verdrängt worden. Ihre Poeſie und Kunſt? Glücklicherweiſe ſind wir, ſeit wir eine Literatur haben, ihren Spuren nicht weiter gefolgt. Alle geiſtigen Beſtrebungen unſrer guten Zeit, alle wiſſenſchaftlichen Erwerbungen unſrer großen Männer, alles was den Deutſchen einen Namen macht, es iſt im Gegenſatz gegen Frankreich gelungen. Und den Staat, den die Franzoſen überdieß in Anſchauung fremder Formen hervorgebracht, der aber ganz auf dem nemlichen Zuſammenhange der Ideen, auf jener mechaniſchen Anſicht der Dinge, die ihnen ſo natürlich iſt, beruht, — der eben darum jeden Augenblick in ſich ſelber zu verfallen droht — den ſollten wir nachahmen und herübernehmen! Nachdem wir ſie in allen einzelnen Zweigen zurückgeſchlagen, nachdem wir, in jener großen geiſtigen Richtung weiterſchreitend und zu den Waffen greifend, ſie auch im Felde überwunden haben, ſollten wir uns in dem wichtigſten Lebenselement, in der Form des Staates, an ſie anſchließen und ihre dürren Erfindungen nachahmen? Es ſey ferne! Alles was wir leben und ſind, alles was wir in den Jahrhunderten unſrer Vergangenheit erworben haben, lehnt ſich dawider auf.

Aus einem Schreiben von München, betreffend den bayrischen Landtag von 1831.

Von allen den Gegenständen, welche auf diesem Landtag zur Sprache gekommen sind, hat die Freiheit der Presse die Deputirten verhältnißmäßig am längsten beschäftigt, und ganz außer Zweifel ist, daß kein Gegenstand mit dem oratorischen Enthusiasmus von den Rednern der zweiten Kammer behandelt worden ist, wie dieser. Gleich am Anfang des langdauernden Landtags hat die Censurverordnung, welche der Eröffnung desselben unmittelbar vorhergegangen war, unendliche Worte und viele Tage in Anspruch genommen, indem Viele nach Vermögen und oft zu bezeugen hatten, wie „ein Schrei des Unwillens" darüber durch das ganze Land gegangen war, bis dann in Folge der Beschwerde über diese Ordonnanz und des Antrags, den dieselbe contrasignirenden Minister von Schenk in Anklagestand zu versetzen, die Sache erst recht ausführlich von dem Rednerstuhl und den Bänken verhandelt ward. Aber der Gegenstand wurde noch zum drittenmal und am ausführlichsten besprochen, als die Regierung ein umfassendes Gesetz über die Presse vorlegte, über welches sich die beiden Kammern nicht vereinigen konnten.

Es mag wohl erlaubt seyn, zu zweifeln, ob die Freiheit der Presse, in der Art, wie die Abgeordneten sie gefordert haben,

wirklich der Wunsch des Volkes ist. Wäre dies aber wirklich der Fall, so wird jeder einsichtige Beobachter zugeben, daß dieser Wunsch nur einer von mehreren ist, und unter diesen nicht die erste Stelle einnimmt. Wie ist es nun gekommen, daß die Vertreter des Volks diesem Gegenstand einen so unverhältnißmäßigen, mit dem Range, den er im Interesse des Volkes hat, nicht übereinstimmenden Eifer zugewendet haben? Ist es nicht etwa ein viel unmittelbareres Interesse, als das Volk an der Freiheit der Presse hat, welches seinen Einfluß auf die zweite Kammer geäußert hat? Diese Frage hat dadurch eine gewisse Bedeutung, daß ihre Beantwortung auf einen Umstand führt, der den Landtag von 1831 charakterisirt. Jenes nicht nationale Interesse ist denn auch nicht schwer zu finden.

Der letzte Landtag hat sich überhaupt vor allen früheren durch die Herrschaft ausgezeichnet, welche die Journalisten über die große Masse der Deputirten ausgeübt haben.

Mittelbar äußerten diesen Einfluß die auswärtigen, besonders die französischen Journale, — denn in den englischen, selbst den vom französischen Geist einigermaaßen angesteckten, ist noch immer ein gewisses Etwas, welches die Nachahmung erschwert; man kann dieses Etwas wohl als ein Fundament von positivem Inhalt und Wissen bezeichnen, das ihnen die Popularität entzieht, welche der Mangel an beidem der Mehrzahl der französischen verschafft. Diese Blätter schienen fast die einzige Quelle des Wissens für eine Anzahl der Redner zu seyn. Nicht bloß die von den französischen „Publicisten" erfundenen Redensarten wurden bis zum Ueberdruß wiederholt: der obenerwähnte Schrei des Unwillens war eben so durch Bayern als durch Frankreich gedrungen: die Bewegung, der Widerstand und die rechte Mitte schlugen unaufhörlich die Wände des Versammlungssaals; sondern man wurde auch belehrt, daß auch Bayern sein Ministerium Polignac und dessen verhängnißvolle Ordonnanzen habe, und überhaupt fehlte nicht leicht eine Analogie für das, was von

Frankreich gemeldet ward, so daß man fast versucht war, dem verkündigten, überall identischen „Staatsrecht der constitutionnellen Monarchie", eine ebensosehr überall identische, überall aus denselben Begebenheiten bestehende Geschichte der constitutionnellen Monarchie an die Seite zu setzen. Aber — und dies ist die Hauptsache, jene transrhenanische Weisheit zeigte sich als die einzige Lehrerin der liberalen Redner auch in der Vorliebe für solche Gegenstände, welche in jenen Zeitungen bis ins kleinste verarbeitet waren, wohin denn namentlich die Freiheit der Presse gehörte, während die particulären Landesinteressen von ihnen entweder gänzlich übergangen, oder mit einer Mattheit und Nachlässigkeit abgehandelt wurden, welche zwar nicht einem bösen Willen, aber einer großen Unkenntniß in Dingen des eigenen Vaterlandes zugeschrieben werden darf. Dieses Uebel mußte um desto fühlbarer werden, je weniger die Verhältnisse Deutschlands eine Vergleichung mit den französischen zulassen. Daß wir eine Freiheit haben, nach welcher das sogenannte befreite, unter dem Joch des Despotismus von Paris schmachtende Frankreich sich sehnt, davon konnte natürlich keine Ahnung in die Seele unserer Liberalen aus ihren canonischen Journalen fallen, die jene Unterdrückung der Provinzen nicht zu heben, sondern immer fester zu begründen streben.

Einen viel näheren und bis ins Einzelnste der Verhandlungen und Abstimmungen dringenden Einfluß jedoch, ja eine Art von Herrschaft über die Kammer übten die einheimischen liberalen Journale. Es sind damit hauptsächlich zwei gemeint: das schon seit einigen Jahren unter der Redaction des (während des Landtags größtentheils in München sich aufhaltenden) Dr. med. Eisenmann und Mitwirkung mehrerer Würzburger Professoren und sonstiger Literaten bestehende Würzburger Volksblatt, und die erst im vorigen Jahr von Wirth aus Baireuth gegründete Deutsche Tribüne, von welchen das erstere gegen das letztere noch immer ziemlich gemäßigt erscheint, und durch einen

gewissen nationalen Gehalt Achtung verdient, während das letztere allen positiven Inhalt abgestreift, und sich so hoch in den Dunstkreis generell-kosmopolitischer Ideen erhoben hat, daß die wirklichen Verhältnisse, wenigstens die des Vaterlandes, nur etwa in Bausch und Bogen eine Berücksichtigung von ihm erwarten durften. Nicht bloß aber den Journalen selbst ist jener Einfluß zu Theil geworden, sondern, was der Sache eine unerhörte gefährliche und die Würde der Kammer verletzende Gestalt gab, die Redactoren dieser Journale selbst waren es, die außer ihren Blättern in allgemeineren und Privatzusammenkünften eine beträchtliche Anzahl der Abgeordneten leiteten und ihre Ansichten bestimmten. Ein großer Theil der Kammer besteht aus Personen, welche bei den meisten der vorkommenden Gegenstände einer Anleitung und Belehrung durch Andere bedürfen, um sich dadurch eine Ueberzeugung zu bilden, nach welcher sie ihrem Eide gemäß zu stimmen haben. Diese Belehrung fanden sie sonst vornehmlich bei den Notabilitäten der Kammer, nach deren verschiedenen Farben, nicht bloß bei der öffentlichen Discussion, sondern auch (da diese für die Mehrzahl nicht ausreicht) in sonstigen Zusammenkünften, und dies ist offenbar die einzige zu billigende und der Kammer nicht unwürdige Art, wie ein solcher nicht öffentlicher Einfluß Statt finden kann. Bei dem letzten Landtage verhielt sich die Sache anders. Jene Notabilitäten konnten sich nur dann einen hinreichenden Einfluß versprechen, wenn sie sich mit den Journalisten verbanden, welche sich der eigentlichen Direction bemächtigt hatten.

Diese Gewalt der Journalisten hat ein liberaler Redner, ein wie man sagt, gut gesinnter, aber, wie es scheint, in Charakter und Kenntnissen nicht sicher und feststehender Mann, der Professor Seuffert von Würzburg (zweiter Präsident der Kammer) auf eine fühlbare Weise erfahren. Unterstützt von dem Redacteur des Volksblattes, und nicht verworfen von dem Redacteur der deutschen Tribüne, hatte er am Anfang des Landtags durch seine Reden für die Freiheit der Presse (welche er bis zum Ende des Land-

tags fortsetzte) und gegen das damalige Ministerium des Innern, unter welchem die Censurverordnung erschienen war, eine Popularität erworben, in welcher er sich als eine Säule der Kammer erkannte. Eingenommen von dieser wagte er es nach mehreren Monaten bei Gelegenheit des Finanzrechenschaftsberichts seine eigene, von der vom Liberalismus vorgezeichneten Bahn abweichende Meinung zu haben. Sofort ging sein ganzer Einfluß in Trümmer: nichts konnte ihn vor der Strafe schützen, welche der Redactur der deutschen Tribüne über ihn verhängte, nicht seine späten Klagen über den in der Kammer herrschenden „Terrorismus der Meinungen," selbst nicht das W. Volksblatt, welches sich seiner treulich annahm, und darüber mit der Tribüne in Opposition kam. Vergebens deckte das Volksblatt in starken Aufsätzen die Zweideutigkeiten in dem politischen Charakter seines Nebenjournals auf, wie z. B. die Tribüne vorgestern noch (selbst nach Ablegung des Rechenschaftsberichts) den Finanzminister als das Muster eines constitutionnellen Ministers, als „den Mann des Volks" in den Himmel erhoben habe, und seit gestern, ohne alle zur öffentlichen Kunde zu bringende Veranlassung, die heftigsten Artikel gegen denselben enthalte. Die Tribüne ging stillschweigend über diese capitale Anklage hinweg, das Volksblatt hatte nur seine eigene Autorität durch die Vertheidignng seines Schützlings erschüttert, und die Gewalt des Redacteurs der Tribüne, der sich um diese Zeit mit einem sehr gewichtigen, bis dahin schweigenden, nun aber bei den finanziellen Gegenständen höchst activen Gliede der Kammer verbunden hatte, wurde nur um so entschiedener und ausschließender.

Das Bestreben, durch die Presse auf die Verhandlungen der Kammer einzuwirken, und eben so die Uebung einer Art von Jurisdiction über die Redner, welche ohnedies ohne freiwillige Unterwerfung keine entscheidende Kraft zu erlangen vermag, kann Niemand mit Grund schlechthin mißbilligen, aber die geheime, außerhalb der Presse sich äußernde Betriebsamkeit der Journalisten

in Bearbeitung und Anleitung der großen Masse der Abgeordneten konnte weder mit der Würde der Kammer, noch mit dem Geist der Verfassung vereinbar gefunden werden.

Daß die Würde der Kammer selbst unter dieser außer ihr befindlichen Direction litt, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Auch hat sie es selbst erprobt, wie sich ihre Majorität nicht der einen Partei so völlig hingeben konnte, ohne alle Waffen des Spotts und Hohns von Seiten einer entgegengesetzten gegen sich aufzurufen, und durch jene Deferenz zu legalisiren. Eben so klar aber ist es, daß jene geheime, von unberufenen, unbeeidigten, der Kammer fremden Personen ausgehende Leitung der Verfassung widersprach. Was sollte man dazu sagen, wenn bei der freien Discussion vom Platze aus, Deputirte aus der Zahl derer, die z. B. in der französischen Deputirtenkammer nicht daran denken, das Wort zu nehmen, Zettel aus der Tasche zogen, und ganz unbekümmert um das, was vor ihnen gesagt worden war, durch das darauf geschriebene ihren Beitrag zur Discussion gaben, wobei man vielleicht aus Styl und Inhalt bei mehreren dieser Reden sogar einen und denselben Verfasser vermuthen konnte? Es konnte nicht fehlen, daß die Resultate nicht selten dieselbe verfassungswidrige Gestalt an sich trugen, wie ihre Ursachen. Wenn die bayrische Verfassung eine Censur der politischen Zeitungen anordnet, wie hätte wohl ohne jene äußere Macht die zweite Kammer auf den ausgesprochenen, und ihren Beschluß über das Preßgesetz bestimmenden Grundsatz kommen können: sie dürfe in keiner Art für die Censur jener Blätter stimmen, damit diese verwerfliche Einrichtung durch einen solchen Beschluß nicht eine heiligende Sanction erhalte, wobei sich also die Kammer der Abgeordneten eine höhere sanctionirende Gewalt beilegte, als der Verfassung selbst, welche jene Censur anordnet. Nimmt man nun noch dazu, welche Stellung Bayern unter den politischen Mächten einnimmt, und wie groß hiernach das wahre Landesinteresse an der Freiheit der Presse von der Censur in Beziehung auf

die äußere Politik seyn kann, so würde es vollends unbegreiflich werden, wie diese Censurfrage ein Hinderniß des Preßgesetzes werden konnte, dessen Bedürfniß allen Parteien sich als ein sehr dringendes kund gethan hatte, wenn sich nicht eben in der ungesetzlichen Theilnahme der Journalisten an den Verhandlungen der Kammern das Wort des Räthsels fände.

In der That, die Journalisten konnten ihre orationes pro domo ruhig halten, ohne fürchten zu dürfen, daß ihnen einer ihrer Zuhörer das: vous êtes orfèvre! des Lustspiels entgegenhalten würde. Wenn der Redacteur der deutschen Tribüne einen andern Journalarbeiter einen großen Mann nennen konnte, ohne öffentlich ausgezischt zu werden, wenn derselbe ohne allgemeines Gelächter das gesammte eisrhenanische Bayern der liberal-politischen Unreifheit beschuldigen konnte, weil — noch Niemand von daher eine Actie auf die von ihm einzurichtende Schnellpresse unterzeichnet hatte, wenn man endlich sogar sonst verständige und vom Journalwesen unabhängige Personen es beklagen hörte, daß bei uns so wenig Aufmunterung für Journalisten sey, während man in Frankreich durch Theilnahme an der Journalistik die höchsten Stellen sich erschreiben könne, so ist es nicht zu verwundern, daß es keinem der Gutmüthigen, welche ihre Abstimmung von der Billigung der Journalisten abhängig machten, einfiel, zu überlegen, ob das klare eigene Interesse dieser Personen sie denn wirklich ganz unbefangen über das Interesse des Landes gelassen habe.

Es könnte auch noch über die Verträglichkeit jenes Einflusses der Journalisten mit dem Gewissen der Abgeordneten und dem Eid derselben: „des Landes Wohl und Bestes nach ihrer inneren Ueberzeugung zu berathen", gesprochen werden. Ueber diesen Punct aber mögen bloß einige Thatsachen reden. Wenn Mitglieder der zweiten Kammer (sogar Geistliche) in Beziehung auf die Anklage des Ministers von Schenk gegen ihre Bekannten sich erklärten: sie hätten für die Versetzung desselben in den An-

klagestand gestimmt, nicht weil sie dieselbe für begründet geachtet, aber weil sie sie für vortheilhaft, um ein Exempel zu statuiren, oder die Mißbilligung seiner Verwaltung energisch zu erklären, gehalten hätten; so mögen diese Männer vielleicht eine Hinterthüre in jenem Eide offen sehen, durch welche sie ihr Gewissen flüchten können. Kaum aber wird dies denen gelingen, welche anerkannten, daß ihre Abstimmung eine Folge der Drohung gewesen sey, sie würden nach Hause kehrend mannigfachen Beschädigungen an Leib und Vermögen nicht entgehen, wenn sie anders stimmten. Andere erklärten Solchen von ihren Collegen, an welche sie sich wohl um Belehrung zu wenden pflegten, am Tage vor der Abstimmung: ja, nun Sie uns auf den und den Punct aufmerksam gemacht haben, sehen wir die Sache ganz gut ein, wenn wir Sie nur früher gehört hätten, wir würden ganz anders stimmen; aber wir haben nun einmal unser Wort gegeben, so zu stimmen, und das können wir nicht brechen!

Ist es endlich wohl ein Irrthum, zu glauben, daß gerade der Einfluß der Journalisten die Haupturſache der Spannung zwischen dem König und dem einen Theil der Stände ist, welche die hauptsächlichste und unseligste Frucht dieses Landtags war? Es läßt sich nicht erwarten, daß ein König von dem trefflichen Willen wie Ludwig durch eine Opposition gereizt worden wäre, welche von Liebe des Vaterlands beseelt, von deutschem Ernst geleitet und der Achtung theilhaftig, die einer auf eignen Füßen stehenden Ansicht gern gewährt wird, manchen Acten der Regierung entgegengetreten wäre. Nun aber hat es die Mehrheit der Kammer zugelassen, daß zwischen sie und den König eine andere, durch sich selbst ernannte Volksrepräsentation sich gestellt hat, welcher wir es vornemlich zuschreiben wollen, wenn die aus dem Herzen kommende Ansprache in der Thronrede durch hohle Phrasen einer ausländischen Rhetorik, die aufrichtige Liebe des Königs zu seinem Volk durch ein oft selbst nur vorgegebenes

Mißtrauen, ja zuweilen durch einen unwillkührlichen Widerschein des Verdrusses, den theils die Sparsamkeit eines Fürsten, theils sein Streben nach geistigen Dingen in einer gewissen Klasse von Menschen erregt, und das, was seine Regierung wirklich geleistet hat, mit Anforderungen aus den Geboten des französischen Liberalismus erwiedert worden ist.

Eine Bemerkung über die Charte von 1830.

Man hätte die ganzen Jahre der Reſtauration hindurch nicht anders glauben ſollen, als daß die Franzoſen insgeſammt von Verehrung für die Charte Ludwigs XVIII. durchdrungen ſeyen. Wie heftig auch immer die Parteien zuſammenſtießen, ſo forderten ſie doch ohne Aufhören beide: „die Charte, die ganze Charte, nichts als die Charte". Eine klagte nur immer die andere an, daß ſie dies Bollwerk der Freiheit verletze.

Endlich kam es, im ſchwierigen Augenblick, von den Worten zur That. Man ſah die eine Partei zu Auslegungen dieſer Urkunde ſchreiten, welche, was man auch immer dafür ſagen mag, die Sicherheiten, die dieſelbe darzubieten beſtimmt war, ohne Zweifel gefährdeten, und ein offener Angriff auf die Gegner waren. Der Kampf entſpann ſich; es war vorauszuſehen, ſie unterlag. Hierauf, was thaten die Sieger? Sollte man nicht erwarten, ſie würden die Charte, unter deren Namen ſie ſich verſammelt und geſtritten hatten, aufs Neue ausrufen und ſich etwa begnügen, die ihnen mißfälligen Erklärungen authentiſch zurückzuweiſen? Nein! in ebenderſelben Verfaſſung, für die ſie die Waffen ergriffen haben wollten, nahmen ſie ſo weſentliche Veränderungen vor, daß die revidirte Charte für eine neue Conſtitution gelten kann.

Seltsames Verfahren! Auffallender Widerspruch! Und dennoch, wer sollte der Thor seyn, sich darüber besonders zu verwundern? Wer wäre so fremd in den Geschäften der Welt, daß er das nicht, zumal in Frankreich, ganz in der Ordnung fände.

Denn was war es doch, was jede Partei an der Charte von 1814 billigte und empfahl? Da dieselbe zwar in ihren einzelnen Bestimmungen auf den Grundsätzen der Revolution beruhte, aber in ihrer Vorrede die Ansprüche der alten Regierung behauptet hatte, da sie mithin die widerstreitenden Prinzipien beide enthielt, so konnte es nicht anders seyn, als daß zwischen der Charte der Royalisten und der Charte der Liberalen, das ist, wie sie die Einen und wie sie die Andern verstanden, ein ungemeiner Unterschied war. Jede Partei vertheidigte ihr Verständniß; wie hätte sie das billigen sollen, worin der Vortheil der Gegner lag; sie fand nur das darin löblich, was zu ihren eignen Gunsten war. Wenn sie für die Charte stritt, so war es dies, wofür sie stritt, nicht etwas anderes.

Es war natürlich, daß die, welche Siegerin geblieben, das Prinzip, aus dem sie lebte, weiter geltend machte. Kann man es anders erwarten? Es wäre denn, diese Welt kehrte um, und glaubte wieder an die Heiligkeit der Eide. — Dann aber hätte es überhaupt keine Juli-Revolution in dem Sinne, wie sie erfolgt ist, gegeben.

Wie die Sachen stehen, so ist eine Verfassung immer ein Compromiß der das Leben theilenden Gewalten. Da deren völlige Auseinandersetzung niemals möglich ist, da die Entwickelung immer fortgeht, so dauert diesseit der nemliche Streit fort, welcher jenseit geführt ward. Eine Zeitlang werden die Bestimmungen der Verfassung selbst den Kampfplatz darbieten. Sollte auf irgend eine Weise von den Elementen des Lebens das eine oder das andere das entschiedene Uebergewicht bekommen, so wird die Verfassung zertrümmert werden.

So ging es der Charte von 1814: durch den erneuerten

Kampf eben derselben Gewalten, welche sie hätte versöhnen sollen, ward sie vernichtet.

Die Sieger entwarfen eine neue Verfassung. Es fragt sich, wie diese zu Stande kam; welche Elemente es sind, die in derselben ihre Abkunft ausgesprochen haben? Der Ursprung der Parteien, die gegenwärtig in Frankreich auf diesem Boden kämpfen, wird sich daher ergeben.

Ich will nicht versuchen, diese Frage ganz zu erschöpfen: einige wichtige Umstände, die man genau wissen müßte, sind noch nicht hinreichend erläutert; ich mache nur die Bemerkung, daß sich die Charte von 1830 nahe an die von der napoleonischen Kammer im Jahr 1815 entworfene Constitution anschließt: und werde aus dem Verhältniß, in der jene zu dieser steht, einige Folgerungen herleiten.

Vergleichung der Charte von 1830 mit der Constitution vom Juli 1815.

Von den Arbeiten der napoleonischen Kammer von 1815 nach der Abdankung des Kaisers ist wenig mehr im Gedächtniß geblieben, als die Protestation und die Declaration der Rechte, welche sie ergehen ließ; allein diese bildet nur den Eingang, jene nur den kurzen Inbegriff einer Constitution, welche im Entwurf vollendet und größtentheils discutirt und angenommen war, als die Verbündeten einzogen.

Die Constitution von 1815 war wie die Charte von 1830 im Wesentlichen eine Verbesserung der Verfassung Ludwig XVIII. und die Abänderungen von 1830, welche sich, wie man weiß, auf die wichtigsten Puncte, Freiheit der Religion und der Presse — die königliche Gewalt und die Verhältnisse der einen wie der andern Kammer an sich und zu derselben — auf Gericht und Pflanzungen beziehen, sind in der That sämmtlich

oder faſt ſämmtlich im Jahr 1815 bereits beſchloſſen geweſen. Betrachten wir einen Augenblick ihr Verhältniß in den einzelnen Puncten.

1. Weder in der einen noch in der andern wollte man von einer bewilligten, octroyirten Charte wiſſen.

2. Dieſe Conſtitutionen verſchmähten, wie ſich faſt von ſelbſt verſteht, beide die Anerkennung einer Staatsreligion. Jene Fragen, welche Bienné, Salverte, Dupin, B. Conſtant, und Andre am 7. Auguſt 1830 über die Thatſache, daß die katholiſche Religion die Religion der Mehrzahl ſey, über die Gefahr, die es habe, dieſelbe nicht anzuerkennen, über die Beſoldung der Diener aller Culte verhandelten, ſind ſchon am 5ten Juli 1815 zur Sprache gekommen. Die glückliche Auskunft des Herrn von Rambuteau, durch die Weglaſſung eines einzigen kleinen Wortes [1]) dieſe letzte, die vornehmſte Schwierigkeit zu heben, war jedoch der neuern Redaction vorbehalten.

3. In beiden ſprach man nicht allein die Preßfreiheit aus; man ſchaffte jede Art von Cenſur ausdrücklich ab [2]).

4. Den berühmten vierzehnten Artikel ermäßigte man in beiden Conſtitutionen. Zwar ging man 1815 noch weiter, als 1830; allein auch in dieſem letzten Jahr iſt der Vorſchlag gemacht worden, Kriegsbeſchlüſſe und Friedensverträge der Berathung der Kammern zu unterwerfen [3]). Der Zuſatz, daß ohne ein Geſetz keine Fremden in Kriegsdienſte zu nehmen ſeyen, war nicht minder in zwei Artikeln der Conſtitution von 1815 ausgeſprochen [4]).

5. Den Kammern wurde jene durchgreifende Befugniß —

---

[1]) Des Wortes seuls in dem Art. 7 der Charte von 1814. „Les ministres de la religion catholique etc. et ceux des autres cultes chrétiens reçoivent seuls des traitemens.“

[2]) §. 6. der Conſtitution, §. 8. der Declaration von 1815.

[3]) Proposition de M. Sapey, Séance du 7. Août 1830.

[4]) §. 15, 16.

welche Ludwig XVIII. ſo hartnäckig verweigert, und auch Napoleon in der Zuſatzacte keineswegs zugeſtanden hatte, — die Befugniß zu der Initiative in der Geſetzgebung von dieſen Conſtitutionen einmüthig zuerkannt [1]).

6. Beide ſprachen dem Fürſten das Recht ab, die Pairkammer auch außer der Zeit einer Sitzung der Abgeordneten zu verſammeln [2]). Sie überließen es nicht länger ſeinem Gutdünken, den Prinzen vom Geblüt, welche doch nur allzuleicht ſehr gefährliche Anführer der Oppoſition werden können, den Eintritt in dieſe Verſammlung zu erlauben oder zu verſagen. Sie erklärten, die eine wie die andere, die Sitzungen der Pairs für öffentlich.

7. Die Charte des Königs hatte die partielle Erneuerung der Deputirtenkammer beibehalten. Nach dem Vorgang Napoleons ordnen dieſe beiden Conſtitutionen die Erneuerung derſelben im Ganzen alle fünf Jahre an. Es iſt wahr, die Kammer von 1815 hatte ein Alter von 25 Jahren für hinreichend erklärt, um Deputirter zu werden, und 1830 ging man nur auf das 30ſte Jahr zurück; allein jene erſte Beſtimmung iſt in dem urſprünglichen Vorſchlag Berard's enthalten geweſen, und von Villemain vertheidigt worden. Auch darin ſtimmen ſie überein, daß ſie ſowohl den Wahlcollegien als den Abgeordneten das Recht, ihre Präſidenten ſelbſt zu ernennen, zugeſtehen [3]).

---

[1]) §. 46 der Conſtitution von 1815. Charte von 1830, §. 15.

[2]) Ihre Beſtimmungen ſind faſt gleichlautend. Const. 1815 §. 62. La chambre des pairs ne peut se réunir hors du temps des sessions, que pour l'exercice de celles de ses attributions judiciaires qui n'exigent pas la présence de la chambre des représentans. Tout autre acte de la chambre des pairs tenue hors du temps de sessions législatives, serait illicite et nulle de plein droit. Charte 1830 §. 22. Toute assemblée de la chambre des pairs qui serait tenue hors du temps de la session de la chambre des députés, est illicite et nulle de plein droit, sauf le seul cas ou elle est réunie comme cour de justice et alors elle ne peut exercer que des fonctions judiciaires.

[3]) Const. v. 1815 §. 65. 67. 74. 1830 §. 34. 35. 37.

8. Es kann nicht fehlen: beide verdammen alle außerordentlichen Commissionen der Justiz. Die Colonieen entziehen sie mit denselben Worten [1]) den ministeriellen Anordnungen und unterwerfen sie besonderen Gesetzen.

9. Eine Hauptsache ist, daß die eine wie die andere die Eidesleistung des Fürsten in Gegenwart der vereinigten Kammern festsetzen und die Nationalfarben wiederherstellen.

In der That sind dies alle wesentlichen Veränderungen, welche die Kammer von 1830 in der Charte des Königs gemacht hat. Es ist keine einzige darunter, die nicht in der Constitution von 1815 entweder nahe berührt, oder wirklich enthalten wäre.

Selbst jene Puncte, welche die Verfassung von 1830 einer künftigen Gesetzgebung überwies, sind ihr nicht ausschließend eigen. Von einigen war allerdings erst seit 1815 eigentlich die Rede gewesen. Allein die wichtigsten waren schon funfzehn Jahre zuvor nicht vernachlässigt worden. Die Anwendung der Jury auf Preßvergehen, das Recht der Kammern, alle Jahr das Contingent der Armee zu votiren, eine bedeutende Ausdehnung der Verantwortlichkeit der Minister, die Selbstverwaltung der Gemeinen und Bezirke, alles Dinge, auf die man 1830 von neuem antrug, waren schon im Jahr 1815 zum Theil nicht ohne den Vorgang der Zusatzacte beschlossen gewesen.

Sollen wir nun annehmen, daß man bei der Entwerfung der neuen Constitution die alten vergessenen Artikel wirklich zu Grunde gelegt habe?

Es wäre dafür, daß die Adresse einer großen Anzahl von Julistreitern, welche von Lafayette und Odilon Barrot auf dem Stadthause in Empfang genommen ward, ausdrücklich auf die Prinzipien hinwies, welche die Kammer der Repräsentanten im Jahre 1815 unter dem Feuer der feindlichen Batterieen erklärt,

---

[1]) Les colonies sont régies par des lois particulières.

und der Zukunft vermacht habe, einer Zukunft, die man jetzt als Gegenwart beſitze [1]).

Ich will indeß nicht ſagen, daß die Benutzung ſo handgreiflich geweſen, wie es ſcheinen könnte. Aber ſoviel iſt gewiß, daß ſich die Conſtitutionen von 1815 und 1830 beinahe verhalten, wie ein Ziel, das man ſich ſetzt, und ein Ziel, das man erreicht.

Es iſt mehr als einmal behauptet worden, man ſey alle die funfzehn Jahr in einer Art von Verſchwörung gegen die Bourbonen begriffen geblieben. Dabei mag wohl an das, was ſonſt Verſchwörung heißt, nicht gerade zu denken ſeyn. Es will nur ſagen, daß man unter alle dem Wechſel der Ereigniſſe, ungehindert von den Verpflichtungen, welche man übernommen, die Abſicht der Revolution, wie ſie 1815 gefaßt worden, unausgeſetzt verfolgte. Im Jahre 1830 erreichte man ſie.

Unwillkührlich traten die alten Tendenzen wieder hervor. Man glaube nicht, daß die Erblichkeit der Pairie erſt 1830 in Frage geſtellt worden ſey. Schon am 7. Juli 1815 hat man weitläuftig darüber verhandelt, und das große, das entſcheidende Argument, daß die Nation eine Antipathie gegen alle Ungleichheiten habe und allgemein dagegen ſey, iſt ſchon damals ausführlich vorgetragen worden.

Eine neue Organiſation der Nationalgarde beabſichtigte man 1815 nicht minder, und wenn Carnot dieſer ſchon während der hundert Tage das Recht hat geben wollen, ihre Offiziere ſelbſt zu ernennen, ſo iſt wohl anzunehmen, daß die Kammer nicht dahinter zurückgeblieben ſeyn würde. Wider den Titel Monſeigneur, wider den Ausdruck: Unterthan, der erſt am 4. und 5. Januar

---

[1]) Les principes que la chambre des représentans de 1815 avait déclarés sous le feu des batteries ennemies et legués à un avenir qui nous appartient actuellement. Worte der Adreſſe, mitgetheilt von der Tribüne. 4. Aout.

1832 so lebhafte Protestationen hervorgerufen, machte man schon unter der damaligen Herrschaft Napoleons Einwendungen. Genug, die Richtungen sind die nemlichen; nicht allein im Großen und Ganzen, sondern bis ins Einzelne. Es war das neue Frankreich der Revolution, das sich mit seiner ganzen Tendenz und allen seinen Grundsätzen in der Constitution von 1815 aussprach. Ebendasselbe bekam im Jahre 1830 wieder die Oberhand.

Dies ist das Ergebniß, das aus einer Vergleichung der beiden Charten hervorgeht. Für die Geschichte der dazwischenliegenden Jahre wäre die Aufgabe, zu zeigen, wie es zu demselben kam.

Wie aber? Hat die Revolution im Jahr 1830 wirklich vollkommen die Oberhand bekommen? Ein Schritt weiter in der Vergleichung eröffnet uns eine bedeutende Beschränkung unsrer Ansicht.

Die spätere Charte ist wohl fast vollständig in der früheren enthalten; die frühere aber lange nicht in der späteren.

Ich habe schon gezeigt, mit welcher Strenge man 1815 auf die Grundsätze von 1791 zurückging. Man kann nicht sagen, daß dies 1830 ebenso geschehen sey. Man hat den Adel nicht abgeschafft wie damals. Man hat den König nicht so auffallend beschränkt. Man ist nicht auf die Primärversammlungen französischer Bürger zurückgegangen. Es ist nicht wahr, daß das Gesammt-Evangelium der Revolution neuerdings proclamirt worden sey.

Wie nun? Wäre dies eine freiwillige Mäßigung der Revolution gewesen? Nachdem sie die Oberhand behalten hatte, sollte sie nicht alle die Ansprüche gemacht haben, die ihr natürlich waren? — unwahrscheinliche Voraussetzung!

Viel weiter als die Charte waren die Forderungen und ich weiß nicht, ob nicht auch die Versprechungen des Stadthauses gegangen. Wenigstens wird behauptet, man habe daselbst nicht allein die Nationalsouveränetät als den obersten Grundsatz der Regierung gleich von vorn herein in der Constitution anzuerkennen: sondern auch diese der Sanction des Volkes förmlich zu unterwerfen zugesagt: man habe Dinge, wie die Erneuerung der

gesammten Magistratur hoffen lassen [1]). In der That sind in der entscheidenden Sitzung vom 7. August mehrere Anträge in diesem Sinne vorgekommen. So ward eine ausdrückliche Erklärung der Nationalsouveränetät mit den Worten zweier Artikel der Constitution von 1791 in Vorschlag gebracht; doch ist sie nicht beliebt worden. Man muß sogar bekennen, daß der Beschluß, zu dem es kam, die Abdicationsacte im Archiv niederzulegen, dem Begriffe der Souveränetät der Nation, die doch schon durch ihre revolutionäre Behörde die Absetzung ausgesprochen hatte, wesentlich zuwiderläuft. Die Kammer ward darauf aufmerksam gemacht; demohnerachtet faßte sie diesen Beschluß. Nicht minder hat man auf eine völlige Erneuerung der richterlichen Behörden, in denen, so viel ich höre, wirklich der Geist der alten Parlamente noch nicht völlig ausgestorben ist, angetragen; zu großem Mißvergnügen der Entschiedenen, wie dies denn der Constitutionnel sofort aussprach, hat die Kammer dies verweigert. Genug, wenn die Revolution nicht alle ihre Absichten durchsetzte, so geschah dies nicht, weil sie sich gemäßigt hätte; sie vermochte es nicht, sie hatte die Oberhand, aber nicht vollkommen; es geschah darum, weil sie auf ihrem Wege Widerstand antraf.

Man bemerkt leicht, daß ich den Widerstand der Doctrinärs meine. Nicht, wie man dies wohl versteht, der wenigen Individuen dieser Partei, sondern des Interesses, das sie repräsentiren.

Nicht so ganz spurlos sind die Jahre der Restauration der Bourbonen vorübergegangen. Man würde irren, wenn man glauben wollte, Royalismus und Revolution seyen dort eben ganz in dem nämlichen Kampfe wie im Jahr 1815. Es haben

[1]) Man kennt die Streitigkeiten über das Programm des Hotel de Ville. Viennet hat behauptet (Séance du 31. Mars 1831), es sey nichts als die bekannte Declaration der Deputirten vom 31. Juli; und das wäre denn freilich nicht sehr verfänglich. Man hat ihm indessen in einem ausführlichen Artikel der Tribüne (7. April 1831) geantwortet, in welchem obige Angaben mit einem gewissen Schein von Glaubwürdigkeit enthalten sind.

ſich in den ſeitdem verfloſſenen Jahren Intereſſen gebildet, die zwar mehr der letztern als dem erſtern angehören, aber in der That das Product von beiden ſind. Ich will hierauf gegenwärtig nicht eingehn. Eine weitere Entwickelung wäre die ganze Geſchichte dieſer Periode. Genug, nur durch dieſe Intereſſen ſind die Doctrinärs ſtark.

Ich möchte ſagen, die Revolution wollte in den Julitagen ſich ganz wie ſie geweſen, reſtauriren; an den ſeitdem ins Leben getretenen Exiſtenzen fand ſie ihren Widerſtand.

Es kam deshalb zwiſchen beiden Elementen zu einer Abkunft. Die Doctrinärs haben keineswegs ihre Meinung völlig geltend gemacht. Sie hätten, man weiß es wohl, die Abſetzung gern vermieden, aber ihre Nebenbuhler war ihnen zu ſtark. Bei den Beſtimmungen über die Pairie erhob ſich der Altvater der ganzen Partei, Royer Collard; doch war es vergeblich, daß er dieſelben beſtritt. Weder die Revolution noch die Doctrin konnte ihre Abſichten rein durchſetzen; ſie glichen ſich ſo gut es gehn wollte mit einander aus; das iſt die Charte von 1830. Als Benjamin Conſtant aus der Commiſſion kam, in der er den Entwurf derſelben mitberathen hatte, bemerkte er, er habe einige ſeiner Meinungen aufopfern müſſen. Wohl betrachtet, iſt das der Fall eines Jeden geweſen.

Man ſtreitet ſchon ſeit dem erſten Augenblicke, ob die Revolution von 1830 als eine völlige Revolution oder nur als eine Verbeſſerung der Reſtauration anzuſehn ſey. Erſt vor Kurzem haben Mauguin und Guizot darüber heftige Worte gewechſelt. Der eine hat behauptet, daß ſeine Partei das Beſte gethan, der andere, daß die ſeinige die Oberhand behalten habe. Auf dieſe Art kann man fortſtreiten, bis dieſe Conſtitution wieder vernichtet ſeyn wird, ehe man über ihre Bedeutung aufs Reine kommt. Die Wahrheit iſt, daß beide Parteien, wie ſie denn von den Ordonnanzen zugleich angegriffen und bedroht wurden, an dem Ereigniſſe Theil hatten, — wer will berechnen, welche mehr, welche weni-

ger? — und daß denn in der revidirten Charte jede von ihren Ansprüchen einen Theil behauptete, einen anderen fallen ließ.

Die Charte von 1814 war eine Auseinandersetzung der königlichen Gewalt mit den Gewalten und Interessen der Revolution. Die Charte von 1830 ist eine Auseinandersetzung der liberalen Parteien, — der gemäßigten, und der äußersten, der monarchischen und der republikanischen.

Allerdings aber versöhnten sie damit ihre Prinzipien nicht. Kaum war der Vertrag geschlossen, so erneute sich ihr Kampf auf allen Puncten, welche derselbe nicht ganz genau bestimmte.

Stück für Stück sucht sich die Revolution in den vollen Besitz ihres Gebietes zu setzen. Sie ist im offenen Angriff; trotzig, verwegen; sie macht sich nichts daraus, selbst mit Unehren abgeschlagen zu werden; unaufhörlich, ohne irgend einen Moment zu versäumen, ohne ihren Gegnern irgend einen Mißgriff, irgend einen Mangel so hingehen zu lassen, erneut sie ihre Anfälle. Sie rechnet auf die Sympathie der großen Menge.

Werden die durch die letzten Jahre zum Leben gekommenen Interessen, werden die Wortführer derselben stark genug seyn, sie abzuschlagen?

Eine Frage, in welcher die Zukunft von Frankreich innen liegt.

Ueber einige französische Flugschriften aus den letzten Monaten des Jahres 1831.

Der Kampf der Meinungen in Frankreich ist ein Schauspiel, das im Grunde Niemanden zu ermüden scheint, so lange es nun auch schon dauert. Noch immer wie vor mehr als vierzig Jahren, lauschen ihm beide Welten. In unzähligen Blättern wiederholt man wörtlich oder mit wenig Abweichungen, wie er von Tage zu Tage geführt wird. So oft verwandelt er seine Gestalt; — so nahe berührt er die wichtigsten Interessen.

Im Ganzen sollte es freilich scheinen, als hätte sich mit dem langen Verlauf der Jahre auch hier eine Art von Verfall eingestellt. Jene großen und gefährlichen Talente, welche im Anfang der Revolution die Geister mit sich fortrissen, jetzt sind sie verschwunden. Jene Mirabeau, Cazalès, Maury: — weder die eine noch die andere Seite wird gegenwärtig Mitglieder zu besitzen behaupten, die ihnen glichen. Man kann sich darüber nicht wundern; die Beschaffenheit der Sache bringt es so mit sich. Unter ungeheuren Anstrengungen und Wehen geschah die Revolution: jetzt ist sie vollführt. Damals brachte man die neuen Gedanken hervor, griff an und eroberte. Jetzt behauptet man und vertheidigt, und arbeitet den Erwerb weiter aus. Hiezu braucht

man nicht mehr den Ingrimm der alten Leidenschaften. Die Talente vom ersten Range, welche immer von Grundaus neu seyn müssen, hätten vielleicht nicht einmal Raum sich zu entwickeln.

An Lebhaftigkeit aber gebricht es diesem Kampfe auch gegenwärtig nicht: es gebricht ihm — denn wenn der Angriff nicht mehr so gewaltige Kräfte entwickelt, so ist auch der Widerstand schwächer — eben so wenig an wichtigen Erfolgen. Genauere Beobachtung fordert er schon darum immer wieder, weil er unsere Grenzen so nahe berührt.

Es wäre nur zu wünschen, daß man dieselbe mit der rechten Gleichmüthigkeit anstellen könnte. Ich kann mir, wenn ich es sagen darf, eine Stimmung denken, in der man gleichsam an der Barriere stehend dem Treiben der bewegten Kräfte, dem man doch nicht Einhalt thun wird, ruhig zusähe. Allein da man, obwohl, wie ich dafür halte, mit Unrecht, Deutschland so sehr in diese Sachen zu ziehen gesucht hat, da man die Analogieen, die es etwa bei uns giebt, so lebhaft geltend macht, da wir leider unsere Sache in der That nicht ganz für uns treiben zu wollen scheinen, so ist es schwer diese Ruhe zu behaupten.

Auf jeden Fall muß man sich hüten, sich nicht einem oder dem anderen der französischen Journale ausschließend zu überlassen. Erst wenn man die entgegengesetzten zusammenhält, versteht man sie und kann einen Standpunct außerhalb ihres Getriebes nehmen.

Auch würde es nicht gerathen seyn, sich mit den Journalen allein zu begnügen. Die Journale zeigen allerdings die großen Abstufungen der Parteien in der ganzen Vielseitigkeit ihrer Richtung. Allein wir vernehmen in ihnen die Stimmen, so zu sagen, mehr von Classen, als von Individuen. Es sind ausgesprochene Meinungen, feste Gesinnungen, von denen man nicht abweicht, zu denen man sich verbündet hat, mit denen man einander stets von neuem bekämpft, und nur immer die Ereignisse zu unterjochen sucht.

Eine wie mir scheint unentbehrliche Ergänzung derselben sind

die Flugschriften. Wenn in den Journalen ganze Classen reden, aber in vereinzelten, bruchstückartigen Aeußerungen, so treten in den Flugschriften die Einzelnen hervor, aber mit zusammenhangenderen Ausführungen und Begründungen; man sieht besser mit wem man es zu thun hat; die Meinungen erscheinen in der Farbe eines individuellen Denkens; sie sind frischer, ungebundener, neuer, rechte Kinder des Augenblicks.

Ich wünschte aus den wichtigeren von denen, die mir aus den letzten Monaten von 1831 zu Händen gekommen sind, zu entnehmen, wie sich die Stellung der Parteien zu einander, vornehmlich in ihrer innerlichen Grundlage, darin abspiegelt; wo sich die Meinungen berühren, wo sie sich trennen: welches die starken, und welches die schwachen Seiten der Wortführer seyn dürften.

Royalisten.

Zu sagen, was ein Royalist in Frankreich sey, ist immer schwer gewesen; und es ist gegenwärtig schwerer als jemals.

Die entschiedene Opposition wider die Revolution, ihre Interessen und Hervorbringungen, die sich sonst so laut vernehmen ließ, sollte beinahe verschwunden zu seyn scheinen.

Unter den wenigen, welche diese Linie noch halten, hat sich vielleicht in der letzten Zeit Niemand so stark ausgedrückt, wie Achille Comte de Jouffroy.

„Avertissement aux souverains sur les dangers actuels de l'Europe par M. le comte Achille de Jouffroy. Paris, Hivert, Oct. 1831.

Es giebt eine Meinung, welche vor 1789 nichts sieht, als Monarchie und Religion, seitdem nichts als Empörung und Irreligion: in den Ereignissen eben nur den Kampf zwischen beiden Prinzipien. Dies ist die Meinung dieser Schrift.

Es giebt Leute, welche, wie in Frankreich die reine Revolution, so in Rußland die einzige Rettung vor derselben zu sehen glauben. Unser Autor gehört zu ihnen.

Er geht darin so weit, daß er unter andern behauptet, der Krieg Rußlands gegen die Türkey sey von den Revolutionären hervorgerufen worden; und zwar in welcher Absicht? Man höre! Rußland habe seine Armee und seinen Schatz vergeuden sollen. Preußen und Oestreich seyen die Arme der heiligen Alliance, Rußland das Herz derselben: dessen Blut habe man zu erschöpfen gesucht.

Ueber die Revolution selbst hat er einige vielleicht nicht üble Bemerkungen. Er macht darauf aufmerksam, wie sie vor allem die zu Grunde richte, durch die sie zu Stande komme, — wo man sich der Arbeiter bediene, sey die erste Frucht des Sieges der Ruin der Industrie; — wo die Insurrectionen von den Banquiers besoldet worden, seyen deren Banqueroute erfolgt u. s. w.

Allein es ist etwas viel, wenn er weiter sagt, Regieren sey Wollen, gleich als gebe es eine vernünftige Regierung durch einen absoluten Willen; wenn er das Amt der Fürsten in nichts setzt, als in die Erhaltung der Individuen und des Eigenthums wie sie sind, gleich als gebe es nicht auch eine gesetzmäßige Fortentwickelung.

Diesen Absolutismus, den die Revolution so heftig an ihren Gegnern tadelt, er scheint ihn anzuerkennen und vertheidigen zu wollen. Die Vereinigung desselben mit der Religion, namentlich mit dem Katholicismus, billigt er nicht minder. Er rühmt den Katholicismus als eine consequente Lehre, und zugleich eine vollendete Institution. Dieses Bekenntniß schärfe das Dogma ein, mit Autorität, und füge die Drohung hinzu. Der positive Cult bemächtige sich des Menschen bei seiner Geburt, unterwerfe ihn der socialen Hierarchie, folge ihm in den bedeutendsten Acten seines Lebens und dringe jeden Augenblick in den Grund seines Herzens; er greife die Immoralität der Revolution in ihrem Innersten

an, indem er ſich an das Gewiſſen der Gläubigen wende. Eine thätige, wohlgeordnete Miliz wache ſtrenge über die Ausführung der Befehle des Evangeliums.

Seltſame Lehre! Den Katholicismus als ein Heilmittel derjenigen Uebel anpreiſen, die gerade dort ſich entwickelt haben, wo derſelbe am wirkſamſten geweſen iſt!

Es iſt ungefähr die Behauptung der Liberalen, wenn die heilige Alliance Frankreich nochmals angreifen ſollte, ſo würde der leitende Gedanke dieſer Unternehmung von Rom ausgehen [1]).

Ihnen iſt ihr Paris die Welt. Weil man, wenn die Revolution fiele, dort wahrſcheinlich beſſer katholiſch und dem Papſt ergebener ſeyn würde, ſo ſoll der Katholicismus die Stütze der Throne in aller Welt ſeyn, und der Papſt die Fäden der Coalition in ſeinen Händen halten!

Ich ſollte glauben, daß ſich der Royalismus vor ſo ausſchweifenden Behauptungen eher zu hüten hätte. Sie weichen ſo weit von der Wahrheit ab, und ſind ſo verfänglich, daß ſie ſich nur eignen, der öffentlichen Meinung eine entgegengeſetzte Richtung zu geben.

Sollte es nicht den Uebertreibungen zuzuſchreiben ſeyn, wenn ſich ſogar viele Royaliſten in dieſe letzte werfen?

Sur la politique rationnelle par Alphonse de Lamartine. Paris, Gosselin, Oct. 1831.

Wie wenig doch die Gleichheit der Prinzipien auf ähnliche Schlüſſe und Ergebniſſe führt!

---

[1]) Ich finde dies eben wieder in Corcelle: Documens pour servir à l'histoire des conspirations p. 31. Qu'on examine de près l'histoire de nos dernières années, depuis 15 ans le mot d'ordre de la sainte alliance est toujours venu du même endroit. Si jamais une coalition des souverains armait de nouveau contre nous, chacun d'eux pourrait y faire la réserve de son intérêt privé, des coutumes de la réligion de son pays, mais c'est à Rome encore, que se trouverait la pensée dirigeante de cette entreprise.

Lamartine war immer ein Royaliſt; und auch er geht, wie er denn den Spruch: Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes, zum Motto genommen hat, von der Religion aus. Zu ganz andern Reſultaten aber gelangt er.

Man glaubt in dieſer Schrift einen Prediger zu vernehmen, der ſeine Lehre mit melodiſcher ſanfter Stimme einer auserwählten Gemeinde vorträgt; etwas phantaſtiſch, es iſt wahr, nicht ohne Wiederholungen; aber in das Kleinſte bis zur Eleganz ausgearbeitet, und was ſo ſelten, mit einem Schwunge, der das volle Gepräge der Ueberzeugung hat.

Lamartine's vornehmſte Abſicht wäre, die Royaliſten zu überreden, ſich nicht länger dem gegenwärtigen Staate zu entziehen.

„Unſere Pflicht iſt," ſagt er, „uns mit dem Lande zu vereinigen, von dem wir uns nicht trennen können, ohne es ſchwächer zu machen, mithin nicht ohne Verbrechen. Nie bedurfte es der Hülfe, Aufklärung, Thatkraft dringender als jetzt; wollten wir ihm nicht alles anbieten, was wir hievon in unſern Reihen haben mögen, es könnte uns nicht vergeben. — Stimmen wir mit in den Wahlcollegien! — treten wir ein, wenn man uns die Pforte eröffnet, in die Verſammlung der Repräſentanten! Laßt uns wieder mit den Worten der Ueberzeugung und feſter Geſetzlichkeit auf die Tribune ſteigen; hat die Kammer keinen Widerhall für uns, ſo wird ihn das Land haben. Die Worte des Abgeordneten dringen weiter vorwärts als die Stimme des Schriftſtellers; eine ganze Bevölkerung, eine ganze Provinz, eine Geſammtmeinung redet durch dieſen Mund; er iſt beſtellt, ein politiſches Symbolum auszuſprechen!"

Aber wie? Sollen die Royaliſten einem Fürſten den Eid leiſten, welcher den rechtmäßigen Thron doch nur uſurpirt? Sollen ſie ſich entſchließen, unter Louis Philipp Dienſte zu nehmen?

Lamartine meint, es könne Fälle geben, in denen das ganz

perſönliche Gefühl der Ehre, vor dem Patriotismus, der ein ſociales, mithin höheres Gefühl ſey, zurückweichen müſſe. „Zuweilen, ſagt er, und hiermit tritt er ſeinem Ziele näher, in den unberechenbaren Verwirrungen einer Revolution kann der Fürſt ſelbſt ſich zuerſt in dieſer Ausnahme befunden haben: König durch die Nothwendigkeit, unſchuldig an ſeiner eignen Erhebung, unglücklich über ſeine eigne Größe.“ Lamartine findet in der gegenwärtigen Regierung nicht die Bedingungen einer definitiven Exiſtenz; er nimmt ſie für eine längere Dictatur, für ein neutrales Gebiet, wo die Parteien einander begegnen, aber ſich nur unter gewiſſen Bedingungen feſtſetzen: er deutet an, ſie werde ſich vor einer höhern moraliſchen Nothwendigkeit zurückziehen.

Eine kühne Vorausſetzung! Aber ſelbſt, wenn man ſie zugiebt, ſollen ſich die Royaliſten von der Vergangenheit und ihren alten Ideen ſo völlig losreißen, und auf den neuen Staat, der doch unfehlbar jetzt die Oberhand hat, ſo mit gutem Willen eingehen?

Hier iſt die Mitte dieſes Raiſonnements, wo ſich die Politik und die Religion des Autors begegnen.

„Gewiß, antwortet er, es wäre denn, daß man aus der Welt gehen, oder in den Jahrhunderten zurückſchreiten oder ſich gegen die Civiliſation ſelbſt empören wollte.“

Lamartine findet, daß die Welt in eine neue Epoche eingetreten ſey, die Epoche des Rechts und der Thätigkeit aller. Eigenthümlich iſt ihm, daß er hierin einen Fortſchritt des Chriſtenthums und des Evangeliums erblickt. Dieſe Epoche werde gerechter, freier, moraliſcher ſeyn, als alle, welche die Welt bisher durchlaufen; ſie heilige die politiſche und bürgerliche Gleichheit der Menſchen ebenſo, wie Chriſtus ihre natürliche Gleichheit vor Gott geheiligt habe; man könne ſie die evangeliſche Epoche nennen. „Der ſociale Menſch muß künftig vor den Augen des Philoſophen und des Geſetzgebers dasjenige ſeyn, was der einzelne Menſch vor den Augen des wahren Chriſten iſt, ein Kind Gottes, das die nemlichen Titel, Rechte und Pflichten, die

nemliche Bestimmung vor dem irdischen Vater hat, dem Staate, wie vor dem himmlischen, vor Gott."

Von dieser Ahndung einer religiös-demokratischen Weltordnung wird der Autor ganz hingerissen. In dem modernen französischen Staate findet er den Boden für den großen socialen Neubau vorbereitet, den der himmlische Baumeister beabsichtige. Dahin deutet er alle Eigenschaften desselben.

Er nimmt in dem französischen Staate eine nur noch nicht ganz reine Republik wahr. Man sollte glauben, ein Royalist würde davor eher erschrecken: er ergiebt sich darein. Es ist ihm genug, daß — zwar sagt er nicht für immer, aber doch noch für einige Zeit — ein erbliches Oberhaupt nothwendig sey; es kommt ihm selbst nicht darauf an, ob dies König oder Präsident heiße. Auf immer fordert er für keine Würde die Erblichkeit. Wenn er an Casimir Perier etwas tadelt, so ist es, daß derselbe für die erbliche Pairie gewesen sey.

Den Institutionen des neuen Staates gewinnt er durchaus höhere Tendenzen ab. Die Presse werde endlich allen Betrug unmöglich machen; sie sey die Gerechtigkeit Gottes, offenbart in dem Worte. Den Unterricht will er frei, ausgebreitet, ja verschwendet wissen; umsonst, und doch mit dem Rechte eines Jeden „seinen Brunnen sich zu wählen, nach seinem Durste zu trinken". Denn wäre der Unterricht immer frei gewesen, wieviel raschere Fortschritte würde Gottes Wort gemacht haben. Er wünscht die völlige Absonderung der Religion von dem Staate; denn der Staat verdunkle ihn nur, jenen göttlichen Strahl, den der Mensch allein am Himmel suche. Er fordert eine Legislation, auf der Basis des Evangeliums errichtet, nicht mehr jene blutige, welche die Sitten blutiger, sondern eine sanfte, welche dieselbe mäßiger und sanfter mache. Die Centralisation, welche so vielen Tadel erfährt, weiß er nicht zu mißbilligen. Er findet sie bewundernswürdig, diese intensive Kraft, durch welche der sociale Gedanke, so wie er einmal gefaßt, und Gesetz geworden sey, in dem

nemlichen Augenblick mit Schnelligkeit, Regelmäßigkeit, Beaufſichtigung und Einheit, in allen Kreiſen der Verwaltung zur Ausführung komme: es ſey die Einheit dieſer großen Körper, genannt Nationen.

Man ſieht, dieſer Autor beobachtet ein doppeltes Verfahren. Einmal idealiſirt er das Vorhandene, das denn freilich auch eine ganz andere Seite hat; dann giebt er den idealiſirten Gewalten eine chriſtliche Richtung, von der ſie bis jetzt nicht wiſſen. Iſt er ſicher, daß ſie dieſelbe nehmen, daß ſie nicht gerade die deſtructiven Elemente, die ſie in ſich einſchließen, wie ſie ſchon einmal gethan, geltend machen und ganz zu dem Gegentheil entwickeln werden?

So ſehr täuſcht ſich Lamartine nicht. Er ruft ſeufzend aus: „Wenn Frankreich wollte!" Indem er bemerkt, daß auf die Letzt alles auf die Sitten, auf das, was er das öffentliche Gewiſſen nennt, ich verſtehe das nationale Bewußtſeyn der Pflicht, das jeder Thätigkeit zu Grunde liegt, ankomme, ſo beſcheidet er ſich, daß es damit in Frankreich übel ſtehe. Er findet daſelbſt ein Recht, das verkannt, und ein anderes, das beſtritten ſey, ein Mißtrauen in die Wahrheit ſelbſt, eine durch alle dieſe Verſuche ermüdete Sättigung; eine verweichlichende Geldbegier, eine geheime Neigung zu jenem Despotismus, der mit Eroberungen ſchmeichele; den Geiſt der Faction, Mangel an höherer Moral, Schwäche des religiöſen Gefühls. „Es iſt die politiſche Tugend, die uns mangelt", ruft er aus.

Und bei dieſem Zuſtand der Dinge iſt er dennoch überzeugt, ſeine Ideale realiſirt zu ſehen?

Nein! Er ſieht ſehr wohl, daß auf dem Wege, den man eingeſchlagen, auf der andern Seite eine große Gefahr drohe. „Entweder, ſagt er, werden unſere Kinder und die Kinder unſerer Kinder eine Reihe von freien, der Religion, Moral, Vernunft ergebnen Jahrhunderten verleben, oder aber — ſchreckliche Alternative! — wir hinterlaſſen ihnen die Auflöſung der bürgerlichen

Ordnung, ſtreitige, blutig-ſtreitige Prinzipien, die Gewalt unmöglich, die Freiheit unausführbar, die Religion verfolgt, die Legislation im Rückſchritt, den europäiſchen Krieg, die Geſetzmäßigkeit des Schaffots, die Civiliſation des Bivouacs, die Moral der Schlachtfelder, die Freiheit der Satrapen, die Gleichheit von Räubern; in ihrer Mitte, eine Idee, erſtickt in Blut."

Jener Welt der Ideale ſetzt er, wie wir ſehen, furchtbare Möglichkeiten entgegen, einem Himmel die Hölle. Es wäre nur zu wünſchen, daß er angeben möchte, wie das Glück zu erreichen, das Unheil zu vermeiden ſey. Es iſt nicht genug, daß er an jenes öffentliche Gewiſſen appellirt, über deſſen Ausſprüche er ſich eben ſelbſt ſo zweifelhaft, ſo beſorgt, aus ſo guten Gründen beſorgt zeigte; es reicht nicht hin, daß er ſagt, der politiſche Gedanke und die politiſche Thätigkeit dürfe nicht länger von einer tyranniſchen Bureaucratie, von einer in Empörung begriffenen Hauptſtadt, von einer Faction, einem Tribun abhängen; die Frage iſt, wie das zu machen, wie es dahin zu bringen ſey.

Welchen Ausweg, welche ſichere Hülfe bietet uns nun ſeine Politik an? Lamartine weiß nur Ein Mittel: einen Mann. Er ſchildert uns den, auf den er hofft. „Es müſſe ein Mann ſeyn, vollkommen in Einſicht und Tugend, der lebendige und erhabene Inbegriff des Jahrhunderts, ein Bonaparte des Wortes, mit dem Inſtinct des ſocialen Lebens; voll Vertrauen auf die Zukunft; der Blitz der Tribüne; ein Columbus der Freiheit, fähig ſowohl uns von der Exiſtenz einer neuen politiſchen Welt zu überzeugen, als, uns dahinzuführen". So begeiſtert drückt er ſich aus.

Allein kann man das wohl Politik nennen?

Nein! es iſt Poeſie: politiſch-religiöſe Phantaſie. Nichts anderes.

Dort, auf ſeinen einſamen Gängen in den Gehölzen von St. Point, oder wenn er, der Poet, ſeine geiſtigen Blicke von dem ruhigen, geordneten, friedlichen Himmel auf die Verwirrung

der irdiſchen Elemente wendet, da mag er ſie faſſen, dieſe Ideale, auf der einen Seite die lange Reihe glücklicher Jahrhunderte voll Religion und Tugend: auf der andern den Helden, der dahin führen ſoll. Es iſt aber alles ein Gedicht; es iſt gleichſam ein Jeruſalem, und ein Gottfried, der es erobern ſoll; es iſt ein Heldengedicht der Zukunft.

Immer bleibt es ſehr merkwürdig, daß das alte Königthum auch dem Poeten nichts mehr darbietet; keinen Ausgangspunct für ſeine leichtgeſchwingte Phantaſie, keinen geiſtigen Anhalt. Wenn er die Gewalt „den Beſitz und Ausdruck der Geſellſchaft" nennt, ſcheint er doch die Volksſouveränetät willig anzuerkennen. Er lebt und webt in den neuen Dingen.

Chateaubriand.

Auf einem ähnlichen Standpunct, des Royalismus und der Religion, ſteht urſprünglich auch Chateaubriand. Aber immer in alle Bewegungen der Reſtauration verſtrickt, — Pair, Ambaſſadeur, Miniſter, hat er ſich wie natürlich den beſtehenden Verhältniſſen mehr genähert. Seine drei Schriften

De la restauration et de la monarchie élective. 24. Mars 1831.

De la nouvelle proposition, relative au bannissement de Charles X. et de sa famille etc. etc. Octobre 1831.

Aux lecteurs. Novembre 1831.

ergänzen einander, und ſind in deutſchen Ausgaben, Ueberſetzungen, Auszügen hinreichend bekannt geworden, vornemlich die wichtigſte, die zweite.

Eine Angabe ihres Inhalts würde zu ſpät kommen. Was könnte es auch helfen, mit dem Autor immer wieder zu unterſuchen, welche Maaßregel man bei den Juli-Ereigniſſen ergreifen

konnte, und ob man das Schlechteſte gethan oder nicht. Es kann Fälle geben, ſo verwickelt, peinlich, durch ſo viel falſche Schritte hervorgerufen, daß es unmöglich iſt, irgend einen guten Ausweg zu finden, der nicht unzählige unüberſteigliche Schwierigkeiten enthielte. Kam es auch etwa den Siegern darauf an, das Beſte, das Vernünftigſte zu thun? Nahmen ſie ſich die Zeit zu deliberiren? In dem Sturme der Ereigniſſe griffen ſie zu den Maaßregeln, mit denen ſie die aufgeregten Leidenſchaften zu beruhigen hofften. Es kann uns nicht fördern, auf dieſe Unterſuchung einzugehen.

An dieſen Schriften iſt einiges Andere merkwürdig.

Einmal ihr großer Erfolg. Vornehmlich die zweite, die eigentlich nur eine leidenſchaftlich-rhetoriſirende Amplification der erſten iſt, haben alle Parteien als ein Werk des Genies begrüßt. Ich kann nicht glauben, daß dieſer Succeß nur von den Phraſen herkomme, die auf die Letzt doch keinen ſo allgemeinen Eindruck machen können, noch auch, daß er einer großen einleuchtenden Anſicht im Ganzen zuzuſchreiben ſey; denn dieſe, in der That, ſchwerlich wird man ſie finden. — Jedoch es lebt etwas in dieſen Schriften, was ihnen eigen iſt, nicht ohne Großartigkeit und innere Wahrheit.

Es giebt Geiſter, denen die Beſonderheiten der Dinge leichter entſchlüpfen; aber für ihren allgemeinen Character, für den großen Wurf von Licht und Schatten über das Gebirge hin haben ſie einen offenen Blick.

In Chateaubriand iſt ein wahres Gefühl für das Glänzende und Hohe; für die Erhabenheit des Alterthums, die Würde der Religion, den Ruhm der Gegenwart. Dies Gefühl iſt das belebende Element in allen ſeinen Schriften.

Auch hier tritt es hervor; aber als Verachtung aller ſeit dem Juli zu Tage gekommenen Zuſtände. Er bemerkt, wie gegenwärtig ſo völlig alles heruntergekommen ſey. „Was will es heut zu Tage ſagen, Präfect zu ſeyn, oder Generaldirector, oder Miniſter, oder Marſchall von Frankreich, oder ſelbſt König? alles

iſt verbraucht, Künſte, Literatur, Sitten, Leidenſchaften, alles iſt degradirt. An die Stelle der edelſten Geiſteserholungen tritt das plumpe Spektakel. Gladiatoren würden mehr Erfolg haben, als die Meiſterwerke von Corneille oder Molierz." Nicht allein die Regierung findet er halb und immer wieder halb; die ganze Geſellſchaft ſcheint ihm zu kränkeln und zwiſchen Etwas und Nichts zu ſchwanken. An dem neuen Königthum vermißt er Schwung, Jugend und Muth, die Taufe des Ruhmes. Denn freilich ſey es leichter, ein Kreuz von dem Thurm zu ſtürzen als ein anderes an der Bruſt eines Polen zu vertheidigen.

Von dieſem Geſichtspunct aus greift er die auswärtige Politik an. Allen Klagen, die eine andere als die royaliſtiſche Oppoſition erhoben hat, und die er nicht verſchmäht zu wiederholen, giebt er dadurch einen neuen Ton, daß er dieſe Politik in einen bald geheimen, bald offenen Gegenſatz mit den glänzenden Thaten des Kaiſerthums ſtellt. Er findet es ein Regiment der Nachgiebigkeit und Feigheit; das Gebäude des Juli auf den Verluſt der Nationalwürde gegründet. Freilich habe man den Frieden: „aber nur darum, weil man demjenigen nicht den Degen in den Leib ſtoße, der den Rücken kehre."

Wie aber? Sollte nach ſeiner Meinung der Krieg der Revolution wider Europa nochmals beginnen?

Er wünſcht allerdings, daß man ſich völlig in die Revolution geworfen und ihre Tendenz entſchieden verfolgt haben möchte. Ich halte das nicht für erdichtet. Ein großer Triumph, oder ſelbſt ein großes Unglück würde dieſem Geiſte Nahrung gegeben haben, den nur immer nach Erfolgen dürſtet.

Denn übrigens auch in Rückſicht auf das Innere geht er doch ſehr entſchieden auf die Prinzipien der Revolution ein. Zwar hat er ſich entſchuldigt; er hat geſagt, er vertheidige nur die Freiheiten; wenn er die Souveränetät des Volkes gelten laſſe, ſo ſeyen das nicht ſeine Waffen ſondern die Waffen der Gegner, die er brauche, und er begebe ſich nur

auf deren Gebiet. Indeſſen die Wahrheit zu ſagen, wofern er nur eine hypothetiſche Meinung hat äußern wollen, ſo iſt er darin etwas weit gegangen. Er erklärt ſich für einen Republikaner von Natur. Sehr ohne Noth beſchwört er den Schatten des alten Samuel herauf, um dem Königthum noch einmal üble Nachrede zu machen. Allen Ernſtes empfiehlt er doch den Nationalcongreß. Vor demſelben würde jeder ſeine Sache vertheidigen; nothwendig wäre es — er erſchrickt nicht davor, — ſich der Majorität zu unterwerfen. Heißt das nicht, das Prinzip ohne Rückhalt anerkennen?

Er ſelbſt hat es gefühlt; und, wie er denn ein alter Legitimiſt iſt, ſo hat er verſucht, ſeine Legitimität mit dem Dogma von der Volksſouveränetät in Einklang zu bringen.

Ich halte dieſe Stelle für eine der merkwürdigſten der ganzen Schrift [1]).

„Indem Ludwig XVIII. die Charte verwilligte, überſchritt er nicht die Rechte, welche man ihm in ſeinen Vätern zuerkannt hatte; er ſchien nur zu handeln, und handelte in der That auch nur in Kraft des urſprünglichen Auftrages von dem Volke, das ſeinem Geſchlechte von der Nation war verwilligt worden."

Hiermit erkennt der Autor den Begriff der Volksſouveränetät als den höhern, als das Prinzip, als den Grund der Berechtigung an; er giebt den urſprünglichen Vertrag zu. Ja er giebt ſich ganz gefangen. „Die Legitimität iſt eine Religion, ſagt er, doch der Glaube daran iſt geſtorben. Dieſe Religion würde die beſte Sanction der Rechte der Nation ſeyn; ſie würde ihnen etwas Hiſtoriſches und Traditionnelles, etwas Starkes und Heiliges mittheilen, allein ſie zieht ihre Macht mit nichten aus ſich ſelbſt." Ich kann mich nicht überzeugen, daß man mit ſolchen Gründen Jemand zu dieſer angeblichen Religion bekehren werde. Die ſouveräne Nation hätte zu Gunſten des Königthums gleich-

[1]) Sie hängt jedoch mit einigen Behauptungen der études historiques ſehr gut zuſammen.

ſam zu abdiciren, um ihren Rechten etwas Hiſtoriſches mitzutheilen. Wie, hat ſie nicht ihre Kraft, ihre Anerkennung im Kampfe mit dem Königthum erworben? Und jetzt ſoll ſie ſich ihm überliefern, nicht aus dem Gefühle des Rechtes, nicht aus Religion, auch nicht um eines beſonderen Vortheils willen, ſondern wegen jener Erinnerungen, die ſie verſchmäht, die ſie haßt! Ich kann darin nichts ſehen, als eine Verbindung widerſprechender Elemente durch den Schein. Es iſt faſt — man erlaube mir die Vergleichung — als wollte man einen Voltaire heiligen, indem man das Titelblatt eines Gebetbuches davor heftet. Nicht anders iſt ein Henri V. an der Spitze dieſer ſouveränen Nation, die ihm erſt ſein Recht giebt, und deren Anſprüche er nichts deſtominder heiligen ſoll!

Man ſollte es kaum glauben, aber wie mit dem Königthum geht Chateaubriand mit dem Papſtthum um. Gleich als wäre nicht die Revolution im Widerſpruch mit dem Katholicismus des Papſtthums entſtanden, gleich als wäre zwiſchen ihnen nicht eine urſprüngliche, nothwendige, unvereinbare Antipathie. Er meint, das Papſtthum ſolle Gleichheit und Befreiung predigen; er fordert einen Leo X. der Freiheit.

Es iſt, als würde dieſer Geiſt auf der einen Seite von den verſchwundenen Größen, den erhabenen Erinnerungen des Papſtthums wie des Königthums hingeriſſen; aber auf der andern nicht minder von der modernen Gleichheit und Freiheit. Er will jene erhalten und dieſe nicht fallen laſſen. Wie ſie ſich aber etwas mehr, als ſcheinbar, wie ſie ſich in ihrem Weſen vertragen können, vergißt er nachzuweiſen, er macht keinen Verſuch die Divergenzen aufzuheben. Es iſt als bemerke er ſie nicht.

Nur ſo viel ſehen wir, daß er eine entſchiedene Richtung zu den modernen Ideen von Frankreich hat. Er will ein Königthum der Gleichheit, ein Papſtthum der Freiheit. Beide müßten doch zuletzt von der Nationalſouveränetät ausgehn, die er als die höchſte Autorität anerkennt.

Dieſe Idee ſcheint das allgemeine Idol zu ſeyn. Der alte Fitzjames weiß keine andere Auskunft, als einen Nationalcongreß. „Alle Bürger würden dann an den politiſchen Rechten Antheil haben: alle Steuerpflichtigen, zum erſten Mal zu Rathe gezogen, würden ſich über die große Grundfrage ausſprechen; wir würden eine neue allgemeinere Repräſentation aller Intereſſen ſehen.“ Mit einer Art von Verehrung appellirt der Marquis de Deux-Brézé an die nemliche Idee. „Ich habe nicht aufgehört,“ ſagt er, dem Prinzip zu huldigen, das alle andern beherrſcht, dem einzigen, vor dem wir uns beugen können, und welches das Recht hat, Opfer von uns zu fordern, dem Prinzip der Nationalſouveränetät.“ Dieſe Ausdrücke, ſtreifen ſie nicht faſt an religiöſe Ergebenheit?

Zu eben dieſem Prinzip neigt ſich, ich weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, das Syſtem, aber der Gedankengang der Gazette de France und jener Tochtergazetten, die ſie mit propagandiſchem Talent über alle Provinzen ergoſſen hat.

Einer ihrer alten Grundgedanken, welchen auch Villèle, wenigſtens ehe er zur Gewalt kam, auf den Vorgang Fiévée's, öfter ausſprach, iſt allerdings die Freiheit der Communen und der Provinzen. Die Gazette wiederholt alle Tage, daß ſie die Selbſtverwaltung der Communen, die Ausbreitung der Provinzialverſammlungen über ganz Frankreich wolle. Sie bemerkt, daß ſobald Provinzen und Gemeinen ſich ſelber zurückgegeben ſeyen, eine Gewalt, wie die gegenwärtige, nicht mehr beſtehen könne, eine ſo verwickelte Combination von Majorität und Oppoſition, von beſchränktem Cenſus, Initiative und Geſetzen, ohne daß die localen Intereſſen irgend wie an der Verhandlung der allgemeinen Theil nehmen dürften. Man begreift dies ganz gut. Auch hängt es damit wohl zuſammen, daß ſie die allgemeine Repräſentation auf breiterer Baſis errichten will. Sie hofft dem ſtädtiſchen Intereſſe gegenüber, welches jetzt vorherrſcht, das Landintereſſe geltend zu machen, der Werkſtätte die Hütte entgegenzuſetzen, und ein

Frankreich heranzuziehen wo man weder Republik noch absolute Gewalt wolle [1]).

So weit kann man ihr beistimmen. Auch sind dies nicht neue Gedanken. Ich weiß zwar nicht, ob man sie jemals ernstlich auszuführen gesonnen gewesen. Wenigstens wirft auch Fiévée dem Villèle unaufhörlich vor, daß er die Prinzipien, die ihm den Weg zur Gewalt gebahnt, vergessen habe, sobald er zu derselben gelangt war. Allein geäußert hat man sie tausend Mal.

Nur ist die Frage, wie die Gazette und ihre Partei dahin gelangen wollen.

Sie fordern das allgemeine Stimmrecht, wohlverstanden, der Steuerpflichtigen, und die allgemeinen Stände. „Wir fordern eine allgemeine Versammlung der Nation, die Generalstände, mit Ausnahmen dessen, was daran veraltet ist." Wie aber, ist nicht gerade das Wesen derselben, die Theilung und abgesonderte Selbständigkeit der drei Stände veraltet? Die Gazette läugnet es nicht. Sie will eine Versammlung, „modificirt durch die neuen Bedürfnisse und durch die Vermischung der drei Stände in Einen." Also will sie nichts als eine Nationalassemblée, aus einer universaleren Wahl hervorgegangen: und ohne Zweifel mit dem constitutiven Rechte: denn eben von ihr soll eine totale Herstellung von Frankreich ausgehen.

Es ist leicht zu sagen: wir wollen, daß die Commune der Ausgangspunct für die Bildung der Nationalrepräsentation werde und das Ziel der Arbeiten eben dieser Repräsentation. Die Schwierigkeit ist nur, dahin zu gelangen. Welche Wahrscheinlichkeit, welche Möglichkeit kann man dafür angeben?

Erinnert sich diese Partei nicht, daß die Centralisation

---

[1]) Ich lege hiebei einige ausführlichere Artikel der Gazette: ihr Programm vom 1sten Januar 1832; die réponse au Times 21. Janv., bei der sie den Times dankt, ihr Gelegenheit gegeben zu haben, „d'exposer de nouveau nos idées," zu Grunde. Doch ist sie davon seit einigen Monaten in jedem Blatte voll.

der Revolution eben von einer Nationalaſſemblée ausgegangen iſt, wie ſie dieſelbe fordert?

Sie antwortet: der Mangel habe an der königlichen Gewalt gelegen, nicht an der Conſtitution. Eine leichte Phraſe. Einmal wo gäbe es jetzt eine königliche Gewalt, welche ſtärker wäre? Aber überdieß, man weiß hinreichend, der Ausgangspunct der ganzen Revolution war die Vereinigung der Stände, von der auch Ihr auszugehen gezwungen ſeyd; es war die Uebertragung der conſtitutiven Gewalt auf eine einzige Verſammlung: die eben Euer ganzes Prinzip iſt.

Verſprecht Ihr etwa, Ihr, die Ihr von der Maſſe immer verabſcheut und geſchlagen worden, ſie zu leiten? Seyd Ihr ſo gewiß, daß Ihr die Majorität haben werdet? Woher wißt Ihr, daß Ihr nicht die Elemente in Bewegung ſetzt, die Euch immer verderblich geweſen?

Wie dann, wenn man nicht auf Eure Commune zurückkommt, wenn man von Eurem Königthum nichts wiſſen will? Iſt es nicht ſeltſam, daß Ihr alle Kräfte und Intereſſen der Nation vollſtändiger als jemals zuſammenrufen, mithin vollkommener centraliſiren wollt, um die Decentraliſation hervorzubringen? Kennt Ihr nicht die Gewalt des Demagogen über eine Verſammlung, zuſammengeſetzt aus verſchiedenen Elementen, die ſich nur in den allgemeinen Ideen des Jahrhunderts begegnen wird? Seyd Ihr entſchloſſen, Euch dem Beſchluſſe der Majorität zu unterwerfen?

Ja in dieſem Aufruf der Nation liegt eine Anerkennung der Souveränetät derſelben, da er ohne ſolche keinen Sinn haben würde. Ihr überredet uns kaum, daß Ihr ernſtlich hofft, ſie werde für Euch ſeyn. Auch können wir Andern nicht glauben, daß Ihr Euch, wie Ihr ſeyd, mit Euren Ueberzeugungen und Eurer Vergangenheit ihr unterwerfen werdet.

Ariſtophanes erwähnt einmal, wie man Aale fiſcht. Wenn

der See ruhig iſt, bekommt man ihrer ſchwerlich. Man muß den Schlamm aus dem Grund aufrühren, dann giebt es einen Fang.

Seyd Ihr, wie Kleon, in dieſem Falle?

Wenigſtens kommt man Euch zu Hülfe und von einer andern Seite wird der ganze Grund dieſes an ſich unruhigen Meeres noch ſtürmiſcher in Bewegung geſetzt.

Oppoſition der Revolution.

Ich möchte nicht behaupten, daß es nicht noch ganz andere Elemente des Royalismus in Frankreich gebe, als die, welche ſich hier ausſprechen.

Man unterſcheidet gegenwärtig dort Royaliſten überhaupt, und Royaliſten des Bürgerkriegs: der letzteren iſt der Süden voll.

Ich möchte ſagen: es giebt einen Royalismus des Gefühls, und einen Royalismus des Räſonnements. Jener iſt eine Art von Religion; er macht keine Bedingungen, er ergiebt ſich ganz und völlig; er könnte noch alle Tage wieder die Grundlage der Inſtitutionen des Mittelalters werden: in Schriften ſpricht er ſich ſeiner Natur nach weniger aus. Der andere dagegen erſcheint auf dem Felde der neuen Ideen und will ſich mit ihnen auseinanderſetzen.

Eigentlich nur mit dem letztern haben wir es hier zu thun. Es ſcheint, als ſey er weder einig noch ſich ſelber ganz treu geblieben. Männer wie Chateaubriand, Deux-Brézé und die Autoren der Gazette haben eine unläugbare Hinneigung zur Revolution; Andere, wie Lamartine, nähern ſich bis auf wenige Schritte der beſtehenden Gewalt. So treten die Royaliſten aus einander und kommen den beiden Parteien zu Hülfe, welche eigentlich den Boden theilen und den Kampfplatz inne haben.

Dies sind die Parteien des Centrums und der Linken, der Doctrinärs und der Stimmführer der Revolution, — welche mit einander in den Julitagen siegten, ihre Abkunft, wie wir sahen, in der Charte von 1830 trafen, seitdem aber, wie es denn nicht anders seyn konnte, in einen lebhaften Krieg gerathen sind.

Es kann nicht meine Absicht seyn, die Vorwürfe, die sie einander machen, zu wiederholen; es käme darauf an: die Grundlage, von der sie ausgehen, das Ziel, zu dem sie wollen, wahrzunehmen. Betrachten wir zuerst die Angreifenden.

Lettres politiques sur l'état des affaires de France. Première lettre à Mr. Casimir Périer. Unterzeichnet: A. B. St. André. 1 Novembre 1831.

Klagen über die auswärtige Politik Périers: wie man sie tausend Mal zu vernehmen gehabt hat. Bemerkenswerther ist es, wie der Autor sie ableitet.

Die Ordonnanzen, sagt er, griffen weder die Rechte noch die Wohlfahrt der zahlreichsten Classe des Volkes an — — wäre Carl X. populär gewesen, so würde sein Staatsstreich ihm gelungen seyn — — — allein die Massen hatten ein tiefes Gefühl des Widerwillens gegen die Bourbonen: der wahre Character der öffentlichen Meinung ist eine entschiedene Vorliebe für die alte Revolution; diejenige Classe, bei welcher dies Gefühl, diese Antipathie am stärksten ist, hat der Pariser Insurrection ihren bestimmten Character gegeben. — — Der Schimpf, welchen Frankreich 1814 erfahren hat, enthält das ganze Geheimniß des 29sten Juli. —

So nimmt er an, das revolutionäre Frankreich sey durch Gewalt den Bourbonen unterworfen worden: die Julirevolution sey eine Empörung der Masse gegen die Restauration gewesen. „Das Siegesgeschrei zeigte der Welt an, daß das große Volk noch am Leben sey.“

Allerdings muß er es nun unerhört finden, daß die durch die Revolution emporgekommene Gewalt die Tractate von 1815

anerkannt habe. „Ganz Europa war in Bewegung. Es hätte z. B. in Italien nur einer einzigen franzöſiſchen Uniform bedurft, um es über und über in Feuer und Flamme zu ſetzen — — und man nöthigt Frankreich, mit übereinandergeſchlagenen Armen dazuſtehen und zuzuſehen. Frankreich, ſo ſtark durch Civiliſation, Bevölkerung, Reichthum, mußte ſeinen alten Rang unter den Nationen wieder einnehmen.“

Es fragt ſich nur, welchen alten Rang? Den wirkſamen Einfluß ſeiner friedlichen Jahre hat es ſo gut wie jemals. Wollt ihr den Einfluß der Zeiten des Kaiſerthums?

Laut ſagt man das noch nicht. Allein wenn unſer Autor andeutet, die Frage ſey zu entſcheiden geweſen, ob das neue Frankreich oder die alte Coalition der ſtärkere Theil ſey: wenn er meint, wenigſtens die Rheingrenze müſſe man wieder haben, — ſo iſt er davon eben nicht weit entfernt. Er ſtellt ſich in Hinſicht der auswärtigen Angelegenheiten auf den Standpunct der Revolution, welche erobernd geworden, das iſt, auf den Standpunct des Kaiſerthums. In der That, ſobald man den vermeinten Schimpf von 1814 abwaſchen will, muß man nicht Europa wieder beſiegen?

Aus dem Prinzip ſcheint es zu folgen.

Lettre à Mr. de Chateaubriand en réponse à sa brochure intitulée de la nouvelle proposition relative au bannissement etc. par M. A. de Briqueville, auteur de la proposition. Paris, 1831. (11 Nov.)

Merkwürdig wie es Chateaubriand ging. Er griff die Propoſition Briqueville an, und ſiehe da, der Urheber derſelben war ſein Verbündeter.

Wie erfreute dieſen, er ſagt es ſelbſt, der Zorn, die Begeiſterung ſeines vermeinten Gegners. Wie gern ſah er ihn „jene vor der Inſolenz gekrümmten Rücken geiſſeln.“ Er kommt ihm,

obwohl von einer andern Seite, zu Hülfe. Hören wir, wie er sich vernehmen läßt.

Briqueville tritt als der heftigste Gegner der Doctrinärs auf. „Ausgeschlossen von dem Budget und den Stellen der Restauration", sagt er, „warfen sie sich dem Coloß des Volkes an den Hals, schmeichelten ihm und reizten ihn auf; sie hatten die Thorheit zu glauben, er werde nichts als sie zu den Portefeuilles befördern. Da mußten sie zu ihrem Schrecken die dreifarbige Fahne mit den Worten Gleichheit und Freiheit erblicken. Bestürzt sahen sie einander an, wie die Brüder Josephs und sagten: was haben wir gethan? Jedoch bald faßten sie sich, maskirten die Restauration mit etwas Blau und Roth und organisirten die Camarilla. Die Quasilegitimität ward geboren". — —

„Diese Quasilegitimität was ist sie? Sie ist eine monströse Vereinigung der Volkssouveränetät und des göttlichen Rechts. Wie jener Tyrann beim Virgil Lebendige an Cadaver band. — — Die Regierung des Juli, ein undankbares Kind der Democratie, hat ihre Mutter verläugnet und verläumdet". — —

„Welche Zukunft und welcher Ruhm umstrahlte die republikanische Krone, welche Rolle, welche leichte Unsterblichkeit. Man brauchte nur ein wenig Herz und Einsicht, um der Washington der Welt, der Halbgott der Freiheit zu werden". — —

„Allein man griff zu den alten Mitteln der Restauration, den Privilegien und der Ergebenheit gegen die Fremden. Talleyrand leitete von der Revolution die Quasilegitimität, von der Quasilegitimität die Impopularität, von der Impopularität die Nothwendigkeit, sich auf die Fremden zu stützen, ab. Man entfernte die Männer der Revolution und hielt sich an die Crispine der Aristokratie". — —

„So hat man das furchtbarste Ereigniß des Jahrhunderts in die Wände einer Antichambre eingeschlossen und einen dreifarbigen Hudson Lowe daraus gemacht, welcher Frankreich mit Nadelstichen tödtet."

„Ich ſehe in den Geſchäften die ganze Reſtauration, weniger Einen Mann: Allianzen, Verpflichtungen, Syſteme, Meinungen, Mittel, Werkzeuge, alles iſt ähnlich.“

„Soll man ſchließen, daß die Faction auf die Rückkehr Heinrichs V. hinarbeite? — Nein! Sie hat ſchon jetzt, was ſie will, Macht und Geld. Wenig kümmert ſie das Uebrige.“

„Allein, nach meiner Meinung iſt der Augenblick nicht weit, wo man entſchloſſen zu einer Wahl zwiſchen Heinrich V. und dem Volke, der Freiheit und der Knechtſchaft ſchreiten muß. Ich fürchte, die Mächte des Tages ziehen Heinrich V. vor. Was mehr iſt, ich glaube es, ja auf Seele und Gewiſſen, ich glaube es.“

„Fängt man nun an, zu begreifen, was die Abſicht meines Vorſchlages war? Ich wollte zugleich eine Erinnerung geben und eine Garantie fordern.“

So räſonnirt Herr v. Briqueville. Er iſt der Verbündete Chateaubriands, ſo lange es einen Angriff auf die beſtehende Gewalt gilt; aber, wie man denken kann, ſein heftiger Gegner, ſo wie die Rede auf Heinrich V. kommt. Er hält ſich durchaus auf dem Standpunct der Revolution; die er ohne die Makel der Legitimität und der Reſtauration will. Er macht, gleichſam ein Plänkler, den kleinen Krieg, nicht ohne ſich in ſeinen Waffen zu gefallen wie man bemerken wird; indeſſen reicht ſein Angriff nicht allein weiter, als etwa der von St. André, indem er zugleich inneren und äußeren Verhältniſſen und zwar in ihrer Wechſelwirkung gilt, ſondern er iſt auch ſchneidender. Auf der einen Seite erſcheint bei ihm die Revolution factiſch als Meiſterin, als das wirkſame, vollbringende Prinzip; auf der andern überliſtet, betrogen, ja eben darum gefährdet und bedroht. Die Demokratie findet der Autor durchaus und allenthalben, außer am Ruder. Er thut, wie natürlich, ſein Möglichſtes, um es ihr in die Hände zu geben. — Wie aber dann? Wohin wird ſein Prinzip ihn führen? Er iſt nicht geeignet, es ausführlich auseinander zu ſetzen. Auch war es bereits in einer Schrift, die er eben benutzte, die als das

Manifeſt der Partei angeſehen werden kann, deutlich genug geſagt.

Péril de la situation présente. 14. Oct. 1831. Compte à mes commettans. Unterzeichnet: Cabet.

Cabet faßt die Frage noch allgemeiner und in ſeiner Art gründlicher an.

Gewiß, ſo wie man das Prinzip der Volksſouveränetät einmal zugiebt, ſo war die alte Monarchie unrechtmäßig, unrechtmäßig die Reſtauration; rechtmäßig allein die Revolution. Es iſt dieſer Standpunct, von welchem Cabet ausgeht. Er erklärt die Revolution von 1789 für gerecht; die Reſtauration, welche das göttliche Recht an die Stelle der Volksſouveränetät geſetzt habe, für eine augenſcheinliche Uſurpation; die verwilligte Charte für unzweifelhaft illegitim; in den Julitagen ſieht er eine Vernichtung der Reſtauration, eine Fortſetzung der erſten unſterblichen Revolution.

Die Ketzerei iſt nicht allein eine Verneinung: ſie iſt ſelbſt ein Dogma. Die Revolution opponirt ſich nicht allein: ſie hat ſelbſt eine Orthodoxie. Dieſe iſt es, von der unſer Autor ausgeht: er iſt ihr Hypophet; er ſtimmt ihn wieder an, dieſen gellenden Chorgeſang, der ihre wohlbekannten Accente fanatiſch wiederholt.

Dieſer Anſicht erſcheinen die Doctrinärs, die Männer der Mitte und der Gewalt, nicht allein als etwas minder entſchiedene Verbündete, ſondern geradezu als Feinde. Cabet findet, daß die Revolution zweierlei Feinde hatte, Abſolutiſten und Doctrinärs, von denen die letzten zwar die Charte den Ordonnanzen, aber zugleich Ordonnanzen und Legitimität der Revolution vorzogen. Und dennoch bemächtigten ſich eben dieſe der Bewegung des Juli. Er ſchreibt es ihnen zu, daß die illegitime und illiberale Charte Ludwigs XVIII., ein Denkmal der Uſurpation und der Schande, die Pairs, Deputirten, Richter der Reſtauration beibehalten worden. Daher widmet er ihnen einen tödtlichen Haß. Kein Wunder!

Dem alleinſeligmachenden Glauben an die Revolution haben ſie Abbruch gethan: kann es ein größeres Verbrechen geben? —

Es folgt von ſelbſt, daß Cabet die revidirte Charte, die ſich für eine Verbeſſerung der alten ausgiebt, ebenfalls für wenig mehr als illegitim erklärt. „Wollte man ſie für mehr als proviſoriſch, wollte man ſie für definitiv anſehen, ſo hätte es nie eine handgreiflichere Uſurpation der Rechte der Nation gegeben".

Man bemerke, welche Mängel er an dieſer Charte tadelt.

„Die Nationalſouveränetät hat man darin nicht anerkannt; Pairs und Richter der Reſtauration, mithin die Feinde der Revolution, beibehalten; Wahl- und Municipalrechte der Beweglichkeit der Geſetze hingegeben; man hat den Miniſtern das Recht des Kriegs und Friedens, das Recht, Theile des Gebietes abzutreten oder zurückzuweiſen, überlaſſen; und dabei weder für die Annahme des Volkes noch für die Reviſion der Verfaſſung Sorge getragen".

Es ſind größtentheils eben jene Beſtimmungen, welche die Revolution von 1815 in ihrer Conſtitution ausgeſprochen hatte, und 1830 nicht durchzuſetzen vermochte. Da dieſe fehlen, ſo hält er die Revolution nur für halb-gemacht; er merkt mit Verdruß an, daß die Geſetze noch zur Hälfte legitim ſeyen. — Aus dieſer Lage der Dinge leitet er dann alle Uebelſtände ab. „Das Volk ſammt den Patrioten, ſechzehn Jahre lang als Parias behandelt, müſſe zahlen und ſich ruiniren, um ſeine Feinde, die es ſchon beſiegt habe, zu bereichern".

„Es erfolge Entzweiung, Verwirrung, Elend, eine unerträgliche Unruhe, ein allgemeines Mißvergnügen, eine ſchlimmere Aufregung, als die, welche Polignac und die Reſtauration veranlaßt hatten".

Allmählig erwärmt ſich dann ſein Ingrimm. „Das Miniſterium betrügt uns", ruft er aus, „es mißbraucht unſer Vertrauen, es verletzt alle Verſprechungen und Hoffnungen der Freiheit; es läßt den bürgerlichen Krieg ſich organiſiren. Was ſage ich, es be-

trügt uns? Es verräth uns. Die Annahme des contrerevolutionären Systems, der Quasilegitimität, gegen den Willen der Nation, ist sie nicht wahrer Verrath? Die Verbindung mit den Männern der Restauration und die Entfernung der Patrioten, ist sie nicht auch Verrath?"

Und früge man nun, wie einem so mißbeliebigen Zustande ein Ende zu machen sey, so würde uns dieser Deputirte die Antwort schwerlich schuldig bleiben. Er ist nicht gewohnt, vor den Consequenzen zu erschrecken. Findet er den Zustand der Dinge illegitim, so ist er nicht weit davon entfernt, die Aufläufe legitim zu finden. Man höre, wie er die Bewegungen, welche nach dem Falle von Warschau zu Paris Statt hatten, rechtfertigt. „Der Instinct des Volkes", sagte er, „sicherer als alle Sophismen der Vertheidiger des Ministeriums, war er nicht tief überzeugt, daß die Regierung Polen hätte retten können"?

Die höchste Instanz dieser Publicisten, es ist der Instinct des Volkes.

Aber wie dann, wenn es Euch gelänge: wenn Ihr, sey es durch neue Wahlen oder parlamentarische Bewegungen oder durch offene Insurrection die Regierung zu stürzen vermöchtet, was würdet Ihr thun?

Nicht alle Mitglieder dieser Partei scheinen es deutlich zu wissen oder sagen zu wollen. Einer der geistreichsten derselben ist François de Corcelle. Wie entschieden er sich aber auch immer an das populäre Prinzip der Julitage anschließt, so begnügt er sich doch mit allgemeinen Forderungen. „Wann wird die legislative Gesetzgebung, ruft er aus, zu ihrem Ursprung zurückkehren, und den Nationalwillen wahrhaft darstellen? Wann werden die Gesetze rechtmäßige Kinder eines befreiten Volkes seyn?" Er will Institutionen, würdig dieses großen Volkes der Barricaden, das Gerechtigkeit, Vertrauen und Ruhm begehre, und nicht in Demüthigung zu leben wüßte. Nur bezeichnet er nicht, welches diese Institutionen seyen, würdig seines großen Volkes, — wie

der Wille desselben zu einer unbezweifelten, vollkommenen Darstellung zu bringen sey. Eben darauf aber kommt es allein an.

Allerdings giebt uns Cabet einige Auskunft mehr. Er hält es für leicht, die rechtmäßigen Folgen der Julitage zu bestimmen: in den zahlreichen Constitutionen, den Discussionen, die ihnen vorhergingen, der Protestation von 1815 findet er sie ausgedrückt. Wie aber? widersprechen sich diese Acten nicht? Hebt nicht eine auf, was die andre angeordnet hatte? Wer soll sie vereinigen und vergleichen? Cabet meint, man hätte eine provisorische Dictatur einrichten, einen Nationalcongreß berufen müssen, um eine neue Constitution zu machen. Und diese, was sollte sie enthalten? „Alle liberalen Bestimmungen der frühern Constitutionen, namentlich die Anerkennung der Volkssouveränetät, die Nothwendigkeit der Ratification, das Recht der Revision". Der Autor fügt hinzu, man müsse die Carlisten entfernen, die Patrioten anstellen, dem Volke die Rechte zurückgeben, die ihm die Aristokratie so lange vorenthalten, von den ungerechten Tractaten von 1815 abstrahiren, den Völkern die Freundschaft und Unterstützung von Frankreich zusichern.

Und so zieht der Autor aus der angeblichen Legitimität der Revolution entschlossen die Consequenzen, welche sie zuläßt. Er wünscht die Grundsätze der Revolution in dem Innern geltend zu machen, wenigstens nicht minder als die napoleonische Kammer von 1815; er wünscht sie über Europa auszubreiten.

Für das Innere sind die beiden Hauptfragen: will die Partei, als deren Repräsentant Cabet fast officiell betrachtet worden, die Charte von 1830? will sie die Monarchie?

Die erste beantwortet dieser Autor, wie wir sahen, ohne alles Bedenken; von ganzem Herzen mißbilligt er die revidirte Charte; er wünscht offenbar den reinen Inbegriff der revolutionären Gesetze hergestellt zu sehen.

Auf die andere kann man, wie sich versteht, nicht so geradehin eingehen. Es giebt Fragen, welche selbst der National zu

beantworten verweigert. Indeſſen macht dieſes Blatt nicht allein der miniſteriellen, ſondern der königlichen Gewalt fortwährend den Krieg. Gegen die Civilliſte ſcheut es ſich nicht einzuwerfen, da mancher Arme genöthigt ſeyn werde, darum ſein Bett ins Leihhaus zu ſchicken, und ſetzt „der königlichen Gewalt von allerlei Urſprung, von welcher Frankreich ſeit 40 Jahren geplündert worden ſey", die ruhigen und wohlfeilen Präſidentſchaften der beiden Adams, Madiſſon und Jefferſon, Monroe und Jackſon in Amerika entgegen. Gleich als wüßte es nicht ſehr wohl, daß die Landſchaften am Ende noch verſchiedener ſind, als die Regierungen. Es erklärt ſich für das Organ derjenigen, „die eher das Königthum wollen aufhören ſehen, als ſich wie Unterthanen betrachten."

Der National rühmt: die Preſſe weiche nie, ſeit ſie einmal Dynaſtieen vernichtet habe. Er hat dieſes Jahr damit angefangen, daß er von einem verantwortlichen Königthum geredet hat [1]).

---

[1]) Es iſt dies nicht ganz neu. In einer kleinen anonymen Broſchüre: „Conséquences de la révolution du Juillet. 1r Oct. 1831" die übrigens ganz gemäßigt gehalten iſt, wird auf den Widerſpruch aufmerkſam gemacht, der darin liege, daß ein erblicher König mit Miniſtern arbeite, welche factiſch von der Majorität der Kammer beſtimmt und ihr verantwortlich ſeyen. Wie nun, wenn der König mit dem Miniſterium zerfalle? Er könne es verändern: ganz gut; aber die Majorität werde ihm Leute von der nemlichen Farbe und Meinung wiederſchicken. Was dann? Solle er ſie regieren laſſen? Er würde ſeine Pflicht verletzen, kraft deren er die executive Gewalt hat. Oder ſie entfernen? Er würde es nur durch Gewaltſamkeit vermögen. Es ſey dies eine Quelle von neuen Revolutionen.

Jener unſer Autor dringt auf eine völlige Trennung der Krone von dem Miniſterium.

Auf jeden Fall hat er einen der ſchwierigſten Puncte aller conſtitutionnellen Syſteme berührt, ſobald es darauf ankommt, die Gewalt nicht durch eine Verſchmelzung der Intereſſen, ſondern durch eine ſcharfe Auseinanderſetzung derſelben zu conſtituiren. In bewegten Zeiten die Unverletzlichkeit des Fürſten mit der Verantwortlichkeit der Miniſter zu vereinigen, ſo lange die Handlungen der Regierung aus einer gemeinſchaftlichen und von der Perſönlichkeit nicht zu trennenden Wechſelwirkung beider hervorgehen, iſt es überhaupt möglich?

Er findet, die Monarchie des Juli — zugleich erwählt und erblich, mit dem Rechte des Kriegs und des Friedens, mit verantwortlichen Ministern — sey ein Versuch gewesen, nichts als ein Versuch und kein glücklicher. Habe nicht der Fürst noch immer das Interesse einer Dynastie? Der Wille der Kammern sey doch immer noch nur berathend und nicht, wie er sollte, gebietend. „Das Uebel, liegt es — ja oder nein? — liegt es etwa in der Unverantwortlichkeit der obersten Würde? Eine verantwortliche Monarchie ist sie möglich?" Gleichsam bescheiden setzt er hinzu, positiv wolle er damit die Republik nicht gefordert haben [1]).

Der Unterschied aber ist in der That nicht groß. Der Fürst würde hiemit den letzten Rest seiner Unabhängigkeit verlieren. Man könnte sagen, aus einer Monarchie mit republikanischen Institutionen, würde eine Republik mit einem König, einem Dogen, einem erblichen Präsidenten werden; eine Monarchie wäre es nicht mehr. Genug, wenn die Juli-Revolution zwei große Resultate hatte, die revidirte Charte und das neue Königthum, so liegt in dem populären Prinzipe derselben eine offenbare Tendenz zur Auflösung von beiden. Wie Cabet die Charte, so haben andere das Königthum des Juli laut für ein provisorisches Mandat erklärt.

Wie aber? Sehen die Männer dieser Partei nicht, welche Gefahr in der Auflösung alles Bestehenden für Jedermann und zuletzt auch für sie liegt? Erinnern sie sich nicht, ich will nicht sagen, der Lehre der verflossenen Jahrhunderte, sondern ihrer eignen Erfahrung, ihres gestrigen Tages? Welche Mittel geben sie an, um bei der Instabilität der höchsten Gewalt erst der Anarchie und zuletzt dem Despotismus zu entfliehen?

Ich finde nicht, daß sie dies entwickelten, daß sie daran dächten. Es ist mir auffallend, mit wie wenig eigenen Mitteln, mit

[1]) National. 2. 3. Janvier. 1832.

wie wenig freiem Nachdenken sie ihr Ziel verfolgen; alles was sie Positives haben, es sind die alten, tausendmal dagewesenen, so oft widerlegten, verbrauchten Gedanken und Meinungen: etwas Neues tragen sie nicht vor. Ihre Kraft besteht nur in ihrer Heftigkeit, ihrem wilden Angriff und ihrer Sympathie mit den Massen.

Man hat von den Emigranten gesagt, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen. Mit gutem Fug kann man das von den Revolutionären wiederholen. Unbekümmert um die Erfahrungen, die man gemacht hat, um die Nothwendigkeit der Erfolge, die neuerdings zu erwarten wären, wollen sie nichts als die Revolution, — in ihrer Reinheit und Vollkommenheit wollen sie dieselbe.

Da ist nun freilich seltsam, wie sie eben mit der royalistischen Opposition zusammentreffen. Sonderbare Coalition! Die Gazette der Normandie hat einmal in einem ausführlichen Artikel einigen Stellen von Chateaubriand, freilich ohne es zu sagen und ihren Autor zu nennen, die heftigsten Declamationen von Cabet hinzugefügt. Es ist das keine Heuchelei. Sie wünschen beide das gegenwärtige Ministerium, die gegenwärtige Repräsentation, Charte und Königthum von 1830 loszuwerden. Die nächsten Interessen theilen sie miteinander. Obwohl schon im Voraus überzeugt, daß sie, wenn sie ihren Feind besiegen sollten, über seine Beute in ein blutiges Gefecht miteinander gerathen würden, — rücken sie doch gegenwärtig vereinigt, mit sehr ähnlichen Abzeichen in ihren Fahnen, wider denselben vor.

Rechte Mitte.

Casimir Perier hat einmal gefragt: — „Als die Royalisten durch ihre Fehler alle Ordnung und sich selbst in Gefahr gebracht, wer habe sich da in die Ereignisse geworfen, und sie und die Ordnung gerettet?"

Es ist nun freilich, wie so oft, geschehen, daß diejenigen, welche er rettete, und diejenigen, vor denen er rettete, sich ver-

bündet haben, um ihn zu stürzen. Beide Vergangenheiten, Monarchie und Revolution, lehnen sich zugleich wider ihn auf.

Ob ihnen gegenüber seine Position haltbar ist? Ob sich die Grundsätze, auf welche er sich stützt, auf die Länge vertheidigen lassen?

Glücklicherweise hat auch die Partei, die er vertritt, ihre Prinzipien, und zwar durch ihren geschicktesten Wortführer, ausführlich und im Ganzen vorgetragen.

La monarchie de 1830 par M. A. Thiers. Paris, 1831 (20. Nov.)

Zu einem Buche gehört mancherlei: Eingang, Grundlegung, Auseinandersetzung des Prinzipes, Anwendung desselben, Widerlegung der Gegner, Rechtfertigung.

Zu einer Kritik desselben ist es nicht nothwendig, auf alle diese Momente einzugehn; vielmehr hat der Kritiker die umgekehrte Aufgabe des Autors. Er hat sich vor allem den Grundgedanken zu vergegenwärtigen, aus dem der Autor sein Werk erst construirte; mitten durch die Umschweife, welche ein Buch zu nehmen genöthigt ist, muß er auf das zurückkommen, wovon dieser ausging. Kritik ist Unterscheidung; ihr letztes Ziel ist, für das unterschiedene Wesen in allgemeiner Anschauung den Platz aufzufinden, auf den es gehört.

So ist es denn nicht erforderlich, den Autor, dessen Absicht zunächst auf eine Widerlegung Chateaubriands gerichtet war, in alle die Wendungen zu begleiten, die er hiebei nimmt. Wenn auch er die verschiedenen Möglichkeiten bespricht, die man bei dem Ausbruche der Insurrection vor sich hatte, wenn er beweist, so wenig Lafayette mit seinen jungen Leuten vom Hotel de Ville, wie Louis Philipp als bloßer Generallieutenant würden zu regieren vermocht haben; der Gedanke an Napoleon II. sey nur eine aufblitzende Erinnerung gewesen; so ist damit der Schritt, den man that, noch nicht in sich selbst gerechtfertigt.

Man kann alles zugeben, was für denselben gesagt wird,

doch würde damit nur bewiesen seyn, daß man unter den möglichen Uebeln vielleicht das mindeste wählte; hierin würde eine Entschuldigung liegen, nicht eine Rechtfertigung. Eine ganz andere Frage ist, ob man nicht allein aus Noth das Unrechte, sondern aus Freiheit das Rechte that.

Von dem nun, was bisher Recht geheißen, was wir so nennen, ist in dieser Schrift keine Spur, keine Ahnung. Der Autor geht selbst so weit, auf jenes große Argument, daß Carl X. die Charte verletzt, seinen Vertrag gebrochen, nur beiläufig Rücksicht zu nehmen, und sich wenig darauf zu gründen; er behauptet nicht, daß derselbe das Repräsentativsystem habe umstoßen wollen. „Funfzehn Jahre Besitz," sagt er, „hatten gemacht, daß man uns die Formen einer repräsentativen Regierung nicht mehr verweigern konnte: d. i., verantwortliche Minister, zwei Kammern, die Bewilligung der Auflage, die Freiheit der Presse. Diese Formen waren in unsre Sitten übergegangen; sie waren den Royalisten wie den Liberalen, Labourdonnay wie Foy und Manuel behülflich gewesen. Jedermann hätte sie vertheidigen müssen, wenn sie wären angegriffen worden. Die repräsentative Regierung und was zu ihr gehört konnte man uns demnach nicht mehr entreißen."

Nach Thiers lag die wesentliche Frage wo anders.

Die Majorität der Kammern von 1827 forderte, wie man weiß, Verbesserungen: Carl X. gewährte sie nicht; im Widerspruch mit ihr wählte er vielmehr das Ministerium des 8. August.

„An diesem Tage," sagt Thiers, „ward die große Frage der Repräsentativverfassung deutlich ausgesprochen: die Frage, in welcher dieselbe völlig begriffen ist, welche macht, daß sie sey oder daß sie nicht sey, um derentwillen eine Dynastie untergehen, eine andere sich erheben mußte, die Frage, welche zwischen der Regierung Carl X. und Louis Philipps den ganzen Unterschied vom göttlichen und nationalen Rechte feststellt; es ist folgende Frage: „Ist der König von der Majorität der Kammer unab-

hängig oder nicht? Kann er seine Minister außer dieser Majorität wählen?" — —

„Hätte Carl X. das Ministerium Polignac entfernt und ein Ministerium in der Majorität von 1828 gewählt, so hätte er die Frage gegen sich und für uns entschieden. Allein Carl X. hielt sich auf diesem Terrain: er wollte daselbst kämpfen."

Thiers untersucht nicht, auf wessen Seite das Recht gewesen sey, ob namentlich die Kammer Recht gehabt, nicht allein auf eine Mitwirkung bei der Regierung, sondern auf ein so entscheidendes Uebergewicht zu dringen, ob ihr der Sinn der Verfassung ein solches verliehen habe. Er sagt nur, daß es bis zu dieser Frage gekommen war.

Man wird gestehen, daß das in der That die Lebensfrage ist. Es kommt darauf an, wer zu herrschen hat, die Majorität der Kammer oder der König. Jene wird unfehlbar herrschen, sobald es ihr frei steht, die Minister zu setzen, zur Verantwortung zu ziehen, abzusetzen. Hat sie schon einen so großen Antheil an der Legislation, so bekommt sie hiemit den größten Einfluß auf die executive Macht.

Man giebt unserm Autor fatalistische Grundsätze Schuld; und seine Revolutionsgeschichte geht darauf aus, die großen Ereignisse als Evolutionen der Natur zu betrachten. Es ist merkwürdig, daß er sich auch in denen, an welchen er selber Theil nimmt, auf den nemlichen Standpunct stellt.

„Für jene Frage," sagt er, „machte Carl X. einen Staatsstreich, und Frankreich eine Revolution. Carl X. war consequent und Frankreich war es auch."

Frankreich! War es Frankreich, das die Revolution machte? Waren es nicht die Deputirten, die Jugend, die Arbeiter, die Menge von Paris? Thiers versäumt nicht, auf diesen Einwurf zu antworten. Man höre wie.

„Es giebt Tage," sagt er, „wo ein Volk, auf Millionen Quadratmeilen ausgebreitet, nur Einen Gedanken, Einen einzigen

Wunsch, das nemliche Geschrei hat, es weiß und sieht und thut beinah allenthalben eben das, was man in einer Entfernung von dreihundert Lieues weiß und sieht und thut. Carousſel, Hotel de Ville, Platz Vendome waren im Juli ganz Frankreich. Zu Lyon, Marseille, Bourdeaux, Nantes, Rouen schloß man die Läden, machte eine neue Organisation und marschirte auf die Präfecturen."

Eine etwas metaphysische Fiction! Aber es sey! diese Einheit eines Landes sey Euch für den Augenblick zugegeben. Jedoch wenn Euer Widerstand zu rechtfertigen war, ist es auch das, was aus demselben hervorgegangen? Gingt ihr nicht weiter, als wozu Ihr veranlaßt waret? —

Unser Autor entscheidet dies auf die kühnste Weise.

„Wenn ein Land," sagt er, „in einem Sinne regiert wird, der seinem Interesse, seinem Bedürfnisse, seinen wahren Wünschen entgegen ist, so hat es das Recht, seine Regierung zu zerstören. Wenn es bis auf diesen Punct gekommen ist, so verschwört es sich nicht; unvorbereitet ist sein Ausbruch, mit einmüthiger Bewegung wirft es die Regierung um, unter der es sich gedrückt fühlte. Nachdem es zerstört hatte, ersetzt es das Zerstörte. Es ersetzt so geschwind, als es zerstört hat. Sein Recht, dasjenige zu thun was es thut; die Sanction von dem, was es gethan hat, alles das liegt in der Einmüthigkeit seines Antriebes. — Paris hat den restaurirten Thron von 1814 umgestürzt, Paris hat Frankreich nicht um Rath gefragt, und Frankreich hat es nicht verlangt, weil Frankreich und Paris in diesem Moment nur Eins ausmachte. Paris, das ist die nemlichen Menschen, welche zerstört hatten, haben dasjenige ersetzt, was sie zerstört hatten."

Wir befinden uns hier, wie es scheint, an der Grenze aller Moral und Zurechnungsfähigkeit. Ihr sehet den Löwen, der von seinem Wärter unklug behandelt wird, und sich gereizt fühlt, der denn in seinem Grimm aufspringt, ihn zu zerreißen. Zieht ihn zur Rechenschaft!

Man ließ bisher das Prinzip der Gewalt in den Streitigkeiten zwischen verschiedenen Völkern zu. Die Revolution führt dies Prinzip in das Innere der Staaten ein. Derjenige, welcher geschlagen wird, zeigt eben dadurch, daß er Unrecht hat, weil er sich schlagen läßt. „Man muß ein tiefes Gefühl von seinem Rechte haben," sagt Thiers, „um es zu wagen, das Volk mit Kartätschen niederzuschießen; man muß an die Vortrefflichkeit seiner Sache glauben, um zu siegen; die Regierung glaubte nicht an die Vortrefflichkeit ihrer Sache."

Eine Lehre, für unsre Ohren, ich bekenne es, entsetzlich! Auch wollte ich nicht behaupten, daß alle Mitglieder dieser gesetzlichen rechten Mitte, die Männer der Doctrin, einer solchen Meinung wären. Ihr Wortführer jedoch, consequent wie er ist, zwar in zerstreuten Sätzen, aber er trägt sie vor. Was soll man von seinen Gegnern erwarten, die er der Heftigkeit anklagt? Es ist dies die Moral der Revolution. Ihr Factum nehmen sie zu ihrem sittlichen Richtmaaß.

Nur bleibt, wenn man auch diese Behauptungen in sich selber nicht weiter bestreitet, der rechten Mitte vornehmlich Eine Einwendung zu befürchten; man bezweifelt ihr jene Einmüthigkeit von Frankreich. Man hat ihr vorgeworfen, daß ein Viertheil des Departements für carlistisch gelte, daß sie 30,000 Mann im Süden, 50,000 in Vendée und Bretagne halten müsse, daß man sich zu den Wahlen nicht einstelle, daß die Administration trotz so vieler Absetzungen noch nicht gereinigt scheine. Thiers selbst bekennt, daß Einige mit Schmerz, Andere mit Abscheu und Unruhe diese Revolution betrachteten; daß man im Westen und Süden eine alte Zuneigung zu den Bourbonen habe. Er bemerkt, daß sich im Anfang die Carlisten im Süden bewegten, Republikaner und Bonapartisten Aufstände in Paris machten, die Truppen sich fürchteten, mit dem Volke zusammenzugerathen, die untern Autoritäten wenig Gehorsam bewiesen, und die Agenten der Regierung die verschiedensten Meinungen äußerten. Wo blieb

dann jene Einmüthigkeit, über die ganze Oberfläche von Frankreich hin, jener gleiche Antrieb zu zerstören, und wieder aufzurichten? In dieſem Sinne haben ſich die Gegner auf das oberſte Prinzip der Souveränetät der Nation berufen; in Maſſe hätte ſie zu Rathe gezogen werden ſollen.

Thiers verwandelt die Souveränetät der Nation in eine Souveränetät der Majorität.

„Man wiederholt uns täglich," ſagt er, „daß die gegenwärtige Regierung auf der Nationalſouveränetät beruhe. Die Sache iſt wahr, aber ſchlecht ausgedrückt. Die Souveränetät des Volkes würde die Regierung mit der Dazwiſchenkunft der Maſſen behelligen, die niemals anders erſchienen ſind, als um zu zerſtören, um ſie anarchiſch, gewaltſam, blutig zu machen. Die Souveränetät der Majorität dagegen ſchließt eine wahre, natürliche, geſetzmäßige Thatſache in ſich ein; dieſe, daß die Nation, conſultirt, aber nicht in Maſſe, was unmöglich ſeyn würde, ſondern nach und nach in den Perſonen der Wähler, der Deputirten, der Pairs, welche ihre Auswahl bilden, antwortet, und einen Wunſch ausdrückt, welcher der öffentliche Wunſch iſt."

Er erkennt daher wohl eine Souveränetät des Volkes an, doch erſcheint ſie ihm nur als eine Souveränetät der Majorität der conſtituirten Gewalten.

Und ſo könnte man ſagen, daß nach ſeinen Begriffen die Julirevolution in einem Kampfe zwiſchen dem König und der Majorität um die Souveränetät beſtand. Die Majorität, — in der er dann die Nation ſieht — trug den Sieg davon und erfocht den Preis. Eben deshalb konnte ſie Heinrich V. nicht annehmen.

„Es war für uns ſchlechterdings nothwendig, die Legitimität zu verletzen; denn in der That Kraft eines angemaaßten perſönlichen Rechtes, von höherm und göttlichem Urſprunge hatte die Dynaſtie die Charte von 1814 zu octroyiren behauptet, und wollte dieſelbe 1830 modificiren; Kraft deſſelben Rechts ſtellte Karl X.

ſeine Autorität höher als die des Landes; er verſuchte ſeine Miniſter außerhalb der Majorität zu ernennen; er meinte, von der Kammer Rathſchläge zu empfangen, keine Willensmeinungen. Dies war der Grund ſeiner Irrthümer. Wir bedurften ein Prinzip, welches kein neues Mißverſtändniß zuließ: es war das Prinzip eines Vertrages zwiſchen Nation und Königthum; dazu brauchten wir eine neue Dynaſtie, welche die Krone dem Lande, nicht einem perſönlichen Rechte zu verdanken hatte." Er findet die Julirevolution ſey ihrer Miſſion treu geblieben, ſie habe ihre Verſprechungen erfüllt; er beweiſt das damit, daß ſie dies Prinzip befolge. Unter Carl X. habe man nie die Macht der Majorität anerkannt geſehen; man habe nie erlebt, daß die Kammer von einem Miniſter aufgefordert worden ſey, ihren Willen, ihr Syſtem, ihre Abſicht auszuſprechen.

Wie ganz anders unter Louis Philipp.

Was man auch ſonſt von Caſimir Périer ſage, immer muß man bekennen, daß er dies Prinzip behauptet hat. Nie hat ſich ein Miniſter der Majorität entſchiedener unterworfen. Ein Verfahren, wie wir es ihn bei der Frage über die Pairie beobachten ſahen, wird ſich nicht ſo leicht wiederfinden. Man hat wohl erlebt, daß ein Miniſter ſich der Meinung der Kammern, die er vor ſich hatte, ſtillſchweigend bequemte; allein zu bekennen, daß man von dem Gegentheil deſſen überzeugt ſey, was man vorſchlägt, und es doch vorzuſchlagen, die eigene Meinung mit Bewußtſeyn der allgemeinen aufzuopfern, iſt höchſt außerordentlich. Ich glaube gern, daß er das nicht mit ſehr freudigem Herzen gethan haben mag; ich ſtimme denen bei, welche meinen, wäre er nicht gerade Miniſter, wäre er Deputirter oder vielleicht ſelber Pair geweſen, ſo hätte er die Erblichkeit dieſer Würde hartnäckig und mit allen Waffen verfochten; allein wie die Sachen ſtanden, ſo hat er ſich gefügt; laut hat er das Prinzip anerkannt. „Es iſt das Land," ſagt er, „welches allein und immer das Recht beſitzt, allen Meinungen Stillſchweigen aufzuerlegen, wenn es die

ſeinige ausgeſprochen hat; reif oder unreif, dieſe Meinung wird ein Gebot, ſobald ſie die herrſchende iſt" [1]).

Conſequent iſt dies Verfahren allerdings. Allein wenn Thiers ausruft, daß es für dies Princip der Mühe werth geweſen ſey, eine Revolution zu machen: einen Thron umzuſtürzen, einen andern zu gründen: ſo erlaube man uns, vom allgemein menſchlichen Standpunct aus dagegen zu proteſtiren.

Denn ſollte wohl die Freiheit in der Herrſchaft der Majorität beſtehen?

Es ſcheint hier nur zwei Fälle geben zu können. Entweder das alte Wort „Volksſtimme Gottesſtimme" iſt richtig: und in der Meinung der Meiſten ſpricht ſich die Vernunft ſelber aus; dann würde die Majorität infallibel ſeyn.

Oder aber, ſie iſt dem Irrthum unterworfen; ſie empfängt unbewußte Eindrücke, und läßt ſich verleiten: ſie hat Willkühr und Launen. Dann, ſobald ſie dennoch herrſchen will, wird ſie zum Despoten.

Das erſte könnt Ihr nicht annehmen. Grade in jener Frage über die Pairie habt Ihr es und wie Viele haben es mit Euch geläugnet! Wie viele Reden voll Einſicht, Würde, und Talent waren für die Erblichkeit; wie unbedeutende dagegen! dennoch mußtet Ihr Euch bequemen, dieſer, wie Euch ſchien, irregeleiteten Meinung zu gehorchen.

Iſt das etwas anders, als daß Ihr den Demos, die Menge, auf den Thron ſetzt?

Die Weiſen des Alterthums haben alle gefühlt, was das heiße, ſie wußten wohl, daß nicht der ein Staatsmann ſey, der ſich der Menge unterwerfe, ſondern der, welcher ſie leite: ſie wendeten ſich von dieſer Knechtſchaft ab.

Denn wodurch unterſcheidet ſich der Despotismus der Menge von einem andern Despotismus? Iſt er minder

[1]) Discours de Mr. Casimir Périer. Séance de la chambre des pairs du 26. Dec. 1831.

durchgreifend und gewaltsam? Gewiß nicht; er hat keinen Widerstand zu erwarten: er ist selber das Gesetz. Ist er beständiger? Er wird nur allzuleicht von den wechselnden Eindrücken bestimmt. Ist er rationaler? Am schwersten durch Gründe zu überzeugen ist die Menge. Ist er endlich moralischer? Ich sollte nicht glauben, da Niemand im Besondern dafür verantwortlich ist.

In dem Gegengewicht der drei Gewalten suchtet Ihr die Freiheit. Allein es ist zertrümmert. Euer König und seine Minister, Eure Pairs, die ihres wichtigsten Vorrechts verlustig gegangen, sind von der Majorität nur allzu abhängig: sie werden ihr nie einen entscheidenden Widerstand leisten können.

Ist es nicht, als könnte Frankreich keine gemäßigten Gewalten ertragen? Wir sehen die Majorität beinahe mit derselben Unterwürfigkeit verehrt, wie einen Napoleon oder Ludwig XIV.

Ich kann nicht anders finden, als daß diese Freiheit in vielen Stücken mit der Knechtschaft zusammenfällt.

Schon hört man das Wort: Electoralsouveränetät: parlamentarische Allmacht; und ein übrigens geistreiches Mitglied der Partei der rechten Mitte hat darauf angetragen, einen regelmäßigen Recurs an diese oberste Macht festzusetzen, sobald sich das Bedürfniß zeige, das Grundgesetz selbst zu modificiren [1]).

---

[1]) Dies geschieht in einer kleinen, zwar mit minderer Gewandtheit, aber keineswegs ohne Geist und Eigenthümlichkeit abgefaßten Schrift, die unter dem Titel „15 Septembre 1831," mit J. A. S. unterzeichnet, erschienen ist. Sie ist, so viel ich höre, von Syon. Nachdem man die Legitimität verloren, kommt er auf die Legalität zurück. Was ist aber diese Legalität? Er antwortet: „Unser Wille von gestern. Unser eigner Wille, sobald er ausgeführt ist, stellt sich uns gegenüber mit dem unwiderruflichen Gepräge des Geschickes. Gestern ist so unwiderruflich, als was unserer Geburt vorherging. Man muß jeden Augenblick die ganze Vergangenheit als unwiderruflich betrachten und von der Gegenwart ausgehen, um die Zukunft zu erobern." Wie aber, fragt man, welches Recht hattet Ihr dann jemals, Euch gegen Euer Gestern, gegen Euer

Alles, — Gesetze, Verfassung, Existenzen, — wird der Wandelbarkeit der Meinung überliefert, welche der Tag bewegt und der Tag fortführt; deren Quellen ihr nicht kennt; die von fremdartigem Einfluß so leicht zu bearbeiten und zu bestimmen ist; die als Correctiv nützlich seyn kann und gehört zu werden verdient, sobald sie in ruhiger Uebereinstimmung die Mängel anzeigt; die aber so wie sie positiv wird und regieren will, wie viel mehr, wenn sie sich stürmisch bewegt und despotische Gewalt in Anspruch nimmt, ohne Zweifel jedes Land in seinen Ruin führen wird.

Vornehmste Streitfrage. Gefahr.

Unsere Einwendungen liegen, wie man leicht bemerkt, außerhalb des Streites. Die in demselben begriffenen Theile sind weit entfernt davon, sie zu machen.

Wie verschieden auch sonst ihre Absichten, ihre Beweggründe seyn mögen, so stimmen sie doch in dem Prinzip der Volkssouveränetät überein.

Ja noch mehr. Wenn man sonst diese Lehre etwa als ein philosophisches Dogma betrachtet hat, das man von der Praxis und dem täglichen Leben nicht minder sorgfältig zu entfernen habe, als die entgegenstehende Lehrmeinung von dem göttlichen Rechte, so kommen diese Parteien überein, daß es anzuwenden, unmittelbar anzuwenden, daß die Nation zu consultiren, ihrer Stimme zu gehorchen sey. Entweder ausdrücklich oder durch die nothwendig

---

Gesetz zu empören. Ich weiß nicht, ob es eine sehr glückliche Auskunft ist, wenn er antwortet, er rede von einem erträglichen Gesetze; allzuschlecht sey es kein Gesetz. Eben daher dringt er auf eine Möglichkeit, die unerträglich gewordenen Bestimmungen der Gesetze zu verbessern, selbst des Grundgesetzes. Das ist der Grund jenes Recurses an die Electoralsouveränetät, die er eröffnen will.

aus ihren Vordersätzen sich ergebende Folge erkennen sie hiemit ohne Zweifel die Beschlüsse der Majorität an.

Hier aber beginnt ihr Streit. Die entscheidende Frage ist, welches die wahre Majorität, wie die ächte Meinung der Nation zu finden sey. Darauf kommt alles an und eben darüber sind sie in Entzweiung.

Das Prinzip, aus welchem die gegenwärtige Regierung lebt, ist, wie wir sahen, die Repräsentation der nationalen Meinung durch die Meinung der constituirten Gewalten. Die Majorität der Kammern und die Majorität der Nation fallen ihr zusammen.

Thiers ist so weit gegangen, diese Annahme nicht einmal von der Angemessenheit eines Wahlgesetzes abhängig zu machen. Seine Lehre ist, jedwede Wahlcombination, selbst eine beschränkte, gebe immer die wahre Majorität, sobald die Meinung des Landes sich stark und entschieden ausspreche. Im Jahre 1827 sey man durch kein Gesetz vor den Eingriffen der Präfecten gesichert, man sey allein von der Presse beschützt gewesen: das doppelte Votum habe bestanden; dennoch sey jene weise, muthige, bewundernswürdige Majorität zu Stande gekommen, von der die ältere Linie habe untergehen müssen [1]).

Es ist dies die dritte von den metaphysischen Fictionen unsers Autors. Jener Einheit von Frankreich in allen seinen Theilen, jener zugleich zerstörenden und aufbauenden Simultaneität der Thätigkeit desselben steht es zur Seite, daß die Majorität der constituirten Gewalten jedes Mal die öffentliche Meinung aussprechen soll.

---

[1]) Il est donc vrai, fährt er S. 51. fort, que les différences de détail entre un système électoral et un autre, n'influent en rien sur le résultat, et que bientôt l'opinion du pays triomphe, pourvu seulement qu'on assemble des électeurs, qu'on leur demande des députés, et qu'on obéisse à la majorité qu'ils ont donnée. Oui, quelle que soit la combinaison électorale, la majorité est la bonne souveraine.

Unmöglich kann man das in Frankreich zugeben. Müßte nicht ſonſt auch die royaliſtiſche Kammer von 1815 als die Stimme der wahren Majorität angeſehen werden? Unmöglich können die Männer der rechten Mitte ſelbſt dabei ſtehen bleiben: ihre ganze Exiſtenz iſt aus der Oppoſition gegen die Villèliſche Kammer hervorgegangen, und jenes berühmte Wort von Périer: in dieſer Kammer ſind wir ſieben, außer ihr 30 Millionen, wird ihm jetzt mit nicht viel geringerm Erfolge entgegengehalten, wie der war, mit dem er es ausſprach; wider ihn ſelber kehrt es ſeine Bedeutung.

Auch finde ich nicht, daß man ſich in den Debatten auf dieſe Doctrin ſtütze. Da iſt man vielmehr auf die Legalität der gegenwärtigen Kammer zurückgegangen, als welche ohne Betrug, nach dem eben genehmigten Geſetze, zuſammengekommen ſey.

Legale Repräſentation, verſetzen die Gegner, ein trauriges Wort! patriotiſchen Forderungen genüge das Geſetz noch lange nicht. Daß das Land in der Wahlkammer repräſentirt werde, ſey nichts als eine legale Fiction. Die 150000 Wähler ſeyen nicht die Nation; die Wählbaren nicht das Publicum von Frankreich; dies parlamentariſche Frankreich ſey nichts als eine Phantasmagorie. — Ueberdieß, könne es nicht der Fall ſeyn, daß eine Kammer, welche die Meinung der Nation im Augenblicke ihrer Wahl ausgeſprochen, nach wenig Monaten ſie nicht mehr bezeichne? Endlich wie zweifelhaft ſey dieſe Legalität! Das Geſetz rühre von einer Kammer her, die aus dem doppelten Votum hervorgegangen, welches hinwiederum durch eine Uſurpation der Reſtauration hervorgebracht ſey [1]).

Die Gegner von beiden Richtungen, ſowohl der Revolution

---

[1]) National 22 Janvier. De deux majorités dont se compose le pouvoir législatif, l'une ne représente qu'une très petite minorité dans la nation, et l'autre en ce moment même est en état d'insurrection flagrante contre le pays.

als des Royalismus, dringen daher gemeinſchaftlich auf eine Aufhebung deſſen, was ſie das Wahlmonopol nennen; auf die Abſchaffung der Beſchränkungen des Cenſus, des Alters, des Eides.

Hiebei iſt auffallend, daß die Royaliſten in ihren Forderungen noch weiter gehen, als die Männer der äußerſten Linken.

Mauguin nimmt zwar auch das Prinzip an, daß allen Franzoſen an den politiſchen Rechten Theil zu nehmen gebühre; jedoch will er daſſelbe in der Ausführung beſchränkt wiſſen; er meint, man müſſe das Landvolk zuvor unterrichten [1]). Die Gazette dagegen hält dies bereits für hinreichend unterrichtet. Von der Landgemeinde ſoll nach ihrer Meinung die Repräſentation ausgehn; nur Proletarier und Tagelöhner möge man ausſchließen. Sollte es nicht ſcheinen, als wären dieſe Royaliſten noch liberaler, als die Liberalen ſelber?

Ich möchte dafür halten, daß die Forderungen Beider aus ihrer Stellung zu erklären ſeyen. Die Partei der Revolution will dem mittleren Beſitzthum das noch immer behauptete Uebergewicht vollends entreißen. Sie wünſcht die zwei bis drei Millionen der kleinen, jedoch noch einigermaaßen ſelbſtändigen Eigenthümer und Induſtriellen zur Theilnahme an den politiſchen Gewalten heranzuziehen [2]). In dieſer Region, wo man ſich nothwendig gegen jede Ariſtokratie empört, hofft ſie Unterſtützung für ihre demokratiſchen Meinungen zu finden.

Wenn nun die Royaliſten noch tiefer hinab wollen, wenn ſie berechnen, daß man 6 Millionen Bürger zu den politiſchen Rechten erheben müſſe, ſo iſt dies keine Maske; ähnliche Tendenzen haben ſie immer gehabt; ſie wollen bis zu dem minder

---

[1]) Séance du 22 Dec. 1831.

[2]) Man wird bemerken, wie höchſt wichtig eine Statiſtik des Beſitzes in Frankreich ſeyn würde. Ich habe mir ſolche auch nicht durch beſondere Anfragen in Paris verſchaffen können und mich mit zerſtreuten Angaben begnügen müſſen: was man wohl an einigen Stellen dieſes Heftes inne geworden ſeyn muß.

selbständigen Eigenthum, wo der Einfluß der größeren Besitzer wieder beginnt, bis zu dem Landvolk, das wenigstens in einigen Provinzen der alten Religion und ihren Priestern noch immer ergeben ist. Hier hoffen sie ihre Meinung wieder zu finden; sie wünschen den Thron durch den Einfluß der Landaristokratie und des Katholicismus wiederherzustellen.

Man könnte diese Parteien mit theologischen Schulen vergleichen, welche über die Auslegung ihres Bekenntnisses uneinig geworden wären. Obwohl ihre Verschiedenheit nicht sowohl in einer dogmatischen Ueberzeugung, als in der besondern Lage ihren Grund hat, in der sich eine jede befindet.

Denn dürfte wohl die rechte Mitte noch weiter nachgeben? Schon in den gegenwärtigen Wählern hat sie Gesinnungen gefunden, die ihr keineswegs zusagen, denen sie sich, wohl oder übel, hat fügen müssen: eine weitere Veränderung des Census oder der Jahre in diesem Sinne würde ihr eine Opposition in die Kammer bringen, vor der sie schwerlich bestehn könnte.

Nur wäre zu wünschen, daß die Grenze, die sie zieht, sich mit Evidenz in dem Grundsatz festhalten ließe. Da sie die Majorität der constituirten Gewalten will, so wäre zu wünschen, daß diese Gewalten nicht immerfort anders constituirt werden könnten. Wie schon einmal eine so wesentliche Herabsetzung des Wahlcensus durchgegangen ist, was verhindert, daß derselben nicht eine zweite und dritte folge?

Wären aber die übrigen Parteien wohl besser im Stande, ihre Grenze fest zu bezeichnen und sicher zu behaupten? Ich kann es nicht finden. Wer will sich vermessen, die Linie zwischen dem Unterrichteten und dem Nichtunterrichteten ohne Willkühr zu ziehen? Auch der Unterschied zwischen dem kleinsten Besitzer und dem Tagarbeiter ist nicht so bedeutend. Die Constituante hatte das active Bürgerrecht an die Bezahlung einer directen Steuer, gleich dem Ertrag von drei Tagen Arbeit geknüpft: die Convention fing ihre Verfassung damit an, daß

sie diese Beschränkung aufhob. Was soll auf die Länge verhindern, den nämlichen Schritt noch einmal zu thun? Jener Einwendung, die man bei dem alten Wahlcensus so oft vorgebracht hat, daß es seltsam sey, zwischen den Steuerpflichtigen von 299 und von 300 Franken einen so großen Unterschied zu machen — es läßt sich keine Wahlcombination mit irgend einer Beschränkung denken, bei der dieselbe nicht verhältnißmäßig wiederholt werden könnte.

Eben hierin liegt, meines Erachtens, eine gewisse Gefahr.

De la révolution à faire, d'après l'expérience des révolutions avortées; par de Potter, Belge. Paris. Ladvocat. Déc. 1831.

„Während die höhern Klassen," sagt Potter, „sich in erhabenen politischen und constitutionellen Speculationen verlieren — schreitet majestätisch eine neue Ordnung der Dinge vorwärts, in welcher die Majorität des Volks die Reichen und Mächtigen zur Rechenschaft ziehen wird [1])."

Potter nun meint nicht mehr die Majorität des mittleren oder kleinen, des selbständigen oder des unselbständigen Besitzthums, er meint jene furchtbare Majorität, in welcher sich die unteren Stände ohne Zweifel gegen die höheren Klassen befinden.

Er weiß hiebei seinen Standpunct so gut wie die andern in dem Factum zu nehmen. „Die Massen, sagt er, ohne deren Hülfe es unmöglich wäre, eine Revolution zu machen, haben ein Anrecht an die hauptsächlichsten Wohlthaten ihrer Eroberung." Man höre aber worin er die Wohlthaten einer Revolution findet.

---

[1]) Seine Worte: Tandis que les classes supérieures, comme elles s'intitulent avec un si sot orgueil, et ceux qui, parmi elles, s'appellent les hommes éclairés par excellence, hommes de science il est vrai, mais non de justice et d'humanité, se perdent dans les hautes spéculations politiques, constitutionnelles, financières, de guerre, d'administration, de police, un nouvel ordre de choses

„Was iſt, ſagt Potter, der Zweck einer Revolution? Freiheit. Aber die Freiheit, iſt ſie ihr eigener Zweck? Nein, ſie iſt das Mittel, das Glück zu vermehren; hiezu aber braucht man die materiellen Bedingungen des Glücks. Was kann dem Volke an dem Namen oder dem Titel des Regenten gelegen ſeyn? Es wohnt, kleidet ſich und ißt unter einer Dynaſtie nicht beſſer als unter der andern. — Wo nach irgend einer Revolution das Volk ſich nicht beſſer befindet als früher, — nicht mehr beſitzt, nicht weniger bezahlt, da iſt die Revolution vollſtändig mißlungen, da muß man ſie von neuem anfangen."

Nach Potter ſind die Geſetze darauf berechnet, in dem Volke die Armuth, Sklaverei, Unwiſſenheit zu verewigen. Dafür wird daſſelbe Rechenſchaft fordern.

Man glaube nicht, daß dieſer Autor allein ſtehe. Die Geſellſchaft der Freunde des Volks iſt zahlreich genug. Eben mit ihr trifft er weſentlich zuſammen.

Nicht allein wider das Königthum und „deſſen Seiden," ſondern wider den ariſtokratiſchen Inhalt der Geſetze erhebt ſich jener Raspail, und ſein Anhang. Sie ſeyen im Dienſte der Gewalt und der Ariſtokratie; der Code civil und das Handelsgeſetzbuch opfere die Arbeit dem Verkehr auf, der Code pénal ſey erfunden um die Gewalt zu behaupten. Er fordert eine Aufhebung aller indirecten und perſönlichen Abgaben. Es ſcheint eine Lieblingsidee dieſer Sekte zu ſeyn, eine progreſſive, d. i. nach dem Zuſtande des Vermögens wachſende Auflage einzuführen. Raspail empfiehlt ſie wie Potter.

---

s'avance majestueusement, où la majorité des peuples demandera compte aux puissans et aux riches de la longue iniquité qui, avec leur position sociale, leur a assuré le monopole des lumières, du pouvoir et de toutes les jouissances de la vie, en les constituant les auteurs, les organes et les interprètes nés de la loi humaine, pour que cette loi garantît leurs priviléges et éternisât pour le peuple l'ignorance, la servitude et la misère.

Indeſſen ſoll nach dieſen Gedanken, wie ſich verſteht auch die ganze Verfaſſung umgeſtaltet werden. Nicht allein ſoll eine aus Herren und Arbeitern beſtehende Jury den Preis der Arbeit beſtimmen; alles ſoll auf Jury und Wahl beruhen. Eine Jury ſoll die wiſſenſchaftlichen und militäriſchen Stellen vertheilen; die Richter ſollen gewählt werden, ſo gut wie die Anführer der Nationalgarde; an der Wahl der Repräſentanten ſoll Jedermann Theil haben; dieſe ſollen, jedoch immer nur auf ein paar Jahre, zur executiven Gewalt ernennen [1]).

Siehe da, eine völlige Republik der Wahl! Raspail hat erklärt, man wünſche nicht das Blut, aber die Inſtitutionen von 1793 zurück.

Wären das nun alles Hirngeſpinnſte, wären es aberwitzige, bedeutungsloſe Träumereien? Man ſollte es wünſchen.

Es käme vor allem darauf an, den haltbaren Grundſatz aufzufinden, mit dem man ſich dieſen äußerſten Forderungen entgegenſetzen könnte, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen. Ich bekenne, daß ich ihn ſuche und nicht finde.

Ich glaube hier gleichſam vier Kreiſe in immer weiteren und weiteren Linien beſchrieben zu ſehen. Der erſte, der gegenwärtigen Wahlberechtigung, ſchließt ungefähr 150,000 Beſitzer ein. Der zweite, den die äußerſte Linke im Sinne hat, dürfte trotz den Beſchränkungen, die ſie noch beabſichtigen mag, allmählig zwei bis drei Millionen Eigenthümer und Induſtrielle begreifen. Von dem dritten ſagt die Gazette, daß er ſechs Millionen die Theilnahme an den polltiſchen Rechten verſchaffen ſolle. Der vierte endlich würde alle Männer in Frankreich, deren bei neun Millionen gerechnet werden, ohne weitere Ausnahme umfaſſen.

Die Gefahr iſt nun, daß, ſo bedeutend auch der Unterſchied der Zahl ſeyn mag, doch keine ſichere mit gutem Grunde feſtzu-

---

[1]) Discours de M. Raspail, président de la société des amis du peuple. Janvier, 1832.

haltende Grenze der Berechtigung anzugeben ist. Alle beruhen auf dem nemlichen Prinzip. Der Mittelpunct, von dem die Schwingung ausgeht, ist derselbe. Nachdem einmal die oberste Existenz, die Gewähr aller Rechte, die gesetzmäßige Befugniß der Dynastie, in dem Sturme der Ereignisse, der Majorität aufgeopfert worden ist, nachdem man das Prinzip der Nationalsouveränetät factisch zugegeben, und die Alleinherrschaft der Mehrzahl anerkannt, ja durch Consultation in Uebung gesetzt und sich ihr unterworfen hat; so ist man, — wie ich wenigstens nicht anders finden kann — in eine Richtung eingetreten, in der man vermöge der den Gedanken inwohnenden Nothwendigkeit, Stufe für Stufe bis zu den Extremen gerathen muß.

Man wird bemerken, daß während die ausgezeichneteren Geister von Frankreich, in welchen Abstufungen es auch sey, das alte Königthum oder die Monarchie des Juli vertheidigen, dennoch die Revolution, und zwar ohne außerordentliche Talente, ohne allen Aufwand neuer Gedanken, ohne eine Ahnung wahrer Beredsamkeit, nur mit den Mitteln des Marktplatzes, täglich Fortschritte, täglich neue Eroberungen macht. Ihre Stärke kommt aus jener ihrer Folgerichtigkeit, welche sie, trotz der ostensiblen Beschränkungen, die sie jetzt noch angeben mag, doch unfehlbar dahinführen wird, wo sie mit den Bedürfnissen und Gefühlen der Masse zusammentrifft. Der National lacht der Bemühungen der Gazette, durch das allgemeine Votum eine royalistische France hervorzubringen. Er findet die Gesinnung von Frankreich durch die vierzig Revolutionsjahre sattsam repräsentirt; er weiß, daß es aus Haß gegen das Königthum, aus Haß gegen eine oberste von aller Verantwortung befreite Gewalt, wie es schon einmal die Republik gemacht hat, so noch alle Tage geneigt wäre, dieselbe zu wiederholen.

Seltsam, daß die Männer dieser Partei, indem sie dies sagen, dennoch im Fortschritt zu seyn behaupten und man es ihnen gutmüthiger Weise zugiebt! Ist es aber ein Fortschritt zu nennen,

wenn man ſo offenbar verſucht, auf die Conſtitution des Jahres 1793 zurückzukommen, welche ſich als die unausführbarſte von allen erwieſen hat? Ihr nennt diejenigen retrograd, welche die Lage der Dinge, wie ſie im Jahre 1788 war, als ihr Ziel im Auge haben; ſeyd Ihr es aber um Vieles weniger? Haben die ſeitdem verfloſſenen Jahre Euch nichts gelehrt? Hat die Welt nicht nur allzuviele und allzubittre Erfahrungen gemacht? Der Fortſchritt, däucht mich, wäre, ſolche zu benutzen; die Combination der Freiheit und der Gewalt, auf die alles ankommt, ſo daß die einzelnen Kräfte ihre Entwickelung haben, und das Ganze Einheit, Sicherheit, Zuſammenhang und ſo viel Zukunft als Vergangenheit, dieſe auszubilden. Auf den Punct zurückzukehren, von dem die Entwickelung eures Staats vor beinahe vierzig Jahren ausgegangen, nennt Ihr das den Fortſchritt der Menſchheit?

Steht es nun ſo wie wir ſehen, kann die beſtehende Gewalt in dem Prinzip, aus dem ſie lebt, ſich den zerſtörenden Kräften, die ihr den Untergang drohen, nicht widerſetzen, ſo fragt man unwillkührlich, wohin das führen müſſe, wie das endigen könne.

So wie wir ſahen, daß die Meinungen und Tendenzen ſich an große Intereſſen knüpfen, ſo könnte es ſcheinen, als würde jenes Intereſſe des mittlern Eigenthums, das in den gegenwärtigen Wählern immer noch erſcheint, ſtark genug ſeyn, eine Regierung zu behaupten, die mit ihm ſo genau verknüpft iſt. Gewiß empfängt dieſe eben daher den größten Theil der Kraft, die ſie hat. Gerade die Unermeßlichkeit der Gefahr bei einem neuen Umſturz der Dinge muß ihr Verbündete machen.

Eine andere Frage iſt, ob dies auf die Länge dauern, ob es im ſchwierigen Moment aushalten kann. Es würde dazu gehören, entweder daß die Wähler von ihrem guten Rechte durchdrungen, oder daß ſie beſonders enge vereinigt wären. Aber weder das eine noch das andere ſcheint der Fall zu ſeyn. Ein ſicheres Gefühl des Rechtes kann nur aus der Evidenz deſſelben, oder einem wohlhergebrachten Beſitz entſpringen. Eine Regel aber, durch welche fremde Anſprüche

mit Evidenz ausgeschlossen würden, giebt es nicht; der Besitz ist bei einer großen Anzahl ein halb Jahr alt, in der That eine schlechte Präscription! Von enger Vereinigung kann nicht die Rede seyn, da die Gährung gerade in der Mitte der Berechtigten Statt findet.

Gewiß, wenn man betrachtet, wie die Massen bald von politischer Seite her, bald auch durch eine angeblich religiöse Secte, die sich mit so großem Erfolg ausbreitet, in Bewegung gesetzt werden, wie sich diese Bewegung an Mißverhältnisse knüpft, welche dringend, hart, unläugbar sind; wie die Leidenschaften, die sie aufruft, in der zweiten Stadt des Reichs schon einmal gewirkt haben; wenn man dann von der Tribune von Frankreich sagen hört, „die Absichten der Arbeiter von Lyon seyen gut, sie seyen in keinem Widerspruch mit dem wahren Interesse des Landes gewesen;" so ist es erlaubt, eine neue Crise zu fürchten.

Dann kann es zwei Fälle geben.

Entweder die gegenwärtige Verwaltung hält sich, wie bisher gegen die Anfälle der Linken in der Kammer, so einmal durch offene Gewalt wider die Männer der Barricaden. — In der That! das Oberhaupt der Regierung scheint nicht gemacht, sich vor Barricaden zu fürchten oder halbe Maaßregeln gegen dieselben zu nehmen. Mich däucht, auf das Prinzip der Majorität würde alsdann die Regierung nicht wieder gegründet werden.

Oder diese Verwaltung unterliegt. Dann wird das Prinzip sich in seiner ganzen Stärke geltend machen; und es möchte bald eine ganz andere Frage anbetreffen, als Republik oder Monarchie. Das Repräsentativsystem, mit dessen Doctrinen und künstlichen Combinationen man gesättigt zu seyn scheint, würde man nicht mehr allzulange behaupten. Hätte man es einmal wieder bis zur Constitution von 1793 gebracht, so würde dieß nicht der äußerste Punct seyn; von ihm aus würde die wahre Erschütterung erst angehen. Es könnte kommen, daß die Phrasen des Saales Taltbout auf die Letzt ganz wo anders einzögen. Mit der ersten Pe-

riode der Revolution, die alle ihre Kräfte aufgebraucht, alle ihre Möglichkeiten erſchöpft zu haben ſcheint, wäre es alsdann vorbei; eine neue Aera derſelben begönne; voll anderer Gedanken und neuer Entwürfe, nicht minder aber voll neuer Leidenſchaften, welche, wiederum jung und heftig, mit der Wuth ihrer Energie zunächſt alles zerſtören müßten, was die Revolution bis jetzt hervorgebracht hat [1]). Die Umwälzung, im Grunde die nämliche, nur um einen Schritt weiter gelangt, würde, wie Saturn, ihre alten Geburten verſchlingen. Sie könnte freilich nicht anders, als wiederhervorbringen: aber was und auf wie lange! Die Fabel läßt auf Saturn den Jupiter folgen, den Geſetzgeber, den Sceptertragenden Ordner der Welt, den Städtebeſchirmer, den Gott des Eidſchwurs und der Genoſſenſchaften, dem man opferte, wenn man Bürgerblut vergoſſen hatte. Wie könnte man hoffen, daß jemals auch hier eine ähnliche Umwandlung eintreten würde. Jupiter wenigſtens mußte zuerſt ſeinen Vater in den Tartarus ſtoßen.

Schluß.

So weit hatte ich geſchrieben. Wie natürlich iſt es, daß man, indem man nur die öffentlichen Stimmen, ihren Sinn und Widerſtreit zu beobachten denkt, auf die Zuſtände zu ſprechen kommt, deren Ausdruck jene ſind, und ſich weiter wagt, als man gehen wollte. Nicht lange indeß wird man ſich verheimlichen, daß man doch aus der Ferne dieſe Dinge nicht leicht ganz überſehen, ihre wirkſamen Kräfte vollſtändig vergleichen, oder die Nothwendigkeit ihrer Zukunft ſicher beurtheilen könne.

---

[1]) Mauguin ſagte einmal in der Kammer: le St. Simonianisme ne saurait être dangereux, parce que les ouvriers qui pourraient l'adopter, aussitôt qu'ils seraient devenus propriétaires se hâteraient de l'abandonner. Man fürchtet aber juſt den Moment, wo ſie Eigenthümer werden wollen.

Es sey mir erlaubt, zu bemerken, daß ich das sehr wohl gefühlt hatte, als die ersten Exemplare von der neuen Schrift Salvandy's, der, wie wir wußten, die Erörterung des gegenwärtigen Zustandes von Frankreich in der Nähe zu seinem Gegenstande gemacht hat, bei uns ankamen. Selten habe ich begieriger nach einem Buche gegriffen.

Seize mois, ou la révolution et les révolutionnaires. Paris Juillet 1830, Lyon Novembre 1831. par N. A. de Salvandy. Paris, Décmbr. 1831. (Bruxelles. 1832, 2 Voll.)

Salvandy erklärt „Freiheit, Oeffentlichkeit, Repräsentativsystem, die Herrschaft der Gesetze" für die Gottheiten seiner jungen Jahre. Er hat sich während der Restauration standhaft in der Opposition gehalten. „Ich verfocht," sagt er, „gegen eine Gewalt, die ich liebte, die Grundsätze, die mir allein fähig schienen, sie zu vertheidigen."

Man kennt seine Arbeiten über Spanien und Polen. Wie ihm diese Studien Gelegenheit gaben, die entgegengesetzten Nachtheile pfäffisch-dumpfer Einwirkungen, und einer ungeordneten wilden Freiheitsliebe zu beobachten, so ist er voll von Abscheu vor beiderlei Despotismus, dem eines Einzigen wie dem der Menge. In dieser Schrift verwirft er von neuem, wie billig, jene absolute Gewalt, kraft deren eine ganze Nation, Leib und Gut einem einzigen Menschen und seinen Launen unterworfen seyn solle; aber nicht minder entsetzt ihn andererseits die Volkssouveränetät, die, gleichsam in Permanenz, mit ihrer furchtbaren Waffe gegürtet, auf den Marktplätzen erscheine, so daß sich jede Faction ihrer bemächtigen könne, so daß weder Festigkeit der Gesetze, noch Ruhe der Interessen, weder Freiheit noch Ordnung möglich sey.

Indessen weiß er, daß es nicht der Geist unserer germanischen Dynastieen ist, eine absolute Gewalt auszuüben oder in Anspruch zu nehmen. Eine andere Frage ist, ob nicht das Dogma

der Volksſouveränetät mit allen ſeinen furchtbaren Conſequenzen ſich geltend zu machen droht.

Es kann uns hier nicht auf eine Erörterung der politiſchrn Meinungen unſers Autors ankommen: er hat ſie anderswo ausgeſprochen: und er ſteht in dieſem Augenblick nicht in der Mitte der kämpfenden Parteien.

Seine Hauptabſicht iſt, den Zuſtand der Dinge, den Erfolg der Bewegungen ſeit dem Juli darzulegen. Hat er etwas zu verfechten, ſo verficht er es mit der Augenſcheinlichkeit dieſer Thatſachen. Eben hier erwartet ihn unſere Aufmerkſamkeit.

Er bemerkt: Freiheit und Ordnung ſeyen die ſchönſten Erwerbungen der Menſchheit: ohne welche keine andere Vollſtändigkeit und Feſtigkeit habe; aber Gott habe Bedingungen an ſo große Güter geknüpft.

Seine Meinung iſt nicht, daß Frankreich auf dem Wege ſey, dieſe Bedingungen zu erfüllen.

Eine Partei, deren Abſichten ihn erſchrecken, findet er im Beſitze einer bedeutenden Macht, außerordentlicher Mittel, der tonangebenden Thätigkeit.

Sie rede von nichts als Freiheit, aber ihre Freiheit ſey, daß ſie dem Richter auf ſeinem Stuhle, dem Geſetzgeber, dem König auf ſeinem Throne Vorſchriften mache; Vorſchriften nach ihrer Laune. Sie rede nur von dem Glücke, das ſie dem Menſchengeſchlechte wünſche und ihm bereite: indeſſen fließe das Blut in Strömen. Freilich gehöre dazu, daß ſich Europa wie ein Metall umgießen laſſe, und ſich dem Schmelztiegel gelehrig unterwerfe.

Wenn man ſehe, wie ſie abſtracte Anſichten über die Intereſſen und die Beſtimmung der Menſchheit, durch Clubs, Empörungen und Attentate auf alle civiliſirten Nationen realiſiren wolle, wie ſie augenblicklich von der Theorie zur Ausführung derſelben fortſchreite, ſo müſſe man erſchrecken im Intereſſe ſeines Vaterlandes, im Intereſſe der entweiheten Freiheit.

Dieſe Partei, mit dem Aufruhr ſey ſie verbündet.

Salvandy sagt: „Wenn Lord Chatam und sein Sohn sich mit allen ihren Waffen auf das Feld der Ehre begeben wollten, und sich nicht ganz auf sich verließen, so suchten sie Verbündete, indem sie Tacitus und Cicero und Demosthenes wiederlasen; wenn diese Redner dagegen etwas durchsetzen wollen, so kaufen ihre Freunde Pulver und Blei, sammeln ihre Anhänger, und fragen nach, ob sich eine gute Anzahl von Galeerensklaven disponibel finde."

„Da sieht man dann freilich den erzbischöflichen Palast unter den Angriffen der Menge fallen: man sieht das Volk auf den Saal der Kammer marschiren, und den König in seinem Schloß bedrohen; aber die Journale schweigen dazu, in der Kammer entschuldigt man das Lebehoch, das der Republik gebracht wird, von dem die Straße wiederhallt."

„Diese Partei, dieser Aufruhr, in allen wichtigen Fragen des Staats, der Diplomatie interveniren sie."

„Der Aufruhr hat die Auflösung der Kammer des Juli gefordert; Kammer, Wahlmänner, Wählbare, alles hat man verändert; die Erniedrigung des Census hat man ihm wider die bessere Ueberzeugung zugestanden."

„Er hat sich wider die Pairie, die einen hochherzigen Beschluß gefaßt hatte, mit wildem Geschrei aufgemacht; es ist erfolgt, daß man dieselbe eine Zeit lang unvollständig, in einem schwankenden Zustande gelassen, daß man sie endlich von vorn angegriffen und beraubt hat."

„Der Aufruhr zwingt den Fürsten, das alte Wappen seines Geschlechts zu verändern; er verletzt das Völkerrecht an den Ambassadeurs; die Kirche, die er berührt hat, sie bleibt Gott und seinen Dienern untersagt."[1])

---

[1]) Liv. IV. ch. IV. p. 145. Il faut qu'un écriteau mensonger charge du nom de mairie du 4e. arrondissement ces vieilles murailles pour protéger la maison du Dieu qui est, selon la charte,

Und wohin zielen sie nun mit alle dem?

„Das allgemeine Stimmrecht ist die Grundlage aller ihrer Entwürfe. Deshalb weil der Arme, der Schwache, der Unwissende ein Recht auf die Freiheit hat, will man ihnen ein Recht an die Macht geben, das ist: ihrem persönlichen Rechte ein Recht über einen andern substituiren. Es ist nicht genug, daß die Gesellschaft ihnen das große Gut zusichert, von Niemand abzuhangen als von sich selber: man will, daß die Anderen von ihnen abhangen sollen. Es ist nicht genug, daß man sie an den Gütern der Gesellschaft gleichen Antheil nehmen läßt; man will ihnen dieselben zu regieren überliefern."

Was versteht man aber unter dem Volke, für das man so zärtlich sorgt?

„Nicht die Wähler, welche die gegenwärtige Majorität gesendet, noch die, welche an der Wahl keinen Antheil genommen. Nicht die Beamten, weder, die man abgesetzt, noch die man mit Absetzung bedroht. Nicht die bewaffnete Macht, noch den größern Theil der Nationalgarde, der sich dem Aufruhr entgegenstellt. Nicht die Bauern, die noch vor Christus das Knie beugen, die Bauern in zehn Departements. Was sie Volk nennen, es ist die Menge in den Städten, von dem Volke nichts als der beweglichste, leidenschaftlichste und vielleicht der verderbteste Theil. Schon einmal hat man Volk genannt, was nicht das Volk war, Freiheit was nicht die Freiheit, und diese Lüge mit Blut zu befestigen gesucht."

Daher komme, sagt Salvandy, die moralische Gewaltsamkeit, welche über allen Gewalten laste; es sey die schimpfliche Egeria, deren Eingebungen man in allen Gesetzen von Frankreich finde.

Im Widerspruch mit der Verfassung habe man der Nationalgarde die Wahl ihrer Offiziere völlig überlassen; die Folge sey, daß sich ein Theil derselben dem Aufruhr nicht mehr widersetze.

---

celui de la majorité des Français, contre les cannibales qui existent, ou qu'on invente.

Die Municipaleinrichtungen, bei welchen das kleine Eigenthum sehr hoch angeschlagen worden und das große gering, mache Quasiproletarier zu den Oberherren der Communen und bringe Wahlen hervor, angemessen der Eifersucht erbärmlicher Leidenschaften. Das Gesetz habe die Unordnung in den Artikeln, und den Despotismus zum Postscriptum[1]); ganz wie die Revolution.

Der Wahlkörper sey auf eine Weise organisirt, daß der niedrigere Theil desselben, weil er compacter, allenthalben das Uebergewicht habe. Daher komme, daß alles, was höher stehe, sich den Wahlen entziehe, und ein subalterner Ehrgeiz sich ihrer bemeistere. Da man überdies die Entdeckung der vorläufigen Verpflichtung, des bindenden Mandates gemacht habe, so sey es mit der ganzen Garantie des Repräsentativ-Systemes, welche in der Wechselwirkung der verschiedenen Gewalten liege, vorüber; in den Tabagieen, beim Wein, in den Kaffeehäusern der kleinen Städte, da bringe man die großen constitutionnellen Fragen zu schließlicher Entscheidung.

Die Jury sichere durch ihre Einrichtungen, durch Sympathie oder Furcht, dem Anarchisten im Osten, dem Chouan im Westen Freisprechung zu.

Indessen löse man alle moralischen Bande der Gesellschaft auf. Der Ehe sey jene Unverletzlichkeit genommen worden, welche die Gesellschaft gründe, welche das Siegel des Ewigen auf die Wiege des Kindes drücke, das er gegeben. Eine Congregation, mit dem eingestandenen Zwecke, das Eigenthum den Besitzern zu entreißen, um selber das Monopol darüber zu haben, werde geduldet und breite sich aus. Ja man reize die Menge wider das Eigenthum auf. Argenson habe wider diese Inhaber des öffent-

---

[1]) Salvandy zielt hiemit auf das ch. IV. des Gesetzes vom 31sten März 1831.; dispositions transitoires, welches im 54sten Artikel eine Suspension desselben gestattet.

lichen Reichthums declamirt. Odilon Barrot habe ſich verlauten laſſen, man wiſſe, in welchen Händen das Eigenthum ſey.

Da man alle Grundlagen der Geſellſchaft angreife, ſolle man das Oberhaupt derſelben ſchonen? Man habe Leute losgeſprochen, die den König mit dem Tode auf der Guillotine, dem Altar der Freiheit, gedrohet; man colportire die Reden von Robespierre und St. Juſt.

Dieſe Unordnung dringe in Sitten, Gewohnheiten und Literatur ein. Die Literatur ſey von einem dogmatiſchen Cynismus beſeſſen. Man habe den Theatern die unbeſchränkte Freiheit gegeben, und ſie dadurch zu Kriegsplätzen gemacht, von wo aus man alle Abend Moral und Geſchmack und Ordnung angreife. Die Muſe bearbeite Obſcönitäten wie ſonſt die Leidenſchaften.

Er findet alles verfälſcht. „Unſer Repräſentativſyſtem repräſentirt nur Ein Intereſſe und Eine Claſſe. Unſere Preßfreiheit bewaffnet alle ſubverſiven Leidenſchaften; ſie zeigt den Maſſen die Thatſachen, die Namen nur in einem Lichte, das die Unordnung begünſtigt; — dieſe Publicität, es iſt die Lüge. Unſere conſtitutionnelle Monarchie hat einen König, der auf ſein Königthum wartet: unſere Regierung regiert nicht: ſie gehorcht. Die Nothwendigkeit herrſcht über die drei Gewalten.“

„Niemand iſt weder ſeines Lebens ſicher, obwohl man bisher nicht getödtet hat, noch ſeines Eigenthums. Frankreich hätte von Glück zu ſagen, wenn es nicht mehr als ein Fünftheil ſeines Capitals verloren hätte. Jeder Einwohner hat einen bedeutenden Theil ſeiner Einkünfte eingebüßt. Das Vertrauen auf den morgenden Tag, welches allein die Wunder des Credits, des Genie's, der Künſte hervorbringt, iſt dahin. Niemand kann hoffen, die nährende Luft des Vaterlandes bis ans Ende ſeiner Laufbahn zu genießen. Von Zweien, die ſich begegnen, kann der Eine in Kurzem proſcribirt werden, der Andere proſcribiren.“ [1])

[1]) Dieſe Schrift enthält vier Bücher. In dem erſten entwickelt der Autor ſeine Grundſätze und die Fehler, die er an der Reſtauration

Man erinnert sich, daß Salvandy bei jenem letzten Fest der Restauration in dem Palais royal, „jener letzten Revue, die Carl X. über das gehorsame, ruhige, glückliche Frankreich hielt," eine ähnliche Vorhersagung ausgesprochen hat, und wie sie nur allzuwahr geworden ist.

Auch jetzt besorgt er, wie wir sehen, das Aeußerste: „Ich will es nicht verschweigen: der politische, der moralische Zustand meines Landes entsetzt mich. — — Wenn der öffentliche Geist sich ein einziges Mal verirrt, so ist es um uns geschehen. Es hängt von einem Hauche der Meinung ab, und die Anarchie thront ohne Gegengewicht in der Mitte aller unserer Gewalten."

Er fürchtet sogar die Wiederkehr des Schreckens, nicht ganz des alten, eines kürzern, aber noch gewaltsamern! „Ich sage, Meisterin von Frankreich, wird die revolutionnäre Partei tödten und rauben, wie sie getödtet und geraubt hat: sie wird die höheren Classen decimiren, wie sie dieselbe decimirt hat. Es ist das Gesetz ihrer Natur."

Wird man wohl in Frankreich auf ihn hören, und in dem Zuge leidenschaftlicher Bewegung, in dem man begriffen ist, inne halten? Ich kann es nicht glauben. Die Führer wissen recht gut, wohin ihr Weg führt. Er sagt es ihnen: aber sie wußten es ohnehin: eben diesen wollen sie einschlagen. Ich bemerke,

---

bemerkt zu haben glaubt. In dem zweiten den Sinn der Juli-Revolution. Er will von keinem andern Programme des Stadthauses als jener von Viennet verlesenen Proclamation wissen: ohne gerade persönlich von der Vortrefflichkeit der neuen Charte sehr überzeugt zu seyn, glaubt er doch auf ihren Inhalt bestehen zu müssen. In dem dritten und vierten Buche setzt er auseinander, welchen Gang, dem Sinn und den Versprechungen derselben entgegen, die Ereignisse seitdem genommen haben. Aus diesen beiden Büchern (sie begreifen den zweiten Theil der Brüsseler Ausgabe) habe ich die bezeichnendsten Stellen, die den Inbegriff der Capitel zu bilden scheinen, aneinandergereiht. Wer das Buch zur Hand hat, wird es ohne Zweifel ganz lesen und sie leicht auffinden. Für Andre wäre ein weitläuftiges Citiren doch nur ein überflüssiger Prunk.

daß die Parteien ſich auch dieſes Buches bemächtigen und indem es mehr oder weniger wider alle geht, das aus demſelben entnehmen und durch die Journale ihren Leſern mittheilen, was zu Ungunſten ihrer Gegner iſt. Er iſt die Caſſandra dieſes Troja.

Wenn ich meine Meinung ſagen darf: wer ihn hören ſollte, das ſind wir. Zwar iſt er, wie natürlich, in jene Kreiſe, welche die Revolution den Geiſtern vorgezeichnet hat, eben auch gebannt, er kann ſie nicht verlaſſen[1]): und wenn er die Ereigniſſe ſchildert, geht er vielleicht nicht genug auf die oberſten Gründe ein, auf die Nothwendigkeit, mit der ſie aus den erſten Fehltritten hervorgegangen; er hält ſich vielleicht mehr als billig an die Beweglichkeit der Leidenſchaften, denen eben von vorn herein nicht Statt zu geben geweſen wäre. Aber man wird hieran wenig erinnert. Wenn es das Lob einer Schrift iſt, daß man den Autor über den Inhalt vergißt, ſo verdient dieſe Schrift ein ſolches Lob in vollem Maaße. Die Thatſachen reden. Man ſieht die gegenwärtige Begebenheit in ihrem reißenden unaufhaltſamen Zuge. Es beſtätigt ſich, daß es ſo ſteht, wie es jene ſtreitenden Stimmen ahnen ließen. Indem man die allgemeinen Rechte zu vertheidigen glaubte, hat man das Gemeine mit aller ſeiner Beſchränktheit und aller ſeiner Leidenſchaft auf den Thron geſetzt. Man kann es nicht verläugnen, denn man beruht darauf; man kann es nicht gewähren laſſen, denn man

---

[1]) Eine ſeiner vornehmſten Lehren iſt die Unterſcheidung der Freiheit in Rechte und Gewalt. Den unteren Ständen will er die Rechte mittheilen; für die oberen die Gewalt behaupten, denn ſie fordere Einſicht, Stabilität, Permanenz; ſie ſichere zugleich jene Rechte. Dabei tritt nur die nämliche Frage ein, wo die Grenze zu ziehen. Dieſe Theorie ſetzt nur einen höherern Grad über die oben bezeichneten Kreiſe der Berechtigung feſt. Die nämliche Schwierigkeit würde aber nicht minder eintreten.

würde davon zerstört werden. Wie will dieser Zustand ohne neue Gewaltsamkeit endigen?

Darauf sollten wir, dünkt mich, aufmerken. Eben jene Partei, die Frankreich in Athem hält, erklärt es für die natürliche Tendenz desselben, Europa seinem Zustande zu assimiliren, die Intelligenz und den Willen seiner Nachbarn zu erobern. Ihr Programm vom Hotel de Ville möchte sie durch ganz Europa tragen: aus Frankreich und der Welt möchte sie eine Jacquerie machen.

Können wir läugnen, daß sie bei uns entgegenkommende Wünsche und Neigungen antreffen dürfte? Es giebt sogar Deren, welche sich gutmüthiger Weise einbilden, in jenen Doctrinen sey das Heil der Welt. Nein ein andres Heil bedürfen wir. Hand anlegen an die Zerstörung, wenn gleich in der Absicht, etwas scheinbar Vollkommeneres an dessen Stelle zu setzen, es würde auch bei uns alle Leidenschaften entbinden. Wir sollten bedenken, welche Erfolge das da drüben gehabt hat: welche Erfolge es allenthalben haben muß.

„Die göttliche Gerechtigkeit," sagt Salvandy, „hat ein sicheres Mittel, die zerstörenden Begierden und Leidenschaften zu bestrafen. Sie läßt die verblendeten Parteien auf ihrem unseligen Wege weiterschreiten. Sie gehen, unbekümmert wohin, ohne sich umzusehen: sie denken, der nächste Schritt werde der letzte seyn; aber die Fehltritte, die sie begangen, treiben sie, ziehen sie fort ins Verderben."

Deutschland hat, wie mir scheint, zwei Wege vor sich. Entweder kann man die äußersten Prinzipien ergreifen, die uns überdieß aus der Fremde kommen; mit dem einen wird man immer das andere hervorrufen, und sich in einen Zustand der Gewaltsamkeit versetzen, den doch Niemand wünschen kann. Oder man hält an den Prinzipien fest, auf denen unsere Verfassungen nun einmal beruhen; man sucht ruhig und gesetzlich ihre Mängel zu heben, ihre Uebelstände zu verbessern, und den deutschen Staat seiner Natur gemäß zu entwickeln.

Alle Jahrhunderte rühmen Besonnenheit und ruhigen Verstand an unserer Nation. Noch ist der Brand nicht aufgegangen, mit dem uns Einige bedrohen; noch können wir uns entschließen, auf dem Pfade der Vernunft und der Mäßigung zu verharren.

Will man nicht dahin gelangen, wo man Andere verderben sieht, so muß man nicht den Weg einschlagen, den diese nahmen.

Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorst.

Aus dem Nachlasse des General Clausewitz.

I.

Notiz über die Lebensumstände von Scharnhorst.

Am 28. Juni 1813 starb zu Prag der preußische General-Lieutenant Gerhard David von Scharnhorst an einer in der Schlacht von Groß-Görschen den 2. Mai erhaltenen Wunde.

Seine gediegene wirksame Thätigkeit, nahe dem Throne und im Mittelpuncte eines Staates, der durch die Verbindung der Umstände selbst fast zum Mittelpuncte des europäischen Staaten-Systems geworden war, geben ihm eine ausgezeichnete Stelle in den Annalen des großen politischen Umschwungs jener Zeit.

Er war am 10. November 1756 im Hannöverischen, in Hämelsee, auf einem kleinen Pachtgute geboren, hatte seine erste Bildung auf der vom Grafen Wilhelm von Bückeburg errichteten Militairschule auf Wilhelmsstein genossen und war früh von diesem großen Manne ausgezeichnet worden. In hannöverischen Diensten und zwar zuerst in der Cavallerie, bald aber in der Artillerie, fing er seine kriegerische Laufbahn an, und machte die Feldzüge von 1793, 94 und 95 bei der alliirten Armee in Flandern und Holland mit.

Von innerer Thätigkeit gedrungen, und von seltenem Fleiß unterstützt, schrieb er während des Feldzugs von 1793 das Taschenbuch für Offiziere, welches in Deutschland noch jetzt für ein klassisches Werk in diesem Fache gilt. So wie er aber in seltener Vereinigung theoretische Kenntnisse und wissenschaftliches Streben mit praktischem Geschick verband, so zeichnete er sich auch schon im folgenden Feldzuge durch seine kriegerische Tüchtigkeit als Offizier aus. Er war Artillerie-Hauptmann und befand sich beim hannöverischen General von Hammerstein als erster Generalstabs-Offizier, als dieser Menin im Jahre 1794 vertheidigte und sich mit der Garnison durchschlug. Wenn ein in der Geschichte so seltener kriegerischer Act Allen, die daran Theil genommen zum Ruhme gereicht, so gehört das Hauptverdienst davon, nächst dem in Deutschland und England mit Hochachtung genannten Führer, dem ehrwürdigen Hammerstein, seinem Gehülfen Scharnhorst. Folgender eigenhändige Bericht des General Hammerstein an seinen Herrn, den König von England, wird die beste Darstellung und der sicherste Beweis hievon seyn:

„Vor allen andern halte ich mich verpflichtet, nur noch „des Hauptmanns Scharnhorst allein Erwähnung zu thun. „Dieser hat bei seinem ganzen Aufenthalt in Menin, nachher „beim Bombardement und letztlich beim Durchschlagen, Fähig„keiten und Talente, verbunden mit einer ganz unvergleichlichen „Bravour, einem nie ermüdenden Eifer und einer bewundrungs„würdigen Contenance gezeigt, so daß ich ihm allein den glück„lichen Ausgang meines Plans, mich durchzuschlagen, verdanke. „Er ist bei allen Ausführungen der erste und der letzte gewe„sen. Ich kann unmöglich erschöpfend beschreiben, von wel„chem großen Nutzen dieser so sehr verdienstvolle und einem „jeden zum Muster aufzustellende Offizier mir gewesen ist."

„Schließlich ersuche ich Ew. Excellenz ganz gehorsamst „bei abzustattendem Bericht an Se. Majestät, sämmtlicher ge„nannten Offiziere Erwähnung zu thun. Wäre es möglich

„möchte ich für alle Belohnungen erbitten, die sie wahrhaftig „verdient haben. Für den Hauptmann Scharnhorst aber er„flehe ich auf das Dringendste eine Gnade von Sr. Majestät, „da dieser Mann, wenn jemals Jemanden eine Belohnung für „etwas Außerordentliches geworden ist, sie jetzt im größten „Maaße verdient."

Ecklo den 3. Mai 1794.

R. von Hammerstein.

Nach dem Kriege bis zum Oberstlieutenant im hanöverischen Dienst gestiegen und mit vielen litterarisch-militairischen Arbeiten beschäftiget, deren wir unten kurz gedenken wollen, vertauschte Scharnhorst im Jahr 1801 auf Anrathen des bei Auerstädt gebliebenen Herzogs Karl von Braunschweig, den hanöverischen Dienst mit dem Preußischen, und wurde auf die besonders dringende Empfehlung des Herzogs in die preußische Artillerie als Oberstlieutenant versetzt. Er brachte den Ruf eines gelehrten Militairs besonders in den Artillerie-Wissenschaften mit, fand aber in diesem Corps, wie das gewöhnlich ist, viel Neid und Widerstand; dies verhinderte ihn, der preußischen Artillerie damals so nützlich zu werden, als es der Umfang seiner Kenntnisse und seine Thätigkeit gestattet hätten, und war der Grund, warum er eine Anstellung im Generalstab vorzog, welche er im Jahr 1804 als General-Quartiermeister-Lieutenant erhielt.

Seine Thätigkeit in dem Zeitraum von 1802 bis 1806 war hauptsächlich auf den Unterricht der Infanterie- und Cavallerie-Offiziere gerichtet. Er erweiterte den Unterricht, welcher in Berlin schon seit Friedrich dem Großen diesen Offizieren über die Kriegskunst ertheilt worden war und dem bisher ein einziger Lehrer vorgestanden hatte, zu einer wahren Akademie, übernahm die Stelle des Directors, und lehrte selbst denjenigen Theil der Kriegskunst, der bis dahin auf Kathedern und in Büchern noch wenig zur Sprache gekommen war, den eigentlichen Krieg. Hier haupt-

sächlich verbreitete sich durch ihn zuerst in der preußischen Armee die Kenntniß der neueren Kriegsart, welche durch den Revolutionskrieg herbeigeführt, mit Bonaparte ihren Gipfel erreicht hatte, und die der preußischen Armee ziemlich fremd seyn mußte, weil die Feldzüge von 1792, 93 und 94 in eine Zeit fielen, wo die Neuerungen noch nicht die gehörige Reife, und deshalb auf das Kriegswesen der Preußen keinen Einfluß gewonnen hatten.

Die Bildungs-Anstalt, welche auf diese Weise durch ihn geschaffen wurde, besteht noch jetzt in der preußischen Armee, und hat den größten Theil der Generalstabs-Offiziere gebildet.

Seine bald erkannten und ausgezeichneten Verdienste bewogen den König im Jahr 1806, ihn zum Obersten zu ernennen.

Im Jahr 1806 gehörte der Oberst Scharnhorst zu denen, welche den Krieg gegen Frankreich für nothwendig hielten, und als Chef des Generalstabes des Herzogs von Braunschweig, hatte er Antheil an dem Plan, mitten durch den Thüringer Wald über die französischen Quartiere in Franken herzufallen.

In der Schlacht von Auerstädt selbst wurde der Oberst Scharnhorst in der linken Seite leicht verwundet, welches ihn aber nicht abhielt, bei der Armee zu bleiben.

Von dieser bildeten sich auf dem Rückzuge drei Corps; das eine unter den Befehlen des Feldmarschalls Kalkreuth, 20,000 Mann stark, hatte in der Schlacht von Auerstädt gar nicht gefochten, und vereinigte sich in der Gegend von Magdeburg mit dem zweiten, welches der Fürst Hohenlohe aus den Trümmern seines bei Jena geschlagenen Heeres gesammelt hatte, das dritte unter dem General-Lieutenant von Blücher bildete die Arrière-Garde. Der Oberst von Scharnhorst hatte bei Auerstädt seinen commandirenden General, und durch die veränderte Eintheilung der Armee seine Stelle verloren, denn beim Fürsten Hohenlohe befand sich der Oberst von Massenbach (der bekannte Verfasser der Memoiren) als General-Quartiermeister. Er schloß sich daher an den General-Lieutenant von Blücher an, welcher schon damals

in der preußischen Armee den Ruf eines kräftigen und tüchtigen Soldaten hatte. Als erster Generalstabs-Offizier leitete er hier die Bewegungen dieser Arrière-Garde, die zwei Märsche hinter der Armee zurückblieb, weil Blücher sich nicht entschließen konnte, in übertriebenen Märschen, durch welche die Truppen ganz aufgelöst und zum Gefecht unfähig geworden wären, sein Heil zu suchen.

Zu dieser Arrière-Garde stieß in der Folge das Corps des Herzogs von Weimar, welches als Avant-Garde schon in Franken auf dem geraden Wege über den Thüringer Wald eingebrochen war, während die Franzosen über Hof vordrangen, und daher an der Schlacht keinen Theil genommen hatte.

Die Ereignisse dieses Rückzuges und der schleunige Fall der preußischen Festungen sind es hauptsächlich, was den Ruhm der preußischen Waffen damals zu Grunde gerichtet hat. Sie waren die Folge der moralischen Ueberlegenheit, welche das französische Heer damals in Europa überhaupt sich erworben, und des langen Friedens, der Preußen und Sachsen von einem ernstlichen Kampf auf Leben und Tod ganz entwöhnt hatte.

Blüchers Rückzug bis Lübeck und die vielen Gefechte, welche er auf demselben lieferte, sind unstreitig noch das Rühmlichste in dieser Periode, und haben dazu gedient, seinen Ruf in einer Zeit fleckenlos zu erhalten, wo in der allgemeinen Auflösung so viele militairische Reputationen zu Grunde gegangen sind.

Was der Oberst von Scharnhorst dem General Blücher in dieser Zeit war und wie er sich als Soldat in dieser schwierigen Zeit gezeigt, darüber mag abermals der wörtliche Bericht seines Chefs an den König von Preußen sprechen:

„Vorzüglich fühle ich mich verpflichtet, Ew. Majestät be„sonderer Gnade den vortrefflichen, in jeder Hinsicht verdienst„vollen Obersten von Scharnhorst zu empfehlen, dessen rast„loser Thätigkeit, dessen fester Entschlossenheit und einsichtsvol„lem Rath ein großer Theil des glücklichen Fortgangs meiner

„mühsamen Retraite zugeschrieben werden muß, indem ich es „gern bekenne, daß ohne die thätigste Beihülfe dieses Mannes „es mir vielleicht kaum zur Hälfte möglich gewesen wäre, das „zu leisten, was das Corps wirklich geleistet hat."

gezeichnet Blücher.

Der Oberst Scharnhorst war in Lübeck mit dem andern Gefolge des General Blücher gefangen genommen worden, in Folge der Capitulation selbst aber wurde vermittelst Auswechselung vom General Blücher seine Freiheit sogleich wieder bewirkt. Er begab sich hierauf zur See nach Preußen, wo ihn der König zum General-Quartiermeister der preußischen Armee, unter dem Befehl des General-Lieutenant von L'Estocq ernannte.

Hier erhob sich der preußische Waffenruhm wieder etwas, so weit dies die Schwäche der Armee und die kurze Dauer des Krieges erlaubten. Was den Obersten von Scharnhorst betrifft, so gehörte er unter den in unglücklichen Kriegen so leicht entstehenden Parteien des Hauptquartiers zu derjenigen, die stets für eine edle, rücksichtslose Aufopferung und ehrliche Aufbietung der letzten Kräfte gestimmt war, wie sie in der Schlacht von Eilau von dem kleinen preußischen Heere gezeigt wurde.

Da der Oberst Scharnhorst auch in dieser Anstellung das Vertrauen des Königs gerechtfertigt hatte, so ernannte ihn derselbe nach dem Tilsiter Frieden zum General, und weil die Armee ganz umgeschaffen werden mußte, zum Chef der Reorganisations-Commission.

In diesem Zeitpunct fängt die Wirksamkeit an, die der General Scharnhorst in Beziehung auf die großen Ereignisse der Jahre 1813 und 14 in Preußen gehabt hat, da sein ganzes Streben dahin ging, dem preußischen Kriegsstaat innere Tüchtigkeit zu geben, und ihm, da die Armee durch den Tilsiter Frieden auf 40,000 Mann beschränkt war, solche Keime schnellen Wachsthums einzuimpfen, daß er, wenn der Druck von Außen je nachlassen sollte, schnell emporschießen könnte.

Die Hauptzwecke, welche er sich bei der Reorganisation der Armee vorsetzte, waren:

1. Eine der neuen Kriegsart entsprechende Eintheilung, Bewaffnung und Ausrüstung.

2. Veredlung der Bestandtheile und Erhebung des Geistes. Daher die Abschaffung des Systems der Anwerbung von Ausländern, eine Annäherung an die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst, Abschaffung der körperlichen Strafen, Einrichtung guter militairischer Bildungs-Anstalten.

3. Eine sorgfältige Auswahl derjenigen Offiziere, welche an die Spitze der größeren Abtheilungen gestellt wurden. Das Dienstalter, welches bis dahin in der preußischen Armee eine allzugroße Herrschaft ausgeübt und derselben ihre Führer gegeben hatte, wurde in seinen Rechten beschränkt und daneben der für den Augenblick sehr heilsame Grundsatz aufgestellt, daß diejenigen vorgezogen werden müßten, die bis zuletzt im Kriege gedient oder sich auf irgend eine Art in demselben ausgezeichnet hätten. Wirklich sind unter Scharnhorsts Administration die meisten der Männer zuerst hervorgezogen worden, die später zu den ausgezeichnetsten Führern gehörten.

4. Neue der heutigen Kriegsart angemessene Uebungen.

Da in Preußen der Monarch den Armeeangelegenheiten selbst stets die größte Aufmerksamkeit widmet, und der König in die Vorschläge des General Scharnhorst einging, so wurde ihm freilich die Ausführung seiner Ideen sehr erleichtert; indessen gab es auch hier wie überall bei großen Veränderungen, einen Kampf der Meinungen, bei welchem der General Scharnhorst Gelegenheit hatte, die Mäßigung und Billigkeit des Urtheils und die Festigkeit der Seele zu zeigen, die ihn zu einem großen Charakter erheben.

Wie sich unter seinen Rathschlägen die preußische Armee vortheilhaft gestaltete, wie sie befreit von den vielen Mißbräuchen eines langen Friedens mit verjüngtem frischen Geist hervortrat,

mitten im Frieden neues Selbstgefühl gewann, werden Alle bezeugen, welche dieselbe mit vorurtheilloſem Blick beobachtet haben; außer ihnen aber bezeugt es der ewig denkwürdige Tag bei Groß-Görſchen, wo in der Dürre einer ſegenloſen Schlacht der Ruhm preußiſcher Tapferkeit junges friſches Laub hervortrieb.

Die Franzoſen wachten nicht nur genau auf die Erfüllung des Tilſiter Friedens, ſondern machten auch tauſend Schwierigkeiten, ehe ſie die beſetzten Provinzen räumten, und hielten überhaupt Preußen unter beſtändigen Drohungen in der ſtrengſten Vormundſchaft; dieſer unglückliche Zuſtand und die traurigen Erfahrungen, die man im Kriege gemacht, hatten eine große Partei in dieſem Lande erzeugt, die kleinmüthig und hoffnungslos jeden Schein des Widerſtandes, jede den Franzoſen mißfällige Maaßregel für wahren Verrath an dem Lande hielt; endlich beſchränkte noch weit mehr die Erſchöpfung der Staatskräfte alle Mittel.

Der König hatte den General Scharnhorſt, ohne ihm den Namen eines Kriegsminiſters zu geben, an die Spitze des Kriegs-Departements geſtellt. Stein war damals erſter Miniſter; die genaue Verbindung, in welche dieſe beiden ausgezeichneten Männer mit einander traten, erleichterte die Grundlegung zu Preußens innerer Vergrößerung und Ermannung. Durch Herrn von Steins neue Organiſation der Civil-Adminiſtration kam Sparſamkeit und Ordnung in die Finanzen, und die politiſche Verfaſſung der bürgerlichen Geſellſchaft that einen mächtigen Schritt vorwärts, wodurch dem Bürger neues Vertrauen und neues Leben eingeflößt wurde. Das folgende Miniſterium beſtand aus Männern, die, ſo viel es ihnen ihre freilich veränderte Stellung erlaubte, in dem Sinne des Herrn von Stein fortarbeiteten, und den General Scharnhorſt nach Möglichkeit unterſtützten; dieſer aber ſtrebte nur nach ſeinem Ziele, mit einem Geiſte weiſer Sparſamkeit und politiſcher Klugheit, die Bewunderung verdienen.

Von allem Schlendrian alter Adminiſtrationsgrundſätze los-

laſſend, allen Widerſpruch der ſogenannten Männer vom Handwerk zurückweiſend, immer nur auf das Weſen der Sache ſehend, ſchuf er in wenigen Jahren, ohne auffallende Mittel und außerordentliche Unterſtützung die Ausrüſtung und Bewaffnung eines dreimal ſo großen Heeres als die preußiſche Armee ſelbſt war. Er ſtellte die Feſtungen her und führte bei der Armee ein Syſtem ein, wonach alle drei Monate eine Anzahl Rekruten eingezogen und ausgebildet und wieder entlaſſen wurden; was dem Lande eine Menge nothdürftig gebildeter Krieger verſchaffte, die beim erſten Aufruf ſich zur Fahne ſtellen konnten. Was aber das Wichtigſte war, er bereitete die Idee einer allgemeinen Landwehr nach dem Beiſpiele Oeſtreichs vor. Obgleich dieſe Idee damals nicht in wirkliche Ausführung übergehen konnte, ſo war es doch von einer entſcheidenden Wichtigkeit, daß ſie nach und nach in den Köpfen reifte, und ſich allgemein verbreitete; daß der Glaube an die Möglichkeit dieſer heilbringenden Inſtitution gegründet wurde.

Der Zuſtand der politiſchen Meinung in Preußen war damals, wie er unter ſolchen Umſtänden überall ſeyn wird. Es hatten ſich, ſo weit dies bei dem Charakter des ruhigen Norddeutſchen vorkommen kann, zwei Parteien gebildet, davon die eine an keine Möglichkeit glaubte, Frankreich von ſeiner Höhe geſtürzt zu ſehn, und deswegen ein enges Anſchließen an daſſelbe für den einzigen Rettungsweg anſah; die andere auf neue Kriege, auf unvorhergeſehene Ereigniſſe, auf Volkswiderſtand rechnend, nichts ſo ſehr fürchtete, als daß durch ein ſolches Anſchließen Preußen ſich ſelbſt für den günſtigen Moment die Hände binden oder gar anſtatt ihn herbei zu führen, ihn entfernen würde.

Nachdem Herr von Stein in Folge des bekannten Briefs im Jahr 1809 entfernt worden war, hielt ſich das Miniſterium in einer discreten Ruhe und wenn einzelne Männer in demſelben es weder für unmöglich noch für ſündlich hielten, einſt aus dem Kerker auszubrechen, ſo ſahen ſie ſich in ihrer Lage nicht

veranlaßt, ſich darüber ſtark auszuſprechen. General Scharnhorſt aber, der ſeine ganze Thätigkeit den Vorbereitungen dazu gewidmet hatte, mußte den Geiſt des Widerſtandes, das empörte Gefühl über die Unterdrückung, die ſich hin und wieder regten, gerade als die edelſten und wirkſamſten aller Mittel betrachten, die er in der Hand des Monarchen zu vereinigen bemüht war. Er mußte alſo dieſen Geiſt und dieſe Partei vor dem Thron vertreten, ſo weit es das andrängende Mißtrauen der Anderen über dieſelbe, nöthig machte. — Obgleich er durch ſein taktvolles ruhiges, tief verſchloſſenes Weſen, die Aufmerkſamkeit und den Verdacht der Franzoſen lange von ſich entfernt hielt, ſo war doch ſeine Stellung und ſein politiſcher Glaube in Preußen zu bekannt, als daß nicht die antifranzöſiſche Partei ſich an ihn hätte wenden ſollen. Daher wurde er ihr Fürſprecher beim König, und ein heilſames Band zwiſchen ihnen und dem Thron.

In dieſer allgemeinen Darſtellung iſt die ganze Geſchichte des ſogenannten Tugendbundes, ſo weit derſelbe damals in Preußen wirklich beſtand, enthalten.

Scheinbar die erſte Veranlaſſung zu einem wirklichen Bund entſtand in Königsberg ſelbſt, wo ſich der Hof noch befand, im Jahr 1808 unter den Augen des Königs und nichts weniger als geheim. Eine Geſellſchaft von Gelehrten, Offizieren und andern Perſonen trat zu einem ſogenannten ſittlich wiſſenſchaftlichen Verein zuſammen, und legte ihre Geſetze und die Namen der Mitglieder dem Könige vor. Die Tendenz dieſes Vereins ſchien weder politiſch noch überhaupt ſehr eminent; einzelne Mitglieder mochten wohl die Hoffnung hegen, nach und nach Keime politiſcher Geſinnung hineinzupflanzen, die gute Früchte tragen ſollten, indeſſen ſcheinen dieſe von ſelbſt erſtorben zu ſeyn, und es entſtand weder etwas beſonders Gutes noch Böſes aus dieſer Geſellſchaft. In den übrigen noch von den Franzoſen beſetzten Provinzen Preußens und Deutſchlands aber entſtand hauptſächlich unter der Claſſe ehemaliger Offiziere und Beamten und

den jungen Studierenden eine Art von Affiliation, zur Verbindung gegen die Franzosen und zur Vorbereitung eines Volksaufstandes gegen sie. Ein wirklicher Bund, das heißt eine durch Obere und Gesetze organisirte Gesellschaft, ist aber nie daraus hervorgegangen, wenigstens so viel damals in Preußen bekannt geworden ist. General Scharnhorst ist späterhin als das Haupt dieser Verbindung angesehen worden, die Gott weiß woher den Namen Tugendverein genommen und bekommen hatte. So wie aber die Vorstellung von einem förmlich organisirten Bunde falsch und übertrieben scheint, so war es noch weit mehr die von dem Verhältniß des General Scharnhorst zu demselben. Einzelne Mitglieder dieser Affiliation in Preußen wandten sich an Scharnhorst, weil sie ihn als das Haupt der antifranzösischen Partei ansahen, theilten ihm ihre Plane und Wünsche mit und hofften durch ihn mit dem Throne anzuknüpfen. Diesen Zweck erreichten sie einigermaßen. General Scharnhorst machte den König darauf aufmerksam, und war der Meinung, daß die gute Absicht und das Gefühl dieser Partei Achtung verdiene, daß sie auch nützlich werden könne, wenn einmal der Himmel andere glückliche Ereignisse herbeiführe, und daß es in jedem Fall klug sey, sie auf diese Weise im Auge zu behalten. Der König genehmigte diese Ansichten, und wurde auf diesem Wege mit alle dem zuerst bekannt, was die andere Partei für ein dem Vaterlande verderbliches und gegen den Thron zum Theil selbst gerichtetes Parteispiel hielt. Diese Meinung, hauptsächlich aber Neid und Kabale gegen Scharnhorsts eminente Stellung, war es, was damals häufige Denunciationen veranlaßte, die, da in Preußen der Weg zum Thron jedermann offen steht, auch leicht und jedesmal bis zur Person des Königs gelangten, aber natürlich an der wahren Natur der Sache scheitern mußten.

Scharnhorst hielt sich in dieser Stellung und Wirksamkeit bis ins Jahr 1810, wo die Finanz-Verlegenheiten einen Wechsel des Ministeriums verursachten. Hardenberg übernahm es an der

Spitze der Administration, die Contributionen, die man noch an Frankreich schuldig war, abzutragen. Ob er gleich Hannoveraner von Geburt war und früher für einen Gegner der Franzosen gegolten hatte, so schien er durch persönliche Eigenschaften, durch Gewandtheit, Mäßigung und Nachgiebigkeit doch geeignet, dies politische Verhältniß zwischen Preußen und Frankreich auf einem erträglichen Fuße zu erhalten, ohne dem Staate das Vertrauen der andern Mächte zu entziehen. Obgleich Scharnhorst zu dieser Veränderung mitgewirkt hatte und in genauer Bekanntschaft mit Herrn von Hardenberg war und blieb, so glaubte er doch, der Zeitpunct sey gekommen, wo er sich selbst mehr von der Bühne zurückziehen müßte, um dadurch einen förmlichen Antrag Frankreichs wegen seiner gänzlichen Entfernung, dem er allerdings mit jedem Tage entgegen sehn durfte, zuvor zu kommen, wodurch ihm diejenige Wirksamkeit geraubt worden wäre, die er sich bei einem scheinbar freiwilligen Zurücktreten vorbehalten konnte. Er gab daher seine Stelle als Chef des Kriegs-Departements auf, blieb aber im Dienst, und behielt die ganze Armirungsangelegenheit der Armee in seiner Hand, da die neuen Behörden angewiesen wurden, über alle wichtige Gegenstände sein Gutachten einzuholen.

Im Jahre 1811 fing man an, in Deutschland, besonders in Preußen, den Druck der Atmosphäre zu fühlen, der sich durch das furchtbare Ungewitter des folgenden Jahres entladen sollte. Welche Plane, Neigungen und augenblickliche Absichten in den Kabinetten zu Wien, Petersburg und Berlin damals statt gefunden haben mögen, sind wir nicht im Stande anzugeben. Gewiß ist nur, daß unter den wenigen, die in Berlin eine tief verschlossene Hoffnung zum Widerstand gegen Frankreich hegten, Scharnhorst der einzige war, welcher einen Versuch machte, denselben zu realisiren. Er machte im Sommer 1811 eine sehr geheim gehaltene Reise nach Petersburg, und im Herbst desselben Jahres eine eben solche nach Wien.

So wie diese Reisen selbst damals so geheim blieben, daß noch in diesem Augenblick in Preußen die wenigsten Menschen eine Ahnung davon haben, so ist auch ihr eigentlicher Zweck nie bekannt geworden. Wahrscheinlich wollte Scharnhorst sich an beiden Höfen persönlich von dem Stande der Angelegenheiten unterrichten, um gewiß zu seyn, ob sich der Plan zu einem neuen Widerstand mit Vernunft entwerfen ließe, und einen solchen vor dem Könige und dem Staatskanzler nicht etwa auf leere Voraussetzungen zu gründen. Der Erfolg scheint weder seinen Hoffnungen ganz entsprochen, noch sie ganz zerstört zu haben, denn erst im Frühjahr 1812 sah sich Preußen zu dem schweren Schritt gedrungen, die Alliance mit Frankreich zu suchen.

Ehe der vorgeschlagene Tractat in Paris angenommen wurde, setzten sich die französischen Colonnen unter Davoust im Monat Februar 1812 plötzlich von Magdeburg gegen Berlin in Marsch, ohne den Hof im mindesten von diesem Schritte benachrichtiget zu haben. Ein wahrer Schrecken verbreitete sich, da es das Ansehn hatte, als halte man in Paris den Abschluß des Tractats auf, um Preußen wie eine Feldwacht aufzuheben, und mit diesem, wie man später erfuhr, von Talleyrand angerathenen Gewaltstreiche den Feldzug von 1812 zu eröffnen.

Was Preußen in dieser Lage durch den ihm abgezwungenen Widerstand bewirkt haben würde, ist schwer und vielleicht unnöthig zu untersuchen, wichtig für die Charakteristik Preußens ist es nur, daß man ohne äußerlich im mindesten die ruhige Haltung zu unterbrechen, die dem Könige natürlich ist, im Cabinet die nöthigen militairischen Maaßregeln ergriff, um sich mit der Kriegskunst eines Parteigängers brav und entschlossen einen Weg aus dieser Schlinge zu öffnen.

Die Sachsen hatten mit ihrem für Frankreich bestimmten Contingent sich an der Grenze der Niederlausitz in Quartiere gelagert. Scharnhorsts Vorschlag war, wenn der erwartete Courier von Paris nicht zur rechten Zeit einträfe, die bei Potsdam

und Berlin ſtehenden, etwa 10,000 Mann ſtarken Truppen zu verſammeln, und ſich entweder mitten durch die Sachſen hindurch den Weg nach Schleſien zu öffnen, oder ſich über das noch offene Frankfurt nach Preußen zurück zu ziehen.

In dieſem kritiſchen Moment traf der Courier mit dem unterzeichneten Allianz-Tractat ein, womit denn die Alternative, ob Preußen ein verzweiflungsvoller Gegner Frankreichs oder, wie Oeſtreich, ſein erzwungener Bundesgenoſſe werden ſollte, entſchieden war.

Die Franzoſen hatten ſich den General Grawert als Führer des Contingents erbeten, im Cabinet des Königs aber wurde beſchloſſen, dieſem General welcher bereits an Kränklichkeit und Altersſchwäche litt, für alle Fälle den General York beizugeben.

General Scharnhorſt zog ſich hierauf nach Schleſien, und nahm an den Begebenheiten nicht eher wieder Theil, als bis die Ruſſen an der Grenze von Schleſien erſchienen.

Sobald ſich der König nach Breslau begeben hatte, berief er den General Scharnhorſt zu ſich, und dieſer hatte unter den eingetretenen Umſtänden den hohen Genuß, ſeinem lang verhaltenen Drange freien Lauf zu laſſen, und durch ſein Anſehen und ſeine Thätigkeit, wie ein neues Gewicht, die Bewegung des preußiſchen Cabinets gegen das neue Ziel zu beſchleunigen. Er beförderte zuerſt den Abſchluß des Tractats mit Rußland, indem er vom Könige ſelbſt nach Kaliſch geſandt und dort vom Kaiſer Alexander wie ein alter Freund ſeiner Sache aufgenommen wurde.

Die große Ausrüſtung, durch welche Preußen ſich zu einer der erſten Rollen in dieſem Kriege empor ſchwingen wollte, die wirkliche Aufrichtung des im Geheimen zubereiteten großen Gebäudes, war nicht das Werk weniger Wochen, denn für die Ausrüſtung der Landwehren, die in dieſem Kriege die preußiſche Macht verdoppelten, hatte bis dahin nichts geſchehen können.

Es war aber voraus zu ſehen, daß Bonaparte in ſechs bis acht Wochen mit einer neuen Armee in Sachſen erſcheinen würde.

Das ſtehende Heer Preußens war halb nach Rußland gezogen, was davon zurückgekehrt war ſtand im entfernten Oſtpreußen und mußte neu organiſirt werden. Die andere Hälfte war zum Theil in Weſtpreußen und Pommern zerſtreut, und nur etwa 12 bis 15,000 Mann mochten in Schleſien ſeyn. Aus dieſen wurde in wenig Wochen eine kernhafte in jeder Rückſicht vortreffliche Armee von 30,000 Mann unter Blücher geſchaffen, während General York ſein Corps bis zu 20,000 Mann ergänzte, und General Bülow in Pommern ein ähnliches bildete, ſo daß im April Preußen aus den nach dem ruſſiſchen Feldzug übrig gebliebenen 30,000 Mann eine Macht von 70 bis 80,000 gebildet hatte, womit es ſeinen durch den langen beſchwerlichen Feldzug geſchwächten Alliirten unterſtützen konnte. Wenn man bedenkt, daß die ruſſiſche Macht ſelbſt damals nicht über 70 bis 80,000 Mann betragen haben wird, ſo wird man dieſe erſte ſchnelle Hülfe Preußens zu würdigen wiſſen, denn obgleich die Schlachten von Groß-Görſchen und Bautzen lehrten, daß die Alliirten nicht ſtark genug waren, der neuen franzöſiſchen Armee zu widerſtehen, ſo brachen ſie doch die Gewalt des Stromes und führten den Waffenſtillſtand herbei, wodurch die Zeit gewonnen wurde, welche Oeſtreichs Rüſtungen und die Einrichtung der preußiſchen Landwehr erforderten. General Scharnhorſt, den der König in dieſer Zeit zum General-Lieutenant ernannte, ging als Chef des Generalſtabes der Schleſiſchen Armee mit dieſer nach Sachſen. Durch das Vertrauen des Königs, des Kaiſers Alexander, des alten Blücher und faſt ſämmtlicher Chefs der ruſſiſchen Armee geehrt, war er es hauptſächlich, welcher die Verbindung und Einheit in den Operationen hervorbrachte, die bei dem Mangel eines eigentlichen Oberbefehlshabers ſo leicht fehlen konnten. Er beſorgte dabei die Organiſation und die Ausrüſtung der Landwehr nach allen Kräften, und beſeitigte durch ſein Anſehen noch mehr Hinderniſſe, mit denen ganz neue Einrichtungen überall zu kämpfen haben.

In der Schlacht von Groß-Görſchen, in der der alte Blü-

cher sich edelmüthig unter General Wittgensteins Befehle stellte, trat auch Scharnhorst bescheiden auf eine Stelle zurück, die ihm als General-Quartiermeister eines untergeordneten Corps zukam. Hier wurde er bei den mörderischen Gefechten zwischen Groß- und Klein-Görschen Abends 7 Uhr von einer kleinen Gewehrkugel im linken Bein blessirt. Er mußte sich vom Schlachtfeld entfernen, und wurde nach Zittau in der Oberlausitz gebracht. Da er seine Wunde nicht für gefährlich hielt, so wollte er die Zeit, in der er als Offizier nicht nützlich seyn konnte, benutzen, um nach Wien zu gehn, und dort die Angelegenheiten der guten Sache zu betreiben. Auf dem Wege dahin wurde seine Wunde so schlimm, daß er umkehren und sich nach Prag bringen lassen mußte. Hier wurde sein Zustand bald lebensgefährlich und am 28. Juni erfolgte sein Tod, der nicht allein in Preußen mitten unter den großen Bewegungen des Augenblicks tief empfunden wurde, sondern auch selbst in dem fremden Prag eine allgemeine schmerzliche Sensation verursachte.

Sein mit ihm innig verbundener Freund, der treue Gehülfe aller seiner Arbeiten, der General von Gneisenau, trat in Preußen an seine Stelle, und vollendete die Aufrichtung des herrlichen Gebäudes.

Wenn es überhaupt schwer ist, die Wirksamkeit eines Staatsmannes mit genauem Maaße zu messen, so ist dieses noch weit mehr der Fall, wenn, wie beim General Scharnhorst, diese Wirksamkeit mit einem bescheidenen Zurückhalten der Persönlichkeit verbunden ist. Man muß darauf Verzicht leisten, den Antheil desselben an der großen Begebenheit actenmäßig auszuscheiden und der Welt vorzulegen.

Aber der vorurtheilslose Beobachter Preußens in seiner sechsjährigen Krisis, wird in das Urtheil einstimmen, daß dieser merkwürdige Mann, für das damalige Preußen, als der Kern und Schwerpunct des politischen Widerstandes, als der Keim und das

lebendigste Bildungsprinzip zu staatsbürgerlicher Gesinnung angesehen werden kann.

Die Wiedergeburt des preußischen Heeres, die Vereinigung der Stände im Volk, die Schöpfung der Landwehr, der hartnäckige Widerstand gegen den Kleinmuth der Zeit und das Mißtrauen der Parteien, sind eben so viele Anker, die die Hand dieses geschickten Piloten in den Zeiten der gewitterschweren Atmosphäre ausgeworfen, und an welchen das königliche Schiff den losbrechenden Stürmen getrotzt hat.

II.

Charakteristik von Scharnhorst.

Sein Verstand.

Ein ruhiger, wenig beweglicher, aber scharfer, durchdringender Verstand, der, wenn er sich auf einen Gegenstand richtete, immer einen kerngesunden, starken Gedanken hervorbrachte, aber freilich nicht, wie bei lebhaften Menschen, spielend ohne Zweck bunte Blumen trieb. Es fehlte demselben nicht an Reizbarkeit, noch an Feinheit, noch an Schnelle, sondern nur an der unruhigen Beweglichkeit, die sich auf alles wirft. In Scharnhorst waren die Bewegungen des Verstandes, wie überhaupt der Seele, mehr innere als solche, die sich äußerlich zeigen. Er faßte sehr schnell und die leisesten Erscheinungen entgingen ihm nicht, aber man wurde es an ihm nicht gewahr. Auf entsprechende Art stand diesem Verstande zwar keine glänzende Phantasie zur Seite, aber ein höchst klares Vorstellungsvermögen.

Ein solcher Geist konnte edle Früchte still zeitigen, aber nicht wie andere mit Blüthen prangen. Er glich denjenigen Pflanzen, die durch ihre Früchte die Basis des Menschenlebens ausmachen, aber kaum bemerkbar blühen, während die beredte und witzige Classe der Menschen den Blumenzwiebeln zu vergleichen ist, de-

ren ganze Frucht in reizendem, oft betäubendem Duft beſteht; ich ſpreche hier nicht von Dichtern, die ſelbſt Früchte treiben, ſondern von den witzelnden Geiſtern, die ſich nur damit beſchäftigen, alles ſchon Geſchehene oder Vorhandene, Wahre oder Falſche, auszuputzen.

Dieſe ſtanden ihm am geradeſten entgegen, und dienen hier dazu, als ſeine Folie gebraucht, ihn beſſer ins Licht zu ſetzen. So wie hier, fügte es ſich im Leben, daß er ihnen immer gegenüber ſtand; und die Folge war, daß er beim großen Haufen ihren Glimmerſtrahlen weichen mußte.

Zwei Eigenthümlichkeiten zeichneten Scharnhorſt's Denken aus, und haben hauptſächlich beigetragen, ſeinem Leben die Wichtigkeit zu geben, die es für uns hat.

Die erſte iſt die völligſte Unabhängigkeit der Meinung, ſo daß kein Anſehn, weder das eines großen Namens, noch das des Alters und der Verjährung ihn beſchränkte.

Die zweite, daß er eine große Vorliebe für die Kraft des hiſtoriſchen Beweiſes in allen Gegenſtänden ſeines Bereichs hatte.

Ein durchdringender Verſtand ohne glänzende Phantaſie, liebt das Syſtem und das ſpeculative Denken nur ſo weit, als es ihm reicht, als es mit den Erſcheinungen der Welt ohne Zwang zuſammen ſtimmt. Da, wo den Schöpfer glänzender Syſteme die Phantaſie weiter führt, kehrt jener leiſe um, und verwendet ſeine Kräfte, das Gedachte mit dem Beſtehenden ſorgfältig zu einigen, und ſie in einander zu verſchmelzen, wobei er wieder die ſpeculative oder die hiſtoriſche Erkenntniß geſetzgebend vorwalten läßt, je nachdem die Natur des Gegenſtandes es verlangt.

Nur ein ſolcher Verſtand iſt dem politiſchen Leben der Geſellſchaft überhaupt, beſonders aber der Kriegskunſt entſprechend. In dieſer iſt das Phantaſtiſche ohne alle ſchöpferiſche Kraft, und diejenige Wahrheit unerläßlich, die aus der Nähe entſpringt, in welcher der Begriff neben der Sache aufgeſtellt wird.

Durch diese beiden Eigenschaften haben die Früchte seines Geistes, wie sie sich im Lehren und im Handeln gezeigt haben, den Grad der Originalität und des praktischen Erfolgs erlangt, der nöthig war, um in so hohem Maaße wirksam zu werden. Mit dieser scharfen Prüfung des wirklichen Lebens hängt es auch zusammen, wenn Scharnhorst die natürliche Freiheit seines Verstandes benutzte, um mit der Kraft des historischen Beweises für Andere auch die Kraft der Autorität zu verbinden. Darum geschah es, daß er seine Meinung mühsam mit den Handlungen und Meinungen ausgezeichneter Männer verglich, und oft mit großem Scharfsinn eine Uebereinstimmung entwickelte, die den meisten neu war. Er kannte die Gewalt, welche das Ansehn der Namen auf die meisten Menschen ausübt. Als ein praktischer und klarer Verstand, der die Menschen und ihre Verhältnisse unaufhörlich im Auge hat, suchte er diejenigen Wege zur Ueberzeugung der Anderen einzuschlagen, die die wenigsten Hindernisse darboten. Er vermied so viel er konnte, die Strudel, womit Eigensinn und Vorurtheil den ruhigen Lauf seines Wirkens stören konnten, bahnte seiner Meinung so viel als möglich einen Weg in gewohnten Kanälen, überzeugt, wenn sie den großen Haufen einmal umgeben und durchdrungen hätten, so würden sie durch ihre innere Gewalt von selbst den Felsen der hartnäckigsten Vorurtheile untergraben und stürzen. Wie ein geschickter Baumeister legte er den Meinungen der Menschen da ein Bühnenwerk entgegen, wo sie sich wenig oder gar nicht beeinträchtigt glaubten, und leitete so unvermerkt den Strom der eigenen Ueberzeugung gegen das eigene Vorurtheil.

Wenn solche Reformatoren, die entweder in die Charlatanerie hinein spielen, oder ihre Genialität wie einen Knotenstock führen, sich gern damit brüsten, daß ihre Gedanken neu, und ganz das Umgekehrte des Alten seyen, so suchte Scharnhorst die Leute damit zu beruhigen, daß es im Grunde nur das Alte sey, was er vorhabe, etwas modificirt und wohl verstanden.

Sonderbar ist es, daß dem General Scharnhorst eine auffallende Unbehülflichkeit im Ausdrucke eigen war. Witz, Lebendigkeit, Phantasie und üppiges Hervorschießen speculativer Ideen, geben Glanz und Beredsamkeit im Vortrage, und es ist also nicht auffallend, wenn da, wo jene Eigenschaften fehlen, auch der Vortrag schlicht und einfach bleibt. Aber beim General Scharnhorst war er unbehülflich, als ob ihm die Mittheilung seiner Ideen schwer würde. Weitläufigkeit, Unbestimmtheit und Langsamkeit waren die ersten Eindrücke; und im gewöhnlichen gesellschaftlichen Verkehr, wo man oft nur spricht um zu sprechen, hatte man nicht Gelegenheit von diesem Urtheil zurück zu kommen. Aber Scharnhorst war nichts desto weniger ein vortrefflicher Lehrer, welches selbst die bezeugt haben, die ihn nur halb verstanden, und ein sehr präciser Schriftsteller. Die Sache ist, daß jene Unbehülflichkeit wirklich nur in den Worten und nicht in den Vorstellungen, oder nur so weit in den Vorstellungen lag, als sie Vehikel der Darstellung waren. Er kannte diesen Mangel seines Geistes sehr gut. Beim mündlichen Vortrag, da wo es ihm auf wirkliche Mittheilung seiner Meinung ankam, wiederholte er sich deshalb unter mehreren Formen des Ausdrucks, damit die eine Form das Unbestimmte der andern ergänzen möchte, scheuete diese anscheinende Weitläufigkeit nicht, und verfehlte dann auch nie den Gedanken mit der höchsten Klarheit hinzustellen. Da diese Weitläufigkeit, welche aus der Unbehülflichkeit im Ausdruck entsteht, im Grunde nur eine scheinbare und ganz verschieden von der wirklichen ist, die unnütze Vorstellungen herbei schleppt, und dem Kleinen einen unverhältnißmäßigen Werth beilegt; so hatte jene denn auch auf keine Weise die Wirkung von dieser. Was in dem Gebrauch der Wörter und Wendungen an Zeit verloren geht, bringt ein kerniger Gedanke hundertfach ein. Beim schriftlichen Vortrag war daher auch keine Spur jener Weitläufigkeit, denn er verbesserte so lange und arbeitete so oft um, bis kein Wort zu viel oder zu wenig schien, und seinem äußerst fei-

nen Verstande alles genügte. Aber es ist sehr natürlich, daß diese Unbeholfenheit im Ausdruck, durch einen langsamen hannöverischen Dialekt noch verstärkt, das Urtheil der Menge über ihn unaufhörlich nach einer falschen Richtung hingetrieben hat. Die Leute der vornehmen Welt, selbst nicht mit Ausnahme der Männer von Geist, hielten ihn für einen trockenen Gelehrten und Pedanten, die Militäre für einen unentschlossenen, unpraktischen, unsoldatischen Bücherschreiber. Und nie hat sich ein Urtheil so verirrt; denn gerade entgegengesetzte Eigenschaften zeichneten ihn aus. Anstatt Pedant zu seyn, achtete er die rohe Materie des Wissens sehr gering und sah nur auf den Geist, der daraus gezogen werden kann, und nie hat es einen Menschen gegeben, der praktischer und werkthätiger in seinem ganzen Wesen gewesen wäre. Unverkennbar war dieses in seiner Beurtheilung und Auswahl der Menschen, die gebraucht werden sollten; der gesunde Hausverstand, der Mutterwitz, oft das rohe Naturkind galten ihm da mehr, wie jedes Wissen, dessen Geschick und Anstelligkeit sich noch nicht bewährt hatten. Wie liebenswürdig und genial erscheint nicht diese Vorliebe für die natürlichen Fähigkeiten bei einem Manne, der sein ganzes Leben darauf verwendet hatte, das Wissen seines Faches umfassend zu durchdringen.

Was der General Scharnhorst in seiner Laufbahn Ruhmwürdiges geleistet hat, besteht theils in dem Einflusse, den er als Schriftsteller auf die deutsche Kriegskunst ausgeübt, theils in der neuen Gestaltung des preußischen Heeres und Kriegsstaates nach der Katastrophe von 1806, welche von ihm ausging, endlich in dem Einfluß seiner politischen Ansicht als Staatsmann, in der für Preußen und Deutschland verhängnißvollsten Zeit.

Wir haben nicht vor, diese Wirksamkeit zu schildern, da wir bloß eine Charakteristik seiner Person und nicht seines Lebens beabsichtigen, aber seiner Rolle als Schriftsteller und als Lehrer müssen wir mit ein paar Worten gedenken.

Obgleich für Den, welcher zu lesen versteht, auch in den rühesten, dem Anschein nach vielleicht nicht ausgezeichneten Schriften Scharnhorst's (sein Handbuch der Kriegswissenschaft und die militairische Monatsschrift) der Geist des ausgezeichneten Mannes wohl zu erkennen und von dem Geist gewöhnlicher Compilation zu unterscheiden ist, und obgleich das später erschienene Taschenbuch für Offiziere sich durch seine praktische Tendenz und durch seine Gediegenheit zu dem Range eines klassischen Werkes erhebt, so war es doch hauptsächlich in den, noch größtentheils ungedruckten Resultaten seines Nachdenkens, wie sein Lehrvortrag und persönlicher Umgang sie entwickelten, wo dieser Geist in seiner ganzen Fülle hervortrat.

Das alte Kriegswesen war im Revolutionskriege zusammengestürzt; weil die Zeit und die politischen Erscheinungen sich verändert hatten, so paßten seine Formen und Mittel nicht mehr; das wurde allgemein gefühlt und vom französischen Schwerte aufgedrungen. Daß die Meinung in diesem Falle noch weiter ging, als nöthig war, daß der Glaube an das Alte tiefer untergraben war, als die Sache selbst, gehört zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Die Franzosen hatten mit ihren revolutionairen Mitteln das alte Instrument der Kriegführung wie mit Scheidewasser angegriffen; sie hatten das furchtbare Element des Krieges aus seinen alten diplomatischen und finanziellen Banden losgelassen: er schritt nun mit seiner rohen Gewalt einher, wälzte eine ungeheure Masse von Kräften mit sich fort, und man sah nichts als Trümmer der alten Kriegskunst auf der einen Seite und unerhörte Erfolge auf der andern, ohne daß man dabei ein neues System der Kriegsführung, d. h. neue Wege der Klugheit, neue positive Formen im Gebrauch der Kräfte, deutlich unterschieden hätte. Der Krieg war dem Volke wiedergegeben, von dem ihn die stehenden Heere zum Theil entfernt hatten; er hatte die Fesseln abgeworfen, die eingebildeten Unmöglichkeiten überschritten. — Das war alles, was man von der Erscheinung auf-

faßte; welcher Bau auf dieser größern und stärkern Basis aufzuführen sey, sollte sich erst entwickeln.

Eine solche Zeit mußte die Systemmacher in Thätigkeit setzen, und so erschienen denn, während der Krieg selbst in Bonaparte's Hand sich nach und nach in die neuen Formen umbildete, hinter einander ganz verschiedenartige Prinzipe, welche als der Keim der Theorie für die Kriegführung im Großen aufgestellt wurden.

Herr von Bülow sieht das Umfassen als das wahre Prinzip des Kampfes an, entwickelt daraus ein System geometrischer Natur, dem er es zuletzt auch nicht an der Politur mathematischer Eleganz fehlen läßt, wie alle Charlatane thun.

Ein ganze Schaar Anderer, zu denen hauptsächlich Mathieu Dumas gehört, finden dieses Prinzip in dem örtlich höheren Standpuncte, und daraus entsteht nun, freilich durch eine Unzahl von halbwahren und halb falschen Substitutionen, ein System geologischer Analogie, welches sich höchst pittoresk ausnimmt. Die Nachbarn der Wolken, die Riesenhäupter der Gebirge, werden zu Herrschern des unter ihnen liegenden Landes und die Ströme zu Boten ihrer Gewalt. So scheint die Kriegskunst geologisch aus der Schöpfung der Erde selbst hervorzusteigen, sie berührt mit der Fußspitze nur die höchsten Gebirgsrücken, und herrscht mit wenig Zügen tief verborgener Weisheit magisch über die Unendlichkeit der Erscheinungen, mit denen der Krieg sich schwerfällig fortwälzt.

General Jomini setzt alles in die Vereinigung der Kraft auf einen Punct, und entwickelt daraus ein dem Bülowschen entgegengesetztes geometrisches System der innern Linien.

Daß diese phantastischen oder einseitigen Systeme sich entwickeln konnten, und zum Theil großen Glauben fanden, während der Krieg selbst gewissermaaßen auf dem Katheder stand, und täglich praktischen Unterricht gab, muß uns nicht wundern. Der Speculationsgeist wird sehr schnell von den Erscheinungen der

wirklichen Welt angeregt, aber begreifen lernt er sie immer erst später; er wird zu stark davon angeregt, wartet ihren ruhigen Verlauf nicht ab, und betrachtet sie nicht von allen Seiten.

Scharnhorst's großes Verdienst war es, daß er von keinem dieser windigen Systeme, in deren Strudel alle Köpfe hineingezogen wurden, die nicht gedankenleer an dem Alten hielten, im mindesten angeregt wurde.

Er erkannte die unveränderte Zeit, er sah die Unzulänglichkeit der alten Manier, aber er suchte aus dem Alten selbst das Neue hervorgehn zu lassen, um auf so kurzem Wege, mit so wenigem Aufheben als möglich zu einer naturgemäßen Methode zu gelangen.

Er lehrte die Kriegführung im Großen mündlich, wie er die im Kleinen in seinem Taschenbuch gelehrt hatte. — Durch aufmerksame Betrachtung früher und später Ereignisse mit einem ganz unbefangenen gesunden Menschenverstande, gelangte er zu denjenigen Grundsätzen und Regeln, die das Wesen der neusten Kriegskunst ausmachen. Er lehrte sie in Preußen zu einer Zeit, wo man daselbst noch wenig an der Unfehlbarkeit der alten Einrichtungen und des alten Kriegssystems zweifelte, so wie man es sich aus dem Tempelhof abstrahirte und durch Revuen und Herbstmanoeuvres überliefert bekam, und wenn wir wenige Jahre darauf das preußische Heer den Krieg in einem den Umständen und der Zeit völlig angemessenen Geiste führen sehn, so kann man wohl sagen, daß es großentheils Scharnhorst's Werk war, weil er mit wenigen verständigen Aeußerungen den König von diesen Ansichten durchdrungen hatte, und Einrichtung, Uebung und Fecht-Ordnung des Heeres darauf gegründet wurden; dessen nicht zu gedenken, was er auf dem Lehrstuhle und im Umgange, von seinen Ideen in der Armee verbreitete.

Die Gründlichkeit von Scharnhorst's Ansichten, ihr wohlerworbener Besitz zeigten sich vorzüglich dadurch, daß er nicht wie die eitlen Systemmacher thun, das allerneuste der Begebenheiten,

wie sie sich auf den ersten Anblick zeigten, zum Werkschuh der Sache machte; Bonaparte's Feldzüge waren damals nur aus Zeitungen bekannt, daher waren es keineswegs die neuesten Feldzüge allein oder hauptsächlich, die er zu seinen Betrachtungen wählte, sondern die Kriegsgeschichte überhaupt, besonders aber die seit den schlesischen Kriegen. Indem er für einzelne Begebenheiten die umständlichsten Züge mühsam herbeitrug, besonders für solche, die er selbst mit erlebt hatte, suchte er den Vorgang sich vor den Augen seiner Zuhörer gewissermaaßen von neuem zutragen zu lassen; — nach Art eines Geschworenen-Gerichts stellte er ein ausführliches Zeugenverhör an, und ließ nun den gesunden Menschenverstand die Resultate darin finden, wobei sein geübtes Urtheil bloß leitete. Da er so von wirklichen Begebenheiten in einer breiten Basis ausging, schienen sich in ihm und den Zuhörern zugleich die allgemeinen Grundsätze von selbst zu bilden; — kein wegwerfender Blick auf das Alte, sondern ein unbefangenes ruhiges Auffassen der Eigenthümlichkeiten verschiedener Zeiten und Verhältnisse.

Wir können in der Charakterisirung seiner Ansichten in der Kriegskunst nicht weiter gehen; wir können hier nicht die Hauptgrundsätze angeben, welche ihm für den Krieg im Großen und Kleinen natürlich schienen, aber zwei Seiten des Ganzen müssen wir noch einmal herausheben. Die eine ist, daß diese Grundsätze, in ihren größeren Umrissen, durchaus mit dem Kriege zusammenfallen, wie er sich, in seinem natürlichen Fortschreiten, seit dem neunzehnten Jahrhundert, von selbst ausgebildet hat, obgleich im Einzelnen vielmehr Elemente der Ueberlegung, Klugheit und List darin sind, als in dem etwas plumpen Stoß-Methodismus der französischen Heerführer. Die andere Seite ist, daß der Untersuchungsgeist Scharnhorst's das unbefangene Urtheil des gesunden Menschenverstandes weckte und ermunterte, und dessen einfache und natürliche Ansichten gegen die Anmaßung falscher Genialität und unfruchtbarer Gelehrsamkeit in Schutz nahm. Da-

durch sind die Köpfe zum Selbstdenken ermuthigt worden, und diese wahre Geistesbelebung dauert in ihren heilsamen Wirkungen gewiß noch lange fort, und wird dazu dienen, der Tendenz zu künstlichen und gelehrten Theorieen einen gewissen Naturalismus entgegen zu stellen, der das hohle Phrasenwesen niederkämpft und dem unnatürlichen Streite zwischen Theorie und Praxis ein Ende macht. Aber in dem Augenblicke, wo er selbst lehrte, konnte sein unscheinbares Wirken nicht das Aufsehn erregen, welches immer nöthig ist, wenn die Menge mit fortgerissen werden soll. Die Menschen lieben ihren Geist auszuschmücken, wie ihren Körper, mit glänzendem Modeputz, und sie wählen, wenn sie doch einmal ihre Gedanken bei Anderen kaufen müssen, lieber Solche, von denen sie glauben, daß sie gut stehen. Der Geist bewegt sich in einem glänzenden System viel stattlicher, als in schlichter Wahrheit; darum haben denn die unscheinbaren Ansichten dieses weisen Lehrers in dem, was die öffentliche Meinung heißt, kaum einen Blick auf sich ziehen können neben dem Firlefanz französischer und deutscher Systemmacher, und er hat bloß deshalb, selbst oft bei geistreichen Leuten, mehr für einen trocknen Sammler als für einen schaffenden Genius gegolten.

Hätte ihn nicht ein ruhmvoller Tod einem noch ruhmvolleren Leben entrissen, so würde in seinen letzten schriftstellerischen Arbeiten sein Verdienst um die Theorie des Krieges sich gewissermaaßen verkörpert haben und Allen sichtbar geworden seyn. Der letzte Theil seiner umgearbeiteten Artillerie allein würde dazu hinreichend gewesen seyn. In diesem wollte er den Gebrauch dieser Waffe im Felde lehren, und zwar, wie er immer that, hauptsächlich in Beispielen. Da nun in neueren Zeiten diese Waffe mit den anderen beiden so genau verbunden ist, und einen so großen Antheil an den Gefechten aller Art hat, so führte ihn dies dahin, die ganze Gefechtslehre in seinen Gegenstand hinein zu ziehen, und da er sich hier recht in seinem Lieblingsfelde befand, so that er es mit Lust und Liebe und mit der Fülle des Geistes.

Die meisten Materialien waren bereits gesammelt und finden sich wohl in seinem Nachlasse, aber es dürfte dennoch schwer seyn, diese Werkstücke ohne ihren Baumeister zusammenzufügen, denn sein Denken ist zu originell, er nahm die Dinge zu wenig auf die Art der Anderen, so daß man befürchten muß, wenn man auch das ganze Material hat, immer noch die Seele, den bildenden Gedanken zu verfehlen.

Sein Herz.

Scharnhorst war ein höchst lebendig und zart fühlender, ja ein durchaus weicher Mensch, und wenn dieses Vorwalten des Gefühls ihn in seinem öffentlichen Leben nicht zur Schwäche führte, so war es nur Folge der Ueberlegung und eines künstlich hervorgebrachten Gleichgewichts.

In der Tiefe des Herzens Gerechtigkeit, Redlichkeit, Unbestechlichkeit; in allen Aeußerungen des Umgangs in und außer dem Geschäftsleben Nachsicht und Duldung, Ruhe und Freundlichkeit; im vertrauten herzlichen Zusammenleben die kindlichste Theilnahme und offenste Ergießung, die freundlichste Nachgiebigkeit, der fröhlichste Scherz — war es möglich, von den Schwingungs-Kreisen dieser verschiedenen Saiten näher oder entfernter berührt zu werden, ohne alle Saiten des eigenen Herzens mit anschlagen zu fühlen? —

Seine Empfindungen waren so jugendlich frisch, daß er dieselben Bücher, die sein Herz in den Jünglingsjahren gerührt hatten, in Erholungsstunden mit Vergnügen wieder las, und niemals wurde es ihm schwer, in den Ideenkreis der jungen Welt, die ihn umgab, mit Wärme einzugehen.

Hier berufe ich mich auf das Urtheil der Frauen, deren zartere Empfindungsweise am meisten berechtigt ist, das Herz des Menschen zu erkennen. —

Sein Charakter.

Das Bedürfniß seines Kopfes nach großer Wirksamkeit und der Adel seines Herzens hatten sich in seinem Charakter zu Grundsätzen strenger und großer Bürgertugend verschmolzen. Diese waltete vor und beherrschte alle einzelne Züge seines Charakters, unter denen Kühnheit, Vorsicht, Festigkeit, Unermüdlichkeit, Fassung, Schlauheit und Verschlossenheit die hervorstechendsten sind.

Wer feil um Geld diente, war ihm verhaßt, wem äußerliche Ehre die Hauptsache war, der blieb ihm wenigstens fremd, wer ohne alles Streben träg dem Schlendrian folgte, war ihm verächtlich; Menschen aber, die irgend einen edlen Zweck mit Aufopferungen verfolgten, wurden ihm, welcher Art sie sonst seyn mochten, augenblicklich lieb und achtungswerth. Eine große Wirksamkeit, nicht um des Geldes oder der Ehre, sondern um ihrer selbst willen, aus Geistesbedürfniß lieben, war ihm der Stempel des Mannes. Dies hat er in Rücksicht auf sich selbst durch das bescheidenste Zurücktreten bewiesen, in Rücksicht auf Andere durch die Wahlen, die er für den Staat zu machen hatte; wobei ihn dieser Grundsatz hauptsächlich leitete. Nichts desto weniger bewahrte ihn sein praktischer Kopf vor dem Abwege, auf den der Philosoph hätte gerathen können. Es gab der Menschen zu wenige, die ganz nach seinem Herzen waren, denen bei einem klaren und tüchtigen Verstand nicht alle Schwärmerei des Gefühls verloren gegangen ist; nur diese zu suchen wäre ein träumerischer Vorsatz gewesen, darum mußten auch die Ehrgeizigen hervorgezogen werden, denn die große Thätigkeit, zu der sie sich gespornt fühlen, ist ein köstliches Ding in der Staats-Administration.

Nichts aber ging ihm als Soldaten über die Tapferkeit im Kriege. Wie man sie auch bei einem Volk oder bei einem Heere als eine allgemeine Bedingung schon voraussetzen mag — immer bleibt es möglich, sich darin auszuzeichnen, und es bezeichnet recht in Scharnhorst den praktischen Sinn und den Adel des

Herzens, daß er ein ſolches Hervorthun höher ſtellte, als alles andere, denn es iſt kein leichtes und iſt das beſte und nützlichſte von allen Elementen des Krieges.

Der edle, großartige, ſtille Ehrgeiz, welcher Scharnhorſt's Bruſt beſeelte, rief die großen Conceptionen hervor, wodurch er ſo viel geleiſtet hat, und in dieſem ſprach ſich die Kühnheit ſeines Charakters aus.

Fremdling im Lande und im Heere, ohne Familienverbindungen, ſelbſt ohne Bekannte und Freunde, ohne Talent und Uebung in den Sitten der Höfe und der vornehmen Welt, der Rathgeber eines Monarchen zu werden, dem er, der Perſon nach, völlig fremd war, auf deſſen völliges Vertrauen er in den erſten Jahren keine Anſprüche haben konnte, und von dieſem Standpunct aus eine Hauptveränderung mit dem ganzen Heer vorzunehmen, und wieder in einer Zeit, wo der Staat niedergeworfen und gefeſſelt da lag, und alles nur an unbeſchränkte Hingebung dachte, in der Stille die Mittel zu einem rieſenhaften Widerſtande vorzubereiten; das iſt wohl, was man im Friedensverhältniſſe kühn nennen kann. Auch auf dem Schlachtfelde würde er dieſe Kühnheit gezeigt haben, denn in ſeinem kleinen Verhältniſſe beim Durchſchlagen der Beſatzung von Menin hat er ſie gezeigt.

Neben dieſer Kühnheit geht die weiſeſte Vorſicht einher; wie hätten ſeine Plane ohne ſie gelingen können. — Das Glück allein kann die Vorſicht erſetzen, und dieſem verdankt Scharnhorſt in ſeiner ſchwierigen Lage durchaus nichts.

Die Feſtigkeit der Vorſätze, die Stärke des Willens, ohne welche nie etwas Bedeutendes in der bürgerlichen Welt geſchieht, ſchien Scharnhorſt mehr der Reflexion, als einer ſtörriſchen, gebieteriſchen Natur zu verdanken. Darum lagen auch beide viel tiefer als gewöhnlich, waren in ſeinen äußeren Sitten völlig unbemerkbar, und verſchafften ihm den Vortheil, den er wohl liebte, ſie ſeinem Gegner erſt ſpät entgegen zu ſtellen, wenn dieſer ſchon ermüdet und nachgiebiger war. Scharnhorſt's größte Eigenthüm-

lichkeit in Verstand und Charakter, war die Unermüdlichkeit im Verfolgen seiner Plane, die Unerschöpflichkeit an Hülfsmitteln; der härteste Widerspruch, Unwille und Verdacht, nichts überwältigte ihn, — er unterdrückte jede Empfindlichkeit, kannte keine Furcht, wenn es darauf ankam, die Zwecke zu verfolgen, die seinem Herzen heilig waren.

Am schwersten möchte zu entwickeln seyn, auf welche Weise Scharnhorst, so höchst reizbar, so zart und lebhaft empfindend, so schnell auffassend, kurz so lebendig seyn konnte, und wieder so ruhig und gelassen bei den natürlichsten Veranlassungen zu Aufwallungen, so daß es schien, als koste ihm diese auf der Oberfläche seines Geistes herrschende Stille nicht mehr, als dem phlegmatischen Schlemmer seine natürliche Trägheit. Durch eine beständige Herrschaft über sich selbst, waren ihm Fassung und Ruhe natürlich geworden, und wer von ihm je eine wirkliche Aufwallung erfahren hat, muß ihm entweder für seine Person von lange her unangenehm gewesen seyn, oder es muß einen Gegenstand betroffen haben, über den er sich schon vielfältig ausgesprochen hatte. Beim erstenmal ist es wohl nie einem Menschen mit ihm begegnet.

Ein Charakterzug Scharnhorst's, dessen feine Begrenzung den Augen roher Geister unsichtbar war und welchen Bösartige absichtlich zu verrücken pflegten, war eine harmlose Schlauheit. Die Ueberzeugung, daß die meisten Menschen nur durch unsichtbare Hebel auf der Sandbank ihrer Vorurtheile flott gemacht werden können, und das Studium der Kriegskunst, in der alles darauf ankommt, seine Absichten zu verstecken, hatten seinem Geiste diese Wendung gegeben, die ihm sein feiner Verstand erleichterte und sein sanftes weiches Wesen zum Bedürfniß machte. So wie es aber bei gutmüthigen Menschen einen unschuldigen Witz giebt, der nie bösartig wird, so war in Scharnhorst's Schlauheit nie Falschheit. So wie es auf persönliche Verhältnisse ankam, konnte jeder, der mit ihm zu thun hatte, leicht wahr nehmen, wie er mit ihm stand, sobald er nur die erste Hülle conventioneller For-

men durchbrechen wollte. Der wahren Verstellung, die ihm seine äußerliche Ungewandtheit schon unmöglich machte, war er auch aus inneren Gründen ganz unfähig. Nie wird man ihn gesehn haben sich in den Kreis seiner Gegner drängen und sie bearbeiten, welches er sogar weniger verstand, als einem vollkommenen Staatsmann in seinen Verhältnissen nothwendig gewesen wäre. Den Eitelkeiten der Leute zu schmeicheln, ihren Thorheiten zu huldigen, war ihm durchaus unmöglich; in diesem Sinne war Schonung und Zurückhaltung alles, was man von ihm erwarten durfte. Es wäre ihm im Jahre 1813 alles darum zu thun gewesen, die Franzosen über seine Person und seine Plane zu täuschen, gleichwohl ist es ihm nie möglich gewesen, sich einem der Ihrigen oder ihrer Anhänger zu nähern, und so schlecht die Franzosen über ihn unterrichtet waren, die ihn für einen unpraktischen Gelehrten hielten, so wußten sie doch das eine sehr gut, daß er sie gewaltig haßte [1]).

In der Kriegskunst war es hauptsächlich, wo Scharnhorst sich seiner Schlauheit gern bewußt fühlte, indem er sein ganzes System damit befruchtete; ferner in allen Einrichtungen, die er im Staate beabsichtigte, theils um die fremde Gewalt zu hintergehen, die dem Staats-Interesse mit gezucktem Schwert entgegentrat, theils um die Bande des Vorurtheils und der Gewohnheit zu lösen, die in Preußen damals allen Geist erstickten.

Uns ist dieser Gegensatz am deutlichsten hervorgetreten, wenn Scharnhorst über den Herzog Ferdinand von Braunschweig sprach, dessen Feldzüge er so gründlich studirt hatte; er verweilte mit besonderm Gefallen bei der Schlauheit dieses Feldherrn, pflegte aber hinterher, halb im Scherz, halb im Ernst, seinen Abscheu

---

[1]) In einem dem französischen Legations-Secretair Lefevre abgenommenen Memoire, welches die Schilderungen der in Preußen hervorstechenden Personen enthielt, heißt es: ancien professeur de Göttingen, homme savant, qui hanovrien de naissance hait le gouvernement français.

über die persönliche Falschheit auszudrücken, die ihm Schuld gegeben wurde.

Eine unbesiegbare Verschlossenheit, die sich nie, weder durch die Aufwallung der Leidenschaft, noch durch den Reiz der Eitelkeit überfallen ließ, stand jener Schlauheit zur Seite und gab ihr den großartigen Charakter, wodurch sie in großen Staats-Einrichtungen wirksam werden konnte. Aber wie diese Schlauheit nur ein Product des Verstandes war und sich auf große tugendhafte Absichten bezog, so war auch in den kleineren Verhältnissen seines Lebens keine Spur mißtrauender Verschlossenheit in seinem Charakter, sondern es herrschte gerade das Gegentheil darin vor: eine kindliche unbefangene Offenheit.

Scharnhorst als Soldat.

Das unbefangene Wesen seiner äußeren Sitten, die weiche Nachgiebigkeit seiner Formen, wurden von den meisten Menschen für Unentschlossenheit und Mangel an Nerv gehalten, und so war es denn natürlich, ihm die Cardinaltugenden des Soldaten abzusprechen, ihn für einen gelehrten Militair zu halten, der auf dem Schlachtfelde nothwendig eine schlechte Rolle spielen mußte. Selbst Die, welche seinen Vortrag gehört, und die über die Klarheit seines Geistes, die Größe seiner Ansichten und die Stärke seines Charakters keine Zweifel mehr hatten, vermißten doch zu sehr den soldatischen habitus, an welchem man in der preußischen Armee und im Frieden mehr hängt als billig ist. Es wäre so natürlich gewesen, einen Blick auf sein Leben als Soldat zu werfen, und da würde man schon vor dem Jahre 1806 durch das Urtheil eines alten Soldaten, wie der General Hammerstein war, zu einer andern Meinung vermocht worden seyn, und noch mehr in den Jahren nach unserm unglücklichen Krieg durch das Urtheil, welches der Altmeister des Degens, Blücher, über ihn fällte. Allein die Unergründlichkeit der Menschen verließ sich lieber auf die lebendige Anschauung des persönlichen Eindrucks, als auf hi-

storische Facta; sein Leben also blieb ununtersucht. So hat sich denn die Meinung, als sey Scharnhorst besser im Rath als in der That gewesen, bis zu seinem Tode und auch bis zu dieser Stunde erhalten, und seine eifrigsten Verehrer glauben einen Aufwand von Scharfsinn und Unparteilichkeit zu zeigen, wenn sie diese Unterscheidung gelten lassen.

Dies ist nun durchaus gegen unsere Ueberzeugung. Wir können es nur höchst unbillig und übertrieben finden, wenn man den äußeren Charakter des soldatischen Wesens, eine gewisse Entschiedenheit und Sicherheit, die sich freilich im Kriegerleben von selbst herauszubilden pflegen, für das sine qua non hält; wenn man aber diesen Eigenschaften wieder andere, die noch mehr auf der Oberfläche liegen, unterschiebt, wie ein kühnes Reiten, eine stattliche Gestalt zu Fuß und zu Pferde, einen gebieterischen Ton der Rede u. s. w., und wenn von diesen Kleinigkeiten das Urtheil, selbst der gescheuten Männer, unvermerkt fortgezogen wird, so muß man sich wundern, wie schwach es um die Reflexion des Menschen steht, so oft er nicht auf seiner Hut ist. Man darf ja nur die Reihe der Feldherren durchlaufen, insofern ihre Persönlichkeit uns bekannt ist, um sich bewußt zu werden, daß gerade die Mehrheit — zufällig oder nicht — einer solchen Persönlichkeit entbehrte. Nicht immer ist das äußere Wesen des Menschen dem Innern analog, und da, wo diese Analogie ist, gehört oft ein tiefer und geschärfter Blick dazu, sie zu erkennen. Dagegen ist es leeren Menschen oft so leicht mit der bloßen Maske zu glänzen, woraus denn zuweilen eine Fratze wird, die aber ihre Wirkung um so weniger verfehlt.

Wenn ich sehe, wie Scharnhorst im Jahre 1794 bei der Vertheidigung von Menin und dem Durchschlagen der Besatzung neu in seinen Rathschlägen, brav und entschlossen in der Ausführung ist, wodurch der alte Hammerstein zu dem edlen Geständniß vermocht wird, daß ihm hauptsächlich der Erfolg zu verdanken war; wenn ich mich erinnere, wie er in der Schlacht von

Auerstädt, trotz seiner Verwundung, im Gefechte blieb und dazu beitrug, daß dieser Flügel länger und besser Stand hielt, als der rechte, ob er gleich am stärksten angefallen war; wenn ich ihn in der Auflösung unseres Heeres nach den Schlachten sich freiwillig an den tüchtigen Blücher anschließen sehe, bloß weil er brav und tüchtig ist; wenn ich die Ausdauer sehe, mit welcher diese Beiden, von drei französischen Corps gefolgt und gehetzt, bis Lübeck hin sich schlagen, wo nur unglückliche Zufälle sie hindern, durch Einschiffung sich und ihr Corps zu retten; wenn ich den Bericht Blücher's an den König lese, worin er Scharnhorst's Entschlossenheit und Festigkeit rühmt; wenn ich dann in dem Feldzuge von 1807 in Preußen sehe, wie Scharnhorst alle Ueberredungskraft anwendet, um die preußische Armee am 8. Februar bis Eilau zu führen und zwar auf den linken Flügel hin, wo die Schlacht am stärksten wüthet, weil er glaubt, daß die Preußen in einer Schlacht, die für die Erhaltung ihrer Monarchie gefochten wird, nicht fehlen dürfen, daß sie die Vordersten und nicht die Letzten seyn müssen; wenn ich mir dies alles zusammenfasse, so kann ich nicht anders glauben, als daß dieser Mann ein Offizier auf dem Schlachtfelde war, wie es wenige giebt. Denke ich nun dabei an seine Individualität, diese Kühnheit und Vorsicht, diese unübertroffene Ruhe, diese Fassung in erschütternden Momenten, diese Fruchtbarkeit an neuen Hülfsmitteln, diese Verschlossenheit und List, und das alles durchdrungen von einer seltenen theoretischen und praktischen Kenntniß des Krieges; so weiß ich nicht, wie diese Eigenschaften nicht einen ausgezeichneten und großen Feldherrn hätten bedingen sollen.

Was ich über die Führung des Krieges im Jahr 1813. von ihm gehört, was ich bei Görschen auf dem Schlachtfelde von ihm gesehen, hat mich in dieser Meinung nur befestigt, und ich bezweifle es keinen Augenblick, daß wenn es ihm gelungen wäre, den Befehl über ein großes Heer zu erringen, wie es ihm gelungen war, sich an die Spitze des preußischen Kriegsstaates zu

stellen, er in jener Laufbahn die Welt eben so in Erstaunen gesetzt haben würde, wie in dieser.

Erste Beilage.

Briefe von Scharnhorst an Clausewitz.

1.

Memel, den 27. Novbr. 1807.

Mein lieber Clausewitz. Ihre mir unschätzbaren Briefe habe ich erhalten; ich sehe aus dem letzten, daß Sie die Beantwortungen der beiden ersten nicht erhalten haben. So empfangen Sie denn nun hier meinen innigsten und herzlichsten Dank für die Liebe, Freundschaft und Güte, die Sie mir durch Ihre Briefe erzeigt haben. Ihre Urtheile sind die meinigen oder werden es durch Ihre Briefe; Ihre Ansichten geben mir Muth, die meinigen nicht zu verläugnen; nichts könnte mich jetzt glücklicher machen, als mit Ihnen an einem Orte zu seyn. Aber recht traurig würden wir dennoch seyn; denn unglücklich, ganz unbeschreiblich unglücklich sind wir. — Wäre es möglich, nach einer Reihe von Drangsalen, nach Leiden ohne Grenzen, aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer würde nicht gern Alles daran setzen, um den Samen einer neuen Frucht zu pflanzen, und wer würde nicht gern sterben, wenn er hoffen könnte, daß sie mit neuer Kraft und Leben hervorginge! — Aber nur auf Einem Wege, mein lieber Clausewitz, ist dies möglich. — Man muß der Nation das Gefühl der Selbstständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt, nur erst dann wird sie sich selbst achten und von Anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.

So sehe ich die Sache, so sehe ich unsere Lage an. — Ich ziehe mich sehr wenig bei dieser Lage des Ganzen in Betracht. Ich habe den besten Willen, zu wirken wo ich kann, ich bin aber nicht dazu gemacht, mir Anhang und Zutrauen durch persönliche Bearbeitung zu verschaffen. — Ohne daß ich es vorher wußte, avancirte mich der König, und übertrug mir die Reorganisation mit einer sehr heterogen zusammen gesetzten Commission. — Freunde habe ich mir nicht zu machen gesucht, und wenn es möglich ist, so wird man mich bei so heterogenen Ansichten, so wenigen persönlichen Rücksichten, vom Könige zu entfernen suchen, obgleich dieser mir sehr gnädig ist, und mich bisher mit unverdientem Zutrauen behandelte. Eine ruhige, ehrenvolle Existenz steht noch diesen Augenblick mir anderwärts offen [1]). — Aber Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen den König, eine unbeschreibliche Anhänglichkeit an das Schicksal des Staats und der Nation und Abneigung gegen die ewige Umformung von Verhältnissen, hält mich bis jetzt davon ab, und wird es thun, so lange ich glaube, hier nur entfernt nützlich seyn zu können.

Obgleich es mit unserer Zukunft mißlich steht, so haben wir doch auf eine innere Regeneration des Militairs, in Hinsicht sowohl auf die Formation, das Avancement, die Uebung als auch insbesondere auf den Geist hingearbeitet; der König hat ohne alle Vorurtheile hier nicht allein sich willig gezeigt, sondern uns sehr viele den Geist und den neuen Verhältnissen angemessene Ideen selbst gegeben. — Folgt der König dem neuen Entwurfe, den er zum Theil schon sanctionirt hat, erschwert das Vorurtheil nicht die Ausführung, wird nicht der Hauptzweck durch Abänderungen, durch schlechte Executors verfehlt; so wird das neue Militair, so klein und unbedeutend es auch seyn mag, in einem andern Geiste sich seiner Bestimmung nähern und mit den Bürgern des Staats in ein näheres und innigeres Bündniß treten.

---

[1]) In England.

Die niedrige Krittelei unserer Schriftsteller stellt unseren Egoismus, unsere Eitelkeit, und die niedere Stufe der Gefühle und der Denkungsart, welche bei uns herrschen, am vollkommensten dar. — Ich habe nichts geschrieben, als eine Relation des Rückzugs des Blücherschen Corps von dem General von Blücher, einen Bericht der Schlacht bei Jena und Auerstädt (übersichtlich) in der Königsberger Zeitung und die Relation der Schlacht bei Eilau, die Sie gelesen. Ich werde aber die Schlacht bei Jena beschreiben und den Herzog von Braunschweig zwar nicht vertheidigen, aber doch den Gesichtspunct, aus dem er handelte, darstellen, denn so unentschlossen und charakterlos er war, so fehlte es ihm doch nicht an militairischer Beurtheilung. — Nie werde ich mich aber auf Widerlegungen einlassen, und zu dem Pöbel der Gelehrten mich gesellen.

Sie, mein innigster Freund, müssen jetzt die neue Formation abwarten, kommt sie zu Stande, so findet sich für Sie auf mehr als eine Art eine Stelle. Kommt sie nicht zu Stande, so finden Talente, und Kraft sie anzuwenden, immer ihr Unterkommen.

So mein lieber Clausewitz denkt Ihr Freund über unsere jetzigen Verhältnisse. Er wird nie aufhören, Sie zu lieben, welche Veränderungen, welche Schicksale uns alle auch treffen mögen.

Scharnhorst.

Sollten Sie meinen Freund Stützer sehn, so grüßen Sie ihn, und sagen ihm, daß ich ihm bald schreiben würde.

2.

Memel, den 1. Decbr. 1807.

Vor 5 Tagen habe ich Ihr mir unschätzbares Schreiben erhalten und sogleich beantwortet, mein lieber Clausewitz, habe aber bisher vergebens auf den Abgang des Couriers gewartet. Ich schreibe daher jetzt nur einige Zeilen, um Ihnen für Ihr Andenken, für Ihre Freundschaft und Liebe zu danken. — Meine Briefe haben Sie nicht erhalten, Sie haben nicht viel daran verloren;

ich will sie Ihnen jetzt ersetzen. Der an Sie fertig liegende Brief enthält zwei volle Bogen. Es macht mir unbeschreibliche Freude, wenn ich einen Augenblick Zeit habe, meinem Herzen freien Lauf gegen einen Freund lassen zu können, der mich versteht, der meine Gefühle nicht mißdeutet. — Eben erhalte ich einen Brief von Stützer, sagen Sie ihm, daß ich vor dem Abgange des Couriers noch hoffe, ihm schreiben zu können. Was gäbe ich darum, wenn wir alle Woche nur einen Abend zusammen seyn könnten! — Mein Umgang ist hier auf den Oberstlieutenant von Gneisenau, den Vertheidiger Colbergs, einen vorurtheilsfreien Mann, den Major von Grollmann und Schöler den älteren eingeschränkt.

Ich habe durch den Courier auch an Ihren Prinzen geschrieben, und habe ihm und unserem Vaterlande Glück zu seiner Rückkehr gewünscht. Wir alle setzen hier viel Vertrauen auf ihn, und ich gehöre zu seinen wärmsten und innigsten Verehrern. Der Prinz Wilhelm ist bei dem Lestocqschen Corps von uns, als ein guter Soldat und liebenswürdiger Prinz, abgöttisch verehrt.

Wenn man allzuviel zu sagen hat, da weiß man nichts zu sagen, so geht es mir in diesem Augenblick der Eile, in der ich diesen Brief abschicken muß.

Nur noch dies: in dem Brief, den Sie durch den Courier erhalten werden, sind ihre Briefe beantwortet.

Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft und seyn Sie versichert, daß ich mit dankbarer Liebe und Verehrung Ihr innigster Freund ewig seyn werde.

Scharnhorst.

Ihr Bruder vom Regiment Courbière ist ein braver Mann und hat viele Reputation.

3.

Breslau, den 21. März 1813.

Mein lieber Clausewitz, ich kann Ihnen nur ein Paar Worte schreiben; ich schmeichle mich mit der Hoffnung, bald mit Ihnen

wieder vereint zu seyn. — Ich habe nie Ihren großen Werth verkannt, gefühlt habe ich ihn aber erst in dieser Zeit, wo ich viel zu thun hatte; nur mit Ihnen verstehe ich mich, nur unsere Ideen vereinigen sich, oder gehen in ruhiger Gemeinschaft neben einander in unveränderter Richtung.

Ich denke in einigen Tagen von hier abzugehen, und von Blücher auch zum Grafen Wittgenstein, um von ihm zu erfahren, wie die Sache in der Zukunft getrieben werden soll; der General Blücher hat mir einen Brief an den Grafen von Wittgenstein gegeben, in dem er sich den Befehlen des Grafen unbedingt unterwirft.

Ihr Freund Scharnhorst.

Sagen Sie, was ich hier geschrieben, vorläufig dem Grafen, wenn Sie es gut finden.

Zweite Beilage.

Erinnerung an den General Clausewitz und sein Verhältniß zu Scharnhorst.

Die beiden obigen Aufsätze haben sich in dem Nachlasse des am 16. November 1831 zu Breslau verstorbenen General-Majors Karl von Clausewitz gefunden, und man hat geglaubt, dem Sinne des Verstorbenen gemäß zu handeln, wenn man dieses seinem theueren Freunde und Lehrer gewidmete, wenn auch unvollständige Denkmal seinen übrigen zur Bekanntmachung bestimmten Schriften vorangehn ließe.

Es sey uns erlaubt, das schöne, durch seine Innigkeit wahrhaft rührende Verhältniß, das zwischen Beiden bestand, so wie die Art der Entstehung desselben mit einigen Worten zu bezeichnen.

Karl von Clausewitz war im Jahre 1792, noch nicht zwölf Jahre alt, als Fähndrich in das Regiment Prinz Ferdinand getreten, und war mit demselben im Jahre 1793 nach dem Rhein

marſchirt, wo er bei der Belagerung von Mainz mit 13 Jahren Offizier wurde. Wie nachtheilig dieſer frühe Eintritt in den Militairdienſt auf ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung wirken mußte, iſt leicht zu ermeſſen. Nach dem Frieden in ſeine Garniſon Ruppin zurückgekehrt, war er zwar unabläſſig bemüht, das Verlorne wieder einzuholen, hatte aber dabei wegen ſeiner geringen Hülfsmittel, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein Vater, welcher als Lieutenant im Regiment Naſſau Uſingen den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, und ſpäter einen kleinen Civilpoſten im Magdeburgiſchen bekleidete, hatte nie mehr als 300 Thaler Gehalt und ſechs Kinder zu erziehen. Als Karl von Clauſewitz heranwuchs, waren alle Hülfsmittel erſchöpft, und der Vater hatte den Schmerz, ihm auch nicht die geringſte Zulage geben zu können. In dieſer beſchränkten Lage mußte es ihm, trotz ſeines eifrigen Strebens nach innerer Ausbildung, ſehr ſchwer werden, ſeine Kenntniſſe zu vermehren, und ein längerer Aufenthalt in der Hauptſtadt zu dieſem Zweck mußte faſt als etwas Unerreichbares erſcheinen. Dennoch konnte er dem Wunſche nicht widerſtehn, die im Jahre 1801 von dem damaligen Oberſtlieutenant Scharnhorſt erweiterte und neu geſtaltete Kriegsſchule zu beſuchen; er erhielt die erbetene Erlaubniß dazu, und trat muthig allen Opfern entgegen, die für ihn mit dieſem Entſchluſſe verbunden ſeyn mußten.

Die pecuniären Schwierigkeiten waren hierbei nicht die einzigen, mit denen er zu kämpfen hatte; es wurde ihm anfänglich ſehr ſchwer, den Vorleſungen zu folgen, weil es ihm an den nöthigen Vorkenntniſſen dazu fehlte. Er war der Verzweiflung nahe, und hätte vielleicht das mühevolle Unternehmen aufgegeben, wenn nicht Scharnhorſt, der früh auf ihn aufmerkſam geworden war, obgleich er ihm auf keine Art bekannt oder empfohlen war, ihn mit der ihm ſo eigenen Güte und Milde ermuntert und zugleich durch ſeinen lichtvollen Unterricht alle Keime ſeiner geiſtigen Anlagen dennoch ſchnell erweckt und entwickelt hätte.

Die Folge davon war, daß am Ende des dritten Cursus, Karl von Clausewitz beim Examen der Erste war, und sich in eben so hohem Grade die Zufriedenheit und das Wohlwollen seines väterlichen Lehrers erworben hatte, als sein Herz für diesen mit wahrhaft enthusiastischer Liebe und Dankbarkeit erfüllt worden war. Er pflegte ihn den Vater seines Geistes zu nennen. Scharnhorst dagegen hat später oft geäußert, daß außer seinen Kindern kein Mensch auf Erden ihm so nah gestanden habe, und daß er von keinem so verstanden worden sey, als von diesem dankbaren Schüler. Mit welcher Freundschaft, mit welchem Vertrauen er ihn, trotz der Verschiedenheit ihres Alters und ihres Ranges, beehrte, werden die Briefe bewiesen haben, die den beiden Aufsätzen beigefügt sind.

Auf Scharnhorst's Empfehlung wurde Karl von Clausewitz im Frühjahr 1803 Adjutant bei Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen August von Preußen, und blieb es bis ins Frühjahr 1809, wo der Prinz an die Spitze der Artillerie trat, und Clausewitz bei dem General von Scharnhorst, als Chef seines Bureau's, angestellt wurde. Diese Vereinigung mit dem theuersten Freunde, die bis zum Frühjahr 1812, also während der ganzen Zeit von Scharnhorst's wichtigster Wirksamkeit dauerte, war das höchste Ziel seiner Wünsche gewesen, und würde ihn unendlich beglückt haben, wenn nicht die Lage des Vaterlandes damals jedes Glück des Einzelnen getrübt, und den beiden Freunden insbesondere so viel schwere und sorgenvolle Stunden verursacht hätte. — Clausewitz hatte jedoch den Trost, seinem verehrten General während dieser Zeit wahrhaft nützlich zu seyn, und ihm wenigstens einen Theil der Dankbarkeit beweisen zu können, die er für ihn empfand, nicht allein durch die Einsicht, den Eifer und die Treue, mit denen er ihm in den Geschäften beistand, sondern auch dadurch, daß sie einander fast ohne Worte verstanden. Scharnhorst war im Jahr 1809 in Königsberg am Nervenfieber lebensgefährlich krank gewesen, und noch sehr angegriffen davon mit

dem Könige nach Berlin zurückgekehrt; hier unterlag er oft beinahe der Last der Geschäfte, und es war daher um so wohlthätiger für ihn, daß (nach seinem eigenen Ausdruck) die Vorträge, welche Clausewitz bei ihm hatte, zu wahren Erholungsstunden für ihn wurden, durch die Art, wie dieser seine Entscheidungen oft aus einer bloßen Miene, aus einer bloßen Bewegung des Kopfes oder der Hand errieth und immer genau in die seiner Absicht entsprechenden Worte zu kleiden wußte.

Die im Jahre 1812 mit Frankreich abgeschlossene Allianz machte diesem schönen Verhältniß ein Ende, indem Scharnhorst sich nach Schlesien zurückzog, Clausewitz aber, der sich nicht entschließen konnte, auf irgend eine Weise zu den Siegen der Franzosen mitzuwirken, seinen Abschied nahm, um in russische Dienste zu gehn. Er konnte sich bei der Lage des preußischen Staats keine förmliche Erlaubniß zu dem neuen Dienstverhältnisse erbitten, allein er hoffte, daß das edle Herz des Königs das seinige nicht mißverstehn, und auch in diesem gewagten Schritt nur einen neuen Beweis seiner Treue sehen würde. Er war so glücklich, im März 1813 mit der Wittgensteinschen Armee in Berlin einzuziehn, und dadurch die Hoffnung, die ihn bei seinem Eintritt in den russischen Dienst belebt hatte, auf das glänzendste gerechtfertigt zu sehn.

Bei der Eröffnung des Feldzugs schickte ihn der Kaiser Alexander in das preußische Hauptquartier, wo er bis gegen das Ende des Waffenstillstandes blieb. Hier wurde ihm das unaussprechliche Glück zu Theil, wieder mit Scharnhorst vereinigt zu seyn, und mit dem „dritten im schönen Bunde" dem General und nachmaligen Feldmarschall Grafen von Gneisenau, mit welchem ihn, fast von dem Augenblicke ihrer Bekanntschaft im Jahr 1808 an, eine eben so innige und treue Freundschaft verband, wie mit Scharnhorst. — Seine Empfindungen über dieses Glück so wie seinen tiefen Schmerz über Scharnhorst's Tod mögen seine eignen Worte ausdrücken:

den 4. April 1813.

„Daß ich wohl bin und jetzt glückliche Tage verlebe, ist die Hauptsache von dem, was ich Dir zu berichten habe, und ich glaube, Dir auch das liebste. Mit einer allerliebsten (kleinen) Armee, an deren Spitze meine Freunde stehen, durch ein herrliches Land zu ziehen, für einen solchen Zweck, in der schönsten Jahreszeit, ist so ziemlich das Ideal einer irdischen Existenz (nehmlich als vorübergehend und zu andern Existenzen führend gedacht.). Mein Freund Gneisenau repräsentirt wie ein Gott in seiner Generals-Uniform, die Truppen sind heiter, und singen: Auf, auf Cameraden, und ähnliche Lieder, andere jodeln in einer seltenen Perfection: ich selbst sehe mich umgeben von Bekannten und lebe in dem Element meiner Muttersprache neu auf. Selbst Schüler von mir wieder zu finden, hat mir nie so viel Vergnügen gemacht. General Scharnhorst wird diesen Abend erwartet, ich freue mich unendlich, ihn wieder zu sehn."

Rochlitz bei Leipzig, den 9. April 1813.

„Ich bin sehr heiter, der Augenblick ist ja fast idealisch schön. Blücher, Scharnhorst und Gneisenau behandeln mich alle mit ausgezeichneter Güte und Freundschaft; ich kann mir kein schöneres Verhältniß denken. Diese Einigkeit, dieses gegenseitige Vertrauen, diese wechselseitige Achtung und Freundschaft wird man in der Welt lange vergeblich suchen.

Ueber Dörnbergs Heldenthat habe ich mich unaussprechlich gefreut, und wenn mein hiesiges Verhältniß nicht so schön wäre, so würde ich es beweinen, ihm nicht haben folgen zu können, und so einen kleinen Antheil an dieser ersten schönen Begebenheit des neuen Feldzugs zu haben, die wie eine glückliche Vorbedeutung der Wiedergeburt Deutschlands ist."

Rötha bei Leipzig, den 1. Mai 1813.

„Wir sind wahrscheinlich am Vorabend einer großen Schlacht, und wiewohl wir dies seit mehreren Tagen vergeblich geglaubt

haben, so wird es doch mit jedem Tage wahrscheinlicher. Halte nur den Muth Deiner Freunde aufrecht, wenn das Schicksal wollte, daß wir sie verlieren sollten, denn es ist damit eigentlich wenig verloren, und für den Erfolg in einer Schlacht kann kein Sterblicher einstehen. Standhaftigkeit und Beharrlichkeit im Unglück sind viel schönere Eigenschaften der Seele, als jede Art von Enthusiasmus. Das sollten sich alle Männer wenigstens sagen."

Colditz, den 4. Mai.

„Ich bin ganz wohl, obgleich mir ein kleiner Franzose mit dem Bajonett hinter dem rechten Ohr gesessen hat. Man hat sich wüthend geschlagen; nie bin ich so mitten unter dem Feind gewesen. General Blücher hat eine Contusion, General Scharnhorst einen Schuß ins Bein, doch nicht gefährlich, er ist aber zurück. — Vom Garde Füsilier Bataillon sind nur zwei Offiziere nicht todt oder blessirt; Karl Röder und Fabian Dohna sind blessirt, Prinz Leopold todt, viele andere nähere Bekannte, die ich nicht alle nennen kann.

Jetzt kommt es darauf an, den Muth nicht zu verlieren. Bis jetzt hat uns der Feind wenig verfolgt."

Proschwitz bei Meissen, den 8. Mai 1813.

„Scharnhorst führte hauptsächlich das Gefecht auf dem rechten Flügel gegen die drei Dörfer. Er war mehrere Male mit gezogenem Säbel an der Spitze der Cavallerie und Infanterie in den Feind eingedrungen; er feuerte die Leute an und rief: es lebe der König! indem er den Säbel schwang. Seine Wunde, die er etwa gegen 7 Uhr erhielt, ist nicht gefährlich, so daß er schon jetzt eine Reise nach Wien unternehmen kann. Gneisenau befand sich auf dem linken Flügel und hat an der Spitze der Cavallerie mit eingehauen. Daß der alte Blücher auch sehr brav gewesen ist, kannst Du Dir wohl denken. Wahrhaft auszeichnen konnte sich Niemand. Ich bin mit dem Säbel in der Faust mit-

ten in einem feindlichen Bataillon gewesen; das würde in anderen Fällen für einen Generalstabs-Offizier eine Auszeichnung gewesen seyn; hier haben Alle das, oder etwas ähnliches gethan. Grollmann unter andern hat einen Bajonettstich im Kopf. Unsere Truppen sind unstreitig viel braver als die feindlichen, das siehst Du aus diesen Beispielen, die nicht auszeichnen."

Ich bin bei Gneisenau. Scharnhorst vermissen wir alle sehr; er hat sehr in dem Vertrauen der Armee gewonnen, und alle Menschen sehn auf ihn, als die Seele des Ganzen."

Peilau, den 30. Juni 1813.

„Die letzte Nachricht von Scharnhorst war, daß er im Verscheiden sey. Du wirst also schon die Gewißheit seines Todes haben. Du kannst denken, wie traurig ich bin. Ob er gleich für die Armee, für den Staat und für Europa unersetzlich ist, so kann ich doch an alles dies kaum denken, und ich verliere in diesem Augenblicke nur den theuersten Freund meines Lebens, den mir nie ein anderer ersetzen kann, der mir immer fehlen wird. Ich kann nicht beschreiben, wie tief ich mich von Rührung und Wehmuth und Trauer ergriffen fühle. Es ist ihm gewiß schwer geworden, von der Welt zu scheiden, denn es ist ihm so manche Lieblings-Idee unerfüllt zurückgeblieben, und das ist es, was mich so wehmüthig macht. Ob ich gleich kaum wünschen kann, bei seinem Ende gegenwärtig gewesen zu seyn, weil es mich zu sehr ergriffen haben würde, so thut es mir doch leid, nicht mit unter denen zu seyn, die ihm die letzte Ehre und Anhänglichkeit erwiesen haben, denn von Tausenden, die ihm Dank und Liebe schuldig waren, giebt es keinen Schuldner wie mich. Außer Dir hat es nie einen Menschen gegeben, der mir so viel Wohlwollen bewiesen hatte, und der auf das ganze Glück meines Lebens einen solchen Einfluß gehabt hätte.

* * *

Es bleibt uns nun noch übrig, einige Worte über die Aufsätze zu sagen, denen diese Zeilen zur Begleitung dienen sollen. Die Charakteristik wurde bald nach Scharnhorst's Tode geschrieben, und entstand aus dem Bedürfniß, sich mit dem geliebten Andenken zu beschäftigen und auch für Andere ein treues Bild von den seltenen Eigenschaften zu entwerfen, womit Gott diese große Seele begabt hatte. Der Aufsatz wurde jedoch nur den Kindern des Verstorbenen und einigen vertrauten Freunden mitgetheilt.

Die Notiz über das Leben von Scharnhorst wurde einige Jahre später, auf den Wunsch einer gemeinschaftlichen Freundin geschrieben, die bei einem Aufenthalt in England bemerkt zu haben glaubte, daß die großen Verdienste und die bedeutende Wirksamkeit des General Scharnhorst dort nicht in dem Grade gekannt waren, wie sie es verdienten. Der Herausgeber eines vielgelesenen Journals hatte ihr angeboten, einen Aufsatz über diesen Gegenstand übersetzen zu lassen und in sein Journal einzurücken, wenn er ihm aus guter Quelle verschafft würde, und sie glaubte wohl mit Recht, keine würdigere Feder hierzu finden zu können, als die des vertrauten Freundes des großen Verstorbenen. So entstand dieser Aufsatz, dem man die Art seines Entstehens wohl genugsam anmerken wird. Er konnte seiner Bestimmung nach den Gegenstand nicht erschöpfen; auch mußte derselbe für englische Leser ganz anders behandelt werden, als es für deutsche der Fall gewesen wäre; aber sollten die Letzteren auch nur längst Bekanntes darin finden, so dürfen wir dennoch hoffen, daß er für Viele keine unwillkommene Mittheilung seyn wird, sey es auch nur als Erinnerung an einen großen Mann, an große, für das Vaterland so wichtige und so glückliche Begebenheiten.

Wäre der Verfasser dieser Aufsätze nicht so früh der Welt entrissen worden, so wäre er höchst wahrscheinlich später noch einmal auf diesen, seinem Herzen so theueren Gegenstand zurückgekommen und hätte ihn ausführlicher behandelt. Gewiß hätte

er auch seinem zweiten großen Freunde ein ähnliches Denkmal gesetzt. Wir beklagen es sehr, nichts dieser Art in den zurückgelassenen Papieren gefunden zu haben; es erklärt sich daraus, daß er demselben schon nach drei Monaten ins Grab folgte. Das beste Denkmal seiner Liebe hat er ihm aber wohl eben dadurch gesetzt, daß er ihn nicht überleben konnte, denn es ist eine durch das Zeugniß der Aerzte bestätigte Thatsache, daß sein Tod viel mehr durch den in Folge dieses großen Schmerzes tief erschütterten Zustand seiner Nerven, als durch die Cholera veranlaßt wurde, von der er eigentlich nur einen leichten Anfall gehabt hatte. Daß der um 20 Jahre jüngere Freund den Schmerz ertragen mußte, den älteren zu beweinen, lag in dem gewöhnlichen Gange der Natur; daß er ihn aber nur drei Monate überlebte, und gerade in dem Augenblicke starb, wo er vielleicht hoffen durfte, dem Vaterlande größere Dienste als bisher zu leisten, darf wohl ein hartes Schicksal genannt werden; indem Derjenige, den solche Männer mit einem so hohen Grade von Vertrauen, von Hochachtung und Freundschaft beehrten, es auch werth seyn mußte, der Erbe ihres Ruhms und der Fortsetzer ihrer Werke zu werden. Gott hat es anders gewollt, es wurde ihm nicht vergönnt, der Welt zu zeigen, was er war, und so gewinnt denn das innige Verhältniß, in welchem er zu Scharnhorst und Gneisenau stand, so wie die Liebe, die Hochachtung, das Vertrauen so viel edler und ausgezeichneter Menschen, die er in einem seltenen Grade besaß, einen um so größeren Werth, da sie das einzige Glück, der einzige Lohn waren, die ihm auf dieser Erde zu Theil geworden sind. Es war dennoch ein reicher Lohn, wie Schiller sagt:

„denn wer den Besten seiner Zeit genug
gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“

Tritt uns aber das Bild der drei nun in einem bessern Daseyn wieder mit einander vereinigten Freunde lebhaft vor die Seele, so wie das so mancher treuen Gefährten ihres Tagewerks,

die auch schon diese Welt verlassen haben, und will uns tiefe Wehmuth über so viele Verluste übermannen, so finden wir auch wieder Trost in dem Gedanken an ihre Vereinigung und in der Ueberzeugung, daß sie auch auf Erden noch fortleben werden, durch den segensreichen Einfluß dessen, was sie thaten und was sie waren.

Ueber die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.

(Bruchstück von Betrachtungen über die deutsche Geschichte.)

Es ist noch nicht damit gethan, daß eine Nation dieselbe Sprache rede, und gleichförmige Sitten habe. Die innere Uebereinstimmung, die ihr Gott einpflanzte, wird sie, schon um sie in höherem Bewußtseyn selber inne zu werden, in zusammenfassenden, allgemeinen Lebensformen darzustellen suchen.

Wir wissen alle, welcher Art unsere Einheit war, als das Reich in seiner Kraft und Größe die vorherrschende Macht von Europa bildete. Wir wissen nicht minder und sind einstimmig darüber, wie sehr uns jetzt eine eigene, das Fremde entschiedener ausstoßende, das Eigene sicherer bewahrende Vereinigung abgeht.

Fragen wir denn, wie es gekommen, daß wir aus dem ersten Zustand in den letzten gerathen sind, so ist auch hierüber die Antwort beinahe gleichlautend; vor allem klagt man die Reformation der Kirche an, unsere Zerfallenheit verursacht zu haben.

In der That, jenem nationalen Stolze, mit dem wir uns des großen Werkes der Kirchenverbesserung erinnern, eines Werkes, in sich nothwendig, ursprünglich deutsch und glorreich, gesellt sich in den Meisten das schmerzliche Geständniß hinzu, daß es bei alle dem zu unsern Entzweiungen, zu den Verwüstungen des

dreißigjährigen Krieges, zu der verschiedenartigen Entwickelung, welche durch das abweichende Bekenntniß in den Völkerstämmen deutscher Zunge Platz gegriffen hat, zu der Abnahme und dem Ruin des Reiches, daß es zu alle dem den Grund gelegt, die Veranlassung gegeben habe.

Wenn aber die Reformation, wie man von beiden Seiten eingesteht, unvermeidlich gewesen ist, war es auch diese ihre Wirkung? War mit dem, was uns erhob und befreite, dasjenige nothwendig gegeben, was uns in Zerwürfniß und Entzweiung setzte? Oder ist es durch zufällige Umstände dahin gekommen, durch Fehler, welche eben so gut vermieden werden konnten?

Ich halte dafür, daß man diese Frage noch immer einmal aufwerfen darf.

Nicht als wäre zu erforschen, ob die Reformation von Anbeginn einen andern Gang nehmen, zu einer andern Entwickelung hätte können geführt werden, ob etwa eine Vereinigung des Glaubens möglich gewesen wäre. Diese Untersuchung würde nicht sowohl deutsch und politisch, als universal und theologisch seyn.

Setzen wir vielmehr, daß es dahin gekommen war, wohin es unter Karl V. kam. War es dann bereits um die Einheit unseres Vaterlandes geschehen? Oder, in wie fern war es möglich, eine solche auch damals noch zu behaupten, nachdem die Reformation vollbracht war, ohne ganz Deutschland umfaßt zu haben? Und wenn dies nicht geschehen ist, woran hat dies wesentlich gelegen?

Fragen, die in gar manchem Bezug an unsre Zustände und die Bedürfnisse der Gegenwart erinnern [1]).

Die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II. sind für den

[1]) Man erinnert sich an Cannings Wort: It is true that in no former period in history is there so close a resemblance to the present as in that of the reformation. Speech on Mr. Macdonald's motion. April 30, 1823.

damaligen Gang der Dinge entscheidend. Wenn es überhaupt möglich war, den gemeinschaftlichen Interessen noch einmal ein entschiedenes Uebergewicht zu geben, so war es das damals; — wenn es nicht gelungen ist, so wird das eben auch damals veranlaßt worden seyn.

Sey es mir erlaubt, meine Bemerkungen hierüber mitzutheilen: gewiß ohne allen besonderen Anspruch; nur als die Wahrnehmungen und Gedanken eines Vaterländischgesinnten. Außer den deutschen Quellen bediene ich mich hiebei der Berichte eines florentinischen Residenten, mehrerer venezianischen Gesandten und einiger päpstlicher Nunzien, die ich in Wien, Rom, Florenz und Venedig gefunden habe.

Wirkung des Religionsfriedens.

Ehe die Franzosen Norddeutschland überzogen, erzählte sich das Volk in unsern Gegenden von nichts so gern und so viel, wie von den Thaten und Vorfällen des siebenjährigen Krieges. Aeltere und kundigere Leute erinnerten dann bei den Schwedenhügeln, daß demselben einmal ein dreißigjähriger vorausgegangen. Unter denen, welche das Alterthum und die Sage liebten, ging das Gespräch, lange Zeit zuvor habe es sogar einen hundertjährigen Krieg in Deutschland gegeben, in welchem die benachbarten Burgen, deren Ruinen wir besuchten, gebaut und wieder zerstört worden seyen.

Ich möchte dafür halten, daß in dieser dunkeln Erinnerung unserer Landleute eine Spur von den Zeiten des alten Faustrechts und der Fehde erhalten war. Wenigstens hätte sie nicht übertrieben. In der That brauchte es mehr als ein Jahrhundert, um Deutschland nach dem Verfalle der Macht des Kaiserthums endlich wieder in Ruhe zu setzen.

Der Landfriede, so oft geboten, war eben so oft gebrochen worden: und kaum schien es, als wolle ein friedlicheres Geschlecht das Erbtheil so vieler kriegerischen in Besitz nehmen, so ergriff die Bewegung der Reformation die Geister. Welch eine Unruhe, alle die Jahre Karls V. daher! Vom Rhein bis nach Thüringen standen einmal die Bauern in Empörung; darauf schlug die Hanse ihre letzten großen Schlachten mit den nordischen Reichen. Die Fürsten bedrohten sich erst eine Zeitlang in Bünden und Gegenbünden; dann führten die Protestanten mit bewaffneter Hand den Herzog von Würtemberg in sein Gebiet zurück, und verjagten den Herzog von Braunschweig; endlich stand das gesammte Deutschland in der Blüthe seiner Kraft, bei Ingolstadt und Mühlberg, sich selber gegenüber. So mächtig und geschickt Kaiser Karl, so entschieden sein Sieg auch war, so gelang es ihm doch nicht, Frieden zu machen. Wider ihn selber erhoben sich noch einmal

dieſe unermüdlichen Waffen; kaum der Gefangenſchaft entronnen, unmuthig, mit ermüdeten Sinnen, wandte er Deutſchland den Rücken.

Weder an Talent noch an Macht war ihm ſein Bruder Ferdinand zu vergleichen. Wie merkwürdig, daß mit dem Religionsfrieden [1]), den Ferdinand, und zwar nicht einmal in eigener Gewalt, ſondern nur von dem Kaiſer ermächtiget abſchließt, die Waffen plötzlich ruhen und ein langer Friede eintritt.

Dieſe Veränderung vor allen fiel den fremden Geſchäftsträgern auf, wenn ſie damals Deutſchland beobachteten. „In Kaiſer Karls letzten Zeiten," ſagt ein päpſtlicher Nunzius, der dem Cardinal Caraffa über die deutſchen Dinge Bericht erſtattete [2]), „war kein Fürſt und keine Stadt, es war kein Staat in Deutſchland, der nicht entweder um kirchlicher oder weltlicher Intereſſen willen, mit ſeinen Nachbarn in Streit geweſen wäre. Unter andern war zwiſchen Markgraf Albrecht und dem Hauſe Braunſchweig, zwiſchen Kurfürſt Ottheinrich von der Pfalz und dem Cardinal Otto von Augsburg offene Feindſchaft; auch alle übrigen waren einer voll Mißtrauen gegen den andern, und hielten ſich in den Waffen; Religion, uſurpirte Güter, Jurisdiction und andere Beſchwerden entzweieten ſie." Die Zuſammenkunft der Häuſer Sachſen, Bran-

---

[1]) Er iſt zugleich ein Landfriede: Er heißt: nachfolgende Religions, auch gemeine Conſtitution aufgerichteten Landfriedens.

[2]) Informatione del Revmo Vescovo Delfino a MSr. Illmo Rmo Caraffa; MS. der Bibliotheca Barberina zu Rom nr. 3007. „Ed in somma chi per la religione, chi per beni usurpati chi per causa della giurisditione chi per altri gravami ogn'uno viveva con sospetto e conveniva per consequente stare in armi, il che causava la ruina di Germania. Si aggiunge a questo che mentre il sermo re sta nella dieta, li principi della casa di Sassonia Brandeburg et Hassia che sono in se potentissimi e capi degli heretici si ridussero a Naumburg e di la quasi da una antidieta scrissero a S. M. Auf die Wichtigkeit dieſer Naumburger Zuſammenkunft hat noch vor Kurzem Menzel aufmerkſam gemacht.

denburg und Heſſen zur Erneuerung ihrer Erbverbrüderung in Naumburg, ſah der Nunzius als eine Art von Gegenreichstag an. — Wie ganz anders aber erſchien ihm Deutſchland, als er es wenige Jahre nach dem Religionsfrieden wiederbeſuchte. Er mißbilligt den Frieden, er nennt ihn gottvergeſſen: aber er findet doch, daß er ſehr wirkſam ſey, daß es ſeit dem Abſchluß deſſelben weder eine kleine noch eine große Bewegung der Waffen in Deutſchland gegeben habe; nie, ſeit langer Zeit, habe eine ſolche Einigkeit unter den deutſchen Fürſten geherrſcht [1]).

So viel iſt gewiß, daß ein friedlicher Zuſtand bei dreißig Jahre lang anhielt. Die Grumbachiſche Sache, die ſo bald endigte, beſtand doch mehr in gefährlichen Abſichten auf der einen, in ſtrenger Beſtrafung auf der andern Seite, als daß ſie ein Krieg geweſen wäre. Vielmehr hörte der Widerſtand auf, welchen der Kaiſer bisher gefunden; die Reichstage wurden von den Fürſten beſucht und zu einhelligen Schlüſſen gebracht; die Kreisverfaſſungen zeigten ſich nun allererſt wirkſam; es beſtand eine ungewohnte Ordnung; Sicherheit und öffentliche Freiheit ſchienen ſich eine Zeit lang zu vereinigen.

Was war es nun, wodurch es nach alle den Kriegen, bei ſo offenbarem innern Zerwürfniß dennoch hiezu kam?

Von den Bedingungen des Friedens.

War denn dieſer Friede eine ſo glückliche Auskunft? Vertrug er ſo genügend die widerſtreitenden Anſprüche? War er ſo ſorgfältig abgewogen, ſo einmüthig angenommen?

---

[1]) Delfino. Ed è stato, per dire il vero di tanta efficacia questa quantumque empia pace, che dall' hora non è stato piccolo nè grande movimento d'armi in parte alcuna dell' imperio e di qua credo che nasce la risposta gagliarda che fece a me il sermo re, quando la seconda volta andai a S. M. e mi dolsi con lei da parte di S. Beatne di questo recesso come a pieno scrissi da Vienna alli 27 di Marzo 1550. (Dieſen Brief ſah ich nicht.)

Ich will nicht auf alle seine Bestimmungen eingehen: größtentheils waren sie nicht neu; allein in Hinsicht der wichtigsten Puncte kann ich nicht finden, daß sie mit besonderem Glücke erledigt worden wären.

Ohne Zweifel kam es am meisten auf die Anordnungen in Betreff der geistlichen Fürstenthümer an, auf denen die Gesammtverfassung des Reiches um so mehr beruhte, als sich damals die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten in den Fürstenrath gezogen hatte, in welchem die Anzahl der geistlichen Mitglieder die Majorität zu bestimmen pflegte.

Die Frage war, ob auch die geistlichen Fürsten das Recht haben sollten, zur augsburgischen Confession zu treten. Nicht als ob sie darum ihre Stifter hätten sollen säcularisiren dürfen. Die Protestanten haben ausdrücklich erklärt, dies sey so wenig ihr Wunsch als ihr Interesse [1]). Sie wollten die Nichterblichkeit der geistlichen Reichsfürstenthümer auch ferner beibehalten wissen, doch wollten auch sie zu denselben zu gelangen das Recht haben.

Es kam, wie es wohl auch nicht anders seyn konnte, hierüber zu den lebhaftesten Streitigkeiten, und es war zuweilen nahe genug an einer Auflösung der Versammlung. Es ist immer merkwürdig, daß die geistlichen Churfürsten wenigstens Anfangs und stillschweigend für die protestantische Forderung waren, daß sich selber auf der geistlichen Fürstenbank Neigungen dafür fanden,

---

[1]) Der Chur und Fürsten augsburgischer Confession endliche und schließliche Erklärung bei Lehmann de pace religionis B. I. c. XXI. „Ihre Chur und Fürstliche Gnaden haben hiebevor der Güter halben, so den Geistlichen zugehörig, ausdrücklich erklärt, beruhen und verharren darauf nochmals, daß Ihr Gemüth nicht sey, solche Güter den Reichs-Stifften zum Nachtheil von abhanden oder in Zerrüttung bringen zu lassen, sondern vielmehr neben den andern Reichsständen daran zu seyn und darob zu halten, weil nicht der geringste Theil der Reichsstände und sonderlich die Hoheit der Churfürsten darauf gewidmet, daß sie bei den Stiften unverruckt bleiben, und so sich Jemand einiger Erblichkeit deren anmaßen wollte, dieselben davon abzuweisen.

die, wenn sie sich nicht geradezu dafür erklärten, nur durch Einschüchterungen davon abgehalten worden sind [1]). Leider ist unsere deutsche Geschichte über Wirkung und Gegenwirkung der Persönlichkeiten, woran bei berathenden Versammlungen so viel liegt, nur allzuhäufig stumm, und wir können nicht sagen, wodurch die entgegengesetzte Richtung endlich die Oberhand behielt; allein sie war ganz entschieden; selbst Ferdinand ward davon hingerissen; und wenn die Protestanten weder nachgeben (was sie um ihres Gewissens willen nicht thun zu können erklärten), noch auch den Frieden rückgängig werden lassen wollten, so mußten sie einen Mittelweg ergreifen. Sie gestatteten dem König eine Verordnung hierüber, doch mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß sie für sich in einen solchen Artikel nicht gewilligt [2]). Und so setzte Ferdinand fest, daß ein geistlicher Reichsstand sein Amt und Einkommen verlieren solle, sobald er den alten Glauben verlasse. Dies ist der geistliche Vorbehalt.

Auf der Stelle aber erhob sich eine andere Frage. Wie sollte es nun in den Ländern dieser geistlichen Fürsten gehalten werden? Sollten sie ihre landesherrliche Gewalt auch wider ihre Unterthanen augsburgischen Bekenntnisses anwenden dürfen? So wie die Verfassung des Reiches in seiner Gesammtheit, an der

[1]) Unter andern der Bischof von Passau. Auszug der Instruction der würtembergischen Reichstagsgesandten von 1556. bei Sattler würtembergische Geschichte IV. S. 96.

[2]) Es ist merkwürdig, wie sie dies zugleich gestatten und doch dawider sind. Erklärung (wie oben): Da aber E. Kön. Maj. je auf obbemeldter ihrer Resolution beruhen — — — und diesen Artikul dergestalt wie er von E. Kön. Maj. gesetzt, an Statt, auf Heimstellung und habenden Gewalt, auch Vollkommenheit der Kayſ. Maj., unsers allergnädigsten Herren, und also von wegen ihres obliegenden Amts und für sich selbst zu verordnen endlich beschlossen, so wissen J. Chur- und Fürstl. Gn. E. Kön. Maj. über beschehene unterthänige Bitt und Fürwendung hierin kein Form oder Maaß zu setzen; — aber daneben wollen J. Ch Gn. sich ihres Gewissens halben dies deklarirt haben, daß sie für sich in einen solchen Artikul nicht willigen können.

ersten, so hing die Verfassung eines großen Theiles der einzelnen Landschaften an der zweiten Bestimmung. Hartnäckig hatten die Protestanten dem Vorbehalt widerstanden; nicht minder hartnäckig widersetzten sich die geistlichen Fürsten jeder Beschränkung ihrer Gewalt. Hier aber war Ferdinand für die Protestanten. Er bildete aus dem zahlreichen Ausschuß, von dem keine Versöhnung zu erwarten war, einen kleinern; er stellte auf das dringendste vor, man bedürfe nicht eines halben Friedens, sondern eines ganzen; dreimal erschien er in der Versammlung und erklärte ihr, er werde sie nicht von der Stelle lassen bis sie sich vereinigt habe; endlich überwog sein persönliches Ansehen; nachdem die Katholischen bis zur ungewohnten Abendstunde ausgehalten, erklärten sie sich zuletzt, „um den Verdacht der Unfriedfertigkeit abzulehnen und den König zu beruhigen," wie derselbe wünschte: auf das Recht die protestantischen Unterthanen zum katholischen Glauben zu nöthigen, leisteten sie, jedoch ganz in der Form, Verzicht, wie die Protestanten über den andern Punct nachgegeben hatten. Sie gestatteten, daß der König den Ständen des Augsburger Bekenntnisses hierüber eine beruhigende Declaration gebe [1]).

Sonderbarer Friede! Es waren die wichtigsten Puncte. Vorbehalt und Declaration ergänzen sich wechselsweise. Jener sichert der katholischen Kirche die geistlichen Fürstenthümer; diese gewährleistet den Unterthanen dort, wo sie am meisten zu fürchten haben, die Ausübung der veränderten Religion. Die ganze Zukunft von Deutschland liegt darin. Lange und weitläufig verhandelt man über diese Bestimmungen: endlich fügen sich die Parteien, allein sie wissen ein Mittel, dieselben doch nicht vollkommen anzunehmen. Zwar wird der Vorbehalt in den Reichsabschied eingerückt, jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung, es sey unmöglich gewesen, die Stände von beiderlei Glau-

[1]) Handlung der Königl. Maj. mit der Churfürsten und Stände Ausschuß am 20. und 21. September, bei Lehmann cap. 23.

ben darüber zu vereinigen; kraft einer ihm vom Kaiſer gegebenen Heimſtellung und Vollmacht ſetze ihn der König feſt. Zwar erhalten die Proteſtanten die Verſicherung, nie ſolle ein geiſtlicher Stand befugt ſeyn, ſeine Unterthanen von ihrer hergebrachten Religion augsburger Bekenntniſſes zu verdrängen, aber faſt wörtlich wiederholt Ferdinand, die Stände von beiderlei Glauben ſeyen darüber nicht zu vergleichen geweſen, kraft der ihm vom Kaiſer gegebenen Vollmacht und Heimſtellung ſetze er dies feſt[1]).

War aber eine kaiſerliche Erklärung auch vollkommen verbindlich? Die damalige hatte einen eigenen Charakter. Eine Beſtimmung, über die ſo viel und mühſelig geſtritten und berathſchlagt worden, kann man nicht einen Act kaiſerlicher Machtvollkommenheit nennen. Man gab zu, daß ein ſolcher Act der Form nach an die Stelle des Einverſtändniſſes träte, welches nicht zu erreichen war; es war eine Uebereinkunft, aber verbunden mit einer Proteſtation von beiden Seiten.

Was ſoll man nun von dieſem Frieden ſagen? Es iſt wahr, er beſtätigte die ſichernden Bedingungen des Vertrages von Paſſau. Allein über die wichtigſten Streitigkeiten eine genügende Ausgleichung — eine zufriedenſtellende Beſtimmung für die Zukunft gefunden zu haben, war man weit entfernt. Man ſchloß ihn, nicht weil man eine ſolche gefunden, ſondern trotz dem, daß man ſie nicht gefunden hatte.

---

[1]) — — adeo, ut utriusque religionis ordines in hoc puncto concordari non potuerint. Qua propter nos, de S. C. Majestatis, fratris ac domini nostri, data potestatis plenitudine et arbitrationis declaravimus, constituimus et decrevimus, declaramus etc. Dieſe Declaration wird zwar ſonſt deutſch angeführt, in dem Protocoll vom Churfürſtentag von 1575 bei Senkenberg: „Sammlung von ungedruckten und raren Schriften, Theil III.“ findet ſie ſich aber „von Wort zu Wort in lateiniſcher Sprache, darinnen ſie verabfaſſet worden.“ Sie iſt übrigens, eben wie die meiſten Beſtimmungen dieſes Friedens, ſehr ſchwankend. Denn was heißt es: qui a longo tempore Augustanae confessionis religioni addicti — — — et ad hunc usque diem (eam) observant. Wer will beſtimmen was lange Zeit ſey oder was kurze?

Wenn Deutschland von innern Kriegen befreit blieb, so können es diese Bestimmungen nicht gewesen seyn, die das bewirkt haben. Der Friede war das Ergebniß anderer Umstände, die denn auch machten, daß man ihn hielt. Diese aufzusuchen ist nunmehr unsere Aufgabe.

Innere Lage der deutschen Politik.

Wenn man noch einmal aus lauteren Quellen die Geschichte Karls V. schriebe, so würde die großartige Wendung der Dinge, welche er am Ende seiner Tage erlebte, Verwunderung, Erstaunen und Mitleid erregen.

So groß war nach dem schmalkaldischen Kriege sein Beruf für Deutschland, so erhaben seine Stellung in der Welt; so mächtig sein Arm. Das günstige Geschick hatte ihm alle seine Kränze gewährt. Während England und Frankreich Krieg führten, hatte er Zeit, Deutschland zu ordnen und Italien, woran ihm so viel lag, in seinem Gehorsam zu befestigen.

Es ist merkwürdig, in welchen Zwiespalt er geräth, indem er in Deutschland, wenn nicht das Papstthum wiederherzustellen, doch eine demselben minder entgegengesetzte Glaubensform einzurichten sucht, und dagegen in Italien keinen gefährlichern Gegner als Papst Paul III., und nach dessen Tode, die farnesische Partei hat.

Wir beobachten, wie in Italien seine Diener und Anhänger, Don Fernando Gonzaga, Diego Mendoza und der Herzog von Florenz sich fortwährend bemühen, ihn zu entscheidenden Schritten zu vermögen, und ihn in Krieg zu verwickeln, wie sie aber in seiner Natur, die allen gewaltsamen Maaßregeln innerlich abgeneigt ist, einen unüberwindlichen Widerstand finden. [1]) Der Erfolg ist, daß man nichts durchsetzt noch ausführt und alles auf-

[1]) Ueber diese Zeit enthalten die florentinischen Depeschen, im mediceischen Archiv zu Florenz, und die Correspondenz des Mendoza, in der corsinischen Bibliothek zu Rom, sehr bemerkenswerthe unbekannte Daten.

reizt. Mehr noch durch unentschiedene und schwankende, als durch entschiedene Maaßregeln werden die großen Oppositionen in Gährung gebracht.

Indessen athmete Deutschland schwer unter dem Druck einer ungewohnten Atmosphäre. An so vielen Orten im Reiche spanische und italienische Kriegsvölker, so viele Fürsten von Land und Leuten verjagt, andere gefangen, allenthalben gewaltsame Religionsänderungen zu Gunsten einer Formel, auf welche nur die völlige Rückkehr des alten Glaubens folgen zu können schien; der Nerv der deutschen Sachen in den Händen der verhaßten Ausländer, des Granvella und des Alba, die ihr Wesen nicht verstanden und es sogar an der gewohnten Ehrerbietung gegen die getreuen Fürsten ermangeln ließen [1]).

Es mag wohl schwerlich als ein Glück für Deutschland anzusehen seyn, daß unser Kaiser in einer so wichtigen Periode zugleich Spanien und Amerika, Italien und die Niederlande besaß; daß unter so verhängnißvollen Umständen nicht sowohl das deutsche Interesse, als ein allgemeines seine Schritte bestimmte, und daß ausländische Rathgeber einen so entscheidenden Einfluß auf unsere Angelegenheiten ausübten. Zwar mit Murren, aber

---

[1]) Relatione del cl^mo. S^r. Federico Badoero: ritornato Ambr^e. da Carlo V. 1556 Ms. der Bibl. zu Wien und in vielen italienischen Bibliotheken zu finden; Tutti i Tedeschi si lamentano che S. M^ta. non a avuto amore verso il governo loro, di non aver avuto conoscimento di quel loro vero modo di vivere. Er sey verpflichtet gewesen, nur deutsche Minister zu haben u. s. w., er habe dies aber nicht gehalten. Schwendi von Regierung des Röm. Reichs §. 15. „Ist alsbald bey Kaiser Karles Regierung ein ander Unheil in weltlichem Regiment dazu geschlagen, nemlich die Einmischung der frembden Nation in deß Reichs Regierung. Daher — die deutschen — einen heimlichen Grollen und Widerwillen gegen ihres Herren Kaiser Karls Regierung gefaßt haben — — Und obwol Kaiser Karl ein theurer deutscher Held gewesen und mit echtem guten Herzen und Eifer die deutsche Nation gemeynt hat, so haben ihn doch solche Leut — in vielen wichtigen Sachen geblendt und irre gemacht.

man ertrug es: denn man sah das Ende davon ab. Schon war Ferdinand von Oestreich, der sich als ein deutscher Fürst erwies, römischer König. Wie sehr aber mußte man dann erschrecken, als Karl V. den Plan faßte, seinem Sohn Philipp, der in Spanien erzogen worden und von Spaniern umgeben in Deutschland ankam, die Anwartschaft auf die deutsche Thronfolge zu verschaffen. Eine Vereinigung, die man kaum noch für eine kurze Zeit ertragen zu können glaubte, wäre verewigt worden. Die Spanier hätten sich in Deutschland leicht so einheimisch gemacht, wie in Mailand oder in Brüssel. Was hätte erfolgen müssen, wenn nach dem Schlusse des tridentinischen Conciliums ein Philipp II. unser Vaterland regiert hätte!

Diese Gefahr, mehr noch als die Sorge um die gefangenen Fürsten, war es, was auch Deutschland in eine dumpfe Gährung, in erwartungsvolle Bewegung versetzte. Moritz sammelte seine Truppen bei Magdeburg, in glücklich verheimlichtem Einverständniß mit anderen deutschen Fürsten, bis daß er sähe, wie er sagte, wo die Winde hinwehten.

Bald waren sie günstig. Frankreich machte mit England Friede und trat mit der Opposition in Deutschland und Italien in Bund. Dann brachen die Stürme los. Er, der alte Sieger ward nun auch seinerseits übermannt und gebeugt.

Es war eine Schwachheit, daß er eine so widernatürliche Verbindung auch nach seinem Tode erhalten, daß er seinem ungeeigneten Sohne die Herrschaft auch über Deutschland verschaffen wollte: auch war es wol eine Ungerechtigkeit gegen das Haus seines Bruders. Schwer hat er dafür gebüßt. Niemand glaube, daß ihm seine Fehler ungestraft hingehen; die Nothwendigkeit der Dinge wird durch keine mildernden Umstände eingehalten.

Für uns ist das Merkwürdigste, wie sehr die Lage von Deutschland hiedurch verändert ward.

Der churbrandenburgische Canzler, Lambert Distelmeyer, stellte einmal seinem Fürsten vor, die Absicht des Kaisers werde den Deutschen

nützlich seyn, sie werde König Ferdinand nöthigen, von ihm abzufallen [1]). Eben dies geschah.

Während der langen zweifelhaften Unterhandlung, welche über diese Sache in der Familie des Kaisers gepflogen ward, schien es wohl zuweilen, als gebe Ferdinand nach; in der That aber hat er das nie gethan; sein geheimer Rath Hofmann, dessen verschollenes Andenken schon um dieses einen wichtigen Dienstes willen zu erneuern wäre, ward nie gewonnen; unerschütterlich war derjenige, auf welchen hiebei das meiste ankam: der Sohn Ferdinands, welcher nach ihm die Hoffnung auf das Reich hatte, König Maximilian. Schon seit dem Jahre 1548 suchten sie vielmehr geheimes Verständniß mit den deutschen Fürsten; durch den gemeinschaftlichen Haß gegen die ausländischen Rathgeber des Kaisers, gegen die spanischen Absichten, wie man es nannte, wurden sie allesammt vereinigt.

Ueber die großen Erfolge des Churfürsten von Sachsen als er nach der Donau wider den Kaiser aufbrach, darf man sich demnach nicht wundern. Seine Sache war die Sache beinahe sämmtlicher Fürsten: Ferdinand selbst war auf eine gewisse Art sein Verbündeter.

Es ist eine sehr unerwartete Wendung der Dinge.

Nicht allein Moritz war von Karl abgefallen; im Grunde waren alle die, welche bei Ingolstadt und Mühlberg mit dem Kaiser gewesen, jetzt wider denselben vereinigt.

Karl V. fühlte es wohl. Versuchte er doch bei denen Hülfe zu finden, welche er damals unterworfen! Eben der geborne Churfürst, den er früher beraubt hatte, war nunmehr in seinem Vertrauen. Die niedersächsischen Städte waren dessen getreueste Verbündete gewesen: so gut, wie ihn selbst suchte jetzt der kaiserliche

[1]) Gundling Auszug Churbrandenburgischer Geschichten bei Gelegenheit der Lebensbeschreibung Herrn Lampert Distelmeyers p. 124. Hieher gehörige Auszüge aus den Depeschen Marillac's in Fr. v. Raumers Briefen aus Paris I., S. 26.

Hof auch dieſe ſich geneigt zu machen. Welches Land hatte Oeſtreich und ſeine Uebermacht im Reich öfter und ſtärker zu fühlen gehabt, als Würtemberg! Karl hoffte dennoch den jungen Herzog Chriſtoph für Philipp zu gewinnen: „dem Reiche möchte kein anderer fürſtändiger ſeyn, als Sr. Maj. Sohn" [1]). Alle deutſche Bewegungen zwiſchen 1552 und 1555, auch die Fehden des Markgrafen Albrecht, der nicht immer von dem Kaiſer verlaſſen war, wenn es ſo ſchien, hangen mit jenen Abſichten zuſammen [2]).

Erſt im Jahre 1555 ließ ſie der Kaiſer völlig fahren. Vielleicht daß die entſchiedene Feindſeligkeit, in die Papſt Paul IV. mit ihm trat, wie ſie zunächſt eine Erneuerung des franzöſiſchen Krieges zur Folge hatte, ſo auch dieſen Plan vollends hintertrieb. Von einem ſolchen Papſt war nie eine Billigung einer ſo weitausſehenden Wahl römiſcher Kaiſer und Könige zu erwarten, geſetzt auch, man hätte ſie in Deutſchland zuwege gebracht. Auf die Bitte Ferdinands, mit Frankreich Friede zu machen, um die deutſchen Mißhelligkeiten beizulegen, entgegnete Karl, daß er um ſeiner Krankheit, ſo wie um eben dieſer franzöſiſchen Geſchäfte willen, ſich den deutſchen nicht widmen könne, daß er ſie ihm,

---

[1]) Hievon hat Pfiſter, Herzog Chriſtoph zu Würtemberg p. 213 gegründete Notiz. Es wäre zu wünſchen, daß Stücke von ſo großer Wichtigkeit, wie die Urkunde, die der Autor hier benutzte, in vollſtändigerm Auszuge mitgetheilt wären.

[2]) Auf dieſe Verwickelungen, die auch bei Lang: Neuere Geſchichte des Fürſtenthums Baireuth, Bd. II. noch nicht vollſtändig entwirrt werden, wirft wie mich dünkt folgende Stelle des Soriano vieles Licht: L'anno passato, quando il marchese era in arme e si temeva ch'assaltasse la Bohemia, non si potè indurre mai l'imperatore a sententiarlo al bando imperiale come autore delli tumulti di Germania finchè non fu rotto tre o quatro volte e benchè fosse bandito per la camera imperiale di Spira pero si trovorono lettere dell'imperatore scritte a quel marchese con tutti i titoli che si solevano dargli prima, che fusse dichiarato ribelle. Dies ſind freilich Dinge, die Schmidt nicht berührt, obwohl er den Soriano kannte.

ſeinem Bruder gänzlich überlaſſe [1]). Er überließ ihm Verhandlung und Abſchluß, wie ſeine Urkunde ſich ausdrückt, „ohne Hinterbringen.“ Es war auch dies eine Art von Abdankung.

Hierauf erſt wurden die deutſchen Geſchäfte aus den Händen der ausländiſchen Räthe, vornehmlich Granvella's, den man ſogar beſchuldigt, er habe aus Mißvergnügen eine Menge deutſcher Papiere an ſich behalten, völlig abgelöſt; worauf man ſchon in Paſſau gedrungen, daß der kaiſerliche Hofrath mit einheimiſchen Räthen unter einem einheimiſchen Präſidenten beſetzt werde, es ward nunmehr ins Werk geſetzt.

Von dem Verhältniß zu Frankreich hatte man ſich abgewendet, ſo wie man die eigennützigen Abſichten der angeblichen Befreier wahrgenommen. Deutſch, wie der Rheingraf ſich ausdrückte, blieb noch einmal deutſch.

Es iſt wol zu bemerken, daß hiedurch jene Fürſten und Stände, welche anfangs wider den Kaiſer und darauf, öffentlich oder insgeheim, mehr oder minder entſchieden für ihn geweſen waren, zum zweiten Male beſiegt wurden. Diejenigen, welche Anfangs entweder mit ihm oder doch nicht gegen ihn waren, welche darnach an dem Widerſtande mehr oder minder Theil genommen, blieben die Sieger. Sie behielten im Reiche die Oberhand.

---

[1]) Delfino Informatione enthält dies wörtlich. „Responde S. M., che alle cose di Germania non puo attendere per la malattia e negozj della guerra della Francia e rimettendo il tutto al ser^mo re cominciò allora come mi fu dopo affermato a parlare di volersi ritirare in Ispagna et lasciare l'impero.“ An einer andern Stelle „L'Imperatore scrisse l'anno del 55 al ser^mo Ferdinando ch'egli non voleva saper piu cosa nè di diete nè di altri negoci di Germania e che intendeva rinunziare quel carico. Der König bittet ihn, es nicht zu thun: weil er einſehe „che all imperio era gran freno solo il nome di Carlo V. — — Jedoch „l'imperatore scrisse assolutamente di voler cosi, tanto piu, che pensava di lasciar ogni cura mondana.“ Hiernach wäre die Abdankung ſchon 1555, weſentlich vollzogen geweſen: es hätte nur die Förmlichkeit gefehlt.

Sie waren es, unter deren Auſpicien — nachdem aller Einfluß des Kaiſers aufgehört, nachdem die Agenten des Papſtes ſich entfernt hatten — der Reichstag zu Ende gebracht und der Friede, deſſen man übereinkam, auch gehalten wurde [1]).

Nicht auf die Worte, noch auf ein paar Artikel einer Uebereinkunft kommt es in der Regel an; daran liegt es, daß die lebendigen Intereſſen in derſelben zuſammentreffen; daß die Menſchen, welche ſie ſchließen, ſich wenigſtens zu der Hauptſache einverſtehn. Wie es damals die vorwaltenden deutſchen Fürſten thaten. Es war die gemäßigte Partei des damaligen Deutſchlands.

Perſönliche Verhältniſſe der deutſchen Fürſten.

Es war Churfürſt Auguſt von Sachſen, in jener Zeit der mächtigſte und reichſte Fürſt von Deutſchland. Wenn hauptſächlich ſein Bruder Moritz die großen Erfolge erfochten hatte, ſo war er beſtimmt ſie zu genießen, ſie auszubilden. In den letzten Jahren hatten ſich die alten Parteiungen zwiſchen den ſächſiſchen Häuſern wieder erneuert. Daß Johann Friedrich zugleich Verbindungen in Böhmen hatte, machte ihn zum entſchiedenſten Feinde König Ferdinands. Eben darum war zwiſchen Moritz und Ferdinand ein natürlicher Bund, welchen denn Auguſt, der am Hofe des Königs erzogen worden, aufnahm und fortſetzte. Auguſt befolgte wie in dem Innern des Landes, das er zu guter Aufnahme brachte [2]), aber mächtig und rückſichtslos bewältigte, ſo in den

---

[1]) Vedendosi, wie Delfino ſagt, il ser^mo re senza ministro alcuno della sede apostolica.

[2]) Obwol nicht daran zu denken iſt, daß er und zwar nach den mäßigſten ſächſiſchen Berechnungen 7 Millionen Thaler Einkünfte gehabt hätte. In unſern venezianiſchen Berichten finden wir, daß ſein Einkommen ſich bei ſeiner Erhebung auf 500,000 Thaler belaufen haben möge. Bei ſeinem Tode gab man es im Lande auf 2 Millionen an. Nach Jacopo Soranzo (lettera delle cose di Sassonia. Di Praga 14.

Sachen des Reiches eine entschlossene Politik. Er sagte selbst „was er sich in Sinn gesetzt, das müsse also fort." Es bezeichnet ihn, daß er noch in dem vierzigsten Jahre Latein lernte, um ein rechter Churfürst zu seyn, wie es die goldne Bulle gefordert. In den Reichsversammlungen zeigte er jene persönliche Ueberlegenheit, die damals, wo die wichtigsten Geschäfte durch mündliche Unterhandlungen ausgemacht wurden, von so großer Bedeutung war. Er hatte Beredsamkeit und Würde. Vor allen deutschen Reichsfürsten suchten ihn die auswärtigen Gesandtschaften von Toscana und Venedig, von Frankreich und England, von Polen und Dänemark auf.

Ganz eine andere Natur war Joachim II. von Brandenburg; gutmüthig, prächtig, freigebig; ein Fürst, welcher lebte und leben ließ. Seine Politik war, die Reformation ohne Ungestüm, durch allmählige Aenderungen, ohne viel Streitigkeiten mit Kaiser und Reich, ins Werk zu richten. Mitten in den Stürmen, in denen die andern deutschen Staaten erbebten oder unterlagen, wußte er seine Mark bei dem ungestörten Frieden zu behaupten, dessen sie so sehr bedurfte; niemals hatte sie früher einen so glücklichen Fortgang des Wohlstandes und der Handlung, oder so ausgezeichnete Gelehrte, oder so mannigfaltige Regsamkeit in den Gewerben gehabt. Einen Schatz freilich sammelte Joachim nicht,

---

Oct. 1586. MS. Roma Bibl. Barberina) blieben die Unparteiischen bei 1,500000 stehn. Dennoch eine ungeheure Summe, ein außerordentlicher Anwachs. Er beruhte allerdings, und wir werden sehen, wie sehr, auf dem Ertrage der Bergwerke; jedoch auch auf streng eingetriebenen Steuern. Die Trankſteuer ertrug 400,000 Thlr. Ich kann nicht finden, daß diese Auflagen nothwendig, noch daß sie besonders nützlich gewesen wären. Der Churfürst sammelte unglaubliche Schätze. „Resta l'erario, sagt J. Soranzo, tenuto in una gran sala, dove fui introdotto e lo viddi in bote casse e sacchi; affermano coloro per la somma di 30 milioni di taleri ma mi riporto alla verita, che mi par molto a persuadermi, che possino ascendere a 20 milioni; ma arrivando anco nur) a questa somma mi par assai perchè non vi deve esser in Christianità principe, che vi si possa metter al paragone.

wie Auguſt; er hinterließ beträchtliche Schulden. Mochte indeß ſein Bruder, Markgraf Hans zu Cüſtrin, die kleine Landſchaft die ihm zugefallen, mit der Wirthſchaftlichkeit regieren, die etwas für künftige Zeiten erübrigt. Er, der Churfürſt, hatte nicht dies Talent. Auch muß man bekennen: Sparſamkeit hätte ihm niemals die Landſchaften ausgebreitet, noch ſeinem Sohne Magdeburg verſchafft, noch die Anwartſchaft auf Preußen erworben; hätte er Geld ſammeln wollen, ſo würde er nie den mächtigen Einfluß gehabt haben, den er im Reiche ausübte [1]). Immer hatte er ſich näher an das albertiniſche, als an das erneſtiniſche Sachſen gehalten. Wie er am Hofe Maximilians I. erzogen worden, ſo war er mit den Nachkommen deſſelben, vor allem mit Ferdinand, in gutem Vernehmen und Vertrauen. Sie nannten ihn an dieſem Hofe ihren Vater; er war es ihnen.

Sachſen und Brandenburg, vereinigt wie ſie unter dieſen Fürſten und ihren Nachfolgern waren, hatten ein überwiegendes Anſehen in dem Reiche, vornehmlich in dem nördlichen Theil deſſelben. Mit Philipp von Heſſen und ſeinem Sohne erneuerten ſie die alte Erbverbrüderung. Dem Herzoge von Pommern ward in Gegenwart brandenburgiſcher Geſandten gehuldigt. Julius von Braunſchweig hatte in ſeinen jungen Jahren eine Zuflucht in Berlin gefunden, und regierte nach den Rathſchlägen Joachims II.

Schwieriger ſchien die Lage der Dinge im obern Deutſchland. Wenigſtens hatte der Kaiſer, wie wir ſahen, ſich der alten Mißhelligkeiten zwiſchen Würtemberg und König Ferdinand, dieſem zum Nachtheil, zu bedienen gedacht. Allein es gelang ihm nicht. In das Heidelberger Bündniß, deſſen oberſter Hauptmann eben

---

[1]) Eine reiche Sammlung von Notizen über Joachim II. und ſeine Zeit enthalten Nic. Leutingeri de Marchia ejusque statu Joachimo I et Joachimo II principibus electoribus commentarii. S. u. a. XVIII, p. 632. Er ſpricht auch von den benachbarten Fürſten mit Einſicht. Mit vielem Sinn für das, was wiſſenswürdig iſt, ſammelte Möhſen: Geſchichte der Mark Brandenburg; u. a. §. 50.

der Herzog Christoph von Würtemberg war, trat zu Heilbronn auch König Ferdinand. Ich finde die Nachricht, daß dieser Bund insgeheim eine Tendenz eher gegen den Kaiser eingeschlossen habe, als für ihn [1]). Nun ist es wahr, daß derselbe als er abgelaufen, nicht wieder erneuert ward. Es gab aber etwas, was ihn wohl ersetzen konnte. Ich meine das schöne persönliche Verhältniß zwischen Christoph und Maximilian, das sich seitdem immer freier und edler entwickelte. Es mag nicht so romantisch seyn, wie man es hat finden wollen, aber es ist, wie es sich bei Männern geziemt, verständig und herzlich. Sie begnügen sich wahrhaftig nicht, einer den andern mit dem Wein seines Landes oder mit den Bedürfnissen der Herbstjagd zu erfreuen. Ueber die wichtigsten Geschäfte des Staats und der Kirche pflegen sie vertraulicher Berathung. Einer ermahnt den andern, Christoph den König, bei der wahren ungezweifelten Religion auszuhalten, zu noch mehrerer Ausbreitung des göttlichen Wortes und Namens beizutragen; Maximilian den Herzog, auf die Einigkeit der lutherischen Kirche Bedacht zu nehmen, den nach-

---

[1]) Von diesem heilbronner Bund hat, so viel ich weiß, nur Sattler: Geschichte der Herzoge von Würtemberg IV. p. 58 eine Notiz, allein eine sehr dürftige. Etwas ausführlicher, obwohl schwerlich ganz genau, ist die Relation Soriano's von 1554. L'altra (lega) che fu conclusa in Hailprun terra di Franconia, nella quale il serᵐᵒ re de Romani, li conti Palatini, duchi di Baviera, de Vertimberg e di Cleves, l'arcivescovo di Salispurg et alcuni altri principi sono obligati con un certo numero di forze alla difesa e conservatione l'uno dell' altro contra quoscunque. La conclusione della quale dieta non ho potuto vedere, perche il sermo re de Romani non ha voluto che sii publicata e la causa come intesi, fu perchè S. M. non è nominata come principal contraente, ma come aggiunto; e mi disse il sᵐᵒ re di Bohemia che S. M. fu accettata in quella lega accioche non paresse che S. M. trattasse alcuna cosa contra l'imperatore, ma ch'anco contra S. M. Cesarea sarebbe quella lega, quando ella tentasse di voler molestar i confederati in qualche cosa li quali hanno da stare con le sue forze deputate all'ordine.

theiligen Gerüchten, die sich über die Absichten des Kaisers ausgebreitet, keinen Glauben zu schenken. Ihre Politik traf wie ihre Gesinnung von verschiedenen Seiten her zusammen. Wie sie einander denn wiederholt versichern, Maximilian, daß er seinem Freunde im Großen und Kleinen von Grunde des Herzens gern willfahre, Christoph dagegen, daß ihn der König immer voll geneigten, dienstlichen Willens finden solle; so halten sie ungeirrt von den allgemeinen Zwistigkeiten, die ihnen so nahe kamen, treulich bis zum Tode bei einander aus [1]). Wie schön beklagt dann Maximilian den Herzog, den hochverständigen, vernünftigen Friedefürsten, dessen er und das gesammte Vaterland zu gemeiner Wohlfahrt freilich länger bedurft hätten. Gewiß es war ein Vortheil, Christoph gewonnen zu haben. Er war einfach und thätig, bieder und entschlossen, er hatte das glückliche Talent seine Absichten hinauszuführen, er war was man damals mit dem passenden Worte „ausrichtig" bezeichnete. Mit den Landgrafen von Hessen, deren Hause er die Wiedereroberung seines Landes zu danken hatte, mit den Pfalzgrafen hielt er vertrauliche Nachbarschaft. Er hatte auf dieselben großen Einfluß. Daß der Churfürst von der Pfalz zu der Wahl Maximilians, gegen welche er sich lange sträubte, endlich doch seine Stimme gab, dankte man am kaiserlichen Hofe vornehmlich dem Herzog Christoph [2]).

Nicht minder nützlich war es für den Kaiser, daß zwei so

---

[1]) Der Briefwechsel geht von 1554 bis 1568, ungefähr von der Zeit des heilbronner Bundes bis zum Tode Christophs. Man ist dem Andenken Gemmingens und Lebrets allen Dank schuldig, daß sie ihn vollständig bekannt gemacht haben. Lebrets Magazin zum Gebrauch der Kirchen- und Staatengeschichte Bd. IX.

[2]) Die Unterhandlungen, die dieser Wahl vorangingen, zusammengestellt von Veit Stoß, und von Moser in der Beilage zu Franz I. Wahlcapitulation herausgegeben, sind für die Kenntniß der innern Verhältnisse der Reichsfürsten von vielem Werth. Häberlin, neueste deutsche Reichsgesch. IV. 467 — 636 hat davon einen weitläufigen Auszug.

mächtige Reichsfürsten, deren Vorfahren so oft die Opposition wider Oestreich gehalten, die Herzöge von Cleve und von Baiern, seine Schwiegersöhne waren, und mit ihm in gutem Vernehmen blieben [1]). Wie man in Albrecht von Baiern schon an Kaiser Karls Hofe einen besondern Widerwillen gegen die Spanier wahrgenommen, — er versäumte sogar, sie auf ihren Gruß wieder zu grüßen, — so schloß er sich enger an das Interesse der deutschen Linie. Bei der Wahl Maximilians übernahm er das Amt eines kaiserlichen Commissarius und versprach Gut und Blut bei demselben aufzusetzen. Als der heidelbergisch-heilbronnische Verein zu Ende ging, wurde hauptsächlich durch ihn ein anderer zu Landsberg zu Stande gebracht. Die Bischöfe von Salzburg, Würzburg und Bamberg, die Städte Augsburg und Nürnberg sammelten sich in demselben um ihn; auch der Kaiser stand darin, und erhielt dadurch einen besondern Einfluß auf bairische und fränkische Lande.

So breitete sich die Obergewalt des Kaisers in verschiedenen Kreisen, deren jeder wieder seinen Mittelpunct hatte, über Deutschland aus. Es machte wenig Unterschied, ob ein Fürst katholisch oder protestantisch war. Sie glaubten einander nicht entbehren zu können. Durch die Bestätigung des Kaisers wurden die Maaßregeln der protestantischen Fürsten vollkommen gesetzlich: aber auch er sah es gern, wenn die Gesandten von Brandenburg und Sachsen auf seinem ungarischen Reichstage oder bei der Huldigung in Böhmen erschienen. Es war ein freiwilliges Zusammentreten der vorwaltenden Fürsten, auf welchem Ordnung und Sicherheit mehr beruhten, als auf aller Uebereinkunft.

---

[1]) Soriano. Il duca di Baviera et il duca di Cleves tutti due sui generi mostrano verso S. M. segni d'amore e di riverenza.

Ferdinand I.

Bei so persönlichen Verhältnissen ist es besonders bedeutend, wie gut sich Ferdinand in die deutsche Art und die deutsche Sitte schicken lernte; niemals hätte man dies erwarten sollen.

In Spanien war er geboren, und nicht ohne Hoffnung auf den Thron, eben darum aber ausdrücklich zu der Sitte des Landes auferzogen worden. Bei seiner melancholischen Mutter, seinem ernsten Großvater, dem katholischen Ferdinand, war er aufgewachsen. Der sah ihn einst zu Burgos an der Seite des gelehrten, entschlossenen, kriegerischen Cardinals Ximenes auf und abgehn, und pries ihn glücklich in dieser Gesellschaft [1]). Welche Gesellschaft für einen Prinzen, der doch nichts als ein kleines deutsches Land, das damalige Oestreich, zu erwarten hatte.

Es ging freilich anders als man hätte vermuthen sollen. Die Mutter in sich versunken, der Welt entfremdet, der alte Ferdinand mit der nemlichen Welt auf das lebhafteste beschäftigt, hatten nur eben ihre Freude an dem artigen, blondhaarigen, muntern Knaben, ohne ihm besondere Sorgfalt widmen zu können; sie ließen ihm Raum, ungehindert den Keim seiner Natur zu entwickeln.

Indessen konnte sich Ferdinand, als nun Karl den Thron von Spanien wirklich eingenommen, und ihm Oestreich überlassen hatte, anfangs in Deutschland nicht gefallen. Er lernte die Sprache nur langsam. Wenn er, blaß und mager, wie er war, nicht eben schön, fest zu Pferd, zu Turnier und Jagd ritt, hatte er ein sehr ausländisches Ansehen; er galt für stolz und ehrsüchtig. Er hatte einen Spanier zu seinem vertrautesten Rathgeber. Die östreichischen Landschaften, die nach dem Tode Maximilians

---

[1]) **Breve relacion del Infante Don Fernando, hermano del Emperador; aus Fray Alvaro Osorio de Moscoso bei Sandoval Vida y hechos del Emperador Carlos V. lib. I. §. 64.**

nicht ohne Gährung in die Hände seiner Enkel übergegangen, waren um so weniger zufrieden, da Ferdinand mehr als die gewöhnlichen Auflagen forderte, und die verpfändeten Güter einzulösen suchte. Wie gesagt, auch er gefiel sich nicht da. Es wäre ihm zuweilen lieber gewesen, wenn ihm sein Bruder das erst so eben eroberte Mailand überlassen hätte, so unsicher der Besitz desselben auch noch war. Ich finde, er habe sich einmal bereit erklärt, Oestreich dafür abzutreten.

Aber bald ergriff ihn die Entwickelung der Dinge, in deren Mitte er gekommen.

Die Schlacht bei Mohacz brachte ihm die Nachfolge in Böhmen und Ungarn, aber zugleich den Kampf mit den Osmanen. Nach wenigen Jahren suchte ihn dieser Feind vor Wien auf.

In Deutschland ward er in Abwesenheit seines Bruders als römischer König auch der gesetzliche Stellvertreter desselben; wie sehr nahmen ihn dann die innern Bewegungen unsers Vaterlandes in Anspruch!

Diese großen Weltverhältnisse gaben fortan seinem Leben den Inhalt. Sie machten seiner Unruhe ein Ende, sie wiesen seine Thätigkeit in ihre bestimmte Bahn.

Jede Eifersucht, jeder Zwist mit dem Bruder war nunmehr beigelegt. Man fand zwischen ihnen jene enge Vereinigung der ursprünglichen Gesinnung, jene unvorbereitete ungezwungene Uebereinstimmung, welche das Siegel einer mehr als zufälligen, einer innerlichen Brüderlichkeit ist. Man glaubte, sie würden ihr Leben lang niemals wieder verschiedener Meinung seyn. Der Kaiser hatte als der ältere, begabtere, mächtigere wie natürlich den Vortritt. Der König verehrte Karln als seinen Kaiser und Herrn; er sah dessen Willen als sein Gesetz an.

Dabei waren sie doch von sehr verschiedenem Temperament und äußerlich einander ganz entgegengesetzt. Der Kaiser war, wie man weiß, phlegmatisch, langsam, ernsthaft mit Jedermann,

ſtreng und ſtille. Auf dem Reichstag von 1548 wunderte man ſich, daß er ſo viel Sänger und Muſiker beſolde und niemals Muſik habe. Wie ganz anders drüben bei König Ferdinand, bei welchem täglich große Tafel war, täglich Muſik und alle Kurzweil, die dies Jahrhundert kannte. Ferdinand war heftig und raſch, jedoch voll Gutmüthigkeit und jener Offenheit, welche die Herzen gewinnt. Er ſprach viel, mit Jedermann, von jedem Gegenſtand. Er war freigebig und liebte die Pracht. Allmählig hatte er ſich den deutſchen Sitten vollkommen bequemt, und wußte mit den deutſchen Fürſten, als einer aus ihrer Mitte, wie ſie wünſchten, zu leben. Wie dieſe, überließ er einen großen Theil der Geſchäfte ſeinen Dienern und Räthen; wie dieſe, liebte er im Ganzen den Frieden und bequemte ſich nach den Umſtänden. Wie das Volk es gern hat, war er gnädig in Strafen, nachgiebig im Geſpräch, überaus leutſelig und hausväterlich anſpruchlos im Umgang [1]).

Nicht als ob er in der Bewegung ſeiner männlichen Jahre, wo er alle ſeine Fähigkeiten entwickelte, von der Härte und Schärfe, die er wohl anfangs gezeigt, völlig frei geweſen wäre. Wenn er beleidigt ward, ſah man den alten Menſchen in ihm aufwachen: man ſagt, er habe es nie vergeſſen, wenn man einmal ſeiner Ehre zu nahe getreten war. Gegen Johann Friedrich, von dem er behauptete, er habe ihm nach der Krone Böhmen geſtanden, that er, was er nie gethan, er ging ſelber wider ihn zu Felde; er ſetzte unter den erſten bei Mühlberg über die Elbe. Den Gefangenen redete er mit einer Heftigkeit an, die unter dieſen Um-

[1]) Niccolo Theupulo (Tiepolo) Rel^no di Germania 1533. MS. enthalten in der Chronik von Sanuto. Di complexion e costumi quasi in tutto diversi; ambi savii, prudenti e molto intelligenti di tutte le cose: ma l'imperatore piu riservato, piu considerato e piu grave; — questo piu pronto, piu efficace e piu espedito; — — — in vero principe di molto spirito, ambitioso di honore, desideroso di esser risguardato.

ſtänden an Grauſamkeit grenzt. Mit Zapolya zögerte er auch unter den gefährlichſten Umſtänden, wie man behauptet, darum ſo ſehr, ſich in einen Vertrag einzulaſſen, weil es ihn beleidigte, daß ein Privatmann mit ihm um eine Krone ſtritt [1]). Die Böhmen bekamen ſeinen Unwillen zu fühlen.

Wenn es merkwürdig war, wie von den beiden Brüdern derjenige, der in den Niederlanden erwachſen, ſich allmählig von unſern Sitten immer mehr entfernte, der in Spanien erzogene dagegen ſich dieſelben vollkommen aneignete [2]), ſo hatte dies, wie wir wiſſen, auch ſeine politiſche Beziehung und Folge.

Als Karl das Reich an ſeinen Sohn zu bringen dachte, traten doch die alten Zwiſtigkeiten zwiſchen den Brüdern wieder hervor. Ueber die würtembergiſchen Anſprüche kam es ſogar zu ſcharfen und hitzigen Worten.

Um ſo enger ſchloß ſich Ferdinand an die Deutſchen an, deren Unzufriedenheit mit dem Kaiſer die Sache der Nachfolge zu ſeinen Gunſten entſchied. Gegen den Papſt, welcher Schwierig-

---

[1]) Soriano: riputandosi ad ingiuria ch'una persona privata havesse avuto ardire di contendere seco per un regno che per molte ragioni, antiche e nuove, doveva pervenire a lui e fu chi senti allora S. M. che disse che voleva piu tosto spendere tutti gli altri suoi regni, che sopportare che colui regnasse.

[2]) Den Italienern ſchien es doch zuweilen etwas zu viel. Relatione delli Ambri estraordrii Veneti Zuanne Capello e Bernardino Navagier all impr Ferdinando. 1558. MS in meinem Beſitz. Non è S. M. molto cerimoniosa ma molto umile e libera, talche per la sua humilta è poco temuta et obbedita; non veste pomposamente; va levandosi la mattina dal letto, s'introduce ogn'uno nella camera et ivi comparisce allacciandosi le calze, con un scuffiato di tela in testa, onde a ogn'uno responde e parla con ogn'uno, e quando noi eravamo nella camera di S. M. parlando con Lei e stando S. M. e noi in piedi, due o tre volte si parti da noi, lasciandoci e ritornando solo per parlare con questo e con quello con poca dignità e riputatione sua.

keiten wider eben dieſelbe erhob, ſah er ſogar in dem Proteſtantismus eine Stütze.

Es gelang ihm, das volle Vertrauen der Deutſchen zu erwerben. Sie fanden es rühmlich, daß er ſich den ausländiſchen Räthen Karls V. ſo ſtandhaft widerſetzt, daß er, wie Schwendi ſagt, den paſſauer Vertrag, den augsburger Frieden durch ſein emſiges, treuherziges und väterliches Zuthun zu Stande gebracht hatte. Er verwarf einmal die Forderungen der Geiſtlichen; er gab ein ander Mal den Proteſtanten Unrecht; nicht aus Willkür, wie man ſah, ſondern um der Sache willen und unparteiiſch; beide Theile nahmen es gut auf [1]), ſie ſahen ſeinen aufrichtigen Willen, ſein gleichmäßiges Wohlwollen.

Er war katholiſch; doch was er in Deutſchland dulden mußte, bequemte er ſich, wenn auch noch minder entſchloſſen, in ſeinen Landſchaften zu ertragen [2]). An ſeinem Hofe, in ſeinem Hauſe ſelbſt hatte er Lutheriſche; er ſchien es nicht zu bemerken. Es war ihm genug, wenn man von reinen Sitten und unbeſcholtenem Wandel war: darüber aber hielt er. Hiernach richtete ſich denn ſein Hof; ſelbſt die fremden Geſandten richteten ſich hiernach, weil ſie nur auf dieſe Art jenen Einfluß zu erlangen hoffen durften, welcher ſich von perſönlicher Uebereinſtimmung nicht trennen läßt [3]).

---

[1]) Schwendi: Von Regierung §. 53.

[2]) Rel^ne di Micheli 1564. Ferdinando, cattolico come si sa, sopra tutti gli altri principi non ha comportato che sia dato fastidio alli protestanti, ma ha lasciato vivere ciascuno nel senso suo non dico tanto nella Germania, quanto nelli proprii suoi stati, anzi che pareva piu strano nella propria sua casa, nella quale ciascuno vivvea al modo suo, e facea vista di non vedere.

[3]) Michael Soriano. Quelli sono amati che hanno i costumi conformi alla M.S. la quale stima sopr' ogni altra cosa la religione la modestia e la bontà della vita e di queste parti ne fanno gran professione li suoi conseglieri e tutti quelli che li sono piu cari. Onde niuna cosa può fargli un Ambasciatore piu grata che questi

Mit Vergnügen betrachten wir ältere Männer, von denen ſich alles was in frühern Jahren leidenſchaftlich oder gewaltſam oder hart in ihnen erſchien nach und nach ablöſet, ſo daß der urſprüngliche Grund einer guten und reinen Natur ſich immer unverhüllter darſtellt. So war es in Ferdinand. So fanden ihn die Geſandten der fremden Mächte. „Er ſterbe denn, wenn er wolle," ſagt Micheli, der ihn im Jahre 1564 während ſeiner letzten Krankheit verließ, „ſein Tod muß Jedermann betrüben. In ihm wird einer von den beſten Fürſten ſterben, die unſre Zeit gehabt hat, ein Fürſt durch Natur und Wahl friedfertig. Sein unbeſcholtener Lebenswandel, ſeine unabläßige Gottesfurcht, vor allen ſeine Gutmüthigkeit und Leutſeligkeit machen ihn würdig für einen Heiligen gehalten zu werden." So fanden ihn die Einheimiſchen. Schwendi nennt ihn „den löblichen heiligen Kaiſer und Vater des Vaterlandes."

Solcher Natur und ſolcher Geſinnung war dieſer unſer Kaiſer und waren die andern Häupter unſers Vaterlandes. Es war eine ausgezeichnete Generation von Fürſten. Forſcht man nach, ſo wird man finden, daß die meiſten von ihnen ihren Ländern die Verfaſſung gegeben haben, die ſich bis nahe an die neueſte Zeit heran erhalten hat. Die Bewegung der Reformation, die Verbindung weltlicher und geiſtlicher Geſchäfte, die erſt von ihnen feſte Geſtalt erhalten ſollten, hatten allen ihren Geiſteskräften ungewohnte Anregung gegeben; eine ſo großartige Wirkſamkeit hatte ſie gereift. Durch Glückeswechſel und Erfahrung hatten ſie ihre Meinungen und Beſtrebungen mäßigen gelernt. Sie waren kräftig und entſchloſſen, verſtändig und friedfertig; durch die großen Intereſſen des Vaterlandes waren ſie vereinigt.

---

costumi, costumi propri da buon christiano e di vita civile e d'huom veramente di republica et all' incontro questi, che hanno costumi diversi o contrarii a questi, sono reputati leggieri e scandalosi e sono poco amati dal ser^mo re e poco stimati dalla corte.

Zuſtand des Landes.

Wie aber? Vergäßen wir hierbei die Nation?

Man wird uns einwenden, daß eine politiſche Vereinigung der Fürſten wenig helfen konnte, ſo lange eine innere Feindſeligkeit in dem Volke beſtand, ſo lange ſich eine katholiſche und eine proteſtantiſche Bevölkerung befehdeten, und die Elemente des Lebens einer Verſöhnung entgegen waren.

Gewiß ſo iſt es; auch uns ſcheint es unleugbar; aber wir gehen noch einen Schritt weiter, und behaupten, daß eine ſolche Vereinigung gar nicht einmal hätte Statt finden können, wofern man nicht in der Nation bis auf einen gewiſſen Punct einig, wofern nicht der Streit auch in den untern Kreiſen, ich will nicht ſagen geſchlichtet, doch bis zu einer überwiegenden Richtung der allgemeinen Geſinnung vorgerückt geweſen wäre.

Ich finde nicht anders, als daß die gereinigte Lehre um die Jahre 1560, 70 eine entſchiedene Uebermacht in Deutſchland erlangt hatte.

Man weiß, wie ſie Oberſachſen und Niederſachſen, ſo zu ſagen, vollkommen beherrſchte, in Franken an den Bisthümern einen wahrhaft ſchwachen Widerſtand fand, und ſich ihnen zum Trotz in ihrem Gebiete feſtſetzte; wie ſie von Adel und Städten in Schwaben von Anfang an willkommen geheißen und angenommen ward. Allein auch in Baiern und Oeſtreich, am Rhein und in Weſtphalen hatte ſie die größten Fortſchritte gemacht. In Baiern mußte ihr — wir werden darauf zurückkommen — Albrecht V. bedeutende Verwilligungen zugeſtehen; es iſt merkwürdig, daß er ſelber, der ſpäterhin ſo gut katholiſch war, im Jahre 1561 den Predigten des evangeliſchen Pfarrers Pfauſer zu Neuburg, freiwillig, mit ſeinem ganzen Hofe beigewohnt hat [1]). Noch um das Jahr 1570 war, wie der Herzog ſelbſt

[1]) Sitzinger bei Strobel: Leben von J. Seb. Pfauſer, Beiträge zur Literatur Band I. p. 313.

dem Papſt meldete, ein großer Theil ſeines Adels der neuen Meinung ſo völlig zugethan, daß er lieber ohne Sacrament und Gottesdienſt leben, als zum alten Ritus zurückkehren wollte [1]).

In Salzburg forderten im Jahre 1563 vier Gerichte auf einmal die Erlaubniß des Kelches; der Erzbiſchof erklärte dem Concil, keine menſchliche Gewalt würde ſie vermögen, davon abzuſtehn. Wie lang erhielten ſich hier lutheriſche Gemeinden im Verborgenen [2]).

In Oeſtreich hatte man das Lutherthum mit beſonderm Eifer ergriffen. Der Adel beſuchte die proteſtantiſchen Univerſitäten; in Wittenberg finden wir in kurzer Zeit drei junge Leute aus dem öſtreichiſchen Herrenſtand, nach damaliger Sitte, zu dem Rectorat gewählt. Die erſten Jeſuiterſchulen wurden wieder aufgehoben, weil kein Einheimiſcher dahin zu bringen war, ihren Unterricht zu benutzen. Von dem Adel eingeführt, von der Regierung geduldet, wenn nicht begünſtigt, erfüllten lutheriſche Prediger beide Oeſtreich und die ſteiermärkiſchen Landſchaften [3]).

Schwendi verſichert um 1570, der Adel im Reiche ſey faſt durchgehend, ſowol unter katholiſcher als unter lutheriſcher Obrigkeit der geänderten Religion zugethan; wenn ja irgendwo nicht öffentlich, doch gewiß insgeheim [4]).

Die Domherren, fügt er hinzu, ſeyen entweder des nämlichen Glaubens, oder kalt uud gleichgültig. Man erhalte kein Kloſter länger, man ſtifte keine Meſſe mehr. Jener Bericht des Herzogs von Baiern kann den Zuſtand der Geiſtlichkeit nicht ver-

---

[1]) Relatio de infelici statu Bavariae ad Pium V. MS. Archivio Vatic. nr. 3221. p. 418. Copie in der Biblioteca Vallicelliana zu Rom. K. 20. p. 175. „Noverit Sanctitas V^ra Magnam Bavariae nobilitatis partem haeresi infectam esse et malle sine sacramentis et religione vivere, quam se ad fidei catholicae unitatem recipere.“

[2]) Göcking Emigrationsgeſchichte der Salzburger p. 86.

[3]) Raupach Evangeliſches Oeſterreich. I, 58. u. a. St.

[4]) Schwendi. Von Regierung des Röm. Reichs. §. 38—43.

fallen genug ſchildern. Die Mönche hatten die Klöſter verlaſſen; wenn ſie Pfarrer geworden, ſo hatten ſie nicht verſäumt, Weiber zu nehmen [1]). In ganz Deutſchland, behauptet Staphylus, ſey unter hundert Prieſtern kaum ein einziger unverheirathet [2]). In Münſter unter andern gab es lauter verheirathete Geiſtliche, und man erlebte das ſeltſame Beiſpiel von Dompröbſtinnen.

Wer hätte da das Volk etwa wider ſeinen Willen bei dem alten Glauben zurück zu halten vermocht! Der gemeine Mann wollte von dieſen Cerimonien nichts mehr wiſſen: er verließ die Kirche, ſobald die Predigt aus war; konnte er dieſe nicht nach ſeiner Neigung haben, ſo las er zu Hauſe evangeliſche Predigten, oder hörte deren von ſeines gleichen an. Eben darum fand man keine Leute mehr für die Klöſter. Lehren, wie vom Fegefeuer, konnte man nicht mehr durchbringen; Functionen, wie die Wallfahrten, konnte man nicht länger in Uebung erhalten.

Und ſelbſt unter den Gewalthabern, die noch katholiſch geblieben, war die Ehrfurcht vor Rom vollkommen verfallen. Wie oft ſpottete ſelbſt König Ferdinand über die Curie und ihre vorgeblichen Reformen. Vormals, ſagt der Reichsvicecanzler Seld, ward der römiſche Stuhl beinahe angebetet: jetzt wird er verachtet; vormals fürchtete man den päpſtlichen Bann mehr als den Tod, jetzt lacht man deſſelben. „Das römiſche Leben und Weſen iſt jetzt in der ganzen Welt ſo wohl bekannt, daß beinahe jedermann, er ſey wer er wolle, der alten oder neuen Religion, davor Abſcheu hat [3])."

---

[1]) Relatio de infelici statu Bav. „monachi quam plurimum in parochiis extra monasteria degunt, concubinas sicut et reliqui clerici fovent et liberos procreant, potationibus addicti et ignorantes. In diversis Bavariae locis multa sunt beneficia, quae nemini conferuntur nec a multis annis collata fuere."

[2]) Schreiben von Staphylus in Strobels Beiträgen zur Literatur I. p. 265.

[3]) Conſilium oder Bedenken an Kaiſer Ferdinanden, u. ſ. w, von Seld: p. 9.

Eben dieſer große und ungetheilte Abfall der Nation von dem Papſtthum tritt in den Berichten der Ausländer hervor.

„Fürſten und Völker von Deutſchland, ſagt Soriano 1554, ſind beinahe ſammt und ſonders von Ketzereien angeſteckt. Die römiſche Kirche hat wenig Autorität und verliert dieſelbe täglich mehr.“

Tiepolo findet 1557 die Proteſtanten muthig, die Katholiken lau und unentſchloſſen. „Hätte ich ein Urtheil zu fällen, ſagt er, ſo würde ich glauben, daß dieſes Land in kurzem der römiſchen Kirche völlig entfremdet ſeyn werde.“

Eben damals war Badoero beim Kaiſer. Die Beſchreibung, die er von Deutſchland macht, zeigt wenigſtens, daß er ſich Mühe gegeben hatte, es kennen zu lernen. Er findet, daß von den Deutſchen ſieben Zehntheile dem Lutherthum zugethan, und ein einziger Zehntheil katholiſch geblieben; die beiden übrigen ſeyen andern Secten beigefallen [1]).

Auf dieſem entſchiedenen Uebergewicht der Unkatholiſchen beruhete der damalige Zuſtand von Deutſchland, ſeine politiſche Haltung und ſein innerer Friede.

Keinesweges war es ſo gerade hin, ſo durchaus wie nachher in ein katholiſches und ein proteſtantiſches zerfallen. Beide Theile wohnten untereinander, durcheinander. Von dem wilden Sectenhaß, welcher ſpäterhin entbrannte, war man damals weit entfernt. Selbſt die geiſtlichen Fürſten dachten nicht daran, ihre Unterthanen um der Religion willen zu bedrängen; die entſchiedenſten Evangeliſchen haben die friedliebenden und wohlmeinenden Erklärungen derſelben von 1562 nur zu rühmen gewußt. Ihr Verfahren war eine lange Zeit dieſen Erklärungen gemäß. Natürlich: unter ihren Räthen und Canzlern war vielleicht ein einziger

---

[1]) Badoero Relne. Delle dieci parti le sette sono Luterani, due delle altre opinioni et una di catolici. Auch er findet, daß die Katholiken ganz unterliegen müſſen.

katholiſch: die übrigen waren Proteſtanten und zuweilen ſogar heftige Proteſtanten [1]).

In der religiöſen Entzweiung ſieht denn Micheli 1564 nicht die Gefahr, welche Deutſchland zu fürchten habe. „Ein Theil," ſagt derſelbe, „hat ſich ſo ſehr bequemt, den andern zu dulden, daß in den gemiſchten Orten wenig darauf gegeben wird, ob man mehr proteſtantiſch oder mehr katholiſch iſt. Nicht allein Ortſchaften aber ſind dergeſtalt gemiſcht: die Familien ſind es. Es giebt Häuſer, wo die Kinder auf die eine, die Eltern auf die andere Weiſe leben. Die Brüder haben verſchiedene Religion: Katholiken und Proteſtanten verheirathen ſich unter einander. Niemand achtet darauf, oder ſtößt ſich daran." — Wie in dem Reiche überhaupt, ſo führte ſich allenthalben, wo nicht der Proteſtantismus geſetzlich geworden war, in Landſchaften, Städten und Häuſern eine ungebotene, naturgemäße praktiſche Duldung ein.

Und hier darf ich mir wohl erlauben noch einige andere Puncte zu berühren.

Es iſt eine verbreitete Meinung, die geiſtige Entwickelung der Deutſchen in Literatur und Poeſie ſey durch die Reformation aufgehalten worden.

---

[1]) Relatione del Commendone dello stato della religione in Germania — nach jener Miſſion Commendone's, bei der er auf dem Fürſtentag zu Naumburg erſchien, verfaßt, und zwar nicht ſo ausführlich wie man wünſchen möchte, aber doch merkwürdig genug. M. S. der Vallicelliana zu Rom. St. 19. Nr. 14. Li catolici principi non ardiscono di mostrarsi e si avvezzano tuttavia a tolerar molti inconvenienti. — Er bemerkt, daß es ihnen auch an gutem Willen fehle. — Essi catolici sono disuniti et hanno i vasalli e le corti loro corrotte, che molti prelati hanno appresso di loro un solo consigliere o un solo servitore catolico nè sanno di chi fidarsi, anzi vi sono di quelli, i quali ritengono studiosam anche a canto de' piu arrabbiati heretici per potersene secondo l'occasione valere con i principi protestanti.

Allein war es nicht die kirchliche Bewegung, welche dem Meistergesange, dessen etwas langweilige Formen schon lange an die Stelle der alten Poesie getreten waren, erst seinen Inhalt gab? Der begeisterte Ausdruck des religiösen Gefühles und Tiefsinnes unserer Nation in dem protestantischen Kirchenliede, wäre er für nichts zu achten? Sinnesweise und Weltansicht des deutschen Bürgerstandes spricht Meister Hans Sachs ehrlich und anmuthig, künstlich und belehrend aus; niemals hatte er wieder seines Gleichen; er gilt in seiner Art für alle Zeiten. Die Poesie der Rollenhagen und Fischart hat die ganze Kraft, Einfachheit, Wärme und Wahrheit des deutschen Geistes.

Man verkenne nicht das Verdienst der Chroniken des sechzehnten Jahrhunderts. Sie haben Studium, Vaterlandsliebe, und den Ausdruck einer treuherzigen mannhaften Biederkeit, wie sie in Leben und Lehre so erwünscht und förderlich ist.

Es lebte noch ungeirrt, der alte in seinem Grunde schaffende ewig hervorbringende Geist der Nation. Jene tiefsinnigen Fabeln, von Faust oder dem ewigen Juden, und wieder wie viele schöne und zartgedachte Volkslieder [1]) verdanken ohne Zweifel ihre Entstehung keinem andern als diesem Jahrhundert.

Sollte auch der Genius der Nation, der aus eigenem Antriebe, mit großem und allgemeinem Schwunge, reinere und tiefere Religion wieder erweckt hatte, damit sich selber entgegengetreten seyn?

Die Werke dieser Zeit ermangeln allerdings der Schönheit der Form, die nur aus selbstbewußter Beschränkung der eigenen Fülle hervorgeht; sie sind mehr künstlich, tiefsinnig und mannigfaltig, als eigentlich wohlgestaltet. Welche andere unserer Epochen aber hätte so großes Recht, jene darüber zu tadeln? Oder

---

[1]) Mit vielem Sinn sammelte sie unter andern Georg Forster. Man erinnere sich an die schöne Vorrede zu seinen frischen Liedlein. Nürnberg 1552.

hätten wir es? Der Vorzüge sinnreicher Vertraulichkeit wenigstens ermangeln wir überdies.

Der lebendige Geist des damaligen Deutschlands, gesund und noch sein eigen, schien nur den Augenblick zu erwarten, wo die theologischen Streitigkeiten sich beruhigen würden, um seine Kräfte auf allen großen Bahnen zu versuchen, die dem Menschen ehrenvoll und rühmlich sind.

Auch hat man wohl behauptet, mit dem Handel und Wohlstand der deutschen Städte sey es gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts schon durch die Einwirkung neu entdeckter Handelswege ziemlich am Ende gewesen. Ich kann dies so im Ganzen nicht finden.

Wenigstens venezianische Gesandte sehen so gut nach wie vor dem schmalkaldischen Kriege eine Hauptstärke von Deutschland in den Städten. Badoer findet sie an wohlgelegenen Stellen erbaut, mit schönen Stadthäusern und Palästen, mit vielen und großen Kirchen ausgestattet, denen selbst der Vorzug vor den italienischen gebühre [1]); reinlich gehalten; bewohnt von wohlhabenden Privatleuten und den geschicktesten Handwerkern der Welt; gut bewaffnet und eifersüchtig auf ihre Freiheit.

Ihm zufolge waren die Seestädte noch keineswegs in Verfall. Den Städten Hamburg, Lübeck, Rostock, Danzig und Riga schreibt er einer jeden hundert bis hundertfunfzig eigene Schiffe zu. Danzig war vielleicht der zweite oder dritte Handelsplatz der Welt. Hier trafen beide Wege zu dem Orient, der alte russische Landweg und der Seeweg der Portugiesen, wieder zusammen; der

---

[1]) Le chiese molte e grandi e di maniera ornate, che vengano stimate superiori a quelle d'Italia. Merkwürdiges Urtheil eines Italieners: sey es nun, daß es sich vornehmlich auf die gothischen Kirchen bezieht, oder daß man sagen muß, daß in der That, was in Italien breit und massenhaft in die Augen fällt, großentheils von späterer Zeit ist.

europäiſche Oſten und Weſten hatten hier ihren großen Austauſch; häufig ſah man 400 bis 500 Schiffe an der Rhede [1]).

Noch war der Verkehr im Norden nicht verloren. In dem däniſchen Reiche beſtätigte der odenſeeiſche Vertrag noch 1560 die Hanſee in ihren althergebrachten Freiheiten als die meiſtbegünſtigten Fremden; ſie blieben die Herren des Handels auf Schonen; ſie hatten den Heringsfang an der norwegiſchen Küſte, der ſo viel eintrug.

In Schweden hatten ſie zwar ihre großen Freiheiten, doch lange noch nicht Zutritt und Handelſchaft verloren. Dem König zum Trotz eröffneten ſie die Fahrt nach Narwa, um mit Rußland unvermittelt in Verbindung zu bleiben.

Ihre wichtigſte Station war jedoch noch immer London. Das Privilegium, deſſen ſie genoſſen, war ſo wirkſam, daß ſie im Jahr 1551 44,000 Stück Tuch aus England ausgeführt haben, während die Engländer auf eignen Schiffen nur 1,100 verluden. Die Verbindung Karls V. mit England und die Geſchicklichkeit ſeines Geſandten Hans von Werdern erhielt ſie trotz aller Widerſprüche bei ihren hergebrachten Rechten; 1554 verluden ſie wieder 30,000 Stück Tuch, wobei ſie, wie leicht zu erachten, einen außerordentlichen Vortheil hatten. Aber freilich machte ein ſolches Uebergewicht, zumal da man nicht immer ſtreng bei den Geſetzen blieb, eine Rückwirkung von England her unvermeidlich; und es kam alles darauf an, einer ſolchen mit Vernunft und Nachdruck zu begegnen.

---

[1]) Rel^ne del cl^mo S^re Girolamo Lippomani, ritornato ambre del re di Polonia. L'anno 1575. M S. in meinem Beſitz. Dansica, dove entrano le navi nel tempo dell' estate, che alle volte il numero è di 400 in 500. È commodo e frequent^mo mercato della Suetia Dania Norvegia; Fiandra Francia Inghilterra e Portogallo somministrando pani vini olii zuccari e drogherie che vengono di quei paesi in Polonia in Littuania et altre provincie soggette, ricevendo da quelli formenti lini canove lana corame, mele e cera. Doch finden ſich noch glänzendere Beſchreibungen dieſes Hafens.

Der Zwischenhandel zwischen England und den Niederlanden war noch großentheils in den Händen der Hansen. Die Privilegien der brabantischen Herzoge bestätigte ihnen 1561 Philipp II; in Antwerpen, dem vornehmsten Sitze des damaligen Welthandels, baueten sie ein neues prächtiges Residenzhaus [1]).

In Frankreich wuchs ihr Gewerbe dergestalt an, daß sie erst damals sich entschlossen, einen beständigen Residenten daselbst zu halten. In großen Gesellschaften unternahmen sie die Fahrt nach Lissabon.

Hier, so wie in Flandern, in Frankreich und in dem gesammten Westen trafen sie mit den oberdeutschen Landstädten zusammen, die nicht minder in großer Blüthe bestanden.

Rhein und Main waren durch den Verkehr Nürnbergs mit Antwerpen belebt. Die Weltstellung Nürnbergs ist, daß es, so zu sagen, an die Stelle der so oft in Vorschlag gebrachten Wasserverbindung zwischen Rhein und Donau trat. Man hat berechnet, daß die Waaren vom Ausfluß des Rheins bis zum Ausfluß der Donau über Nürnberg nur 40 Stunden Weges zu Lande zu machen hätten. Doch begnügte man sich hier nicht etwa mit reinem Zwischenhandel; schlesische Leinwand, italienische Seide, englische Tuche bearbeitete man erst, ehe sie weiter vertrieben wurden; man kennt die Mannigfaltigkeit des der Kunst nahe verwandten Handwerks, das von allen Seiten der Welt sich hieher zog und seine Erzeugnisse von hier in alle Welt aussandte. Im Jahr 1544 befand sich einer von unsern Venezianern hier; dieser einsichtige Republikaner kann den Nürnbergern seine Bewunderung nicht versagen. Er rühmt wie sparsam sie in ihren Häusern leben; wie sie sich nicht allzu prächtig in Seide und kostbares Pelzwerk kleiden; ihre Feste mit Mäßigkeit begehn; wie sie denn, da sie in der Fremde und zu Hause immerfort gewinnen, täglich reicher werden. In demselben Sinne werde die Stadt verwaltet. Man

[1]) Sartorius, Geschichte des hanseatischen Bundes, Band II. Buch 14—17.

könne rechnen, daß sie jährlich bei drei Viertheil ihrer Einkünfte erspare, sie müsse einen Schatz von 15 Millionen Gulden haben. Wenn Nürnberg die Tochter von Venedig sey, so habe es die Mutter hierin weit übertroffen. Dabei spare man nicht bei dem Nothwendigen; ohne Rücksicht auf die Kosten befestige man die Stadt und rüste sie aus; er habe daselbst bei 300 Stück Geschütz, in den Kornhäusern für mehr als 2 Jahre Getreide gefunden; das Volk sey den herrschenden Geschlechtern mehr als irgendwo anders gehorsam [1])." Freilich hatten sich auch diese noch nicht als Adel abgesondert: sie trieben den Handel wie ihre Väter und Mitbürger. Ihr einheimischer Poet findet, daß ihnen Weisheit, Gerechtigkeit und Gewalt zur Seite stehe.

Nicht minder blühete Augsburg. Die Kosten des schmalkaldischen Krieges hat man auf 3 Millionen Gulden berechnet, doch ist es wohl ein Irrthum, daß sich die Stadt seitdem nie wieder erholen können. Im Jahre 1557 rechnet es Badoer unter die blühendsten Städte. Es habe die reichsten Wechsler der Welt, die Fugger, Welser, Baumgartner; deren Geschäft sich auf viele Hunderttausende auf einmal belaufe. Im Jahr 1560 findet es Guicciardini die reichste und mächtigste deutsche Stadt.

---

[1]) Relatione di Germania 1544. In meinem Besitz. Ich halte dafür, daß sie von Martin Cavalli sey. Ich habe sie sonst nirgend, selbst nicht in den Archiven von Wien und Venedig, gesehen. **È fatta rep^ca libera e la piu potente di Germania. Hanno una bell^ma munition d'artegliarie armature et polvere, e se ben mi ricordo li pezzi di bronzo sono piu di 300, et oltre di queste hanno molte sale piene di formenti e di segale: le quale ho giudicato che passino 600^m stara Venez^ni che è il viver per piu di due anni per questa terra. In Hinsicht des Reichsanschlags: sempre per gratificare al rè fanno qualche cosa di piu e sono li primi et li extremi: hanno nel governarsi grand^ma dexterità et s'intertengono con Catholici et Lutherani, talmente, che sicuramente vivono a modo suo e sono benvoluti da ogniuno senza nemicizia e malvoler d'alcuno.** Ein nicht übles Gegenstück zu dem schönen Lobspruch des Hans Sachs.

Wie prächtig, mit wie reichen Geschenken empfing man 1566 Kaiser Maximilian und seine Gemahlin. Erst im Jahr 1567 versah sich der Rath mit kostbarem Silbergeschirr, prächtigen Schüsseln und Pokalen [1]) — worin damals vor allen der deutsche Luxus bestand — um hohe Gäste würdig zu empfangen. Mit großem Behagen verweilt unser Cosmograph Münster bei Augsburg. Er weiß nicht genug zu sagen, mit welcher Billigkeit die Obrigkeit der Gemeine vorstehe, wie glückhaft und tugendlich die Bürger sowohl unter einander leben, als ihren Handel in die Fremde treiben „bis in die weitesten Länder, gegen den vier Winden der Welt gelegen"; wie ehrlich sie ihre Kinder auferziehen; wie ein jeder in Schmuck und Zierrath seines Hauses mit den andern wetteifere, wie prächtig, kostbar und wohleingerichtet ihre Lebensart und Sitte sey [2]). Der Lustgarten der Fugger übertraf den Park zu Blois; in dem Herwartischen Garten blühete 1559 die erste Tulpe des Occidents.

Diese oberländischen Städte hatten im Ausland ähnliche Privilegien wie die Hanse. In Frankreich erneuerte sie ihnen Franz I und Heinrich II; sie wurden — ganz wie die Schweizer, die mit Frankreich in so engem Bunde standen — nur zu den alten gewohnten Auflagen verpflichtet und von allen neuen freigesprochen. Für die Messe von Lyon erhielten sie besondere Gerechtigkeiten. Die Parlamente zu Paris und Rouen, in der Bourgogne und der Dauphiné haben die Freibriefe registrirt. Karl IX hat sie noch 1566 bestätigt [3]).

Für diesen Verkehr war Lindau von allen westlichen Plätzen, so viel ich weiß, der wichtigste. Der Waarenzug zwischen Dan-

---

[1]) Stetten, Geschichte von Augsburg S. 567, 577.

[2]) Münster Cosmographie S. 880.

[3]) Privilèges pour les marchands des villes de Augsbourg, Ulme, Nuremberg, Constance, Strasbourg, Norlingen, Memmingen et autres villes et cités impériales de la nation germanique bei Roth, Geschichte des nürnbergischen Handels. II. S. 288—306.

zig und Genua, zwiſchen Nürnberg und Lyon ging über Lindau. Unſer Cosmograph nennt es das deutſche Venedig.

In Wien hatten Italien, das Wein und Seidenwaaren, und Ungarn, welches Vieh und Häute ſendete, ihren Verkehr mit den deutſchen Donauländern, mit Polen und Böhmen. Die Straße von Wien nach Lyon ging über Lindau.

Die frankfurter Meſſe kam empor. Italiener und Ungarn, Engländer und Franzoſen, Polen und Ruſſen fanden ſich daſelbſt ein. Da erkennt, ſagt Scaliger, Occident und Orient ſeine Landesprodukte wieder, auch ſammelt man ewig dauernde Schätze für den Geiſt.

Dieſe großen Plätze hatten eine bedeutende Wirkung auf das ganze innere Deutſchland.

Wie ſehr blühte z. B. die Altmark: Stendal, das allein 700 bis 800 Tuchmacher zählte, das kleine Gardelegen, das im Jahre 1547 700 Soldaten werben konnte; man führte den Hopfen in viel tauſend Winſpeln aus; der Durchgang des Herings brachte einen ſehr bedeutenden Vortheil, man war — ein ſeltener Fall — reich zu Berlin [1]).

Das Salz das von Lüneburg, das Korn das von Magdeburg verſchifft ward, erhielt dieſe Städte in großer Aufnahme. Magdeburg war reich genug, Kaiſer Karln gegenüber eine Beſatzung zu halten, welche bei 4 Millionen Gulden gekoſtet hat [2]). Man machte Saale und Spree ſchiffbar.

In Schwaben betrieb man das Gewerbe bereits nicht ohne Calcul und in Compagnien [3]). Männer und Frauen beſchäftigte das Spinnen und Weben der Leinwand. In Ulm verkaufte man jährlich bei 100,000 Stück Golſch und Barchent. Die Ita-

---

[1]) Möhſen, Geſch. der Wiſſenſchaften in der Mark Brandenb. S. 483.

[2]) Rathmann, Geſchichte von Magdeburg. III. S. 600.

[3]) Münſter, Cosmographie S. 527. Wörtlich eben ſo in Boemi mores etc., woraus Fiſcher in ſeiner Geſchichte des deutſchen Handels ſchöpfte.

liener berechnen, daß zu dieſem Barchent doch auch Baumwolle gebraucht werde, die man von ihnen hole, ſo daß der Vortheil nicht ganz auf deutſcher Seite ſey.

Wenn es ſich ja ſo verhielt, ſelbſt wenn, wie ſie behaupten, die Bilanz in der That im Ganzen zum Nachtheil der Deutſchen ausfiel: ſo war dies damals eher zu ertragen. Vielleicht ſind die deutſchen Erzgruben niemals ergiebiger geweſen.

Man kennt jene Sage, die ſich an ſo mancher Stelle wiederholt, von dem Alten, der tief da drinnen in den Bergen hinter eiſernen Thüren reiche Schätze hüte. Ihre Bedeutung — leicht iſt ſie zu errathen — hatte damals an vielen Orten eine glänzendere Erfüllung, als man jemals erwarten können.

Vor allem im Erzgebirg.

Zwar wollen wir nicht die ungeheuren und unglaublichen Angaben der Chronika Carionis über die ſchneeberger Ausbeute wiederholen, ſo viel Mühe ſich auch der gute Albinus gegeben hat, ſie wahrſcheinlich zu machen; allein außerordentlich waren ſie doch, wie ſchon ihr Ruf bezeugt. Die Regiſter, obwohl unvollſtändig, ergeben in den erſten 79 Jahren, bis 1550, bei 2 Millionen Güldengroſchen, das iſt gegen 3 Millionen Thaler [1]), die unter die Gewerke vertheilt worden. In Annaberg hat man zwiſchen 1500 und 1600 über vierthalb Millionen Güldengroſchen, das iſt über 5 Millionen Thaler, in Freiberg jährlich lange Zeit zwiſchen 50000 und 60000 Güldengroſchen, zuſammen in 71 Jahren über 4 Millionen Thaler, in Marienberg endlich, wir haben von allen dieſen Orten die genauen Verzeichniſſe [2]), zwiſchen 1520 und 1564 über 2 Millionen Güldengroſchen, nach ſpäterer Währung bei 3 Millionen Thaler ausgetheilt. Die ſtärkſte Ausbeute, Trinitatis 1540, ward durch ein Lied gefeiert, welches uns erhalten

[1]) Albinus, meißniſche Bergchronika S. 33. Schon damals fehlten indeß die Verzeichniſſe vor 1511.

[2]) Gmelin, Geſchichte des deutſchen Bergbaues S. 322.

ist [1]). Nun sind dieß nur die bedeutendsten Werke, neben denen noch andere blüheten: von jener Summe sind alle Berg- und Hüttenkosten bereits abgezogen; der Zehente und Schlagschatz des Landesherrn, der sehr bedeutend, ist dabei nicht gerechnet; viele Zechen bauete man frei. Gewiß ist der Ertrag der sächsischen Bergwerke in diesem Jahrhundert auf 30 bis 40 Millionen Thaler gestiegen. Unser Venezianer behauptet, man habe in Dresden täglich 3000 Thaler geschlagen, was denn im Jahr eine Million betragen haben würde.

Nicht viel minder reich waren einige östreichische Landschaften. Auch was Joachimsthal eingebracht, ist von Bergmeister zu Bergmeister genau verzeichnet. Zwischen 1516 und 1560 hat man daselbst über 4 Millionen Thaler reinen Ueberschuß ausgetheilt; der Fundgrübner Merten Heidler hat ganz allein mit seiner Frau 100,000 Gülden Ausbeute gehoben.

Erst im Jahre 1525 hat man im Leberthale zu bauen angefangen. Es waren bereits über dreißig Silbergruben im Gange, welche das Jahr niemals unter siebenthalbtausend Mark Silbers geliefert haben, als man zu Bachofen und S. Wilhelm überdies auf gediegene Silberstufen stieß.

Unerschöpflich zeigte sich Schwatz. „Da haut und schmilzt man, sagt Münster, ein unsäglich Gut für und für, Tag und Nacht.“ Die Einkünfte Ferdinands aus diesem Bergwerk werden jährlich auf 250,000 Gulden angeschlagen. In der That hat es zwischen 1526 und 1564 über 2 Millionen Mark Brandsilber, das ist über 20 Millionen Gulden, ertragen [2]).

Indessen aber gingen auch die alten Gruben nicht ein. An dem Rammelsberge ließ schon Herzog Heinrich der Jüngere, ein

[1]) Marienbergische Geschichtsbeiträge in der Sammlung zur sächs. Gesch. VIII. „Aus einem sichern Archive.“ Das Verzeichniß der annabergischen Ausbeuten, von Gmelin übersehen, ebendaselbst X. p. 338. Das Lied, das sich bei Albinus findet, giebt jenen Ertrag auf 113,262 G. an; das Verzeichniß der Ausbeute auf 114,810. Man sieht wenigstens, daß der Poet nicht übertrieb.

[2]) Gmelin, Geschichte des deutschen Bergbaues §. 319, 320.

guter Bergmann, fleißig arbeiten. Wo er aufgehört, an dem goßlariſchen Stollen, ſetzte es Herzog Julius mit noch größerem Eifer fort. Er brachte ſeinen jährlichen Ueberſchuß auf 20,000 Thaler höher als ſein Vater [1]).

Faßt man dies alles zuſammen, erinnert man ſich, wie vieler anderer Silbergruben Matthesius nur allein in Böhmen erwähnt, daß z. B. bei Budweiß in ſieben Jahren über 23000 Mark brachen; daß Röhrbüchel im Jahre 1552 über 22000 Mark lieferte, daß Rauris und Gaſtein „mit Gewalt Gold ſchütteten", und unzählige andere Werke im Gange waren: ſo möchte man ſagen dürfen, daß Deutſchland die Maſſe der im Weltverkehr befindlichen edlen Metalle in dieſem Jahrhundert um nicht viel minder vermehrt habe, als Amerika — deſſen Ertrag, wie wir wiſſen, ſich anfangs lange nicht ſo hoch belief, als man hat glauben wollen — in den erſten funfzig Jahren nach der Entdeckung.

Allein es war nicht allein um das Silber. An die bergmänniſchen Beſchäftigungen, die in ihrer abgeſchiedenen, beſondern Freiheit und Art auch an und für ſich etwas bedeuten, knüpfte ſich das mannigfaltige Handwerk an. Wie jener Herzog Julius „ein rechter Vater aller Handwerksleute" das Eiſenwerk zu Gittelde, die Meſſinghütten zu Buntheim ihnen zum Nutzen in gutem Stande zu halten wußte. Die Waffenſchmieden von Suhl verſorgten bereits Deutſchland und Welſchland, Ungarn und Polen. Wie reich an neuen Erfindungen oder Erweiterungen der alten iſt dieſe Periode; von der feinen Handarbeit des Spitzenklöppelns auf der einen Seite bis zu den gewaltigen Maſchinen des Bergbaues auf der andern, oder den künſtlichen Uhrwerken, den ſinnreich erdachten Himmelskugeln, jenen Compaſſen, die unſer Georg Hartmann mit ſo viel Beobachtung verfertigte, daß er dabei die Declination der Magnetnadel entdeckte. Unmittelbar befinden wir uns wieder bei den großen geiſtigen Intereſſen.

---

[1]) Rehtmeyer, Chronik von Braunſchweig S. 1008.

Es war eine allgemeine nach dem Neuen suchende, das Element bezwingende kunstfertige Regsamkeit, welche mit dem geistigen Uebergewicht, das man überhaupt in der Welt noch hatte, zusammenhing. Da hatte sich denn, wie man auch in Münsters Beschreibung wahrnimmt, über den ganzen Boden hin Behagen und Wohlhabenheit ausgebreitet. Wir sehen bei ihm, wie sich der Landertrag nach den Städten sammelte, etwa der Kornhandel nach Schweinfurt oder Ueberlingen, wie 200 Städte, Flecken und Dörfer zu Markte nach Worms gingen; wie man dann das Getreide des Elsaß in alle Länder umher und auch durch Churwalen hinauf in die italienischen Grenzen führte, wie die Kastanien durch die Thüringer Fuhrleute nach dem Norden, oder flußabwärts nach England gebracht wurden, auch der Wein von Weißenburg in Brabant und Niederland seinen Markt fand. Mit Vergnügen folgen wir dieser Beschreibung. Von dem Gebirg herab, dessen heilende Kräuter sie namhaft macht, führt sie uns die Flüsse entlang durch die Landschaften, von unzähligen Dörfern und wohlgelegenen Schlössern erfüllt, mit Buchen und Eichen umzäunt, nach den Bergen, wo der Wein kocht, nach der Ebene, wo die Kornähren so hoch wachsen, daß sie dem Reiter auf den Kopf reichen, zu den gesunden Brunnen, den heißen Quellen; sie eröffnet uns Deutschland wie eine Sommerlandschaft mit den bunten Streifen ihrer Feldfrüchte; über und über von geschäftigen Händen angebaut; aber, was mehr ist, von einem treuherzigen, in seinen Sitten und dem Ruhme alter Tugend verharrenden tapfern Volke bewohnt.

Was zur Erhaltung der Ruhe von Deutschland erforderlich war.

Kehren wir zu unserm vornehmsten Gegenstande zurück.

Wir können es leicht, indem wir bemerken, daß auch diese ausführliche Beschreibung von Deutschland von dem Unterschiede

der Religion so gut wie keine Meldung thut. Hie und da wird wohl ein Fürst oder ein Stadtrath mit Lob erwähnt, weil er das Wort Gottes in seiner Reinheit predigen lassen, aber nicht anders, als habe er sich sonst durch eine gemeinnützige Einrichtung ausgezeichnet. Diejenigen, die es nicht auch gethan, erwähnt man nicht weiter.

So viel ist wohl einleuchtend, daß um die Möglichkeit einer Erhaltung der Einheit Deutschlands in diesem Zeitraum denken zu können, nicht gerade nothwendig ist, eine andere Entwickelung der Reformation vorauszusetzen.

Nach alle den Stürmen, welche dieselbe begleitet haben, sehen wir doch die Nation gewerbthätig, und mächtig; blühend und groß; von ihren Fürsten in Eintracht zusammengehalten; gegen auswärtigen Einfluß eifersüchtig und abgeschlossen.

Sie in diesem Zustand zu erhalten, zu befestigen, darauf kam alles an. Auch kann man in der That nicht sagen, daß es völlig versäumt worden sey.

Einmal suchte man die aus der Spaltung hervorgegangenen Uebelstände so gut wie möglich zu heben. Das churfürstliche Collegium war in zwei Hälften getrennt, die eine geistlich und katholisch, die andere protestantisch und weltlich; und es war zwischen ihnen zu ernsthaften Entzweiungen gekommen. In dem Jahre 1588 schlossen sie einen neuen Verein. Sie beschlossen, sich beiräthig und behülflich, brüderlich und vertraulich gegen einander zu halten, keiner den andern, etwa um der Religion willen, bei künftigen Wahlen auszuschließen, und das Reich bei der deutschen Nation zu behaupten. Man kennt die Churvereine, wie sie seit 1338 öfter Statt gehabt. Diesmal ward der Eid dahin verändert, daß ihn die Evangelischen so gut schwören konnten, wie die Katholiken. Genauer als früher nahm man auf die Aufnahme der Nachfolger, mithin auf ein längeres und ungestörteres Bestehen Rücksicht [1]).

[1]) Eine Vergleichung dieses Churvereins mit den früheren bei Häberlin neueste Reichsgeschichte III, 449—458.

Sodann benutzte man die Richtung der Reformation sogar das Kaiserthum von seiner alten Abhängigkeit von dem Papste so gut wie völlig abzulösen. Trotz aller Protestationen Pauls IV übernahm es Ferdinand bei der Abdankung Karls V; und Pius IV ließ sich gefallen, was er nicht zu ändern wußte. Bei der Wahl Maximilians bestanden selbst katholische Fürsten ausdrücklich darauf, daß der Name des Papstes dabei nicht genannt würde: sie äußerten die Hoffnung, der Papst werde künftig eher vom Kaiser, als der Kaiser vom Papst bestätigt werden [1]). Wie der Reichsvicekanzler in einem ausführlichen Bedenken auseinandersetzte, daß der Papst nicht im mindesten mehr Einfluß auf die Wahl eines Kaisers in Anspruch zu nehmen habe, als auf die Erhebung eines andern gekrönten Hauptes, so verlor diese Würde in der That alles, was ihr von allgemein christlicher europäischer Bedeutung beigelegt worden war: sie ward vollkommen eine deutsche.

Allein man konnte nicht glauben, daß hiermit alles gethan sey.

In jeder Gesundheit liegt eine Möglichkeit der Krankheit; die Möglichkeit des Verfalls in jeder Größe und allem Bestehen; in jeder Vereinigung die Möglichkeit der Trennung.

Dadurch unterscheidet sich der vorausdenkende Staatsmann von dem schwatzenden Pöbel oder der Leidenschaft der Partei, daß er die Elemente der Gefahr von Ferne erkennt und ihnen vorzubauen versucht.

Läugnen wir nicht, daß diese Elemente in dem damaligen Zustand der deutschen Nation besonders stark waren. Durch das glückliche Zusammentreffen von Umständen, die ihnen eine andere Richtung gaben, nur eben noch gehindert uns ganz zu verderben, waren sie nicht einmal völlig beschwichtigt worden, geschweige denn eigentlich beruhigt.

---

[1]) Der Herzog von Jülich, nach der Relation der kaiserlichen Gesandten von 1562.

Man mußte in den Jahren des innern Friedens sorgfältig Bedacht nehmen, ihrem Ausbruch vorzubeugen.

Die größte Gefahr war aber unfehlbar da, wo die geistlichen und weltlichen Interessen einander berührten, in den Verhältnissen der deutschen Kirche. Gerade die deutsche Kirche war von dem Protestantismus wenigstens in einem Theile ihrer Grundlagen angegriffen und während der Unruhen, als die Gewalt nicht selten statt des Rechtes galt, beleidigt und beeinträchtigt worden. Und doch beruhte die Verfassung des Reichs, in dessen beiden vornehmsten Räthen dem churfürstlichen und dem fürstlichen so viele geistliche Mitglieder saßen, wesentlich auf der Kirche.

Ich halte nicht für gewagt zu behaupten, daß die deutsche Kirche wenigstens eben so gut und vielleicht noch mehr ein politisches Institut war, als ein religiöses.

Vor allem ist es nun einmal nicht anders: Die geistlichen Amtshandlungen der deutschen Bischöfe und Erzbischöfe wollten wenig sagen. Mit der Seelsorge hatten dieselben so viel wie nichts zu thun; auch an der Regierung der allgemeinen Kirche nahmen sie geringen Antheil; sie waren deutsche Fürsten; mit derselben Autonomie wie die andern; und wenigstens während des 14ten und 15ten Jahrhunderts haben sie sich vielleicht von allen am meisten um die allgemeinen Reichsangelegenheiten bekümmert. In diesen werden sie genannt: damit waren sie beschäftigt. Freilich gab es da oft seltsame Widersprüche zwischen dem geistlichen Titel und der weltlichen Amtsführung. Aber was half es, darüber nun immer wieder einen leicht zu findenden Spott zu ergießen? Es war nun einmal so.

Dazu kam aber noch ein anderer bedeutender Umstand. Wie oft haben protestantische Grafen und Herren wiederholt, daß Stifte und Erzstifte vornehmlich zwar zur Ehre Gottes, dann aber auch zur Erhaltung fürstlicher, gräflicher und adliger Häuser gegründet, und von Kaisern, Königen, Fürsten und Herren milder Ge-

dächtniß reichlich begabt seyen [1]): wie oft haben sie ausgeführt, das Fortbestehen ihrer Geschlechter knüpfe sich hieran. Es läßt sich schwerlich läugnen, daß diese Rücksicht bei der Stiftung mitgewirkt habe; — zuletzt war sie überwiegend geworden. Die Stifter waren das Erbtheil der jüngern Söhne aus fürstlichen und adligen Häusern. Sie kamen ihnen zu Gute, insofern sie darauf verzichten wollten selber eine Familie zu gründen. Den erblichen Fürstenthümern der Aeltesten setzten sich diese Wahlfürstenthümer der jüngern Söhne zur Seite. Weltliche Austheilung und weltliche Bestimmung hielten einander die Wage.

Wie konnte man nun hoffen, daß man da, wo der Protestantismus nicht mehr insgeheim — denn das war, wie wir sahen, ziemlich allenthalben der Fall — sondern öffentlich die Oberhand behauptet hatte, um jenes Vorbehaltes willen seinen Antheil an den geistlichen Beneficien und die Wirksamkeit in den Geschäften des Reiches, die damit verbunden war, ruhig aufgeben würde?

Trotz den Bestimmungen des Religionsfriedens finden wir gar bald in dem ganzen nördlichen Deutschland protestantische geistliche Fürsten, welche ihre Reichsstandschaft keineswegs aufgaben.

Als Joachim Friedrich von Brandenburg Erzbischof von Magdeburg wurde, versprach er Session und Stand im Reiche in Uebung zu halten, und das Land nicht anders zu besitzen als es bei den Erzbischöfen herkömmlich sey. Auf das geistliche Primat im Reichsfürstenrathe machte er auch dann noch Anspruch, als er sich förmlich verheirathet, und eine Landesfürstin, obwohl ohne Anspruch auf das Erbe, in das Erzbisthum eingeführt hatte [2]). Hatte doch schon sein Vorgänger Sigismund sich vor Kaiser und Reich zu der gereinigten Lehre bekannt, und war ruhig bei Stift und Würden gelassen worden [3]).

---

[1]) Z. B. Copia supplicationis etlicher der augsburgischen Confession verwandten Stände (bei Meixner Beschreibung des augsburger Reichstags a. 1566. Senkenberg III, 306.)

[2]) Rathmann, Geschichte von Magdeburg IV, 69.

[3]) Hamelius, in der sogleich anzuführenden Schrift.

Herzog Heinrich von Sachsen Lauenburg, Erzbischof von Bremen, behauptete, obschon verheirathet, seine Stelle auf der Bank der geistlichen Fürsten [1]).

Bischof Eberhard von Lübeck und Verden war eingestandenermaaßen ein Protestant, doch war er von Kaiser und Papst bestätigt; ohne Widerspruch zu erfahren, hat er den Reichstagen durch seine Gesandten beigewohnt, und ihre Schlüsse unterschrieben.

Bischof Hermann von Minden, ohne Zweifel evangelisch, hatte dennoch Sitz und Stimme am Reich.

In Osnabrück hatte man abwechselnd einen katholischen und einen protestantischen Bischof. Sie waren so duldsam, daß ein jeder einmal in Verdacht gekommen ist, der entgegengesetzten Partei zugethan zu seyn. Auch in Paderborn betrug sich lange Zeit Johann von Hoya sehr gemäßigt [2]).

Den Herzog Julius von Braunschweig erkannte der Kaiser in Halberstadt an. Nur forderte er noch die Bestätigung des Papstes und der Herzog verzweifelte keinesweges dieselbe zu erhalten.

Kostete es doch der Aebtissin Elisabeth von Quedlinburg, die eben auch evangelisch war, weniger Mühe, von dem Legaten des Papstes bestätigt zu werden, als von ihrem Nachbar, Churſachsen [3]).

Aber wie? wird man fragen, wie stimmte dies mit jener Clausel des Religionsfriedens, die man sich doch hatte gefallen lassen, mit der deutschen Gesetzlichkeit und Gewissenhaftigkeit?

Den Religionsfrieden glaubte man nicht zu verletzen. Man behauptete, er verbiete nur, daß ein schon eingesetzter Prälat von der katholischen Kirche zu der protestantischen übergehe: die Absicht sey nur gewesen, den Zwiespalt, der etwa zwischen einem

---

[1]) Hamelmann: Oldenburgisches Chronikon S. 435. hat ein gleichzeitiges Gedicht von ihm, worin es heißt:

Quin lolium papale sacra runcavit ab aede.

[2]) Schlegel Kirchengeschichte von Norddeutschland II. S. 422.

[3]) Häberlin, neueste Reichsgeschichte VI, 438—456. Eichhorn's Staats- und Rechtsgeschichte Th. IV, §. 503.

altgläubigen Capitel und einem zur neuen Lehre übergetretenen Bischof entstehen müsse, zu verhüten; allein mit nichten verbiete er einem bereits evangelischen Capitel, sich auch einen evangelischen Bischof zu wählen [1]).

Es scheint, als seyen die Kaiser dieser Meinung gewesen. Sie erkannten die Landeshoheit evangelischer Bischöfe oder Administratoren und duldeten ihre Reichsstandschaft. Hätte die Bestätigung der Bischöfe allein bei dem Kaiser gestanden, so wäre alles gethan gewesen; aber nach dem Gesetz stand sie auch dem Papste zu. In diesem Verhältnisse lag die Schwierigkeit.

Man trug Bedenken, sich demselben gradehin zu entziehen. Vielleicht giebt es kein stärkeres Beispiel der den Deutschen natürlichen Achtung vor dem Buchstaben des Gesetzes, als die auffallende Thatsache, daß man lange nach der Reformation auch in den reformirten Stiften das dem Papste in den reservirten Monaten zustehende Besetzungsrecht erledigter Pfründen anerkannte. Nur fand sich oft, daß es zu spät ausgeübt ward, oder Personen zu Gute kommen sollte, die aus andern Gründen unfähig waren [2]). Wie hätte man dann bei der Besetzung der Bisthümer selbst die alten Formen ganz aus den Augen setzen sollen?

---

[1]) Bedenken über den Paß des geistlichen Vorbehaltes, oder Freistellung, gestellet von Hrn D. Henningio Hamelio, anno 1596. Er behauptet geradezu, der Religionsfriede sey zu halten; aber wie z. B. Churfürst Truchseß in Cölln in fundamento nicht gute Sach gehabt, weil sein Stift unreformirt gewesen, so habe unter andern Joachim Friedrich eine vollkommen gute Sache, weil sein Capitel mit ihm übereinstimme. Bei Lünig, Staatsconsilia S. 482.

[2]) Minuccio Minucci; Discorso sopra il modo di restituire la religione cattolica in Allemagna. MS. Di qua è venuto che in Magdeburg, in Brema, in Halberstad, Verd, Lubecca, Minda et altri Vescovati, che o in tutto sono distaccati da questa loro madre, overo si tengono legati con debol^mo filo, hanno sin qui sempre avuto luoco le provisioni apostoliche, quando di sua natura non sono state manchevoli; ma è accaduto piu volte che le collationi sono state fatte in persone inhabili per difetto di nobilta o sono

Man hatte das Glück, einen alten Gebrauch in Uebung zu finden, deſſen man ſich unter den neuen Umſtänden mit Vortheil bedienen konnte: ich meine die kaiſerlichen Indulte. Unter dem Vorwand, man habe das Geld, das für die römiſchen Gebühren erfordert werde, nicht ſogleich zur Hand, bat man um die vorläufige Verleihung der Regalien auf ein paar Jahr. Indeſſen leiſteten die Unterthanen den Eid, man ſetzte ſich feſt: man ſuchte die Beſtätigung in Rom. Erlangte man ſie auch nicht, ſo blieb man im Amte, und wußte ſich eine Prorogation des Indultes zu verſchaffen.

Auf dieſe Weiſe verletzte man das Geſetz nicht, aber man umging es.

So weit kamen die Sachen durch ihren natürlichen, unaufhaltbaren Gang in dem nördlichen Deutſchland.

Man wird eingeſtehen, daß dieſe Lage der Dinge die ernſthafteſte Rückſicht forderte.

Eben darum ſind die Geſetze ein menſchliches, nicht ein göttliches Inſtitut, damit ſie, ſobald es nothwendig geworden, ſobald das Leben einen andern Gang genommen hat, dem gemäß verändert werden können.

Wenn man die Sache ſo gehen ließ, ſo war auf der einen Seite das Umſichgreifen ungeſetzlicher Zuſtände nicht zu vermeiden; auf der andern mußte die katholiſche Gegenpartei ſich immerfort für beleidigt und gefährdet halten. Der Friede konnte niemals völlig ſicher ſeyn.

Vielleicht ſcheint es verwegen, wenn man, nachdem Jahrhunderte vorüber gegangen ſind, nachdem ſich die lebendigen Kräfte in gewaltigem Widerſtreit auseinandergeſetzt haben, noch immer Möglichkeiten berechnen will.

---

state tarde e ben spesso ancora, che per fraude delli speditioneri di Roma con false relationi si sono impetrati beneficj agli heretici e talora a qualche persona finta et imaginaria.

Allein, wie wir verschiedene Wege vor uns haben, so hatten deren jene Zeitgenossen. Wenn man das Verderben kommen sieht, welches gekommen ist, so kann man sich, nicht als hätte man die Anmaaßung etwas besser zu wissen, sondern aus jener Vaterlandsliebe, welche Gegenwart und Vergangenheit umfaßt, schwerlich enthalten, zu fragen, wie dem Uebel vielleicht zuvor zu kommen war.

Sollte es bei der Opposition, in welcher das Reich mit dem Papst stand, so schwer gewesen seyn, die deutsche Kirche von dem Einflusse der Curie völliger abzulösen?

War man verbunden, die Beschlüsse des tridentinischen Conciliums, durch welche Eide und Verpflichtungen der Prälaten gegen den Papst so sehr geschärft wurden, in Deutschland anzunehmen?

Oder gab es eine Möglichkeit, eine deutsche Kirche zu erhalten, in der das weltliche Element, wie es wesentlich überwog, auch der Form nach das bedeutendere geworden wäre?

Konnte man nicht den Besitz dieser Wahlfürstenthümer, die so wenig geistliche Pflichten hatten, von dem Bekenntniß gewisser Formeln unabhängig machen?

Es ist dies die große Frage der Freistellung, welche Deutschland vom Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Kriege fortwährend in Bewegung gehalten hat.

Nicht als hätte man hiemit den Protestantismus schlechthin zur herrschenden Religion machen wollen. Man wollte nur den Besitz der Wahlfürstenthümer von dem Bekenntniß, die Reichsstandschaft die mit ihnen verknüpft war von dem Verhältniß zur Curie absondern. Die Frage betraf nicht so ausschließend wie es scheint, die Religion an. Sie war, ob ein Theil der deutschen Fürsten in Pflichten des Papstes, die doch nur damals einen Sinn hatten, als die ganze Christenheit eine Art politischer Einheit bildete, zu bleiben habe, oder ob das deutsche Reich, sich gegen ihn abschließend, sich allein für sich selber verwalten solle.

Es wäre darum nicht nothwendig gewesen, die Güter der Kirche geradehin für Pfründen zu erklären oder ihrer geistlichen Bestimmung völlig zu entfremden.

Jene Grafen und Herren, welche so oft geltend machten, daß diese Güter auch zur Erhaltung ihrer Familien gestiftet seyen, gingen nicht bis zu einem solchen Anspruch fort. Einmal drangen sie, vornehmlich seit dem tridentinischen Concilium, nur auf eine Milderung der Statuten, auf den Nachlaß der neugeschärften Eide und Pflichten. Dieser erledigt, versprachen sie sogar, eine strengere Disciplin einzuführen. Aber die Hauptsache war, daß man der geistlichen Bestimmung der Kirchengüter nur eine andere Richtung zu geben dachte. Man erbot sich, sie ritterlich wider die Türken zu verdienen. Wie die Güter der alten Ritterorden ihnen zum Kampfe gegen die Ungläubigen gewährt worden: wie diesen Rittern in Spanien sogar die Ehe gestattet worden sey.

Auf mehr als Einer Versammlung, auf mehr als Einem Reichstage sind hierauf die bestimmtesten Anträge gemacht, es sind einige dahin zielende Einleitungen getroffen worden.

In diesem Puncte trafen die beiden großen Aufgaben der Nation zusammen.

Noch lebte der Eroberer von Ungarn, der schon einmal in Deutschland eingebrochen und, wider alle Wahrscheinlichkeit, durch die schwachen Bollwerke von Wien abgehalten worden war. Noch öfter sollte er seine Hunderttausende heranwälzen, immer wieder in der Absicht, die deutschen Landschaften und den ganzen Westen dem Hufschlag osmanischer Rosse zu unterwerfen.

Geziemte es einer großen Nation, diese ununterbrochene, auf ihre Vernichtung berechnete Feindseligkeit so hinzunehmen? Immer zu warten, bis man sie anfiele, niemals auch ihrerseits freiwillig zum Schwerte zu greifen? [1])

---

[1]) Augerii Busbequii de re militari contra Turcas instituenda consilium: „ad bellum omni spe pacis sublata cogimur: nullae

Wenn die Deutschen sich verstanden, so begnügten sie sich, das Christenthum von Menschensatzung gereinigt, das unvermittelte Verhältniß, in welchem der Mensch zu der Gottheit und ihren ewigen Gedanken steht, aus der Verdunkelung so vieler Jahrhunderte wieder zur Anschauung gebracht zu haben. Es war nicht vonnöthen, daß sie sich wieder in dialektische Formeln verloren, um das kaum entdeckte Gold wieder zu verbauen.

Allein unerläßlich war es, die Entzweiungen vollends beizulegen, in die man hiebei verfallen war; der Verfassung eine Gestalt zu geben, bei der man für den Augenblick bestehen konnte, und das Leben Freiheit hatte sich zu entwickeln; dann zu dem großen Unternehmen zu greifen und den Feind, der an der Pforte des Landes lag, mit gesammter Hand abzuwehren.

Welch eine Aussicht! Man bemerke wohl, daß das türkische Reich, welches eben so gut eine religiöse als politische Institution ist, damals allerdings mächtiger, größer, drohender nach außen war als jemals, aber seine Unterthanen noch lange nicht in dem Maaße zu dem Muhamedanismus bekehrt hatte, wie das später geschehen ist. Es bedurfte eines glücklichen großen Schlages, und Bosnien so gut wie Ungarn, Albanien so gut wie Griechenland, war dem Christenthum zurück gegeben. Dann hätte Deutschland, dessen Kaiser Ungarn beherrschte und auf alle alten Pertinenzien desselben Anspruch oder Recht hatte — wie man denn damals den Vorschlag machte, Ungarn unmittelbar mit dem Reiche zu verknüpfen — das vorwaltende Ansehn im östlichen Europa auf immer erworben, und diese Länder mit dem Ueberfluß seiner Bewohner erfüllen können.

---

hic consilii, nullae arbitrii nostri partes: vis necessitatis omnia occupavit; ad bellum violenter rapimur: bellum nobis vel invitissimis subeundum, gerendum, exantlandum. Quid frustra obnitimur? Quid circumspectamus? Quid vanis pacificationibus somniandis nos decipimus? In media nimirum flamma otium nobis falsa cogitatione fingimus, malumque, cujus si advigilaremus remedia aliqua esse poterant, differendo nutrimus et parum providendo reddimus insanabile.

Betrachtet man, wie schwach die folgenden Großherrn, wie reißend schnell eine Zeit lang der Verfall der innern Institutionen ihres Staates, wie gewaltig dagegen die Kriegsmacht von Deutschland war, so sollte es scheinen, als wäre dies nicht unausführbar gewesen.

Allein man mußte es wollen. Man mußte die Interessen der wichtigsten Reichsfürsten dahin richten: den Adel dazu vereinigen, die ganze Nation dazu anstrengen. Es mußte als ein allgemeines nationales Werk alle Kräfte aufrufen.

Dann würde die Spaltung, es ist kein Zweifel, schon an sich unmerklicher und unschädlicher geworden seyn.

Man glaube nicht, eine Nation sey damit in Frieden zu setzen, daß man ihr Ruhe predigt, daß man die Elemente der Bewegung abläugnet oder gewaltsam niederhält. Man muß sie vielmehr in die rechte Bahn zu leiten suchen. Nicht zur Ruhe allein, nicht zu trägem Verdumpfen ist eine Nation bestimmt; erst in der Thätigkeit wachsen die menschlichen Kräfte: freier Regsamkeit bedürfen sie. Will man nicht, daß die Bewegung eine verderbliche Richtung einschlage, daß die Nation in sich selber zerfalle und sich zerfleische, so muß man ihre wahren Bedürfnisse ins Auge fassen und zu befriedigen suchen; man muß ihr das Selbstgefühl gesetzlicher Ordnung geben und eine große Zukunft eröffnen.

So mußte denn Deutschland dazu thun, und im Gefühl seiner Einheit eine Kirchenverfassung ausbilden, bei welcher beide Theile bestehen konnten; es mußte alsdann, wenn wir nicht irren, den großen Kampf ausfechten, der ihm durch den oft erneuten und immer zu fürchtenden Angriff desjenigen, den es den Erbfeind nannte, angewiesen war.

Auch waren dies die Gedanken, welche die Nation beherrschten. Nicht allein in den Schriften, wie unter andern fast in allen Büchern von Schwendi, wird es eingeschärft, auch auf den Reichstagen ist davon fortwährend die Rede.

Und nicht ohne die größte Hoffnung war man. Ein Fürst von außerordentlichen Fähigkeiten, in der Religion mild und gemäßigt, entschlossen, den Türkenkrieg aus allen Kräften zu führen, bestieg den Thron, Maximilian II.

Erwartungen von Maximilian II.

Die Zeitgenossen wissen nicht genug zu sagen, in wie hohem Grade sich Maximilian II eine allgemeine Bildung angeeignet hatte. Die Sprachen, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Nationen, die er gesehen und besucht, ihre Tugenden und Fehler, ihre Sprüchwörter und Scherze, ihre Literatur waren ihm gegenwärtig. Mit einer jeden ging er auf ihre Art um; herablassend mit den Italienern, munter und freimüthig mit den Deutschen, mit den Böhmen nachgiebig, lebhaft mit den Ungarn, abgemessen mit den Spaniern. Es ist zuweilen, als brächte eine Zeit alles was sie Neues, Edles und Eigenthümliches hat, wieder in einem Einzelnen hervor. Wir werden darauf zurückkommen, wie sehr Maximilian an der neuen Entwickelung der religiösen Ideen Theil nahm. Eben traten die Studien der Natur auf den Weg der Erfahrung ein; er trieb sie in seinen Gärten: eifrig stellte er Versuche mit den Metallen an. Die moderne Musik breitete sich in ihrer ersten Ausbildung über Europa aus; er richtete eine Capelle ein, welche damals für die beste die es gebe erklärt worden ist; — allein obwohl er bekannte, wenn er seinem Geschmack folgen dürfte, so würde er nie etwas anders treiben, so ließ er sich doch von diesen Neigungen nicht beherrschen. Gleichmäßig — daß ich so sage, in sich selber Harmonie, — bewegten sich die Kräfte seiner Seele. Man konnte keine angenehmere Gesellschaft haben. So geistreich und vertraulich, ohne Affectation, voll Grazie gab er sich hin. Nicht allein fremde Gesandten oder Fürsten behandelte er auf eine Weise, daß sie ihn für den voll-

kommenſten Hofmann der Welt erklärten [1]); es war in ihm der Zug einer abſichtslos wohlwollenden Natur; und wenn er etwa den Dorfpfarrer, bei dem er einſt gern ſeine Beichte abgelegt hatte, in dem Audienzſaal erblickte, beſcheiden, weit dahinten, den letzten, ging er mitten durch die Geſandten und Herren, welche ſich eingefunden, auf ihn los, redete ihn mit dem wohlbekannten Gruß an, und nahm ihn mit ſich in ſein Cabinet. Einem Jedweden bewies er ſeine Ehre: er hätte Niemand geduzt.

Es iſt ein Glück des Lebens, dann und wann nmal wieder in einen Kreis zu treten, wie ihn eine talentvolle fein organiſirte edle Natur um ſich her zu ziehen pflegt. Jene Bildung die ſich von der Welt nur das Würdige und Schöne aneignete, umfängt uns gar bald wie mit reiner Atmoſphäre; ein durchdringender unterſcheidender Verſtand giebt uns eine leichte, heitere Spannung; feine Sitte und ungeſuchter Ausdruck des Wohlwollens und der Güte, der auch eine Art von Talent iſt, halten uns innerlich feſt. Solche Naturen pflegen die allgemeine Stimme für ſich zu haben. Wie ſollten ſie auch nicht? Das Behagen, das ſie verbreiten, ſtrömt auf ſie zurück.

Ich möchte ſagen, daß wir das Gefühl haben, als träten wir in einen ſolchen Kreis, ſo oft uns in der Hiſtorie Maximilian II begegnet.

Zwar ſind es nicht dieſe Eigenſchaften mit denen man

---

[1]) Micheli 1564. Di statura non grande non piccolo, ma di bella taglia et dispositione e sopra tutto di bel aspetto, con una carne viva rossa e bianca insieme, color naturale e proprio de Tedeschi, fatto quanto alla sanita per quelli tremori di core et altro che pativa molto piu gagliardo, che non si credeva e di giorno in giorno fortificandosi meglio. Questo ha tanta gratia in tutte le attioni e cosi bel procedere e belle maniere da affettionarsi ogn'uno che è cosa maravigliosa con una gravità e dolcezza contemperata insieme mediante una allegrezza che dimostra nell' esteriore, accompagnata da una tal vivezza d'occhi che non si può desiderare cosa nè piu viva nè piu amabile. Benchè alcuni prendono questa prontezza a ridere con ciascheduno per duplicità.

Staaten regiert: wiewohl jene Leutſeligkeit, die zugleich Majeſtät iſt, niemals ihre Wirkung verfehlt. Den Geſchäften ſelbſt aber widmete ſich Maximilian mit eben ſo viel Fleiß als Talent. Wie er ſogleich, wenn ſich etwas zu thun fand, von ſeinen Erholungen abbrach, ſo hörte er ſtundenlang, unermüdlich: ſeine Antworten, ſeine Einreden trafen in der Regel den rechten Punct. An keinem Hofe gab es ſo raſche und leichte Expeditionen, wie damals zu Wien. Die Lage der großen Geſchäfte hatte vielleicht kein anderer Fürſt noch Staatsmann beſſer begriffen und durchdrungen. Gewiß äußerte ſich Niemand mit einer größern Freymüthigkeit, mit unbefangenerem Lob und Tadel. Die fremden Geſandten mußten ſich in Acht nehmen, von ihm nicht in eine Richtung fortgeriſſen zu werden, die ihrer eignen Abſicht zuwiderlief. Ueber die Angelegenheiten nur, die ihn ſelber berührten, hielt Maximilian an ſich. Ueber dieſe drückte er ſich mit ſorgfältiger Ueberlegung aus. [1])

Vor allen Sprachen beſaß er die deutſche vollkommen. Wäre er Canzler geworden, ſagte D. Weber, ſein Vicecanzler, ſo würde er uns Schreiber alle beſchämen. In der That haben ſeine eigenhändigen Briefe einen lebhaften und angemeſſenen Ausdruck. Vornehmlich hatte er die ſeltene Gabe der Beredſamkeit in deutſcher Sprache. Auf ſo vielen Landtagen und Reichsverſammlungen, die er beſuchen müſſen, und auf denen denn alle Mal ſchwierige Gemüther zu bearbeiten geweſen ſind, hat er ſie zu üben gehabt. Seine Rede war mild; wie ein paar brennende Lichter, glänzten ihm die hellen Augen.

Ich denke, es verſteht ſich ſchon, daß eine ſolche Seele voll von Ehrgeiz ſeyn müſſe. Sie war es, nicht von jenem, der ſich

---

[1]) Vornehmlich Gerlachs türkiſches Tagebuch und Raupachs evangeliſches Oeſterreich, enthalten nebſt unſern Relationen die von Maximilian II hier zuſammengeſtellten Züge. Die Rede, welche Leuthinger Joachim II in den Mund legt, iſt zwar fingirt doch enthält ſie einiges Bemerkenswerthe.

mit Lob befriedigen läßt, ſondern von dem, den nach großen Unternehmungen und trefflichen Thaten dürſtet.

So gehorſam und ergeben Maximilian ſeinem Vater ſonſt auch war, ſo verhehlte er doch nicht, daß ihm die Politik deſſelben allzufriedfertig, und noch immer, ſey es von den Umſtänden, oder von den zufälligen Meinungen einiger Räthe, oder von fremdem Einfluß allzu abhängig ſcheine [1]).

Jene Richtung gegen Spanien war zum Theil von ihm ſelber ausgegangen, und noch viel ſtrenger wollte er ſie einſchlagen. Wie bitter hat er ſich beklagt, daß Kaiſer Karl die jüngere Linie ſchon bei der Erbtheilung verkürzt, und darnach öfter beeinträchtigt habe. Er ſelber, deſſen Schwiegerſohn, hatte durch ſeine Verheirathung gewiſſe Anſprüche auf Mailand oder die Niederlande zu erhalten geglaubt, doch mußte er ſich mit einer kleinen Penſion begnügen, die ihm nicht einmal regelmäßig bezahlt wurde. Unmittelbar aber, und am härteſten griff ihn jener Plan des Kaiſers an, die Nachfolge im Reiche, Philipp II zuzuwenden. [2]) Wie? Das höchſte Diadem der Welt, das ihm von ſelber zufallen mußte, ſollte dieſer hochgeſinnte Menſch aufgeben, um eine untergeordnete Rolle neben Philipp II zu ſpielen, neben dieſem Philipp, deſſen Fähigkeiten ihm ſo unzureichend, deſſen Eitelkeit ihm ſo abgeſchmackt vorkam: von dem er nur mit Widerwillen und Geringſchätzung redete. Man darf vielleicht annehmen, daß er gerade aus Abneigung gegen ſeinen Vetter die

---

[1]) Soriano. Rel^ne 1554. Nelle cose del governo biasma l'imperitia de' consiglieri la facilita di S. M. et il troppo rispetto all' imperatore.

[2]) Soriano 1554. La materia della cession dell' imperio ha acceso l'animo di quel re di sorte che piu non si potria, e benchè paia al presente, che questa trattation sii sopita, pero m'a detto quel re in gran secreto che l'imperator è per tentarla certo un' altra volta. Noch 1562 glaubte man, Philipp habe dieſe Gedanken nicht fahren laſſen.

Talente und Richtungen ausbildete, die diesem so auffallend abgingen.

Gefliſſentlich entfernte er denn alle Spanier aus ſeiner Umgebung, und von ſeinem Hofe. Er betrug ſich ſo, daß es ſchien, wie man ſagte, als wolle er von allen andern Nationen geehrt, von den Spaniern aber gefürchtet ſeyn. Er wendete dafür ſeine Neigung dem deutſchen Weſen zu. „Gute, runde deutſche Worte und Werke, nicht ſpaniſche," verſprach er den Nachkommen des Landgrafen Philipp von Heſſen [1]). Dem Herzog Chriſtoph von Würtemberg bezeugt er, wie er nur würdig zu ſeyn wünſche, nicht allein in Einer Sache, ſondern wie er ſich ausdrückt, in allen des geliebten Vaterlandes ob und angelegenen Beſchwerungen, Mittel und Wege zur endlichen Abhülfe derſelben entdecken, befördern und ins Werk richten zu können, das würde ſeine größte Freude ſeyn [2]).

Dieſer Fürſt beſtieg in dem Jahre 1564 den kaiſerlichen Thron.

Etwas anderes iſt es, Talente haben, denken, überlegen, entwerfen: etwas anders, ausführen und ins Werk ſetzen. Die Hoffnungen, die er erweckt, er hatte nunmehr die Aufgabe, ſie wahr zu machen.

Es konnte nicht lange dauern, ſo mußten jene beiden großen Fragen, die innere und die äußere, an ihn gelangen.

Betrachten wir, wie ſpöttiſch er zu wiederholten Malen von dem Papſt, und dem ſäuberlichen Conciliabulum zu Trient, aus deſſen Decreten man wenig Troſt ſchöpfen könne, an Herzog Chriſtoph ſchreibt, wie ſorgſam er die Bücher Luthers verzeichnet die er hat, und jenen ſeinen Freund bittet, ihm die übrigen, ſo wie die Schriften von Melanchthon und Brenz zuzuſchicken,

---

[1]) Aus einem Schreiben Maximilians 1563, 9. Nov. bey Rommel Landgraf Philipp, Bd. II, 579.

[2]) Schreiben Maximilians 1556. 9. December. bey Lebret, Magazin IX, 71.

wie er nicht allein zum Druck der slawischen Bibelüberſetzung beiträgt, ſondern auch die Proben derſelben von kundigen Männern prüfen läßt, wie er Furcht bezeigt, daß die Papiſten den jungen König von Frankreich verführen möchten, wie er endlich geradezu die proteſtantiſche Partei die ſeine nennt, und die päpſtliche die feindliche; ſo überzeugen wir uns, daß er dem Proteſtantismus von Herzen zugethan war.

Es fragte ſich, inwiefern er dies auch als Kaiſer bewähren würde. In einem ſeiner Briefe vom Jahre 1557 beſchwert er ſich, daß ſein Vater damals in der Sache der Freiſtellung nicht etwas mehr gethan habe, und ſagt denen einen üblen Lohn voraus, die ihn daran verhindert hatten. [1]) Auf jeden Fall ließ er von ſich eine größere Willfährigkeit, ein förderliches Eingehen auf dieſe große Aufgabe für das innere erwarten.

Auch für die zweite aber durfte man alles hoffen. Wie ganz anders dachte er einen Türkenkrieg zu führen, wie viel kriegeriſcher geſinnt zeigte er ſich überhaupt als ſein Vater. Er redete am liebſten von Befeſtigung, Angriff und Schlachtordnung. [2]) Die beſchränkte Herrſchaft, die er zu erwarten hatte, meint der kluge Venezianer welcher Geſandte an ſeines Vaters Hofe war, werde ihn nicht befriedigen; man müſſe ihm Raum geben und ihm eine Laufbahn eröffnen, wo er ſeine Begierde vergnügen könne, ohne eine allgemeine Verwirrung in der Chriſtenheit her-

---

[1]) Prag 13 April: „So viel aber die Freiſtellung betrifft, hätte ich mich gleichwohl verſehen gehabt, die Kön. Maj. ſolle ſich etwas weiter als beſchehen eingelaſſen haben und kann wohl denken wer die geweſen ſind die ſolches Werk verhindert haben. Sed recipient mercedem suam.“ Bei Lebret, S. 85.

[2]) Paolo Tiepolo 1558: Continuamente pensa, poco contentandosi dello stato suo. Disegna a cose grandi. Seine religiöſe Stellung bezeichnet Tiepolo auf folgende Weiſe: Non si alienando in tutto da cattolici si ha guadagnato una gran gratia con luterani.

vorzubringen. [1]) In einer großen Unternehmung gegen die Türken hatte er dieſen Raum, dieſe Bahn vor ſich.

Theologiſche Entzweiung.

Wir kommen wohl alle überein, daß ein einzelner Menſch, den Dingen gegenüber nur wenig vermag.

Auch von dieſem Kaiſer, der zwar, wie wir ſehen, geiſtreich und wohlgeſinnt, aber an Kräften und Macht beſchränkt war, von dem ſich erſt zeigen ſollte, inwiefern ſeinem Talente Entſchluß und That beiwohne, war nur dann etwas zu erwarten, wenn ihn die Umſtände begünſtigten, wenn die allgemeinen Gedanken und Gefühle ſeinen Entwürfen entgegen kamen.

Statt deſſen fand er Widerſtand; es entwickelte ſich ihm gegenüber eine allen gemeinſamen Beſtrebungen zuwiderlaufende Richtung.

Das Reich in eine dem neuen Glauben angemeſſene Verfaſſung zu ſetzen, vermochte der Kaiſer doch auf keinen Fall anders, als dann, wenn dieſer ſiegreich in ſich, immer feſter ward und die Ueberzeugungen immer mehr unterwarf.

Leider entwickelte ſich in demſelben gerade zur entſcheidenden Stunde eine heftige innere Entzweiung.

Da die Fürſten einen ſo großen Einfluß auf Kirchen und Lehranſtalten erlangt hatten, ſo konnte es nicht fehlen, ſie knüpfte ſich an die politiſchen Verhältniſſe.

Die Partei, welche, als ſie wider Karl V ſtand, in dem ſchmalkadiſchen Kriege, und als ſie demſelben günſtiger wurde,

---

[1]) Micheli. Saria per beneficio universale non solo da desiderare, ma per dir così da procurare da tutti gli altri principi qualche occasione senza maleficio di alcun principe cristiano, nella quale avesse modo di sfogarsi: altrimente è grandissimo pericolo, che questa povertà con questa ambitione e desiderio di gloria non siano causa, che si precipiti tanto piu.

durch die Umstände, die seine Abdankung begleiteten, überwunden worden, diese Partei, geschlagen durch die Waffen, bei Seite getrieben durch die politische Verwickelung, griff zur theologischen Polemik. Den Universitäten gegenüber, welche dem zur Chur gelangten Sachsen zugefallen, errichteten die Söhne des geborenen Churfürsten eine andere, zu der sie die entschiedenen Feinde dortiger Professoren beriefen. Es ist dies auch eine Art von Fehde.

Denn in den Theologen nicht minder hatte sich in Folge der Ereignisse eine lebhafte Entzweiung ausgebildet.

Die Wittenberger hatten sich, obwohl ohne dem Lehrbegriff etwas zu vergeben, dem Interim angenähert. Andere waren um eben dieses Interims willen verjagt worden oder ausgewandert [1]). In Magdeburg, das dieser Glaubensformel einen so hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, hielt sich die entschiedenste Schule streng lutherischer Eiferer. Eben die glückliche Unternehmung, welche der gemäßigten Partei politisch das Uebergewicht verschaffte, vermochte das nicht theologisch. Der Fall des Interims, den sie bewirkte, erschien vielmehr als der Sieg der strengen Partei. Die verjagten Prediger kehrten zurück; ihre Heftigkeit darf uns nicht Wunder nehmen, da sie durch die Verfolgung, die sie erlitten, gleichsam das Recht dazu erlangt zu haben schienen; sie breiteten sich über alle niedersächsische Städte aus; die Herzoge von Sachsen beriefen sie zu sich.

Sollten sie nun den Wittenbergern nachgeben? Sollten sie noch Melanchthon, das Oberhaupt derselben, als den Regenten des Wagens Israel, den Præceptor Germaniæ, wofür man ihn ausgab, anerkennen? Es war ihnen längst anstößig, daß Melanchthon in seiner Theologie das Studium der alten Philosophen durchblicken ließ, daß er etwa den Terenz empfahl, daß er neben

[1]) Musculus, Osiander, Sarcerius, Schnepf, Flacius, Amsdorf, Gallus u. a. mußten fliehen. S. Arnold Kirchen- und Ketzerhistorie. Th. II, B. 16, c. 26, S. 934.

S. Paulus auch den Homer erklärte; es war ihnen unerträglich, daß Johann Major diesen Homer ein göttliches Buch genannt hatte, und mit dem Studium des Pindar schien ihnen in Strigel, einem Schüler Melanchthons, die Verunreinigung göttlicher Sachen, welche sie ihm Schuld gaben, zusammenzuhangen.

Unglücklicherweise warf sich der Streit auf das Dogma; er warf sich auf eben die beiden Hauptpuncte, über die man schon mit dem Katholicismus gekämpft hatte, die Lehre vom Abendmahl und von der Rechtfertigung, von denen er sich über alle wichtige Fragen der Theologie und das gesammte Verhältniß Gottes zu Menschen und Welt ausbreitete.

Um das Jahr 1548 war man noch ziemlich gemäßigt. In dem Artikel von der Rechtfertigung ging man nicht bis zu allen Folgerungen des augustinischen Lehrbegriffes fort; es ist bemerkt worden, daß, wenn Luthers Lehre zu demselben hinneigte, die Meinungen Melanchthons unvermerkt dawider waren [1]). In Bremen, wo man sich später so heftig gezeigt hat, war man damals zufrieden, als Hardenberg, obwohl bereits verdächtig, nur die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl anzunehmen erklärte; auf eine besondere bestimmter ausgesprochene Vorstellung über die Verbindungsart drang man noch nicht [2]).

Es war eine Zeit, wo die neue Lehre eben nur als die gereinigte alte erschien; wo man Calvin noch für einen Lutheraner erklärte; wo man noch nicht fragte, zu welchem von den drei Glaubensbekenntnissen Jedermann gehöre; wo bei weitem die meisten einem von den Mißbräuchen befreiten, mit der Bibel wieder in Uebereinstimmung gesetzten Christenthum anhingen, welches noch immer Modificationen individueller Anschauung zuließ.

Nur allzubald aber kam man hiervon ab, sey es nun, daß

[1]) Plank Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, IV, S. 562.

[2]) Plank V, 2, 146.

der menschliche Geist den Zwang bestimmter Formen sogar fordere — wovon ich, den Geist in der Fülle seiner Thätigkeit gefaßt, mich nicht überzeugen kann — oder daß die Beschränktheit der Minderfähigen sich erst innerhalb der strengsten Umzäunungen beruhigt fühle; oder endlich, daß sich die Leidenschaften dieser Dinge bemächtigten.

Wenigstens findet sich, daß die stärksten Behauptungen oft in der Hitze des Streites geäußert und darnach mit Hartnäckigkeit festgehalten wurden.

In Osiander, der auch um des Interims willen von Nürnberg nach Königsberg gewandert, war es vielleicht am meisten das Selbstgefühl eines Autodidakten — wie er denn niemals einen Grad auf einer Universität hatte annehmen mögen — und der Ehrgeiz durch eine glückliche Entdeckung sich einen Namen zu machen, was ihn bewog eine zuerst zufällig in einer Vorlesung geäußerte Meinung über die Lehre der Rechtfertigung weiter ausgebildet aufzustellen. Seine Ansicht ist fein, tief und glücklich combinirt. [1]) Sie ist ein merkwürdiger Versuch, eine innerliche Anschauung schriftgemäß in das System einzuführen. Ob sie aber darum auf Katheder und Kanzel verfochten werden mußte? Ob es wohl gethan war, die bisherigen Vorstellungen von der Heilsordnung, welche dem menschlichen Bedürfniß so wohl dienten, zu erschüttern? Ob es nicht sogar — denn wenn die Lehre Osianders sich dadurch unterscheidet, daß die Rechtfertigung nicht, wie man annahm, ein Fürgerechterklären, sondern ein Gerechtmachen sey, so möchte sich erwiedern lassen, daß dies in Gott untrennbar und eins seyn müsse — ob es nicht in einem höhern Begriff doch nur ein Streit um Worte war? Auf jeden Fall setzte diese Lehre die ganze Gemeinschaft der Lutherischen in unverträgliche Bewegung.

[1]) Adam, vita Osiandri p. 226. Vornehmlich Plank, IV, c. 2. Uebrigens scheint mir die Auffassung von Osianders Lehre eine der geistreichsten Stellen in Woltmanns Reformationsgeschichte, Th. 3.

Um so mehr, da man bald darauf, unter den Auspicien der sächsischen Herzoge, den nemlichen Streitpunct ergriff. Daß ein alter Genosse Melanchthons, Georg Major, um einem gefährlichen Vorurtheil des gemeinen Volkes, welches wenig nachdenkt, zu begegnen, nicht etwa von der angenommenen Rechtfertigungslehre abwich, sondern nur behauptete, gute Werke seyen zur Seligkeit nützlich, fanden seine Gegner in Thüringen eine freche, frevele und vermessene Lehre. [1]) Sie eilten das Gegentheil festzusetzen. Amsdorf, ein alter Freund Luthers, ließ sich zu dem Satze fortreißen, gute Werke seyen zur Seligkeit sogar schädlich; ja was mehr, er fand damit Beifall; Melanchthon meint mit Recht, es werde künftigen Jahrhunderten unglaublich vorkommen. Das Haupt dieser Partei war ein in Deutschland ausgebildeter Istrianer von Albona, Flacius (Wlacich), der sich mit dem strengsten Lehrbegriff von der Rechtfertigung unter vielen geistlichen Anfechtungen durchdrungen und schon längst eifersüchtig Melanchthons Widerpart gehalten hatte [2]). Zuerst in der Hitze des Streites behauptete er, die Erbsünde sey die Substanz der menschlichen Seele [3]); statt hierüber inne zu halten, setzte er nur um so ausführlicher auseinander, wie unsre Seele, vorher das Bild Gottes, der Quell der Gerechtigkeit, Tugend und Frömmigkeit, durch den Sündenfall in ein Bild des bösen Geistes umgewan-

---

[1]) Adam, vita Majoris p. 40. Plank. Menzel.

[2]) Stellen aus dem endlichen Bericht der Leipziger und Wittenberger, der dem Flacius seine heftigen Anklagen zurückgiebt, in dem Anhang zu Arnold II, S. 1599.

[3]) Stellen aus seiner Schrift de peccato originali bey Plank V, 1, S. 292. In M. Mathiä Flacii Illyrici, ehemals berühmt- und gelehrten Theologi in Teutschland, Leben und Tod von J. B. Ritter, Frankf 1725, stoße ich auf die gute Bemerkung, daß ein Tübinger Lehrer und Freund des Flacius, Leonhard Fuchs, ein Arzt, die Meinung hatte: morbum esse substantiam; worin allerdings der Keim vielleicht anfangs der Anfechtungen und alsdann der Lehren des Flacius gelegen haben mag.

delt und den Flammen der Hölle gleich geworden ſey; wie wenn jemand eine reine Maſſe durch und durch vergifte und ſie dergeſtalt in das Weſen des Giftes verwandle. Für ſo ausſchweifende Meinungen fand er eine Schule zu Jena und in dem ganzen Gebiete der proteſtantiſchen Theologie Anhänger und Verfechter.

Mit freiwilliger Nachfolge aber war man noch nicht zufrieden. Flacius und die Seinen führten zu Jena eine Art von Inquiſition ein, und es iſt ſehr merkwürdig, daß ſie ihre Aufſicht mit allem Selbſtbewußtſeyn vornehmlich auf die Unbeſcholtenen richteten, gegen die „welche ſonſt gelehrt, ehrbar und züchtig, aber der heilſamen Lehre der Wahrheit unzugänglich ſeyen.“ Weder Amt noch Gelehrſamkeit, weder Herkunft noch das lutheriſche Glaubensbekenntniß ſelbſt, wofern es nicht mit ihren übertriebenen Meinungen völlig übereinſtimmte, ſchützte vor ihren Verfolgungen. Wie wenig genoß jener Matthäus Weſenbeck die Freiheit des Evangeliums zu Jena, um derentwillen er ſeine Vaterſtadt Antwerpen und den Dienſt ſeines Fürſten verlaſſen hatte [1]).

Nicht länger konnte denn die alte Streitfrage über das Sacrament ruhen. Von Niederſachſen aus begann man den Kampf mit Calvin. Iſt es wirklich böſer Wille zu nennen, wenn die Eiferer auf das Weſen calviniſcher Beweiſe oder Einwürfe wenig Rückſicht nahmen, und nur immer das widerlegten, wovon er ſelbſt ſagte, er bekenne es nicht? [2]) Oder war es natürliche Beſchränktheit eines Verſtandes, der ſich der feinen Unterſcheidungen nicht zu bemächtigen weiß, keinerlei Abweichung von ſeiner Meinung duldet, und ſich in dumpfer Paſſion für Dinge, die ihm einmal eingeleuchtet, in die Fehde wirft? Mit wie groben Händen faſſen dieſe Leute das Geheimniß an, wie gewaltſam betaſtet

[1]) Von der ſtrittigen Excommunication Matthaei Wesenbecii ICti in J. J. Müllers entdecktem Staatskabinet. Erſte Eröffnung S. 38.

[2]) Plank V, 2, 98.

Johann Timann zu Bremen das Myſterium des Abendmahls! Wer ſeine Schlußfolge, aus welcher ſich ergab, daß weil Gott allenthalben, auch das Fleiſch Chriſti allenthalben ſey, nicht ſehr bündig fand, hatte ſeinen Haß zu erfahren, wie ſein Amtsbruder Hardenberg. Der Schutz, den die Domherren dieſem ihren Dompredigter angedeihen ließen, entrüſtete den Grimm ſeiner Gegner. Heßhuſen erklärte, „es ſey eben als wollten ſie eine Mördergrube auf dem Dom anrichten, um die Bürger daſelbſt zu erwürgen, oder eine Batterie daſelbſt aufpflanzen, um die Stadt zu beſchießen.“

Wie dann, wenn dieſe Verfechter extremer Meinungen die öffentliche Gewalt zu leiten bekamen! Welch ein troſtloſer Anblick, jene armen niederländiſchen Flüchtlinge, welche die katholiſche Maria eben aus England verjagt hatte, wie ſie mitten im Winter aus allen den niederſächſiſchen Städten, dahin ſie den Fuß ſetzten, ohne Erbarmen ausgewieſen wurden. Natürlich! ſie neigten ſich in der Abendmahlslehre zu den Vorſtellungen Calvins.

Das ganze lutheriſche Deutſchland war von dieſen Bewegungen erfüllt. In Königsberg hat man nicht allein ausgeſprengt, Oſiander werde von zwei Teufeln in Geſtalt ſchwarzer Hunde begleitet, man hat gepredigt, „der Antichriſt ſey in ihm erſchienen“. Seine Anhänger gingen mit gewaffneter Hand einher; ſeine Gegner ſpien vor denen aus, die in ſeiner Kirche geweſen — es waren ihre Nachbarn und nächſten Freunde. Die Univerſität verfiel [1]); das ganze Land ſpaltete ſich in Factionen. In Jena rückten einmal zehn Fähnlein Soldaten ein, um ein Paar Gegner des Flacius aufzuheben und nach dem Grimmenſtein in Gewahrſam abzuführen. Eben dieſe wurden wieder frei und dagegen 30 Prediger aus der Zahl ihrer Widerſacher zuſammen abgeſetzt. Der Churfürſt von Sachſen verjagte einmal ſämmtliche Flacianer aus Thüringen. Herzog Johann Wilhelm nahm

[1]) Simon Schardius de rebus gestis sub Maximiliano II. Rerum germanicarum IV, p. 14. „cum academia falso Osiandri dogmate de hominis essentiali iustitia collapsa fuisset.“

ſie ſämmtlich wieder auf. Zuſammen kommen die Parteien empor, überwältigen ihre Gegner, werden von andern überwältigt, die dann den Beſiegten wieder einmal Platz machen müſſen. Dieſe geiſtlichen Miniſterien mit ihren Oberhäuptern, leitenden Gedanken, Discuſſionen, ſind den weltlichen Miniſterien heutiger großer Staaten nicht ganz unähnlich; von der Gunſt und Ueberzeugung des Fürſten, von der Dringlichkeit der Umſtände, der Haltbarkeit der politiſchen Richtung die ſich leicht damit verknüpfte, eben ſo abhängig.

Leider gaben dieſe Bewegungen keinen Stoff zu den großen Leidenſchaften, welche in ihrer Aeußerung ihre eigene Befreiung haben; mit den Waffen der literariſchen Verläumdung, des collegialiſchen Haſſes, der übeln Nachrede bei Hofe und in dem Volke, Waffen, welche zwar den Leib unverletzt laſſen, aber die Seele mit kleinen zahlreichen Wunden um ſo ſicherer treffen, bekämpfte man ſich.

Wie mußte Melanchthon zu Muthe ſeyn, der, weil er in lebendiger Anſchauung lebte, von Niemand begriffen ward, dem man jeden Fehltritt, zu dem man ihn gedrängt und fortgeriſſen, über den er ſich beſcheiden entſchuldigt, als ein moraliſches Verbrechen anrechnete! [1]) —— Endlich ſah er ſich dem erwünſchten Tode nahe. Wie wohl noch die Väter unſrer Väter die Sitte hatten, ſchrieb er ſich die Betrachtungen ſeiner Seele in kleinen Sätzen auf. „Du wirſt in das Licht kommen," ſagte er zu ſich; „du wirſt Gott ſehen; du wirſt den Sohn Gottes anſchauen." Nicht allein aber die Hoffnung auf ein zukünftiges Glück, eben ſo tröſtete ihn die bevorſtehende Erlöſung von der gegenwärtigen Unſeligkeit. „Du wirſt," ſchrieb er weiter, „von allen Mühſeligkeiten, von dem unverſöhnlichen Haß der Theologen wirſt du

[1]) Camerarius de vita Melanchthonis c. 86. „multas amaras tunc quasi potiones hausit Philippus Melanchthon et concoxit tacendo et tolerando."

befreit werden." [1]) Wie? waren sie nicht seine Schüler? Er, der Lehrer Deutschlands, der Gründer der protestantischen Theologie, er hatte sie, so zu sagen, erzeugt und erzogen. Sie wären nicht gewesen ohne ihn. Aber den Adel seines Gemüthes, seine menschenfreundliche, große Seele, den Grund, aus dem alle Einsicht und alles Wissen quillt, den hatte er ihnen nicht mittheilen können. Welch ein Leben! So reichbegabt seyn mit herrlichen Kräften; so edel beginnen und die rechte Bahn einschlagen; so wacker aushalten und siegreich kämpfen; die gute Sache in seiner Nation bis nahe an den entschiedenen Sieg führen; immer großgesinnt, duldsam und ohne andere Fehler als die nun einmal eine mit feineren Sinnen ausgestattete zartere Natur bedingen; und eben um dieser willen — denn niemals verzeiht das Geschlecht der Menschen — angefallen, nicht mehr verstanden, gelästert werden, und dies alles bis in das Geheimniß der tiefsten Seele fühlen; unter den Streichen seiner eigenen Schüler erliegen; so sein zerschlagenes und gequältes Haupt nach dem befreienden Grabe neigen! — Tröſten wir uns seines Trostes, daß er befreit ward, daß er schaute, wonach sein gottseliges Herz immer gedurstet hatte.

Ich kann nicht anders finden, als daß diese gewaltsame Behauptung theologischer Theoreme, die doch zu Gottesfurcht, Frömmigkeit und Religion bei weitem nicht einen so unmittelbaren und nothwendigen Bezug hatten, als sie vorgaben, der großen Sache, die man verfechten wollte, nachtheilig und zu der unglücklichen Wendung, welche die deutschen Dinge nahmen, eine Haupturſache wurden.

---

[1]) Adam kommt in Vita Strigelii nochmals darauf zurück: Ut Melanchthon ante mortem dixit: „Cupio ex hac vita migrare propter duas causas, primum ut fruar desiderato conspectu filii dei et coelestis ecclesiae, deinde ut liberer ab immanibus et implacabilibus odiis theologorum": ita Strigelius saepe easdem causas inter precandum usurpare solitus fuit. Vitae theologorum p. 427.

Das letzte Religionsgespräch, zu dem man 1557 nach Worms zusammenkam, war nicht so ganz ohne Hoffnung. Man war frei von Fehde und innerem Kriege; die vorwaltenden Fürsten beider Religionen waren durch ein gemeinschaftliches Interesse vereinigt; der Papst hatte durch seinen Widerspruch gegen die Uebertragung der Kaiserwürde Kaiser und Reich beleidigt, und die Opposition, die immer vorhanden war, neuerdings verstärkt. Eben auf diese kam es an. Hätte man sich über ein paar wichtige Artikel verstanden, so hätte man sich eine große Zukunft eröffnet. Wie sehr wünschte dies unter andern Maximilian! Nicht ohne Schmerz muß man bemerken, daß dies Gespräch nicht an dem Streite der beiden Hauptparteien scheiterte: so weit kam man nicht einmal; es scheiterte an der Entzweiung der Protestanten unter einander. Die weimarischen Theologen brachten eine Instruction zur Ausführung, die aus einem von Flacius dem Herzog eingereichten Bedenken fast wörtlich entnommen war [1]). Wie hätte es anders seyn können, als daß er darin auf eine Verdammung aller der Meinungen drang, die er jemals bekämpft hatte. Man sah sehr wohl, daß man hiedurch eine Spaltung unter den Lutherischen hervorbringen und den Fortgang des Colloquiums verhindern mußte. Man sah es, aber man war entschlossen, von der einmal angenommenen Meinung, wie ausschweifend sie auch war, um kein Jota zu weichen; da half kein Zureden, kein Nachgeben, kein Vermitteln, es kam so weit, daß sich die fünf dissentirenden Theologen mit Klagen über ihre eigenen protestantischen Glaubensgenossen an den katholischen Präsidenten dieses Collegiums wandten, und hierauf sich entfernten. [2]) Was konnte dann noch geschehen? Ich sah zu Rom eine Relation über dies Gespräch an Philipp II, in der ein gewis-

[1]) Plank VI, S. 131.

[2]) Aus dem Bericht des Sarcerius, bei Plank VI, 162.

ses Vergnügen über diesen Verlauf athmet, in der es ausdrücklich heißt: „Ihr Krieg ist unser Friede". [1])

Den Fürsten kann man nicht vorwerfen, daß sie daran Schuld gewesen seyen.

Der Abschied, dessen die oberländischen Fürsten unter der Leitung von Pfalz und Würtemberg 1557 zu Frankfurt übereinkamen, blieb bei der Confession und ihrer Apologie stehen, ohne späterer strengerer Formeln zu gedenken, er erinnerte die Theologen, nicht die allgemeine christliche Einigkeit ihren eigenen Leidenschaften nachzusetzen.

Der frankfurter Receß von 1558, zu welchem sich die meisten Stände augsburgischer Confession unter den Auspicien der drei weltlichen Churfürsten vereinigten, ließ die calviniſtische Vorstellung vom Abendmahl unverdammt; er war verständig und gemäßigt.

In dieser Zeit neigte sich, so viel ich sehe, die Mehrzahl der Gewalthaber einem weitern Lehrbegriff zu, der sehr wohl zu der politischen Stellung stimmte, die sie angenommen. Auf dem Fürstentag zu Naumburg 1561 war jedermann mit den Erklärungen des Churfürsten von der Pfalz zufrieden, obwohl derselbe eine gewisse Hinneigung zu Calvins Vorstellungen so wenig damals läugnen konnte, als späterhin [2]).

---

[1]) Relatio colloquii Wormatiensis ad Philippum II. MS. der Bibl. Altieri zu Rom XXVII, G. 3. enthält nicht gerade besondere Umstände. Der Autor versichert, von den Streitigkeiten der Protestanten seyen die Katholiken „satis superque" unterrichtet gewesen, „aliis adhaerentibus Sneppio et Sarcerio, aliis Philippo et Brentio", als sie ihre bekannten Forderungen machten. „Gavisi sumus non parum, existimantes bellum adversariorum pacem fore nostram." Es folgt in dem MS. eine italienische Relation, die indeß um nichts bedeutender, sondern nur eine Wiederholung der lateinischen ist.

[2]) Bericht Sebastian Glasers an Ernst von Henneberg, 4 Februar 1561, bei Gelbke, der naumburgische Fürstentag S. 96. „Es hat der Ch. Pfalzgraf sein Bekenntniß dermaaßen stattlich und klar gethan, daß Churfürsten und die andern damit gesättigt."

Allein jene Söhne des gefangenen Churfürsten waren nicht zu beruhigen. Hatte ihnen nicht die Behauptung der reinen Lehre Land und Leute gekostet? Und sie sollten dieselbe jetzt, bei so viel geringerer Gefahr aufgeben? Johann Friedrich der Mittlere, den sein Vater den Katechismus unter den übrigen Kindern in öffentlicher Kirche hatte beten lassen, hielt aufs strengste darüber. Dem Receß von Frankfurt setzte er eine förmliche Recusation dieses, wie er es nannte, samaritanischen Interims entgegen. Wie er einmal mit seinem Schwager, dem Pfalzgrafen, und Herzog Christoph von Würtemberg zu Halspach allein war, versprach er allerdings, sich mit der Unterschrift der Confession zu begnügen, seinen Theologen die Streitschriften zu untersagen, und sich alsdann gegen seinen vornehmsten Gegner, Churfürst August, als einen Freund und Vetter zu halten. Eben dies war der Anlaß zu dem naumburger Fürstentage. Allein hier waren seine Theologen wieder um ihn: statt freundlicher Unterredung zu pflegen, erließ er eine heftige Protestation und reiste ohne Abschied weg [1]). Trotzig, hartnäckig, unbeugsam, und doch leidenschaftlicher Einflüsterung nur allzuleicht zugänglich, ging er einem unvermeidlichen Schicksal blindlings entgegen.

Und so wogten die theologischen Streitigkeiten ungehindert weiter. Es war vielleicht der erste große Mißbrauch der Presse, die schon damals eine unwiderstehliche Macht entwickelte. Die Nürnberger waren, wie wir sahen, eine unabhängige, reiche und mächtige Bürgerschaft. Als auch sie einmal, und zwar so viel wir bemerken ohne rechten Grund, von Flacius angegriffen wurden, bedachten sie sich lange; tief fühlten sie die Beleidigung, aber sie

[1]) H. Christoph an Maximilian Stuttgard, 24 März 1562. „Herzog Hans Friedrich in Sachsen (hat) nicht allein ihm den Tag gefallen lassen, sondern auch in die Subscription der augsburger Confession allbereit bewilligt; daß auch die Condamnationes eingestellt sollten werden ihm gefallen lassen, und also des Concepts des Ausschreibens sich mit dem Churfürsten von Sachsen verglichen, und — beschehener Bewilligung zuwider diese Sonderung vorgenommen."

wagten kein Wort zu sagen [1]). So stark war ihr Gegner. Die Fürsten, welche es verstanden hatten Ruhe in dem Reiche zu stiften — denn ihre Uebermacht hielt die entgegenstrebenden Leidenschaften ein — vermochten es nicht diesen erhitzten Fehden Einhalt zu thun. Leider sind dieselben nicht ohne Bedeutung gewesen: sie haben die unglücklichsten Folgen und zwar zunächst für die Protestanten nach sich gezogen.

Tag für Tag schärften, bestimmten, schieden sich die Lehrmeinungen mehr; es kam endlich zu einem Gegensatze der gleichartigen Systeme.

Wenn man betrachtet, wie die protestantischen Parteien noch nach Luthers Tode trotz der schweizerischen Abweichungen ziemlich als eine einzige angesehen werden konnten und wie sie dann in jenen wichtigsten Puncten, der Lehre von der Rechtfertigung und dem Abendmahl, und von ihnen aus weiter zerfielen; wenn man dann die Entwickelung mit einem kurzen Worte bezeichnen wollte, so könnte man, dünkt mich, sagen, daß der eine Theil in dem einen, der andere in dem andern die extreme Ansicht ergriff.

Als die Lutheraner in der Lehre von der Rechtfertigung, von der Annahme des absoluten Rathschlusses Gottes die Menschen selig zu machen, zu dem particularen fortgehen sollten, hielten sie inne: die Art und Weise, beide ohne Anstoß zu vereinigen, fühlten sie, deuteten sie mehr an, als daß sie dieselbe ausgeführt hätten; sie ertrugen es, nicht völlig consequent zu seyn. Ohne sich irren zu lassen, ging dagegen der entschlossene Calvin zu der harten und herben Lehre von der Prädestination fort. „Prädestination," sagt er ohne einige Milderung, „nennen wir den ewigen Beschluß Gottes, kraft dessen er bei sich festgesetzt hat, was mit jedem Menschen geschehen solle. Denn nicht alle werden mit

[1]) Nürnbergischer Rathschlag, den unruhigen Flacium betreffend, 1561, bei Strobel, Beiträge II, 403.

denſelben Anlagen geboren. Einigen iſt das ewige Leben, andern die ewige Verdammniß vorher beſtimmt.“ [1]) Es iſt ſchwer, daß das perſönliche Gefühl der Freiheit ſich hiemit einverſtehe. Dennoch ward dies die Unterſcheidungslehre ſeiner Partei; dem Stifter der lutheriſchen Concordie gegenüber verfocht ſie noch einmal der alte Beza [2]).

In der Lehre von dem Abendmahl faßte die entgegengeſetzte Entwickelung Platz. Calvin, der weder das Geheimniß fallen laſſen, noch die etwas ſinnlichen Vorſtellungen Luthers annehmen wollte, kam auf den Begriff der geiſtigen Subſtanz und der geiſtigen Mittheilung. Die Lutheriſchen dagegen beharrten ohne Wanken bei den Buchſtaben der Einſetzungsworte. Jene ſchneidenden Behauptungen, wie ſie ein Timann gegen Hardenberg geäußert hatte, bildeten ſie zu der Lehre von der Idiomencommunication, nach welcher die Eigenſchaften der göttlichen Natur in Chriſto in die menſchliche ausgegoſſen ſind, und mithin von der Allenthalbenheit auch der menſchlichen aus; einer Lehre, welche dem Gemeingefühl des Menſchen nicht minder widerſpricht, als jene dem perſönlichen.

So ſetzten ſich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Confeſſionen einander völlig gegenüber. Es kam hinzu, daß die beiden Kirchen ſich auch in der Verfaſſung weſentlich unterſchieden.

In unſerm Vaterlande fingen ſie an, ſich beide geltend zu machen. Man weiß, welchen Antheil die doch vielleicht hauptſächlich nur aus perſönlichen Reibungen hervorgegangenen Zänkereien des Heßhuſen zu Heidelberg daran hatten, daß die Pfalz ſich immer deutlicher und entſchiedener von den Lutheriſchen ab-

[1]) Calvini institutiones III, 21, 5.

[2]) Beza: Summa totius Christianismi sive descriptio et dissertatio causarum salutis electorum et exitii improborum. Dieſe Schrift verſinnbildet die Doctrin durch einen Holzſchnitt. Ueber den Streit mit Andred: Schloſſer, Leben Beza's S. 268.

sonderte. Unberechenbar ist die Wirkung die dies auf Deutschland gehabt hat. Sogleich auf dem ersten Reichstage Maximilians II, 1566 zu Augsburg, begann sie hervorzutreten.

Die Protestanten drangen auf die Freistellung der Religion. Glücklich wenn sie einmüthig gewesen wären! Allein wenn unter andern Pfalzgraf Wolfgang eben jenen Heßhusen, den der Churfürst von der Pfalz verjagt hatte, als seinen Rath mitbrachte, wenn dann diesem Churfürsten die rechtliche Theilnahme an den Zugeständnissen des Religionsfriedens von seinen Glaubensgenossen streitig gemacht wurde, konnte dies anders als der Einwirkung der ganzen Partei auf Kaiser und Reich nachtheilig seyn? Gerade die Forderungen dieses Churfürsten waren die entschiedensten.

Und während es zwischen den Protestanten zu einer völligen Spaltung gekommen seyn würde, wenn nicht August von Sachsen, der in derselben nur den Vortheil seiner Vettern von Gotha sah, die er so sehr haßte, sie aus allen Kräften verhindert hätte [1]), waren die Katholiken einmüthiger als jemals.

Nicht allein die Anwesenheit einiger geschickten päpstlichen Nuntien hielt sie zusammen. Sie hatten auch ein bestimmtes Gefühl einer neuen Consistenz.

Das tridentische Concilium war geendigt; es hatte über die streitigen Lehren im Sinne des alten Systems entschieden; es führte eine strengere Kirchenzucht ein; allmählig wurden seine Schlüsse auch in Deutschland angenommen. In Rom gründete man ein Seminar des modernen Katholicismus für Deutschland,

[1]) Bemerkung von Thuanus lib. 39, S. 783. ed. Francof. — Uebrigens ist nach dem Schreiben Christopher Mundts an Cecil, Strasburg, 3 Juni 1567 „differentiae et disjunctionis Germaniae fomes et incendium pertinax illa logomachia de coena domini". Er giebt wie natürlich dem Pfalzgrafen in der Sache selbst Recht; wie wollte man auch in Oberdeutschland den Papisten widerstehn, „Palatino per speciem et culpam violatae confessionis Augustanae everso." So daß auch dies zu befürchten war. Burleigh Statepapers S. 450.

aus welchem junge Deutsche mit wohlbedachter Unterscheidung zum Theil für die höheren Würden, zum Theil für das Lehramt gebildet, hervorgingen.

Während nun die Protestanten in zwei Parteien zerfielen, und wohl Fortschritte machten, aber mehr eine Partei wider die andere als gegen ihre gemeinschaftlichen Widersacher, setzte sich der Katholicismus wieder fest, und in den Besitz eines abgesonderten Gebietes.

Deutschland wurde der Kampfplatz der drei Meinungen und Systeme.

Unternehmungen Maximilians.

Auch mit dem besten Willen hätte Maximilian die Freistellung nicht gewähren können, da die Majorität entschieden dawider, die fordernde Minorität in sich selber entzweit war.

Es fragte sich nun, ob er stark genug seyn würde, die entzweite Nation von dem Ausland abzuschließen, ob er ihr vielleicht sogar durch eine große Unternehmung einen den Entzweiungen überlegenen Schwung mitzutheilen vermöchte.

Dies zu versuchen zögerte Maximilian nicht lange. Immer hatte es ihn gedrückt, daß man den Muth wider die Türken verloren, daß man sie nicht allein in Besitz eines so großen Theils von Ungarn ließ, daß man ihnen sogar einen Tribut von 30,000 Ducaten zahlte, nur damit die kaiserlichen Slavonier und Croaten ihre unter türkische Bothmäßigkeit gerathenen Besitzthümer benutzen dürften [1]). Er schrieb diesen schlechten Erfolg mehr

---

[1]) Micheli 1564 giebt diesen Grund an: — il Turco, al quale si pagano 30,000 duc. acciochè quelli di Croatia di Schiavonia e degli altri confini possino sicuram godere le loro entrate e le loro decime, che hanno dentro nel paese hora occupato del Turco. Er fügt hinzu: per li molti danni che l'impre ha ricevuto del Turco, S. M. si era totalmente avvilita, come è ancora avvilita tutta la na-

der Schwäche des Widerſtandes als der Stärke des Angriffes zu. Er glaubte dem Grafen Nicolaus Zriny, der ihm vorſtellte, die wahre Macht der Türken entſpreche mit nichten ihrem Rufe: habe man nur 70,000 Mann bei einander, ſo könne man ſie mit Gottes Hülfe beſiegen [1]). Dies auszuführen war der Ehrgeiz ſeines für Großthat und Ruhm empfänglichen Gemüthes.

Man kann nicht ſagen, daß Maximilian den Wiederausbruch des Krieges abſichtlich veranlaßt habe; ſo viel aber ergiebt ſich, daß er ihn nicht verhinderte.

Noch lebte Soliman. Er fühlte ſich nicht allein politiſch gereizt: ſeine Tochter Mirmah und Scheik Nurreddin fügten religiöſe Beweggründe hinzu; er erhob ſich, um die Pflichten des heiligen Krieges zum dreizehnten Mal zu erfüllen; noch einmal begleiteten ihn ſeine Poeten mit ihren Wünſchen, die ihnen ſo oft gewährt worden, „daß er ſich ſchaukeln möge, gleich dem Cypreſſenzweig, im Winde des Sieges [2])." So in der Mitte ſeiner Pforte, ſeiner Lehnsleute und ihrer Gefolge — alle ſeine Sklaven — brach er auf wider Deutſchland.

Ohne Murren, einmüthig, wogte dieſe Menge der reiſigen Sklaven heran; die Deutſchen verſtanden leider nicht ſich freiwillig wider dieſelbe zu vereinen.

Gerade der Adel, dem es zugekommen wäre ſein Ritterthum wider dieſelben zu beweiſen, war in einer allgemeinen und lebhaften Gährung gegen die allerdings in ſtarkem Anwachs begriffene Fürſtenmacht. Vornemlich der mächtigſte von allen, Auguſt von Sachſen, war ihm verhaßt. In dieſer Geſinnung fand Wilhelm von Grumbach, nach manchen Gewaltſamkeiten die er begangen, auch nachdem die Reichsacht über ihn ausge-

---

tion Tedesca: ma tutti i pensieri del re erano volti a far questa guerra piu felicemente.

[1]) Wenigſtens legt Isthuanffy Historiarum libr. 22, p. 221 dem Zriny eine ähnliche Rede in den Mund. .

[2]) Ghaſele des Baki bei Hammer osman. Geſch. III, 751.

ſprochen worden, Anhalt und Hoffnung. Hierauf geſtützt, wendete er ſich an jenen Johann Friedrich, der ſich wider Kaiſer und Reich, wider die ganze beſtehende Ordnung, wider die Proteſtanten ſo gut, wie gegen die Katholiken, vorzüglich aber wider Churfürſt Auguſt in Oppoſition befand. Es mochten Hirngeſpinſte ſeyn, die man ihm vorſpiegelte, die Rückgabe des Churhutes, ja ſeine Erwählung zum Kaiſer auf freiem Felde durch die Ritterſchaft; ſo viel iſt gewiß, daß die Aufregung des Adels alle deutſche Landſchaften in Bewegung erhielt [1]). In dem Augenblicke, daß man wider die Türken zu ziehen unternahm, bereitete man ſich zugleich zu einem innern Kriege vor.

Nichts deſto minder war Maximilian beſſer unterſtützt, als ſo leicht kein anderer Kaiſer vor ihm. Der Reichstag hatte ihm eine ſtattliche Hülfe gewährt [2]); ſchon ſtanden ihm zwei bedeutende Heere, unter Salm und Schwendi, bei Comorn und Caſchau. Wohlgerüſtet, von vielen deutſchen Fürſten und Herren

[1]) Dieſe große Aufregung wird unter andern auch durch das Gedicht: die Nachtigall, das Leſſing aus der Wolfenbüttler Bibliothek hervorzog, beſtätigt (Beyträge zur Geſchichte u. Literatur Bd. I). Leſſing fand mit allem ſeinem Suchen keine andere Spur deſſelben, als die Stelle in Heydenreichs Chronik von Leipzig, von welcher er ausgeht. Wenn Er keine fand, ſo gab es wohl damals keine. Später hat man noch andere Gedichte der nemlichen Art und deſſelben Verfaſſers — wie es ſcheint, eines gewiſſen Klewitz — auch einen auf die Vernichtung des unſrigen bezüglichen Befehl des Kaiſer Maximilian gefunden (deutſches Muſeum 1779, I; Walch in Meuſels Hiſt. lit. Magazin IV, 167). Dieſem allen kann man noch hinzufügen, daß Maximilian auch in einem ſeiner Briefe an Chriſtoph (Prag, 12 Apr. 1567) davon redet. Er wünſcht vor allem den Autor zu erfahren. Herz. Chriſtoph iſt der Meinung, es werde von denen geſchmiedet ſeyn, die nunmehr ihren verdienten Lohn zu Gotha empfangen haben.

[2]) Man hat geſagt, ſie ſey ſchlecht geleiſtet worden. Die pfälziſche Inſtruktion von 1576 behauptet, daß man, als man nachgerechnet, gefunden, man habe 7,800,000 G. bewilligt und gegeben. (Häberlin X, 22). Eine allerdings ſehr bedeutende Summe, wenn ſie wirklich gezahlt worden iſt. Am Hofe, wie ſich bei Michell zeigt, läugnete man dies. Wenigſtens langſam mag es geſchehen ſeyn.

begleitet, brach er ſelber von Wien auf. Auf dem Felde von Raika erwarteten ihn die Ungarn. Er hatte ein Heer, zahlreicher als es Zriny früher gefordert.

Ueberdies war dies nicht allein ein ungariſch-deutſcher Krieg. Die geſammte Chriſtenheit ſah ihn noch einmal als einen gemeinſchaftlichen an. Die Herzöge von Toscana und von Savoyen, ſonſt feindſelig gegen einander geſinnt, ſendeten beide ihre Mannſchaften; die Herzöge von Mantua und Ferrara erſchienen ſelbſt mit ſtattlichem Reitergefolge; dem jungen Guiſe folgte kriegsluſtiger Adel von Frankreich; Johann Smith, Neffe des Johann Seymour, Philipp Butſhide und Andere kamen aus England; es fehlte nicht an kühnen Polen; alle die, welche eben in Malta Widerſtand geleiſtet und von einem einzigen Kampfe mit den Osmanen nicht geſättigt waren, erſchienen, um ihr Glück nochmals wider ſie zu verſuchen.

Daß es Maximilian gelungen ſeyn möchte, dieſe allgemeine Bewegung durch einen glücklichen Fortgang in eine beſtändige Richtung zu verwandeln!

Allein er rückte langſam heran und ſchlug ſein Lager bei Raab auf. Zum Angriff wollte er nicht ſchreiten; er ließ es ſeine ganze Sorge ſeyn, den Feind wohlgerüſtet zu erwarten [1]).

Dieſer übte ſeine alte Kriegskunſt und warf ſich auf die nächſt gelegenen Feſtungen, entſchloſſen, ſie um jeden Preis zu erobern. Wie damals auf Szigeth.

War man nicht verpflichtet, dem tapfern Zriny, der es ver-

---

[1]) Wahrſcheinlich hatten auch Schwendi's Lehren hierauf Einfluß. Schwendi, Kriegsdiscurs S. 289. Vom Türkenkrieg. „Alſo iſt dem Kriegs- oder Feldherrn erſtlich dahin zu trachten, daß er ſich mit ſeinem Lager nicht ſo weit bloß oder hinausgebe, daß ihn der Feind hinterziehen und die Proviant oder Fütterung abſtricken oder mit täglichen Lärmen und Scharmützeln ſein Volk ermatten, müde machen und in Schreck oder in ein Unordnung bringen möge, darauf denn die Türken all ihr Thun und Fürnehmen pflegen anzuſtellen.“

theidigte, einem Manne, der nicht um Sold diente, der längs der Küste des adriatiſchen Meeres ein reiches Erbe beſaß, und alle Tage ſeinen eigenen Vertrag mit den Türken ſchließen konnte, zum Entſatz herbeizurücken?

Hätte man es doch verſucht! Soliman unterlag ſeinem Alter, ſeinen Anſtrengungen und dem Klima vor Szigeth, noch ehe es gewonnen war. Hätte man, wie man konnte, ja wie man ſollte, ſein Lager damals angegriffen! Ein dem Chriſtenthum geneigter Derwiſch zeigte ſelbſt ſeinen Tod an, aber man glaubte ihm nicht; man blieb, ohne einen Schritt zu thun, bei Raab ſtehen.

Jene einfach dreiſte Verſchlagenheit des Weſirs, dem Heere den Tod des Sultans verborgen zu halten, trug den Sieg über alle Geiſtesgaben unſers Kaiſers davon.

Es iſt doch eine andere Kraft, das Vermögen der vollbringenden Thätigkeit als alles Talent des auffaſſenden, durchdringenden Verſtandes. Wie ſelten iſt eine vollkommene Vereinigung von beiden. Auch gehört Uebung und eigen erworbene Kenntniß des Feindes dazu, um ihm wie er fordert zu widerſtehn.

Dem Zriny half es nicht, daß er ſich ſo lang und ſo tapfer gewehrt, daß er ſo viele Stürme abgeſchlagen hatte. Es iſt wahr: nie ſtarb ein Kriegsmann ruhmwürdiger; aber er ſtarb, und das Bollwerk, das er vertheidigt hatte, fiel in die Hände des Feindes [1]). Der Erfolg, der dem lebenden Soliman ſo vollkommen günſtig geweſen, blieb ihm ſelbſt im Tode getreu.

Indeſſen ermüdete der harte, unfreudige, erfolgloſe Dienſt im deutſchen Lager die ſtreitluſtigen Mannſchaften. Als die Türken, die man noch immer erwartet hatte, ſich nach vollführter Abſicht zurückzogen, trat auch das große Heer den Rückweg an,

---

[1]) I. Barbaro Relne di Constantinopoli 1573. Ritornò allora (da Zhiget) quel esercito (turchesco) con tanta jattura e danno che sin al presente se ne risentono.

ohne irgend eine nennenswerthe That ausgeführt, ja ohne den Feind nur recht gesehen zu haben.

Der Kaiser sah sich zu einem ganz andern Frieden genöthigt, als welchen er erwartet hatte; er mußte ihn trotz einiger Vortheile, die Schwendi im nächsten Jahre erfocht, wieder erkaufen; er mußte den Tribut der 30,000 Ducaten ferner zahlen, er mußte Szigeth und Gyula sammt ihrem ganzen Gebiete fahren lassen. Und doch fand man diesen Frieden nicht unehrenhaft. So sehr war der Muth der Kriegsvölker, den Türken gegenüber, das Vertrauen auf das Glück des christlichen Namens neuerdings gefallen [1]). Den Türken-Krieg wieder aufzunehmen konnte Maximilian selbst durch eine so große Gelegenheit nicht wieder bewogen werden, wie die Liga zwischen Spanien, Venedig und dem Papst, oder durch einen so großen Erfolg wie der Sieg von Lepanto war.

Auch nahm jener kriegerische Geist, der unsere Nationen immer belebt hat, schon in dem nächsten Jahre entschieden eine andere Richtung.

Die Ankunft Alba's in den Niederlanden brachte zwar die dortige Bewegung zu einer augenblicklichen Betäubung; allein sie regte den Westen von Europa nur um so mehr auf. Man schlug sich in Schottland. In Frankreich kam es zu den gefährlichsten innern Kriegen, die dieses Land jemals erlebt hat.

Für uns wäre es darauf angekommen, den Nachwirkungen, welche diese Kämpfe durch die Verzweigung der Parteien auch in Deutschland hervorbringen mußten, so viel als möglich vorzu-

---

1) Micheli 1571. I Tedeschi erano avviliti contra il nome di Turchi, conciosiacosachè da quaranta anni in quà hanno sempre perduto; con Giula e Zighet era perduto un paese che abraccia piu di 60 miglia ungh.; — e piu per la riputation. L'impre anco con la vittoria (del 1571) è dubio, se non si viene seco ad offerte et a partiti che le parino ben assicurati.

beugen, und uns nicht zu Verfechtern und Theilnehmern an einer Fehde zu machen, die uns wenig anging.

Allein wenn Wolfgang von Zweibrücken ein ſtattliches Heer den Proteſtanten zu Hülfe nach Frankreich führte, ſo hatten auch die Gegner deutſche Truppen. Bei Montcontour ſtritt ein Naſſau wider einen Mansfeld.

Wie ſehr mußte die Unordnung dieſer Kriegszüge, mußte das deutſche Blut, das die Deutſchen im Ausland vergoſſen, zu Hauſe nachwirken: da doch die Religion, welche dort der Anlaß war, auch hier ſtreitig blieb.

Maximilian machte einen Verſuch, einem ſo großen Uebelſtande abzuhelfen; auf dem Reichstage von Speyer im Jahr 1570 trug er darauf an, den Kriegswerbungen der ausländiſchen Fürſten Einhalt zu thun; und gegen einen Landfriedensbruch, der durch die Frechheit des gardenden Kriegsvolkes ſo leicht veranlaßt werde, Rüſtkammern in jedem Kreiſe einzurichten und eilende Hülfe vorzubereiten [1]). So weit unterſchied ſich ſein Vorſchlag nur wenig von frühern Anordnungen, ſo weit ließ ſich, wenn nicht auf ſtrenge Ausführung, doch im Allgemeinen auf die Beiſtimmung der deutſchen Fürſten zählen. Allein Maximilian ging einen Schritt weiter. Er fügte hinzu, nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Kaiſers ſolle man künftig fremden Fürſten zuziehen dürfen; über die eilende Hülfe ſolle ein allgemeiner Kriegsoberſt geſetzt werden. Dies widerſprach dem Begriff den die Fürſten von der deutſchen Freiheit hatten; am lauteſten widerſetzte ſich Johann Wilhelm von Sachſen. Die Abſicht, einen bleibenden Kriegsoberſten anzuſtellen, erregte ſogar einen gewiſſen Unwillen. Auch Schwendi, der zu der Stelle des Kriegsoberſten auserſehen

---

[1]) Häberlin N. D. R. Bd. IX. Ich finde merkwürdig, daß in der Antwort, die Maximilian 1568 auf einen ziemlich eben dahin zielenden Antrag der Franzoſen gab, die Gegengründe angeführt ſind, die man dann wider ihn geltend machte. Z. B. „ne arguatur facere contra libertatem Germanicam.“ Schardius Rerum Germ. IV, 107.

zu seyn, und Zasius, der mit ihm Antheil an dem Plane zu haben schien, bekamen diese Mißgunst zu fühlen. Wir vernehmen, der Kaiser hätte viel darum gegeben, einen solchen Vorschlag niemals gemacht zu haben [1]).

Wie aber? Wäre es auch damals noch zum allgemeinen Besten gewesen ihm eine solche Macht anzuvertrauen? Hatte er sich denn selbst von einer einseitigen Verbindung mit dem Ausland so ganz frei gehalten?

Veränderte Stellung Maximilians.

Allmählig nehmen wir eine Veränderung in der politischen Haltung des Kaisers wahr, eine Veränderung welche mit der Entwickelung seiner religiösen Meinung enge verwebt ist.

Zwar wenn man behauptet, Cardinal Hosius habe ihn zum Katholicismus zurückgebracht, so weiß ich mich davon nicht zu überzeugen. Hosius deutet es mehr an, als daß er es sagen sollte; in den Berichten von seinen Gesprächen sagt er nur, er habe geglaubt Eindruck zu machen, es habe geschienen als sey Maximilian ergriffen gewesen. [2]) Und auch dies sogar könnte

---

[1]) Die besonderen Umstände giebt allein Micheli an. Tutte le provisioni et ordini proposti da S. M. e di un publico armamento e d'un publico erario e di un capitano generale con altri capi inferiori non solo furono rigettate sotto colore che venisse impedita l'antiqua libertà di Germania, ma S. M. per questo incorse in una grave et universale indignatione degli stati contra di lei onde S. M. haveria pagato assai a non ne aver parlato e ne furono grandemente imputati come autori di questo il Swendi et il Dr. Zasio, questo Vicecancre e consre di stato di S. M. Cesarea e quello di snprema autorità appresso la M. S. nelle cose di guerra, tenuto che occultamente per suo interesse e per propria ambitione aspirasse a questo generalato.

[2]) Von den Conferenzen des Hosius mit Maximilian existiren zwei Berichte, der eine in den Briefen desselben an die Kardinäle Borromäo und Morone bei Raynaldus, Annales ecclesiastici tom. 21, p. 218,

man bezweifeln. In einem seiner Briefe erzählt Maximilian, er habe nicht Lust gehabt, mit Hosius tiefer einzugehen, er habe es vorgezogen, ihn bei seinen Behauptungen zu lassen. War es etwa nichts als dies Stillschweigen, was sich der Controversist so günstig auslegte? Wenigstens sind jene schneidenden Aeußerungen des Fürsten über das Concilium von späterer Zeit. Im Jahr 1560 soll ihn Hosius bekehrt haben; noch 1561 fragte Maximilian bei verschiedenen protestantischen Fürsten an, welche Hülfe er erwarten könne, falls er um der Religion willen verfolgt, ja verjagt werde.[1]) Damals hielt er sich noch als der starke Löwe, der heldenmüthige Daniel, wofür ihn sein Hofprediger erklärt hatte.

Doch will ich nicht läugnen, daß Hosius einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht habe. Wenigstens war es gerade die verwundbarste Stelle des Fürsten, bei der er ihn am unablässigsten angriff.

Die unglückseligen Streitigkeiten der Protestanten unter einander waren demselben lange verhaßt. In allen seinen Briefen an Herzog Christoph dringt er auf eine Vereinigung in der Lehre, die dem Papstthum ans Leben greifen werde. Er sagt, ihm werde bei so vielerlei Meinungen die Weile lang, man gebe damit dem Feinde das Schwert in die Hände, es sey nichts worüber derselbe so sehr triumphire. In seinem einsamen Nach-

---

der andere unter dem Titel Relatio Stanislai Hosii de actis in legatione Germanica, wie man schon aus diesem Titel sieht, eigens von ihm verfaßt, bei Bzovius, Annales ecclesiastici tom. 20, p. 411. Sie stimmen oft Wort für Wort überein. Hosius Ausdruck ist: visus est huic sermoni meo rex assentiri (Schreiben vom 29 Jan. 1560); oder cum hoc audisset a me, serenitas illius visa est non mediocriter commoveri, oder audivit me patienter neque visus est illi sermo meus ingratus accidere (Schreiben vom 31 Oct. 1560). Maximilian dagegen sagt 23 Jul. 1560, allerdings bei einer besondern Gelegenheit: „Wir aber haben uns in kein Gespräch mit ihm (Hosius) einlassen wollen, sondern gleich dabei gelassen."

[1]) Bei Pfalz, Würtemberg und selbst Hessen. Werbung des Warnsdorf bei Rommel Philipp d. G. II, 577.

denken ging er damit in ſich ſelber um. Man erinnert ſich, daß er einmal Melanchthon elf Fragen vorlegen ließ; es iſt bedeutend daß die drei erſten derſelben ſich auf die Möglichkeit einer Schlichtung von Glaubensſtreitigkeiten beziehen. Von dem Gedanken einer Einheit der Kirche konnten ſich edle Gemüther am ſchwerſten losreißen. Von dieſer Seite, wie geſagt, griff ihn Hoſius an. Dinge wie die Abweichung der geänderten Augsburger Confeſſion von der ungeänderten, der Widerſpruch in den die bedeutendſten Proteſtanten mit ſich ſelbſt gerathen ſeyen [1]), die Aergerlichkeiten der Anfälle eines Wigand und Gallus auf Melanchthon, ſtellte er ihm hauptſächlich vor, er brachte die erbitterten Streitſchriften mit, die von der neueſten Meſſe angekommen waren. Eben dieſen Weg ſchlugen alle Anhänger des Katholicismus bei dem Kaiſer ein. Chyträus wiederholt den Proteſtanten, nichts ſchade ihnen bei demſelben mehr als dies ihr kadmeiſches Kämpfen unter einander, dieſe täglich wachſende Heftigkeit, dieſe Anarchie ihrer Kirchen [2]).

So weit zwar brachten es dieſe Vorſtellungen nicht, daß Maximilian völlig auf die andere Seite getreten wäre. Allein ſo weit doch, daß er in dem Mißbehagen, das die inneren Entzweiungen der Proteſtanten in ihm hervorbrachten, dem eben hierauf gegründeten Andringen der Gegner weniger Widerſtand entgegenſetzte. Er bequemte ſich, einen Hofprediger anzunehmen, Zitthard von Aachen, der, obwohl er nur zu den ſehr Gemäßigten gehörte, doch für katholiſch gehalten ward; und wohnte alle Sonntage der Meſſe bei.

---

[1]) Hoſius: an Morone 25 Sept. „— mihi sum animadvertere visus, pluris a rege Philippum fieri: quem ego prae ceteris insector quoties cum rege mihi sermo est, et multis argumentis, quod sacramentarius fuerit, demonstrare conor.

[2]) Chytraeus ad Marbachium, 8 Juli 1568. Er ſchrieb es nach einem Geſpräch mit Schwendi. Raupach Ev. Oeſtreich II, S. 189.

Allmählig entwickelte sich in diesem Fürsten — er war einer der ersten — das Bedürfniß, das Gefühl der Toleranz, zwar allerdings nicht einer allgemeinen, aber der beiden Hauptparteien neben einander. Den Forderungen des Papstes, die Evangelischen zu unterdrücken, gab er nicht nach. Aber auch seinen evangelischen Ständen, welche die Verjagung der Jesuiten forderten, wußte er zu antworten: seines Amtes sey nicht, Jesuiten zu vertreiben, sondern die Türken. Es war eine leise Erweiterung dieses Gedankens, daß er zwischen katholischer und römischer Kirche unterschied. Er befahl ausdrücklich die Doctoren bei der Wiener Universität, nicht mehr auf die Gemeinschaft der römisch-katholischen, sondern nur der katholischen Kirche zu verpflichten [1]).

Allein in welches Jahrhundert war er mit dieser seiner Gesinnung gekommen! Wie tief bewegten ihn die blutigen Auftritte in Frankreich und den Niederlanden. Wie sehr beklagt er sie in jenem schönen Briefe den er an Lazarus Schwendi erließ. „Religionssachen, sagt er, könne man nicht mit dem Schwerte richten. Kein Ehrbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender werde das sagen. Das Schwert der Apostel sey die Zunge, die Lehre und der christliche Wandel gewesen. Leider gehe es auf der Welt so zu, daß man wenig Lust und Ruhe dabei habe." [2])

So erhob er sich zu immer gemäßigtern, reinern, mildern Gesinnungen. Allerdings, wenn irgend einem Andern, so war es ihm natürlich. Er stand nun einmal zwischen Protestanten und Katholischen, keinem entschieden angehörig, in der Welt.

Sich in einer solchen Stellung zu behaupten ist kein Werk einer schwachen Natur: mir scheint, es gehöre der entschiedenste, kraftvollste Wille dazu.

---

[1]) S. dies merkwürdige Decret bei Raupach II, 161. Die Promotion eines gewissen Sigmund Eyßler gab nach Pantaleon und Schelhorn den nächsten Anlaß.

[2]) In Goldast Reichssatzung Ander Theil S. 324.

Die Welt liebt und bewundert am meisten einseitige Richtungen, weil sie zu nahmhaften Erfolgen zu führen pflegen. Ohne Zweifel aber wird noch größere Kraft erfordert, eine gemäßigte Meinung in der Mitte heftiger Parteien unter widerstreitenden Ansprüchen geltend zu machen und durchzusetzen.

Ob aber auch Maximilian diese moralische Stärke besaß?

Anfangs war er offenbar der protestantischen Partei auch politisch zugethan. Jeder Verfolgte fand bei ihm Aufnahme und Unterstützung. Mit allen Unterthanen Philipps II, welche die Opposition wider die katholische Richtung hielten, die dieser Fürst einschlug, hatte er geheimes Einverständniß; er war auf der Seite Oraniens und Egmonts [1]). Dies war ihm sogar in deutschen Verhältnissen nützlich, da der erste mit Sachsen, der andere mit der Pfalz in naher Verbindung stand.

Daß sich dies änderte und zwar rascher und vollkommener, als man hätte vermuthen sollen, dazu trug ein Ereigniß am meisten bei, das sonst nicht in diese Reihe von Begebenheiten zu gehören scheinen sollte: die Katastrophe des Prinzen Don Carlos.

Der Tod des Erben von Spanien gab der deutschen Linie des Hauses Oestreich eine neue Beziehung zu jener Monarchie. Da König Philipp den Plan faßte, sich mit einer Tochter Maximilians zu verheirathen und seine Infantin an einen Sohn desselben, so mußte die Monarchie auf die eine oder andere Art an die Erben des Kaisers kommen.

---

[1]) Micheli 1564. Riceve et assicura tutti quelli, che ricercano la S. M. per causa della religione, di che natione si siano. — So che occultamente fuori di Germania da ancora provisioni grosse a persone ritirate per questo rispetto della religione. S'intertiene studiosam con molta unione e domestichezza con tutti li sudditi del re di Spagna di altra natione che Spagnoli, specialmente con li Fiamenghi e con li piu grandi, come il principe d'Oranges, che è il primo e nepote per la moglie del Duca di Sassonia e con il conte d'Aghemont, cognato dell' elettor Palatino e tutti li altri.

Auf dieſen machte das einen um ſo größern Eindruck, da er ſchwächlich von Natur, keinesweges eines langen Lebens gewiß und mit einer großen Familie beladen war.

Indem ihm aber Philipp dies vorſtellte, verſchwieg er ihm nicht, wozu es ihn verpflichte. Er machte ihn darauf aufmerkſam [1]), daß die ſpaniſchen Reiche, ſchon an ſich nicht ſehr geneigt fremde Fürſten anzunehmen, die Vermählung einer Infantin mit dem Sohne eines ketzeriſchen Kaiſers ſchwerlich geſtatten würden. Er ſelbſt würde ſich ein Gewiſſen daraus machen, da das Seelenheil einer ganzen Nation ſich hieran knüpfe. Auch würde er nicht die Tochter des Kaiſers, ſondern wieder eine franzöſiſche Prinzeſſin zur Gemahlin ſuchen.

Ich weiß nicht, wie Maximilian dies aufnahm, immer haben ſeine proteſtantiſchen Freunde gefürchtet, er möge ſich von Hoffnung und Gefahr allzu ſehr irren laſſen [2]); ſo viel iſt nicht zu läugnen, daß ſeine ganze Politik allmählig eine andere Richtung nahm.

„Ich kann mit Grund der Wahrheit verſichern," ſagt Micheli 1571, „daß ich in S. Maj. eine große Veränderung wahrgenommen habe. Wenn er ſich früherhin und bis zum Tode des Prinzen Karl als einen Nebenbuhler des Königs von Spanien zeigte, und von demſelben bei jeder Gelegenheit nicht eben

---

[1]) Dispaccio dell' ambasciatore Venetiano alla corte di Spagna 1568 9 Nvbre (Archivio di Vienna). Il re scrisse all' imperatore passi d'estrema importantia: tragli altri questo della sua successione quando di lui non restasse altra posterità, che queste infante; perciochè questi regni, che mal volontieri admettono principi forastieri, haveriano grande occasione di tumultuare per non lasciar seguir il matrimonio di esse in li figlioli d'un imperatore heretico. Er werde, fügte er hinzu, dazu nicht helfen, per non dar ansa alla perditione e dannatione di tante anime.

[2]) Es ſind die persuabilia hujus mundi, vor denen ihn bereits zehn Jahr zuvor Herzog Chriſtoph warnt, 29 October 1558. Lebret IX, 140.

ſehr ehrenvoll ſprach, ſo hat er jetzt eine andere Manier angenommen, und redet von ihm nicht anders, als mit dem größten Reſpect.“

Und ſo knüpften ſich allmählig die Bande wieder, deren Löſung für Deutſchland ſo vortheilhaft geweſen.

„Gegenwärtig,“ fährt Micheli fort, „thut man von Seiten des Kaiſers nichts, ja man denkt nichts, man faßt keinen Plan, ſey er groß oder klein, der nicht den Spaniern mitgetheilt, mit ihnen berathen würde; wie ſie beſtimmen, ja oder nein, ſo wird es ausgeführt.“ [1])

Schon dies näherte den Kaiſer, wie ſich von ſelbſt verſteht, allen Katholiken und dem Papſte. Es geſchah dies aber auch unmittelbar. Der Kaiſer hatte Ausſicht, die Krone von Polen entweder für ſich oder für einen ſeiner Söhne zu erlangen; nur durch Beiſtimmung und Unterſtützung des Papſtes und ſeiner Legaten vermochte er es.

Nach dieſen Verhältniſſen geſtaltete ſich nunmehr die deutſche Politik. Der Kaiſer neigte ſich immer mehr zu den katholiſchen Ständen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß es für einen Kaiſer nützlich ſey, katholiſch zu bleiben. Würde er offen zum Proteſtantismus übergehen, ſo würden auch die Prälaten es ſchon um deswillen thun müſſen, um nicht völlig unterdrückt zu werden. Alles wäre dann eine einzige Partei, einer würde ſo

---

[1]) Die Worte Micheli's 1571: Non che si faccia, non si pensa pur dal canto dell' imperator cosa nè piccola nè grande, che non sia partecipata, consigliata e poi eseguita o al si o al no secondo che viene di là. Colla potentia di Spagna si fortifica e si autoriza in tutte le azioni e con li suoi medesimi Tedeschi e con altri. Die Spanier ſuchten ihn dabei zu halten. E per mettere S. M. in maggior sospetto e gelosia della successione, se pure avvenisse il caso che il re non avesse maschi — consigliano e procurano, di promovere ad ogni sorte di grado e di grandezza questo D. Giovanni d'Autsria. Welche Verflechtung von wider einander laufenden Intereſſen, die alle wirkſam waren!

viel bedeuten wie der andere, und der Kaiſer ſchlechthin nicht mehr, als er nach den beſchränkten Kräften ſeines Erblandes vermöge. Für ihn war es nützlich, das Haupt einer Partei zu ſeyn. Sie in Pflicht zu halten, dazu bediente ſich Maximilian jetzt des Anſehens König Philipps, nicht mehr wie einſt der Gegner deſſelben.

Sehr wohl bemerkte man dies in Deutſchland; man hielt einen Fürſten, der ſo gar nicht die Erwartungen befriedigte, die er erregt hatte, für unzuverläſſig; das Vertrauen kehrte ſich in Argwohn um; man hegte Beſorgniſſe von geheimen Anſchlägen und verderblichen Verbindungen aller Katholiken, zu denen der Kaiſer ſich einverſtehe.

Es iſt ein ausführliches Bedenken Schwendi's über die Regierung des Reichs unter den damaligen Umſtänden übrig, in welchem er vor allen dieſen Punct entwickelt: „Darum habe die ganze deutſche Nation den Kaiſer mit Frohlocken empfangen, weil man von Jugend auf ein gut deutſch aufrichtiges Herz bei ihm geſpürt. Jetzt aber, ſeit er dem Unweſen in den Niederlanden nicht Einhalt gethan, ſeit man glaube, er handle mehr aus Rückſicht auf fremde Potentaten, als auf das Beſte des Reiches, werde das Mißtrauen in der einen Partei immer ſtärker, ohne daß es doch in der andern Partei unterdrückt werden könne. Es könne leicht etwas geſchehen, „was das gloſſend Feuer wie ein jäher Wind entzünde und anblaſe.“ [1])

---

[1]) Schwendi. Unſerm Venezianer Michell war dies nicht entgangen. **S. M. se bene in tutti li tempi per la impotentia sua fosse poco temuta, come avveniva anche a Ferdinando suo padre, però pareva pure, che fusse amata e consequente[m] rispettata: hora è mancato assai e ogni dì va piu raffreddandosi quel amore e rispetto, che prima li era portato; perchè pare che restino ingannati dal procedere di S. M. in tutto quello che aspettavano e si promettevano da lei et in conto di guerra e per conto della religione; la tengono per persona che procede con duplicità, avendola intrinsecamente per papista con opinione che hanno, che la S. M. a destruttione della loro religione e con fine di sottometterli abbia oc-**

Von den Landeskirchen und dem Anfange der Herstellung des Katholicismus.

Nein, sobald als man dies erwarten mochte, geschah es nicht; vorher hatten die Dinge noch Raum sich auf ihre eigene Art und Weise zu entwickeln.

Es war keine Vergleichung der Religion gestiftet: es war keine allgemeine Anordnung getroffen, um die unvermeidlichen Reibungen zu verhüten; man hatte der Thatkraft der Nation weder eine neue und überwiegende Richtung gegeben, noch sie gegen das Ausland abgeschlossen; die Wogen der allgemeinen Bewegung schlugen in Deutschland hin und wieder.

Zunächst setzten sich dann die streitenden Kräfte in den einzelnen Fürstenthümern, in denen sich das Bedürfniß von Einheit am unmittelbarsten geltend machte, auseinander.

Allenthalben, auch da, wo man die Sachen ruhiger schlichtete, war es eine ganz neue Vereinigung von Kirche und Staat, von theologischen und politischen Interessen, wodurch die Verfassungen bestimmt wurden. Nähern wir uns einen Augenblick diesen Einzelheiten.

Man weiß wie eng Reformation und Landeseinrichtungen in Würtemberg zusammenhingen. Eben darauf beruhte die Verfassung, daß sich die nunmehr lutherischen Prälaten mit der Landschaft vereinigten die Schulden zu übernehmen; daß der Ueberschuß aus dem Kirchengute, dessen man sich hiezu so gut zu bedienen wußte, zu gemeinschaftlicher Verwaltung der beiden Stände gestellt ward. Auf dem Landtag von 1565, wo man

---

culta intelligentia e con il Pontefice e con li re di Franeia o di Spagna hora sui generi e che per scoprir si aspetti tempo et occasione; e tanto pin lo credono quanto che anno veduto per rispetto del re di Spagna non solo ha favoriti ma abandonati quelli di Fiandra e delli paesi bassi.

nach langen Bemühungen ſich endlich hierüber verglich, beſtätigte zugleich der Herzog Confeſſion und Kirchenordnung zu ewigen Zeiten: „falls er ſelber eine Aenderung vornehmen wolle, ſo ſolle man nicht verpflichtet ſeyn, in ſolche zu willigen;“ und hierauf richtete ſich dann der Ausſchuß der Landſchaft in einem eigenen Hauſe mit einem Gewölbe zu der geheimen Truhe für die Caſſe ein [1]). Die Landesverfaſſung kam in Uebung, die bei dritthalb Jahrhunderte hindurch Würtemberg ausgezeichnet hat. Man bemerke, daß ſie durch eine Vereinigung des Fürſten und ſeiner Stände in dem nemlichen Intereſſe zu Stande kam. Meiſter Caspar Wild, der hiezu ſo viel beigetragen, war zugleich der Rath des Fürſten und der Landſchaft [2]).

In anderen Gebieten, z. B. in Braunſchweig, wo das Land nach langem Harren endlich einen proteſtantiſchen Fürſten erhielt, war es nicht ſchwer dies nachzuahmen.

Merkwürdiger iſt, daß etwas ähnliches zuweilen auch da geſchah, wo ſich Fürſt und Land in dem wichtigſten Puncte, dem Glauben ſelbſt, doch eigentlich nicht vereinigten: wie in Oeſtreich. Freilich gehörte dazu ein ſo gemäßigter Fürſt, der ſeine Stellung zwiſchen den Parteien nahm, wie Maximilian II.

Es war eine Uebereinkunft, den Vergleichungen in proteſtantiſchen Ländern nicht ganz unähnlich, wenn auf der einen Seite Maximilian ſeinen Ständen von Herren und Ritterſchaft verſtattete, den Gottesdienſt der Augsburger Confeſſion gemäß einzurichten, dieſe dagegen ſich durch einen förmlichen Reversbrief verpflichteten, keine andere Lehre zu dulden als welche die Augsburger Confeſſion enthalte, keine andere Ceremonien anzunehmen als die neue Agende ausweiſe [3]). Der Kaiſer hatte den ent-

[1]) Pfiſter, Geſchichte des Herzog Chriſtoph, S. 545, 598.

[2]) S. unter andern die Stelle aus Lieblerus de vita M. Caspari Wildii bey Schnurrer: Erläuterungen der Würtemberg. Kirchen-, Reformations- und Gelehrten-Geſchichte, S. 273.

[3]) Reversbrief der Stände bei Raupach Ev. O. I, 128; auch bei Waldau: Geſchichte der Proteſtanten in Oeſtreich iſt er abgedruckt.

ſchiedenſten Widerwillen gegen alles, was er Secte nannte. Die Agende hat er nicht allein angeordnet — er gab ihrem Verfaſſer, Chyträus, die Weiſung, von dem Papſtthum ſo viele Ceremonien beizubehalten als möglich — er hat ſie ſelbſt durchgeſehen und verbeſſert. Nicht im Widerſpruch mit dem Landesherrn, ſondern unter ſeiner wohlbedachten Leitung wurde die neue Lehre in Oeſtreich eingeführt. Freilich ſchloß ſie ſich dem Intereſſe deſſelben auch noch ſonſt ſehr wohl an. Derjenige Theil ſeines Landesadels, der die Prinzipien der neuen Lehre auf fremden Univerſitäten eingeſogen, hatte ſich daſelbſt auch übrigens zu größerer Geſchicklichkeit ausgebildet, als ſich die Zurückgebliebenen zu erwerben wußten, und, zurückhaltend in der einen, brauchbar in der andern Hinſicht, alle Landescollegien eingenommen und mit ſeinen Anhängern erfüllt. Hier nun machte er die Rechte des Staates gegen die Kirche geltend; es war ihm leicht, Kaiſer Maximilian, der ohnehin dazu neigte, zu überzeugen, daß er berechtigt ſey, geiſtliche Güter auch ohne Vorwiſſen des Papſtes und der Biſchöfe zu veräußern. Beinahe, wie in proteſtantiſchen Ländern, verſchenkte und verſetzte man die Klöſter; nicht viel anders als in Würtemberg nöthigte man diejenigen, die man verſchonte, den Ueberſchuß ihres Einkommens an die Kammer zu zahlen. Auch hier ward Verwaltung und Stände, wie das in deutſchen Gebieten immer der Fall geweſen iſt, enge vereinigt. [1])

Jedoch ſcheint dies nur da Statt gehabt zu haben, wo der Proteſtantismus an die Stelle der bereits in ſich verfallenen alten Einrichtungen trat.

Sobald man innerhalb des Proteſtantismus ſelbſt in Entzweiungen gerieth, kam man nicht ohne Kampf auseinander, einen Kampf, in welchem dann der Stärkere, wie zu geſchehen pflegt, den Platz behielt.

---

[1]) Eine außerordentlich merkwürdige Auseinanderſetzung dieſer Dinge vom Cardinal Cleſel findet ſich bey Khevenhiller: Annales Ferdinandei. VI, 3152.

Nicht mit dem Tode Oſianders war es, daß die Anhänger deſſelben im Herzogthum Preußen verfielen: es erwartete ſie ein andres Geſchick. Geraume Zeit nachher gelang es ihnen noch einmal, zugleich in der Kirche und in dem Lande mächtig zu werden. Johann Funk, Schüler Oſianders, war zugleich Hofprediger und Beichtvater, Rath und Schatzmeiſter des Herzogs. Er benutzte ſeine Stellung, um den Exorcismus aus der Taufe zu verbannen, und überhaupt eine neue Kirchenordnung einzuführen. Allein er begnügte ſich damit nicht. Herzog Albrecht ertrug die Beſchränkung die er ſich durch ſeine beiden Gnadenprivilegien ſelber aufgelegt, doch nur mit Unwillen. Er ſah ſich von ſeinem Adel nicht viel anders eingeſchränkt als es einſt der Hochmeiſter von dem Kapitel geweſen war. In dieſer Bedrängniß kamen ihm die Oſiandriſten zu Hülfe. Funk wußte die mächtigen Regimentsräthe zu verdrängen, und die Landesverwaltung in die Hände ſeiner Freunde zu bringen. Er ließ Abgaben fordern und Truppen werben. Der Herzog ſchloß ſich an die Bürger; ſeine Gemahlin fing an bürgerliche Kleidung zu tragen.

Wie konnte man erwarten, daß ſich der Adel nicht hiewider ſetzen würde. Er war entſchloſſen und kannte die Mittel.

Er bewirkte, daß eine polniſche Commiſſion ins Land geſendet wurde; dieſe Commiſſion überließ dem kneiphofiſchen Gerichte, d. i. dem Adel ſelbſt, den Austrag der Mißhelligkeiten.

Hierauf mußte Funk, ſammt ſeinen Freunden, mit dem Leben büßen. Wie er zugleich kirchliche und politiſche Neuerungen gemacht, ſo hob ſie der Adel mit einander auf.[1]) Es hängt

---

[1]) Klagen über Funk bei Leutinger de Marchia eiusque statu p. 524. Quis ferret aulae deliberationes et consilia ad unius arbitrium revocari: — — hominem externum pedem unum in suggesto, alterum in aula habere — —, ignotae stirpis exteros incolis nobilissimarum familiarum praeferri, suae farinae hominibus officia atque munera conspectiora demandari. Funk entgegnete unter andern: non principes, viri Borussi, sed nomina principum vultis.

sehr gut zusammen, daß nunmehr auf der einen Seite die Gesammtheit der Privilegien des Adels bestätigt, das Recht unbewilligte Auflagen zu fordern dem Herzog völlig abgesprochen, und eine Art von Aufsicht über ihn angeordnet wurde [1]) — und daß man auf der andern die vertriebenen Prediger wieder berief, eine streng lutherische Formel festsetzte, und im Jahre 1567 die Verordnung veranlaßte, daß ferner Niemand, der sich dieser Formel nicht füge, ein geistliches, ja nicht einmal ein weltliches Amt erhalten dürfe; — alle Einwohner hohen und niedern Standes sollen bei derselben zu ewigen Zeiten verbleiben. [2])

Auch in Sachsen, im Schooße des Protestantismus, traten innere Entzweiungen ein. Die anticalvinistischen Bestrebungen des Churfürsten August hängen ohne Zweifel mit seiner auswärtigen Politik zusammen. Wir werden darauf zurückkommen. Jedoch möchte ich nicht sagen, daß sie nicht auch zu der Landesverwaltung einen besondern Bezug gehabt hätten. Wenn man bemerkt, daß der bedeutendste Mann der in diese Unruhen verwickelt ward, D. Georg Cracau, zugleich eine Aenderung des Rechtszustandes überhaupt hervorzubringen, und namentlich durch die Constitutionen, die er von seinem Fürsten verkündigen ließ, deren Fabricator er sich selbst nannte, dem römischen Recht ein entschiedenes Uebergewicht über das einheimische Herkommen zu verschaffen beabsichtigte; wenn man ferner wahrnimmt, wie große Gährung dies bei dem Adel und in den Stadträthen veranlaßte, und wie hartnäckig er nichts desto minder darüber hielt: so sollte man wohl vermuthen, daß seine großen Unfälle damit zusammengehangen. In Leipzig waren hierüber alle Doctoren des Rechts aus der Rathstube verdrängt worden. Eben der Bürgermeister Rauscher, der seine Gewalt hiedurch gründete, hat darauf an dem Prozesse der Verhafteten einen großen Antheil gehabt. Nach

[1]) Chytraeus Chronicon Saxoniae, p. 631.
[2]) Bei Planck Gesch. d. p. L. IV, 441.

dem Falle desselben hat man die alten herkömmlichen Ordnungen den Städten wiederum nachgesehen [1]).

Unter solchen Umständen, in so eigentlichem Kampfe, mußte sich natürlich die Sache auch zuweilen zu einem entgegengesetzten Ergebniß entscheiden. Nicht die Aristokratie und die orthodoxe Lehre, wie im Herzogthum Preußen oder in Sachsen, sondern die populare Partei und die Hinneigung zum Calvinismus behielten in Bremen die Oberhand. Von dem Rathe war Hardenberg verfolgt worden; die Majorität der Bürger, die demselben anhing, unter der Leitung ihres Bürgermeisters Büren, verjagte am Ende den alten Rath und beschränkte den neuen dahin, daß er in Religionssachen niemals etwas vornehmen solle, es wäre denn mit Rath und Vollbort der Gemeine [2]). Freilich eine Anomalie unter diesen streng lutherischen und streng aristokratischen Städten von Niedersachsen.

Wie aber? Sollte nicht diese Wechselwirkung der Politik und der Religion, dies Ringen aufgeregter Kräfte in einem beschränkten Kreise auch einmal wieder dem Katholicismus förderlich werden?

In Baiern, wie in andern Ländern, sah sich der Fürst bereits 1556 veranlaßt, seinen Ständen die wichtigsten Concessionen zu machen. Er gestattete ihnen den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt: er gab ihnen die Erlaubniß, an Festtagen in ihren Häusern Fleisch zu essen; er ließ sie Seelsorger hoffen, „von denen das Wort Gottes im Sinne der apostolischen Lehre verkündigt werde." — Es waren dies Versprechungen, unter deren Schutze an andern Orten die Reformation begonnen oder erhal-

---

[1]) Versuch einer Lebensgeschichte Dr. Georgen Cracau in der Sammlung zur sächsischen Geschichte VIII, 1—138 enthält hierüber ziemlich alles was man jemals erfahren hat, und auch unsre Notizen. Ueber die Rechtsverhältnisse Weiße: Geschichte der churſächsischen Staaten, IV, 155.

[2]) Erzählung des Notars in Löscher's Historia motuum II, 261.

ten worden war. Als Herzog Erich II, obwohl katholisch, seiner calenbergischen Landschaft die Beibehaltung der evangelischen Lehre versichern wollte, hatte er sich der Worte bedient: „er werde sie bei der rechten, reinen und wahren Religion lassen"; keine andere Versicherung hatte er gegeben: diese hatte genügt [1]). In Baiern stand es um diese Zeit beinahe völlig, wie in Oestreich unter Ferdinand I.

Ganz eine andere Wendung aber nahm die Sache in Baiern, und ich möchte nicht behaupten, daß dies allein an der Gesinnung des Herzogs gelegen habe.

Einmal waren die Stände von Anfang an nicht einig; die Prälaten sonderten sich von den Forderungen der beiden andern ab. Auch von diesen aber wurde der eine, die Bank der Städte, nach und nach immer lauer. Wie es nun auch gekommen seyn mag, wir finden, daß die Häupter des Adels, Graf Joachim von Ortenburg und Herr Pancraz von Freiberg, sich auf dem Landtag von 1563 lebhaft beklagten, was von den Städten früher gefordert worden, werde jetzt von ihnen hintangesetzt; sie stellten diesen Deputirten nicht allein das Interesse vor, daß sie bei der Einführung der neuen Lehre hätten, sondern sie sagten ihnen geradezu, sie seyen werth gesteinigt zu werden, wenn sie ohne Erlaubniß der Confession nach Hause kämen. Jedoch vergebens. Die Prälaten sonderten sich ab; die Städte trieben die Sache nicht ernstlich; dem Adel allein blieb sie überlassen [2]).

Nun war dies die Zeit einer großen Gährung des Adels durch ganz Deutschland. Hatte er allenthalben von der emporkommenden Territorialmacht zu fürchten, so mußte er in Baiern zugleich der Zurücknahme der eben erworbenen Concessionen entgegensehen. Seine Gährung ward doppelt groß; und es ist wohl

---

[1]) Bemerkung von Spittler: Geschichte von Hannover I, 260.

[2]) Auszüge der Landtagsverhandlungen, authentisch und genügend bei Freyberg: Geschichte der baierischen Landstände II, 313—359.

nicht zu läugnen, daß es darüber wenigstens zu sehr bedenklichen Anschlägen gekommen ist. Bei Adlzreitter findet sich eine in absichtliche Dunkelheit verhüllte Geschichte, von einer zu offenem Aufruhr entschiedenen Verschwörung des baierischen Adels. Diesem Autor zufolge warb der Adel bereits Truppen, als der Herzog, von Sachsen aus gewarnt, auf einer Reise, die er auf der Stelle dahin unternahm, alles bis auf die Namen entdeckte. Er kommt zurück und läßt die Verschwornen vor sich laden. Er erinnert sie an die Pflicht mit der sie ihm verwandt seyen, fordert ihnen ihre Siegelringe ab und läßt die mit ihren Wappen bezeichneten Steine aus denselben herausnehmen; diese zerschlägt er mit dem Hammer: das ist ihre Strafe, so entläßt er sie. [1])

So viel ist gewiß, daß damals eine allgemeine Bewegung des Adels gegen den Fürsten Statt gefunden hat. Als jener Graf von Ortenburg auf eigene Hand die Reformation vollkommen in seinem Gebiete einführte, und der Herzog hierauf Neu- und Alt-Ortenburg und die sämmtlichen Güter des Grafen in Beschlag nahm, fand er eine Correspondenz zwischen seinen Landsassen, die ihm eine sehr bedenkliche Verbindung unter denselben enthüllte.

Unbestreitbar war ihre Absicht, die Reformation auch gegen seinen Willen durchzusetzen; seiner Person wurde dabei wenig geschont. Ich weiß nicht, wie viel an jener sonderbar ausgedachten symbolischen Strafe wahr seyn mag.

Diese Sache aber kam vor die Gerichte. Da dieselben dem Herzog Milde anriethen, so begnügte er sich, seinen entschiedensten Gegnern das Recht zu nehmen, das sie hatten, auf den Landtagen zu erscheinen. [2])

Eine Strafe, welche die Sache vollkommen schlichtete.

---

[1]) I. Adlzreitter, Annales Boicae gentis II, XI, 273.

[2]) Freyberg S. 358 aus einer Schrift von Huschberg über Ortenburg, die ich noch nicht sah.

Von dem nächsten Landtage von 1565 kann Albrecht nicht genug rühmen, wie einhellig die Landschaft „in Abwesenheit etlicher unruhiger Leute" gewesen sey. Wie merkwürdig! Von der Religion war früher jedesmal die Rede; späterhin ist ihrer niemals, auf keinem Landtag wieder ist ihrer gedacht worden.

Wenn zuerst die Prälaten, dann auch die Städte sich abgesondert hatten, so war nunmehr der Adel seiner Häupter beraubt und zum Schweigen gebracht. Nichts hinderte den Herzog, eine Lehre und Glaubensform zu unterdrücken, der er ohnehin abgeneigt war, und die sich mit einer entschiedenen Bewegung wider ihn selber verbunden hatte.

Auch für ihn hatte das einen Vortheil. Er trat mit dem Papst in eine Verbindung, welche ihm in allgemeinen europäischen Angelegenheiten förderlich, und selbst in dem Innern seines Landes von Nutzen war.

Das deutsche Fürstenthum hatte durch die Reformation eine sonderbar geistlich-weltliche Gestalt, mit eben so viel geistlichen, als weltlichen Gerechtsamen angenommen. Dieser Zug der Dinge, dies engere Schließen der Landschaften, dies Ausstoßen fremder kirchlicher Gewalt vermochte Niemand zu hindern. Es ist wohl anzumerken, daß dies auf die Letzt in katholischen Gebieten so gut geschah, wie in protestantischen, in Baiern so gut wie in Sachsen. Es zuzulassen, ist eine der geschicktesten und wirksamsten Maaßregeln der Curie. In seiner Correspondenz mit Gregor XIII findet man Albrecht V völlig als den Vertreter und Regenten seiner Geistlichkeit. [1])

Wie viel mehr mußten dies diejenigen Fürsten zu werden suchen, deren Name und Würde selber geistlich war!

Im Anfang der siebziger Jahre fing in den geistlichen Gebieten allmählig die Gegenreformation an.

---

[1]) Es finden sich Copien dieses sehr merkwürdigen Verkehrs handschriftlich auf der Münchner Bibliothek.

Der erste, der eine solche unternahm, war so viel ich finde vielleicht der kleinste von allen, der Abt von Fulda. Unter sechs Aebten hatte die evangelische Lehre im Fuldischen unbedrängt geblühet. Abt Balthasar zuerst, das Kind evangelischer Eltern, in Hessen im evangelischen Glauben getauft und erzogen, noch ein junger Mann, aber voll Enthusiasmus für die katholischen Grundsätze, wie sie das tridentinische Concilium ausgesprochen, überredete sich, daß er das Recht habe, jedweden Unterthan des Stiftes zu der römischen Kirche Gebräuchen und Religion anzuhalten, und wer sich ihnen nicht füge, aus demselben zu entfernen. Er verjagte die evangelischen Prediger, auf keinen Widerspruch hörte er, auf kein Patronatrecht von Ritterschaft oder Städten nahm er Rücksicht: er hatte eine Jesuitenschule eingerichtet, die Zöglinge dieser seiner Schule setzte er an ihre Stelle. Hierauf entließ er die Protestanten auch aus allen andern Diensten. Im Jahr 1576 bereits waren alle Räthe, Beamte, Canzleipersonen, Procuratoren, Kirchendiener, hohe und geringe, katholisch; alle, die sich den tridentinischen Beschlüssen nicht fügen wollten, waren abgesetzt und entfernt. [1])

Ihm, einem Abt von Fulda, wider die ausdrücklichen Worte der kaiserlichen Declaration ging dies durch. Wer hätte nun nicht auf ähnliche Art sein Glück versuchen sollen.

Auf dem Eichsfeld war man so gut evangelisch geworden, wie in der Nachbarschaft umher, und Mainzer Commissarien selbst hatten in Duderstadt evangelische Pfarrer eingesetzt. Das Beispiel von Fulda gab dem neuen Amtmann Leopold von Stralendorf Muth und Antrieb, Stadt und Ritterschaft, wie diese sich beklagen, „mit lauterer Gewalt" ihrer evangelischen Pfarrer zu berauben und Jesuiten einzuführen. [2])

---

[1]) Auszug der Instruction für die churfälzischen Reichstagsgesandten von 1576, bei Häberlin, neueste deutsche Reichsgeschichte, Bd. X, S. 238.

[2]) Beschwerden der eichsfeldischen und fuldischen Ritterschaft, bei Lehmann de pace religionis II, 117. 119.

Man bemerke die Affiliation. Es war von Heiligenstadt, daß hierauf der erste Jesuit, Halverius, mit einem Laienbruder nach Paderborn kam. [1]) 1576 waren die Jesuiten bereits in Hildesheim.

Aller Orten zeigte sich die Reaction. Der Erzbischof von Trier suchte die Evangelischen in Wetzlar aus ihrer einzigen Pfarrkirche zu treiben. Der Bischof von Worms wollte der evangelischen Gemeine die schlechte Kirche S. Magnus nicht länger gestatten.

Aber die Bischöfe waren nicht die Einzigen. Die kleinen Städte in denen die Katholischen die Oberhand hatten, fingen an das nemliche zu versuchen. In Schwäbisch-Gmünd veränderte man den Bürgereid, wie die Bedrängten klagen, „auf römischen Stylum", und löschte die Neugläubigen aus der Matrikel der Bürgerstube. [2])

Zwar ist es nie von der Pfalz zugegeben worden, allein nach den Worten des Religionsfriedens schien es, als habe man in weltlichen Territorien ein gegründeteres Recht zu ähnlichen Unternehmungen. [3]) Das erste weltliche Land, welches nunmehr eine eigentliche Gegenreformation erfuhr, ist, so viel ich sehe, Baden gewesen. Eben zu diesem Zwecke war der junge Markgraf seinen natürlichen Vormündern entfremdet, und in Baiern in jesuitischer Schule erzogen worden. [4])

Um das Jahr 1574 gedenkt Schwendi, wie wir sahen, nicht ohne Genugthuung des unaufhaltsamen, gleichsam von höhern Geschicken herbeigeführten Fortganges protestantischer Meinungen. So schien es; alles deutete dahin; es war die allgemeine

---

[1]) Bessen, Geschichte von Paderborn, II, 85.

[2]) Beschwerden von Gmünd und andern und die Intercessionen bei Lehmann de pace rel. II, 120.

[3]) Noch 1576 protestirte Pfalz gegen jede Erklärung des 14 Artikels zum Nachtheil der Unterthanen, Häberlin X, 247.

[4]) Häberlin VIII, S. 42.

Meinung. Allein gerade in diesem Momente — es ist wie ein antwortender Hohn — setzte sich der moderne, nunmehr jesuitische Katholicismus in der Mitte von Deutschland fest, und trieb nach allen Seiten geheime Wurzeln.

Verhandlungen von 1575 und 1576.

Wie aber? Standen die Sachen so, daß sich von Seiten der Protestanten gar nichts dagegen thun ließ? Hatten sie nicht die Declaration Kaiser Ferdinands? Konnten sie dieselbe nicht bei einem Fürsten wie Maximilian geltend machen?

Es war zu beklagen, daß man die friedlichen Jahre so gar nicht benutzt hatte, die Mißverständnisse beizulegen. Auf den Zusammenkünften von 1567 und 1570 hatte man sich gescheut sie zu berühren. Nunmehr, als Maximilian bereits so schwach war, daß er auf die Ernennung seines Nachfolgers Bedacht nehmen mußte, als schon wieder Kriegsbotschaften aus Ungarn erschollen, waren die Uebelstände so vielfach angewachsen, so dringend geworden, daß sie sich nicht mehr beseitigen ließen.

Auf dem Churfürstentage von 1575, der zur Wahl eines neuen römischen Königs einberufen worden, kamen sie zur Sprache. Die weltlichen Churfürsten hatten den Plan, den künftigen Kaiser zu verpflichten, nicht allein den Religionsfrieden, sondern auch dessen Declaration zu handhaben. Es war eine kleine Veränderung, die sie vorschlugen; sie wollten nur die Worte „und dessen Declaration" in die Wahlcapitulation aufnehmen; nie gab es drei wichtigere Worte: sie hätten genügt, die Gegenreformation in den geistlichen Gebieten zu hintertreiben.

Waren es aber nicht geistliche Churfürsten selber, welche eine solche vorgenommen? Nicht so leicht wollten sich diese in

die Forderungen ihrer Collegen fügen. Sie machten zweierlei Einwendungen. [1])

Sie meinten, zu einer Veränderung der Wahlcapitulation bedürfe man der Zustimmung aller Reichsstände. Mit Recht entgegnete Brandenburg, die Wahlcapitulation zu machen stehe den Churfürsten allein zu; deren Pflicht sey, „des Reiches Wohlfahrt ohne Zuthun, Rath und Bewilligung anderer Stände" in engerem Ausschuß zu bedenken.

Unerwarteter war ihr zweiter Einwurf. Sie läugneten, sich dieser Declaration zu entsinnen, sie so wie ihre Räthe. Hat doch ein Schriftsteller dieser Partei geradezu behauptet, ein damaliger Rechtsgelehrter, den er ziemlich genau bezeichnet, Niemand anders habe sie auf die Bahn gebracht. [2]) In der That war die Sache im Jahr 1555, wie gedacht, rasch entschieden worden und man hatte kein Protocoll darüber geführt.

Allein abzuläugnen war sie darum auf keine Weise. Ich bemerke doch, daß selbst päpstliche Autoren ihrer gedenken, ohne sie im mindesten in Abrede zu stellen. [3]) Eine Copie fand sich in den Registern der kaiserlichen Canzlei; das Original mit seinen Siegeln hatte der Churfürst von Sachsen mitgebracht; es ließ keinem Zweifel Raum.

Und da nun die weltlichen Churfürsten bei weitem die mächtigern waren, die Wahl in ihrer Hand, das Recht auf ihrer Seite, da sie die Einwendungen abgewiesen hatten, sollte man nicht erwarten, die Sache werde nach ihrem Sinne entschieden worden seyn?

Wären sie nur einmüthig gewesen! —

---

[1]) Der geistlichen u. weltlichen Churfürsten Disputat bei Lehmann II, c. 15. Summarische Erzählung, was in Religionssachen auf dem Wahltag a. 1575 fürgangen, c. 18.

[2]) Burgkardus.

[3]) Pallavicini.

Niemals zeigte sich die unglückliche Spaltung des Glaubens verderblicher. Zwischen den Churfürsten von Sachsen und der Pfalz hatte sich nach und nach in Folge derselben ein heftiger Widerwille eingestellt. Es dauerte nicht lange, so trat dieser in politischen Verbindungen hervor. Der beherzte Friedrich III von der Pfalz war mit allen Protestanten in Frankreich und den Niederlanden im engsten Verhältniß [1]); Sachsen stand wenigstens mittelbar gut mit Spanien. Unglücklicherweise wirkten diese Verbindungen auf die Familien zurück und riefen hier die bittersten aller Entzweiungen hervor. Der Prinz von Oranien gab dazu den Anlaß.

August hatte einige Jahre zuvor, nicht ohne Widerspruch der andern Verwandten, seine Nichte Anna, Tochter des Churfürsten Moritz, an Wilhelm von Oranien vermählt. Der Großvater, der alte Philipp von Hessen, hatte ihr wenig Glück prophezeit. Sie ließ sich jedoch durch keine Vorstellung abwendig machen. „Er ist ein schwarzer Verräther," sagte sie von ihrem Bräutigam, „aber es ist keine Ader in meinem Leibe, die ihn nicht lieb hat." [2]) So ging sie nach den Niederlanden; nur allzu bald aber traf die Vorhersagung ein; sie zerfiel mit dem Prinzen, er ließ sie von sich.

Damals hielt sich in Heidelberg Charlotte de Montpensier, aus dem Hause Bourbon, auf. Vor der Zeit, mit abgewendetem Herzen, denn mit einer Freundin hielt sie sich zur protestantischen Lehre, war sie in Frankreich zur Aebtissin gemacht worden. Während der Unruhen, welche die Gräuel der St. Barthelemy veranlaßten, fand sie Gelegenheit nach der Pfalz zu entfliehen, von

---

[1]) Struvens ausführlicher Bericht von der pfälzischen Kirchenhistorie, S. 267. §. 70, erzählt unter andern, wie sich der Churfürst über den Tod seines Sohnes Christoph, der in einem niederländischen Feldzuge umkam, sehr wohl tröstete. Es sey besser, daß er um der gerechten Sache willen streitend außer Landes gefallen sey, als daß er zu Hause durch Müßiggang verderbe.

[2]) Botschaft an Landgraf Philipp, bei Rommel, Philipp, II, 657.

wo sie ihr streng katholischer Vater vergebens zurück forderte. Sie war jung und schön. Der Churfürst von der Pfalz vermittelte, daß sie an Oranien verheirathet wurde [1]).

Hierüber außer sich vor Entrüstung, um so mehr, da er dem pfälzischen Einfluß auch die Entlassung seiner Nichte zuschreiben zu müssen glaubte, kam Churfürst August auf den Wahltag. Er klagte laut, seinem Hause sey ein Schandfleck angehängt worden: der Pfalzgraf unterfange sich großer Dinge, die er nicht werde heben können. Glücklicherweise war dieser nicht selbst zugegen; aber auch mit dem Canzler desselben, Ehem, wollte August nicht zu Rath sitzen; nur unter heftigen Ausdrücken hat er es sich endlich gefallen lassen; niemals hat er ein Wort mit ihm gewechselt [2]).

Nun war es aber die Pfalz, welche, wie sie viele andere Neuerungen, die Errichtung eines Reichsregiments zur Seite des Kaisers, die Verwendung der Annaten zum Türkenkriege in Vorschlag gebracht, so auch in Hinsicht der Declaration den Vortritt ergriffen hatte und am entschiedensten auf ihre Bestätigung in der Wahlcapitulation drang.

Jedoch hatte sie, wie man sieht, keine Stellung um ihren Forderungen Nachdruck zu geben. Die Verbindungen des Churfürsten mit dem Ausland hatten ihm eine große Menge Gegner gemacht. „Wir waren," sagen seine Gesandten, „beinahe verlassen und wurden verachtet. Es fehlte nicht viel, so hätte man uns als Samariter von der Synagoge der Phariſäer ausgeschlossen." Ja selbst in ihrer Mitte gab es Entzweiungen. Der Churprinz Ludwig von der Pfalz, ihr Oberhaupt, der an seines Vaters Statt zur Wahl gekommen, war der Politik desselben abgeneigt. Als der Kaiser diese Räthe eines Tages ihrer auswär-

---

[1]) Thuanus Historiarum lib. LIX. p. 109. — Meteren, niederländische Historien, Bd. XI, fr. Uebers. S. 215.

[2]) Wahl- und Churfürstentags-Protocoll bei Senkenberg: Sammlung von ungedruckten und raren Schriften, III, S. 8.

tigen Verbindungen und mancherlei Umtriebe halber ziemlich hart anließ, glaubten dieſe, der Prinz, der eben von ihm weggegangen, habe ihn dazu veranlaßt [1]).

Unter ſolchen Umſtänden fiel eine der pfälziſchen Forderungen nach der andern. Bei ſolcher Entzweiung der weltlichen Churfürſten hatten die geiſtlichen, welche auf das engſte zuſammenhielten, dieſelben nicht mehr zu fürchten.

Und nun wandte überdies noch der Kaiſer ſeinen perſönlichen Einfluß bei dem Churfürſten von Sachſen an. Er ſtellte ihm vor, dieſe völlige Religionsfreiheit werde der Ruin von Deutſchland ſeyn. Er bat ihn, da die geiſtlichen Churfürſten ſo unerſchütterlich ſeyen, ſeinerſeits ihm den Schimpf zu erſparen, unverrichteter Dinge von dem Wahltag abziehen zu müſſen [2]).

Auguſt verſprach hierauf, die Declaration für dies Mal fallen zu laſſen: im Collegium ſtellte er vor, dies ſey eine Irrung, an welcher doch der Kaiſer keine Schuld habe, und die Niemand anders, als er, würde entgelten müſſen.

So kam es denn, daß man auf nichts beſtand und nichts erlangte. Die Wahl wurde vollzogen. Die Declaration blieb unbeſtätigt; die Gegenreformationen dauerten fort.

---

[1]) Epilogus des Protocolls, S. 71.

[2]) Lettera del nunzio, Vescovo di Torcello (Delfino) al Cle di Como Ratisbona 18 Ottobre 1575. MS. der Bibliothek Corſini zu Rom nr. 677. Sabbato mattina s'accommodorno le differenze tra gli elettori circa questa elettione, havendomi l'Imperatore l'istesso giorno particolarmente narrato, con quanta difficultà haveva persuasi gli elettori secolari, a desistere dalla dimanda della libertà della religione, con haver mostrato loro che ciò saria la ruina della Germania e che non lo permetterà mai e cosi, parte con mostrarsene alienissima parte con pregarli e particularm il Duca di Sassonia, del quale si loda assai, non le fara questa vergogna, di doversi partire da qui senza alcuna conclusione, essendo risoluta lasciar piu tosto l'elettione imperfetta che acconsentirvi, ha ottenuto che non si parli d'altro che dell' elettione.

Anscheinend zwar hatte man die Erledigung der Beschwerden nur auf den nächsten Reichstag verschoben: allein konnte man hoffen etwas auszurichten, so lange jener Zwiespalt bestand?

Es war doch wieder der Churfürst von der Pfalz, von welchem auch alsdann — 1576 zu Regensburg — die Anträge gemacht wurden. Er rieth, auf keine Verhandlung über andere Dinge einzugehen, wofern nicht zuvor die Beschwerden, deren er eine lange Reihe anführte, erledigt worden seyen; scharf regte er die Freistellung an, und begehrte eine runde, schriftliche Erklärung vom Kaiser, was er zu thun denke, wenn etwa ein geistlicher Churfürst zum Protestantismus übergehe. Auch hatte er diesmal einen größern Theil der evangelischen Fürsten auf seiner Seite [1]).

Sollte aber das eifersüchtige Sachsen gern sehen, daß die Gesuche der protestirenden Stände, wie es geschah, mit den Worten der pfälzischen Instruction abgefaßt würden?

Die theologischen Entzweiungen waren stärker als jemals. In eben diese Periode fallen die anticalvinistischen Bestrebungen des Churfürsten August. Es kam wieder zur Sprache, ob der Churfürst von der Pfalz noch zu den Augsburger Confessionsverwandten zu zählen sey, und des Religionsfriedens zu genießen habe. Jene Theologen, denen man die Concordienformel verdankt, entschieden dagegen. In dem Augenblicke, als nach dem Antrage der Pfalz auf eine Erhaltung und Erweiterung der Rechte der Protestanten gedrungen wurde, setzte man in Frage, ob jener Stand überhaupt an denselben Theil zu nehmen habe.

Dazu kam, daß Sachsen der Freistellung niemals sehr geneigt war. Schien es doch sogar schon geraume Zeit, als fürchte August eine Erhebung verborgener Ueberbleibsel des Katholicismus in seinem eigenen Lande [2]).

---

[1]) Pfälzische Instruction bei Häberlin X, 20, 383. Häberlin ist über diesen Reichstag aus wolfenbüttelschen Manuscripten gut unterrichtet.

[2]) Schon 1536 wird dieser Ursprung des sächsischen Widerspruches erwähnt. Sattler: würtembergische Gesch. IV, 105.

Genug, er erklärte, in dem Puncte der Bewilligungen ohne Weiteres fortfahren zu wollen. Schon vor dem Reichstage hatte er dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen angerathen, das nemliche zu thun. Während deſſelben ſchrieb er den Herzögen von Weimar und Coburg auf das ernſtlichſte, ſie möchten ſich der Türkenhülfe nicht länger widerſetzen: man müſſe ſie leiſten, falls auch der Kaiſer den ganzen Religionsfrieden aufheben wolle [1]).

Alles, was die Proteſtanten jemals erlangt hatten, war durchgegangen, indem ſie die Erledigung ihrer Beſchwerden von ihren Bewilligungen abhängig gemacht hatten. Man wollte dieſen Weg wieder einſchlagen: es war der letzte Moment: der Kaiſer ſchwankte, und war nicht völlig abgeneigt; aber Sachſen, mit der Pfalz in jener unglücklichen theologiſch-politiſchen Entzweiung begriffen, weigerte ſich beizutreten, und den alten Weg zu gehen. Man war überzeugt, hätte es ſich nicht abgeſondert, ſo wäre die Freiſtellung diesmal bewilligt worden [2]).

Eben aber trat eine andere Entzweiung in einem andern Kreiſe hinzu, welche alle Hoffnung auch auf die Zukunft zu vernichten ſchien.

Wir haben geſehen, wie genau das Geſuch der Freiſtellung mit der Abſicht den Türkenkrieg volksthümlicher zu machen zuſammenhing. Die Grafen und Herren verſäumten nicht, auch jetzt wieder dahin zielende Vorſchläge einzureichen. „Eine förmliche Reichsſatzung möge alle zu geiſtlichen Pfründen gelangende Evangeliſche verpflichten, dem Kaiſer, ſey es zur Behauptung des innern Friedens oder wider die Türken, ritterlich zu dienen. Sey es denn nicht rühmlicher, das Einkommen ſolcher Pfründen, mit

---

[1]) Erklärung des Dr. Lukas Thangel; bei Häberlin, X, 331.

[2]) Bedenken eines Prinzen von Naſſau an Churf. Fridericum IV, Pfalzgr. bey Rhein 1594, bei Lünig Staatsconſilia S. 454. „Man weiß daß a. 76 die Freiſtellung der Religion auf den Stiften wäre erhalten worden, wenn Sachſen von andern evangeliſchen Chur- und Fürſten ſich nicht hätte abgeſondert."

denen keine Seelsorge verbunden, in gemeinnützigen Sachen redlich zu verdienen, als ohne Arbeit zu genießen?"

Von allen Seiten kam dies in Anregung. Kaiser und Stände gingen in ausführlichen Gutachten auf die Errichtung eines Ritterordens ein, dem ein eignes Gebiet, etwa bei Canischa, anzuweisen, und alles was er erobere, mit Vorbehalt der Regalien, als sein Eigenthum zu überlassen sey. [1])

Nur war nothwendig, daß der gesammte Adel oder wenigstens die Mehrzahl desselben sich hierüber vereinigte. Unglücklicherweise leistete er einen Widerstand, den man nicht so leicht hätte erwarten sollen.

Der reißende Fortgang, welchen die Reformation im Anfang nahm, war guten Theils dem deutschen Adel zuzuschreiben. Allmählig empfand er jedoch, daß der Erfolg derselben ihm nicht so förderlich sey, als er erwartet haben mochte. Die Territorialmacht der Fürsten sah er täglich mehr anwachsen; er ward inne, daß seine Freiheit und Bedeutung im Reich verloren sey, wenn er die Stifte nicht behaupte; allmählig — wie denn einige protestantische Fürsten mit den geistlichen Gütern nicht ohne Gewaltsamkeit verfahren waren — glaubte er sie nur noch dann behaupten zu können, wenn sie katholisch erhalten würden. Grundes genug, um sich der Freistellung entgegenzusetzen [2]). Protestanten

---

[1]) Gesuch der Grafen und Herren, Bedenken des Kaisers und der Stände bei Häberlin X, S. 270. 398. 403.

[2]) Der päpstliche Nunzius, Minuccio Minucci, findet, und wie es scheint mit Recht, ein Hauptmoment für die Erhaltung des Katholicismus darin, daß die Domstifte dem Adel zustehen. Discorso 1588. MS. der bibliot. Barberina zu Rom. Chi pensasse, di darle tutte (le chiese) in potere di genti ignobili e levare quel instituto di provanze (Adelsproben), saria cosa perniciosissima, la qual porteria in consequenza la ruina manifesta delle chiese, poichè ove in presente sono difese da nobili, come proprio patrimonio loro, sariano allora oppugnate e lacerate senza rimedio nè gli huomini che co-

und Katholiken waren hierüber Einer Meinung. Ich weiß nicht, wie sie im Jahr 1576 so entschieden das Uebergewicht bekam; doch ist nicht zu läugnen, daß es geschah. Als der Churfürst von der Pfalz im März dieses Jahres die Reichsritterschaft einlud, sein Gesuch um die Freistellung zu unterstützen, entgegnete ihm zuerst die rheinische, sie trage Bedenken, sich einer Neuerung wider die hergebrachte Ordnung theilhaftig zu machen. Hierauf hielt auch der fränkische, schwäbische und wetterauische Adel seine Rittertage. Er war noch entschiedener. Einmüthig ersuchte er den Kaiser, nichts wider das alte Herkommen zu thun; schon seyen so viele Stifte freigestellt und weltlich gemacht: zu unwiederbringlichem Schaden des Adels: er möge ihn nicht noch mehr zu Grunde richten [2]).

Welch eine sonderbare Entwickelung!

Es war eine einzige Glaubenspartei. Sie hatte nur Ein Interesse, auf welchem ihr eigner Fortgang und der Friede des Vaterlandes beruhete.

Sie spaltete sich über den Glauben. Jeder Theil ergriff eine extreme Meinung. Der eine verwickelte sich in ausländische Händel; auf die einheimischen Entzweiungen wirkte das, wie unvermeidlich, zurück. Was das Oberhaupt des einen vorschlug, hintertrieb das Oberhaupt des andern.

Sie spaltete sich auch über ihr Interesse. An den geistlichen Gütern hatten bisher Fürsten und Adel Theil gehabt: die Majorität war ohne Zweifel protestantisch, und ihr Vortheil war, dieselben auch in dem neuen Glauben zu behaupten. Allein einig

noscono bene lo stato delle cose d'Alemagna, potranno mai dir altro, se non che quel antico instituto, d'haver i canonici nobili e di far i vescovi per elettione, sia stato il solo sostegno delle chiese, che restano ancora in piedi, e forse unica causa, umanam parlando, di non lasciar perire affatto il catolicismo in Alemagna.

[2]) Häberlin X, 360.

ſtarke Schritte der Fürſten ſetzten den oberländiſchen Adel in Beſorgniß. Er wollte dieſe Güter lieber ohne die Fürſten katholiſch, als mit ihnen proteſtantiſch ſehen. So ſpalteten auch ſie ſich.

Die ganze Partei zerfiel.

Um ſo enger hielten ſich die Katholiſchen zuſammen. Von jener Lauheit, die man früher an ihnen bemerkt, ſehen wir ſie zu kräftigen Entſchlüſſen zurückkehren; der Churfürſt von Cöln hat 1573 erklärt, er werde den Katholicismus der Stifte nöthigenfalls auch mit dem Schwert behaupten. Zu dem Reichstag von 1575 hatte Gregor ſeinen geſchickteſten Cardinal, Morone, geſandt und ihn reichlich mit Geld verſehen [1]). Die Proteſtanten klagen über den Einfluß, den derſelbe ſich zu verſchaffen gewußt habe. Ebendies rühmen die päpſtlichen Geſchichtſchreiber [2]). Die Katholiken gelangten nach und nach zum Uebergewicht.

Die Gelder wurden bewilligt, die Beſchwerden nicht abgeſtellt. Unvertragen blieb die Streitigkeit: entrüſtet ſtanden die Parteien einander gegenüber. So hinterließ Maximilian ſeinem Sohne das Reich.

Andere Hoffnungen hatte er gehabt; wie gern hätte er die Entzweiung gehoben, dem Blutvergießen vorgebeugt! Er durchſchaute die Lage der Dinge; er ſah alles kommen; allein er war nicht ſtark genug um die Dinge zu überwältigen; zu heftig war ihm die Parteiung: zu mächtig waren ihm die Umſtände. Kaum ver-

---

[1]) Dispaccio P. Tiepolo Roma 26 Aprile 1576. Archivio di Vienna.

[2]) Maffei. Annali di Gregorio XIII. Roma 1742 § I. 228. Seppe con si fatti legami annodare tra se gli animi di cattolici, o laici o di chiesa, o principali o sostituti che fossero etc. etc. Minuccio Minucci: Tanto era il valore del Cl Morone ch'era legato. Siccome tenne saldo l'impre Massimiliano nella negativa, con tutto che si vedeva piu volte vicino alla necessità e forse alla determinatione di consentirvi, dalla quale si crede, che fosse ritirato principalmente dall' autorità del Duca Alberto di Baviera.

mochte er zwischen den Entzweieten seine Privatmeinung aufrecht zu erhalten: kaum dies und gewiß nichts weiter. [1])

Er starb in der Stunde, als dieser sein letzter Reichsabschied verlesen ward.

Die erste Bemerkung, zu der sein Nachfolger Gelegenheit gab, war, daß er die protestantischen Räthe mehr und mehr bei Seite setze [2]).

Andere Geschicke bereiteten sich vor.

Schluß.

Blicken wir auf die durchlaufene Bahn zurück, so sehen wir zuerst unser Vaterland durch günstige Umstände in Friede gesetzt; von dem Auslande abgeschlossen; sich selber zurückgegeben.

Man ist reich und gewerbthätig: stärker in den Waffen als irgend ein anderes Volk; der Protestantismus überwiegt in allen Theilen des Landes; auf eignen Bahnen in Literatur und Kunst bewegt sich der deutsche Geist; eine versöhnliche, gemäßigte Gesinnung vereinigt die Häupter der Nation, sowohl die Gewalthaber, als die begabten und fähigen Geister; man kann erwarten, daß die noch übrigen Entzweiungen ausgetragen, die Mängel der Verfassung verbessert werden, daß man den gefährlichsten Feind besiege, und den Nachbarn Maaß gebe, statt es von ihnen zu empfangen.

Ja, es war in jenem Reiche lebendiger Geister, welche eine Nation ausmachen, in ihren Bestrebungen und Gesinnungen eine großartige Richtung zu gleichartiger allgemeiner Entwickelung, zur Ausführung großer Unternehmungen, zur Bildung zusammenhaltender starker Institutionen; — auf seinem Wege hatte man sie vor sich; mit Besonnenheit und überwiegender Rücksicht auf die

---

[1]) Bericht über seinen Tod, mitgetheilt von Schelhorn. Raupach, evangel. Oestr. II, S. L.

[2]) Huberti Langueti Epistolae arcanae. I, 2, S. 241.

allgemeine Wohlfahrt wäre man dahin gelangt; — allein es gab auch widerstrebende Elemente, deren Emporkommen das Ganze zersetzen mußte.

Eben diese kamen empor.

Ist es die Beschränkung des überwältigenden Theorems oder Leidenschaft oder beides, in dem Protestantismus entwickelt sich über das Dogma selber ein heftiger Streit. Die Parteien ergreifen die extremen Ansichten und setzen sich einander feindselig gegenüber. Mit untergeordneten Interessen im Bunde, fassen sie, so wie die eine oder die andere die mächtigere wird, in den verschiedenen Landschaften Fuß.

Eine Zeit lang widersetzen sich die vorwaltenden gemäßigten Fürsten dieser Richtung; allmählig, nicht ohne Einwirkung politischer Verhältnisse, werden sie selber davon ergriffen.

Es zerfallen zuerst die sächsischen Häuser nochmals. Es kommt zwischen ihnen zu einer Fehde, die von der einen Seite Opposition gegen das Reich, von der andern Execution von Reichswegen, aber im Grunde doch der alte Zwist ist.

Pfalz und Würtemberg, so nahe Nachbarn, die Linien der Pfalz unter einander selbst zerfallen.

Churſachsen und Churpfalz, beide Protestanten, aber durch die weiter entwickelten theologischen Systeme getrennt, gerathen in die entschiedenste Feindseligkeit.

Hierüber versäumt man die großen Interessen; man bringt es in der Reichsverfassung niemals zu dem erwünschten Ziele; die geistige Bewegung der Nation nimmt eine Richtung, welche keiner Gesammtunternehmung günstig ist; das Oberhaupt, mehr geistreich als stark, wird durch den Widerstreit der Meinungen geirrt, und weiß nicht seine Entwürfe durchzusetzen.

Der Einfluß der Nachbarn, in deren Streitigkeiten man sich einmischt, nimmt aufs neue überhand. Man hält die französischen Händel für seine eigenen. Spanien hat wieder seine Parteigänger. Man schlägt in ihren Schlachten.

Hauptsächlich aber werden durch die heftigen Entzweiungen der protestantischen Meinung gar viele irre; der Katholicismus, welcher geistig bereits besiegt war, der sich indeß zu einem ähnlichen Systeme gestaltet hat, wie die entgegengesetzte Lehre, faßt neuerdings Fuß.

Während die beiden protestantischen Parteien sich ihr Gebiet unter einander streitig machen, bemächtigt sich der Katholicismus derjenigen Länder wieder, die er zwar zum größten Theil, aber nicht völlig verloren hatte.

Er bekommt einen bedeutenden Verbündeten. Der süddeutsche Adel war von Anfang gut evangelisch; nur sah er mit Widerwillen, wie durch die Erfolge der Reformation die Fürstenmacht wuchs. Eine Zeit lang versuchte er eine Gegenwirkung, indem er sich an die heftigste protestantische Partei anschloß. Es ist merkwürdig, wie dies die Veranlassung wurde, daß Baiern sich völliger als bisher dem katholischen System ergab. Aber auch von den protestantischen Fürsten ward die Unabhängigkeit des Adels bedroht. Er sah seine Rettung allein in der Behauptung der geistlichen Fürstenthümer. In den Jahren 1563, 1567 war seine Bewegung noch protestantisch, doch der fürstlichen Macht entgegengesetzt; das letzte blieb sie ferner, aber eben deshalb warf sie sich in das Interesse des Katholicismus.

Seitdem nahmen die Gegenreformationen, vornehmlich in den geistlichen Fürstenthümern, ihren Fortgang. Die Geschichte derselben ist höchst wichtig, aber ziemlich unbekannt. Wir sahen, wie sie in Fulda anfingen und auf dem Eichsfelde fortgesetzt wurden. Von großem Einfluß waren die Neuerungen des Bischofs Julius Hechter zu Würzburg. In dem benachbarten Bamberg ahmte man ihm mit der Zeit nach. Nach dem Falle des Churfürsten Truchseß in Cöln, ward dieses Erzstift, in dem nemlichen Sinne ward Mainz von dem Churfürsten Schweickard reformirt; erst im Anfange des 17ten Jahrhunderts fing man auch

in Trier an, den Protestanten Bedienungen zu versagen und alles wieder katholisch zu machen.

Indessen hatte der Papst ein Mittel gefunden, sich mit einigen Fürsten eng und enger zu verbinden. Baiern ging voran; bald folgte Baden-Baden; der Erzherzog Karl von Steyermark; der Pfalzgraf von Neuburg. So kleine Fürsten wie der Herzog von Teschen wußten sich doch im Anfang des 17ten Jahrhunderts durch Gegenreformationen bemerklich zu machen.

Nicht als sey dies alles mit Gewalt durchgesetzt worden; es war auch das Werk der Lehre; es war die Wirkung der Jesuiten, die ihres Ortes denn auch die öffentliche Meinung zu gewinnen wußten [1]).

Da sich nun zu gleicher Zeit der Calvinismus von der Pfalz aus nach allen Seiten ausbreitete, in dem heftigsten Gegensatz mit dem wieder emporkommenden Katholicismus, nur siegreich in bereits protestantischen Ländern, so war an keine Vereinigung weiter zu denken. Wie hätte man in diesem Zwiespalt die allgemeinen Interessen sorgsam wahrnehmen sollen. Den Handel auf dem Belt zerstörte Schweden durch unaufhörliche Feindseligkeiten; Dänemark erschwerte die Fahrt durch den Sund mit willkürlichen und starken Zollerhöhungen; der erste Gebrauch den die Holländer von einer Freiheit machten, die sie zum Theil mit Hülfe der Oberdeutschen erworben, war, daß sie uns den Rhein verschlossen, den sie nie wieder geöffnet haben; England vernichtete nicht allein die Privilegien der Gildehalle, es nahm die Schiffe, die den Canal auf der Fahrt nach Spanien passirten; zugleich sendete es seine Monopolisten nach Emden um den englisch-deutschen Verkehr allein zum Nutzen der Engländer einzu-

[1]) Relᵒᵉ della stato infelice della Germania, mandata dal nunzio Ferrero, Vescovo di Vercelli: MS. der Bibl. Barberina. Bald nach 1600. „Da alcuni anni in quà si è convertito alla nostra santa religione una grandᵐᵃ quantità d'anime, restorate le chiese, rivocate molte religioni di regolari alli loro antichi monasteri, etc.“

richten. Schritt für Schritt sah man ihre Uebermacht kommen, aber man sah ihr zu. Da war keine Abwehr, keine kräftige Maaßregel: es war keine Einheit. Fing man doch in dem Innern erst jetzt recht an, ein Gebiet vom andern durch Zölle zu scheiden. Man hat einmal den Gedanken gehabt, einen Reichsadmiral im mittelländischen und westlichen Meer aufzustellen, um die Vorrechte des Reiches wahrzunehmen. Es blieb ein flüchtiger Gedanke.

Immer weiter griff die Entzweiung.

Der Reichsabschied mußte 1608 allein in Gegenwart der Katholischen verkündigt werden: alle Andern hatten sich in Entrüstung entfernt. Im Jahre 1613 erklärten die Correspondirenden, die Stimmenmehrheit sey ein unerträgliches Joch; vor Erledigung ihrer Beschwerden wollten sie zu keiner Berathschlagung schreiten. „Das schnitt dem Kaiser durchs Herz," sagt das Protocoll dieses Reichstags; tief schmerzt es uns noch heute, die wir diese Dinge betrachten.

Schon standen Liga und Union zum Kampfe gerüstet einander gegenüber: es bedurfte nur jenes Anlasses in Böhmen, so brach er aus.

Es war der dreißigjährige Krieg. Verwüstet, arm, seines Handels vollends beraubt, ein Spiel der fremden Mächte, ging Deutschland aus demselben hervor. Seine Cultur wie sein Daseyn war von dem Ausland abhängig.

Wie viel hat es gekostet, wie gewaltige, tiefe, langaushaltende Anstrengungen, bis wir wieder erst äußerlich unser eigen wurden: bis alsdann der deutsche Geist selbständige Kräfte entfaltete und uns innerlich befreiete.

Wie, und man wollte wieder unter ähnlichen Umständen sich ähnlichen Gefahren aussetzen?

Ueber die Trennung und die Einheit von Deutschland.

Von der Wahrheit und innern Nothwendigkeit eines Gefühls ist wohl das sicherste Zeichen, daß es in verschiedenen Lagen, unter abweichenden, auch den ungünstigsten Umständen lebendig hervortrete.

Wie sich das Gefühl einer wesentlichen Einheit von Deutschland alle Jahrhunderte unsrer Vergangenheit hindurch mehr oder minder wirksam und in unsern Tagen trotz so mannigfaltiger Spaltungen unüberwindlich gezeigt hat.

Sey es daß es zuweilen in seltsamen Formen spiele und sich mit fremdartigen Elementen verknüpfe; an sich ist es darum kein Irrthum; wir haben erlebt, wie es zur Zeit der Unterdrückung in den edelsten und tiefsten Geistern Wurzel schlug, wie es zur Zeit der Befreiung die Gemüther in allgemeiner Ueberzeugung hinriß.

In diesem Gefühle werden wir des schöpferischen Genius inne, der die Reihe der Jahrhunderte herab von einem Zeitraum zum andern, von den westlichen bis zu den östlichen Grenzen alles belebt hat was sich deutsch nennt.

Nur wird man leicht eingestehn, daß es mit dem Gefühle noch nicht gethan sey.

Es verhält sich damit wie mit andern Fermenten. Sie sind da um den Stoff zu begeistigen, seine Grundbestandtheile zu entwickeln und in Gährung, in Lebensregung zu setzen; allein und abgesondert haben sie keine Bedeutung; sie würden eher eine betäubende und schädliche, als eine fördernde Wirkung äußern.

Auch in der Aufregung, die wir heut zu Tage erleben, macht sich jenes Gefühl geltend; und immer und immer wieder ist von der Einheit Deutschlands die Rede.

Obwohl jene schwärmerischen Erwartungen — von einem erblichen Kaiser und einem deutschen König an seiner Seite, von einer Pairskammer aus deutschen Fürsten und einem Unterhaus aus den Gemeinen; oder von einem auf gewisse Jahre zu setzenden Bundesoberhaupt, mit einem Senat aus den Fürsten und einer Kammer aus den Abgeordneten einzelner Landschaften — Erwartungen, die, wenn man sie erfüllte, diejenigen am wenigsten befriedigen würden welche sie äußern, — schon oft vorgetragen worden sind, und niemals etwas gewirkt haben, so wird man doch nicht müde, sie zu wiederholen.

Wenn unsre Vorfahren auf so weitaussehende Dinge zu reden kamen, verhüllten sie dieselben in das Gewand des phantastischen Scherzes. Vielleicht der erste der von einem deutschen Parlament geredet hat, der geistreiche Verfasser des abenteuerlichen Simplicissimus [1]), legt diese Hoffnungen einem vermeinten Gott in den Mund, der sich denn freilich stark genug wähnen darf, um alle Widerwärtigen auszurotten, jede Stadt mit einem Gebiete zu begaben, das sie in Frieden regiere, und sie sämmtlich zu vereinigen; hierauf aus je zwei ihrer klügsten und gelehrtesten Einwohner ein Parlament zusammenzusetzen, welches, wie sich versteht, zunächst Accise und Zinsen, Gülte und Umgelt, alles

[1]) Der aus dem Grab der Vergessenheit wiedererstandene deutsche Simplicissimus, Th. 1, B. 3. Cap. 3.

Geldgeben und Kriegführen abstellen soll; worauf der Chorus der Götter in dies elysische Gefild niedersteigen werde, um sich unter den deutschen Weinstöcken und Feigenbäumen zu ergötzen. Scherzend führte er das aus: bei uns werden ähnliche, ja noch weiter abschweifende Gedanken in mancherlei Form mit Ernst und Pathos und anscheinender Hoffnung ausgesprochen.

Seltsam steht die Wirklichkeit mit diesen Wünschen in Widerspruch. Niemals war unser Vaterland in so unabhängige Theile gespalten; niemals hatten die Fürstenthümer eine ähnliche Selbstständigkeit; niemals hielten sie, Herren und Unterthanen, eifersüchtiger darüber; die Bande der Unterordnung, oder des Gerichtes, oder des Stammes waren zu keiner Zeit geringfügiger und schwächer. Und während das so ist, träumt man von einer Einheit, wie sie eben auch niemals statt gehabt.

Man kann wohl sagen, daß diese Erscheinungen, gerade in ihrem Gegensatz, einander bedingen. Jene phantastischen Wünsche sind nichts als eine Reaction des ungenügenden Zustandes. Den natürlichen, gesunden Zustand erkennt man daran, daß Idee und Realität sich in einander auflösen, das Ideal in den Dingen selber fortbildend und belebend wirksam sey. So wie sie sich trennen, wird nur allzuleicht das Ideal zu einem chimärischen Wunsche, zu einem Traume der Nacht; das Bestehende nur allzuleicht zu einer starren Masse. Sie stellen sich ohne wechselseitigen Einfluß einander gegenüber.

Indessen ist keinesweges etwa mit den Uebertreibungen auch das ihnen zu Grunde liegende Nationalbewußtseyn zurückzuweisen. Es wäre das größte Unglück, wenn es unterdrückt würde. Allzuwohl wissen wir, wie viel der Mangel an Einverständniß uns geschadet hat; allzusehr bedürfen wir einander.

Zwischen Einheit und Zerfallenheit aber liegen tausend Arten des Zusammenhaltens, des Einverständnisses.

Man möchte sagen, daß wir zwischen dem, was bei dem einen, und dem, was bei dem andern unserer Nachbarn im Sü-

den und Westen Statt gefunden hat, von jeher die Mitte gehalten haben.

Italien hat es niemals zur Einheit bringen können: Frankreich hat diese Einheit seit mehrern Jahrhunderten in stärkerm Maaße als irgend ein anderes Volk gehabt, und sie zu unserer Zeit in dem stärksten, das vielleicht jemals in der Weltgeschichte erschienen ist, ausgebildet. Beiden benachbart, haben wir niemals eine vollkommene Einheit erreicht, doch haben wir dieselbe seit beinahe einem Jahrtausend auch niemals völlig entbehrt.

Es liegt dies tief in dem Charakter der verschiedenen Nationen. Die provinziellen Sonderungen, welche in Italien das Gebiet jeder Stadt in Sprachform und Sitte, ja in Literatur und Kunst von einander scheiden, sind bei uns nicht in diesem Maaße vorhanden. Dagegen fehlt uns auch jene Hingebung an einen Mittelpunct, sey es eine herrschende Persönlichkeit oder eine vorwaltende Idee, jener Geist der gesellschaftlichen Uniformität, welcher die Franzosen so wesentlich bezeichnet. Bei uns ist vielmehr bei aller Sonderung immer eine gewisse Einmüthigkeit, die denn von Zeit zu Zeit wirksam hervorgetreten, bei aller Vereinigung eine gewisse Absonderung zu bemerken gewesen.

Als das Reich in seiner größten Herrlichkeit und Kraft war, hätte sich doch kein Stamm von dem andern beherrschen lassen: an einem Versuche dieser Art scheiterte die Macht der fränkischen Kaiser. In seiner Ausbildung war es jenen Domen zu vergleichen, an denen mehr als Ein Jahrhundert gearbeitet hat, die in ihrem Umfange gar viele Abtheilungen von besonderer Bestimmung und Art einschließen, deren Säulen alle ähnlich, aber alle verschieden, deren Zierrathen bis in das kleinste mit unendlicher Mannigfaltigkeit ausgearbeitet sind, und die bei alle dem einen harmonischen, ja erhabenen Gesammteindruck machen.

Auch gegenwärtig giebt es trotz jener scharfen Sonderung doch einige Elemente der Vereinigung.

Wollen wir von diesen unsern heutigen Bedürfnissen reden,

ſo werden wir wohl thun, dünkt mich, dem Zuge allgemeiner Gedanken, idealer Forderungen fürs erſte auszuweichen.

Die Erfahrung kann uns lehren, daß man eben dann nichts erreicht, wenn man das Unthunliche begehrt. Es giebt keinen gefährlicheren Feind des Erfolges, als das Hirngeſpinnſt luftiger Möglichkeiten.

Vielmehr müſſen wir ohne Täuſchung die Wirklichkeit unſerer Verhältniſſe ins Auge faſſen; ſtatt uns unſere Sonderung zu verbergen, müſſen wir aufſuchen, worauf ſie beruht, wodurch ſie bedingt iſt; dann wird ſich zeigen, in wie fern die poſitiven Elemente der Einheit, die wir noch gerettet haben, fähig ſind, denſelben das Gegengewicht zu halten.

Von der Trennung.

Laſſen wir einen Augenblick alle unſere alten Spaltungen, obwohl ſie ſo ſtark und durchgehend ſind, bei Seite liegen; faſſen wir nur diejenigen ins Auge, welche uns zunächſt berühren.

Wenn wir ein andermal die Unterſcheidungen anzudeuten verſucht haben, welche ſich zwiſchen deutſchen und franzöſiſchen Verhältniſſen durch den Gang der jüngſten Ereigniſſe ergeben haben, ſo iſt damit nicht geſagt, daß nicht auch unter den deutſchen Staaten eine bedeutende Verſchiedenheit obwalte. Wir haben dieſe damals nur im Großen und Ganzen zuſammen betrachtet; wenden wir jetzt einen Blick auf ihre eigenen inneren Abwandlungen.

Alsdann möchten ſich unter denen, die von den großen Begebenheiten am meiſten berührt wurden, thätig oder leidend, in der Bewegung oder im Widerſtand, drei Gruppen herausſtellen.

Zuerſt giebt es einige, welche bei dem Umſturz des Reiches, als ſie ſich nicht anders ſchützen zu können glaubten, den Ausweg ergriffen, ſich mit Frankreich zu verbinden. Nicht allein zum

Schutz aber diente ihnen dieser Bund. Bei dem allgemeinen Zerfall, in dem Gähren und Wogen, Trennen und Zusammenziehen der aufgeregten Kräfte, in diesem Sturme unaufhaltsamer Bewegungen sind Baiern und Würtemberg, Baden und Darmstadt zu der Größe und Bedeutung gelangt, welche sie seitdem behauptet haben.

Geradezu gegenüber stehen ihnen die restaurirten Staaten. Aus den Trümmern von Braunschweig, Hannover und Hessen hatte sich das Königreich Westphalen zusammengebaut. Als die Fürsten dieser Länder durch den Umschwung der großen Weltbegebenheiten wieder hergestellt wurden, mußte ihre Stellung der Natur der Dinge nach eine andere seyn, als welche jene einnahmen. Die einen waren durch die nämliche Bewegung groß geworden, welche die anderen zu Grunde gerichtet hatte.

Die dritte Classe machen die beiden großen Mächte aus, welche nicht allein deutsche, sondern europäische Pflichten zu erfüllen dachten, als sie mit dem Feinde stritten. Sie begannen den Krieg mit einander; unermüdlich schien die eine, und immer wieder erschien sie auf dem Kampfplatz; die andere zog sich eher auf sich selber zurück; aber die Würfel waren geworfen: diese unterlag zuletzt nicht minder als jene. Ein Glück noch, daß keine völlig unterworfen ward. Vielmehr erhoben sich in dem Innern von beiden die großen freiwilligen Volksbewegungen; so wahr, national, nothwendig, daß endlich die Zeit herbeikam, wo sie alle andern Stämme und Staaten deutschen Ursprungs, wie dieselben auch heißen mochten, ergriffen und mit sich fortrissen, daß man in diesem Schwunge den Sieg davon trug.

In allen Dingen, alle Zeit, kommt es auf den Ursprung an. Der erste Keim wirkt immer fort durch den ganzen Wachsthum, sey es bewußt oder unbewußt.

Obwohl diese Staaten sämmtlich von monarchischem Prinzip sind, so ist doch leicht wahrzunehmen, welch ein Unterschied zwi-

schen ihnen in ihrem Ursprung gegeben war, und sich in ihrem Fortgang entwickelt hat.

Süddeutsche Staaten.

Betrachten wir zuerst die süddeutschen, wie man sonst gesagt hätte, oberländischen Staaten.

Es sind die Gegenden, die man zuletzt vorzugsweise das Reich nannte: man weiß, wie voll von kleinen Unabhängigkeiten, wie mannigfaltig zerschnitten in Bisthümer und Städte, Ritterschaft und kleine Fürstenthümer sie waren.

Mit Einem Mal hörten alle diese Unabhängigkeiten auf; nur eine einzige, die der größern Fürsten, blieb übrig.

Hierauf traten vor allem zwei Uebelstände hervor.

Gerade denen wurde man hie und da unterworfen, denen man ziemlich gleich zu stehen geglaubt, mit denen man zuweilen sogar in einer nachbarlichen Eifersucht gelebt hatte.

Sodann waren die Hauptgebiete nicht bedeutend genug, um die ihnen zugesellten Landestheile durch überwiegende innere Kraft anzuziehen und sich zu verähnlichen. Baden wuchs von 92 Quadratmeilen auf 274; unter Würtemberg wohnten ums Jahr 1790 nicht mehr als 600000, 1815 dagegen bei anderthalb Millionen Menschen; man zählt 78 Landesherrschaften, die dazu geschlagen worden. Nicht viel anders war es in andern Ländern.

Wollte man nun diese fremdartigen Bestandtheile wahrhaft in einen Staatskörper vereinigen, so konnte es nicht anders als vermittelst starker, durchgreifender Maaßregeln geschehen; wie das Kriegsoberhaupt, an das man geknüpft war, dazu Schutz und Muster gab; nur mit gewaltsamer Hand konnte man sie zügeln.

Der verstorbene König von Würtemberg verfuhr unnachsichtig mit seinen neuen, wie mit seinen alten Unterthanen. Man hat bemerkt, daß er, der dem Adel das Recht absprach, sich

durch Fideicommisse zu erhalten, dennoch gefragt seyn wollte, wenn sich ein Edelmann mit einer Bürgerlichen zu verheirathen dachte; daß er den ehemaligen Reichsstädten den größten Theil ihres Einkommens nahm und den größeren Theil ihrer Schulden ließ. Zugleich schaffte er die abgesonderte Verwaltung des Kirchengutes und mit ihr die ganze Verfassung des Herzogs Christoph ab; er entzog seinen wanderungslustigen Schwaben das letzte der hergebrachten Rechte, sein Gebiet zu verlassen. Dies aus so verschiedenartigen Bestandtheilen, mit Ansprüchen, die einander so vollkommen zuwider liefen, erwachsene kleine Reich suchte er im Bunde mit den neuen Ideen von der Gleichheit vor dem Gesetz und von der Unabhängigkeit der Staatsgewalt zusammenzuhalten.

Gewiß, auch für den Breisgau, der seine Verfassung unter Oestreich unverletzt behauptet hatte, war es hart, dieselbe bei seiner Vereinigung mit Baden durch den Beschluß sogar eines so milden Fürsten, wie Karl Friedrich ohne Zweifel war, auf der Stelle zu verlieren. Kann man sich wundern, wenn sich dort in unsern Tagen die Elemente einer siegreichen Bewegung besonders gewaltig erhoben haben? Eine Zeitlang wurde der Adel geschont; aber noch in dem Jahre der Befreiung, noch nach der Lützener Schlacht verlor er den Rest seiner Rechte.

In Baiern hatte man schon früher, vor aller weitern Ermächtigung, den unabhängigsten der drei Stände, von welchem, wie wir gesehen, die Erhaltung des Katholicismus in diesem Lande und in ganz Deutschland überhaupt so sehr abgehangen, den geistlichen, ohne Schonung angegriffen. Ich finde bei Rudhart, daß sich die Prälaten beschweren, man habe Abteien aufgehoben, sechs Tage, nachdem die feierlichste Versicherung gegeben worden, es solle keine aufgehoben werden [1]). Als hierauf das Land durch

[1]) Rudhart Geschichte der Landstände in Baiern II. S. 347.

den Preßburger Frieden so bedeutend vergrößert worden, vernichtete man alle einzelne landschaftliche Verfassungen, alle Privilegien: der Generalcommissär erhielt die Gewalt eines französischen Präfecten. Nein! in der Gesinnung des menschenfreundlichen wohlgesinnten Königs lag dies nicht; aber die herrschende Meinung erlaubte es: die Nothwendigkeit der Dinge schien es zu fordern.

Eben darum aber konnte nun, als das Glück umschlug, als jene große Gewalt sank und fiel, unter deren Schirme auch die deutschen Neuerungen durchgesetzt worden, als die große Fluth, die den Erdkreis eingenommen, zurücktrat, und die alten Marken und Grenzen der Dinge wieder zum Vorschein kamen, eine Reaction nicht ausbleiben.

In diesem Sinne machte man von außen her bemerklich, daß es doch einen Unterschied zwischen Souveränetät und Despotismus gebe, in diesem Sinne erhob sich in dem Innern das allgemeine Geschrei nach Verfassung.

Wenn man fragt, von welcher Seite es zuerst erschollen, so wird man finden, daß es zunächst von jenen Fürsten und Grafen des Reiches erhoben ward, die in den frühern Ereignissen so große Verluste erlitten, wie der Verlust der Reichsunmittelbarkeit, einer thatsächlichen Unabhängigkeit, ist. Der Adel im Kraichgau, im Odenwalde und in der Pfalz erklärte dem Großherzog von Baden, er könne nur dasjenige Verhältniß als gesetzlich verbindend anerkennen, das auf seiner freien Einwilligung beruhe; der hohe Adel von Darmstadt behielt sich vor, über seine Rechte an den Bundestag zu gehn; von allen Beschlüssen wollte er nur denjenigen billigen, der seine Theilnahme an der Vertretung aussprach. In Würtemberg kam es zu einer Vereinigung der Stände des alten Landes mit dem neu hinzugetretenen Adel. Während jene die Absonderung des Kirchengutes, die Herstellung der Ausschüsse und der Freizügigkeit, ja der ständischen Casse, je-

ner geheimen Truhe, forderten, verlangte dieser eine besondere Vertretung: — ein Theil begünstigte den andern.

In dieser großen Bewegung und Gährung, nachdem zuerst in Folge der Weltereignisse die Regierungen ihr Gebiet so ungemein erweitert, so viel Rechte verletzt, so viel Unabhängigkeiten unterworfen hatten, nachdem hierauf durch den Umschlag der Begebenheiten und den Fall derjenigen Gewalt, in deren Bunde, durch deren mittelbar oder unmittelbar nöthigenden Antrieb dies größtentheils geschehen, die alten Lebenselemente doch noch einmal wieder emporgekommen waren, in dieser unvermeidlichen, aus der Natur der Dinge hervorgehenden Gährung konnte Niemand zweifeln, daß eine gesetzliche, so viel thunlich, freiwillige Ausgleichung erforderlich, ohne Frage nothwendig war.

Jene Fürsten selbst waren weit entfernt, dies zu bezweifeln. Keineswegs hatten sie, etwa um ihres Vortheils willen, sich gegen das allgemeine Unglück verhärtet; sie hatten es als ihr eigenes gefühlt; bei dem großen Umschwung der Begebenheiten hatten sie so gut wie ihre Völker sich erinnert, daß sie Deutsche waren: in diesem Gefühle hatten sie zu gerechtfertigtern Waffen gegriffen als sie früher geführt; durch ihren Abfall von der Macht, an welche sie sonst gebunden zu seyn schienen, hatten sie ihre Rückkehr zu den alten Grundsätzen des Rechts kund gethan; sie hatten zu dem Sturze derselben so viel an ihnen lag beigetragen, und hiedurch an dem großen Ereigniß einen Antheil genommen, selbstthätig genug, um dadurch in ihrem neuen Bestehen gesichert zu seyn. Leicht sahen sie, wie viel noch fehle, daß die Bestandtheile ihrer Länder oder die Verschiedenheiten ihrer Provinzen mit einander versöhnt und ausgeglichen wären; so boten sie ihre Hand — es war gerecht, es war unvermeidlich — zu den Verfassungen.

Die Verfassungen wurden gegeben. Der Sinn in welchem dies geschah, die Art und Weise wie sie in Wirksamkeit gesetzt wurden, verdiente wohl freie, unparteiische Auseinandersetzung

ſachkundiger Patrioten. Es iſt dies allmählig unſre wichtigſte Frage geworden. Entſprachen ſie den wirklichen, vorliegenden Bedürfniſſen? Wurden ſie in Anſchauung deſſen, was rechtlich und nothwendig, oder vielleicht nicht ohne Einwirkung fremder und halbwahrer allgemeiner Gedanken ins Werk geſetzt? Wie? oder gab man etwa — bedroht wie man es von der noch nicht fügſam gewordenen Ariſtokratie war — gefliſſentlich einem demokratiſchen Elemente das Uebergewicht, einem Elemente, deſſen unwiderſtehlich furchtbare Gewalt man noch nicht kannte, und das man ſogar, indem man hierauf ſich hinwieder an jene zu lehnen Miene machte, in ſeinem Selbſtgefühl aufreizte, welches durch die großen Bewegungen der Welt ſo lebhaft geworden?

Wenigſtens wenn man die gegenwärtig in allen dieſen Ländern eingetretene Aufregung betrachtet, ſollte man nicht glauben, daß die Aufgabe ſehr genügend gelöſt worden ſey. Man übertreibt das Theorem von der Souveränetät des Volkes nach dem Muſter der franzöſiſchen Kammern, ganz auf die nemliche Weiſe, wie man früher nach dem Muſter Napoleons das Theorem von der Souveränetät der Fürſten übertrieben hat. Das eine iſt ſo falſch, ſo ausheimiſch, ſo verderblich wie das andere. Auch hören wir in jenen Ländern den nemlichen Widerſpruch, welcher ſich gegen die Fürſten erhob, wider die Kammern laut werden; und in mehr als einer Kammer hat man gegen „die Handvoll Junker" zu polemiſiren, während wohl eben dieſer Adel ſich auch hie und da bewogen fühlt in die allgemeine Oppoſition wider die Regierungen einzuſtimmen. Wenn es in Baiern vornehmlich auf eine gleichmäßige Berückſichtigung der Bedürfniſſe der verſchiedenen Landestheile ankam, ſo behauptet man doch im Lande ſelbſt, daß durch die Ständeverſammlung hiezu herzlich wenig geſchehen ſey, und daß ſie dazu nicht einmal recht geeignet ſcheine. Vielmehr behalten die Abgeordneten der verſchiedenen Provinzen nur allzuleicht ihre beſonderen Intereſſen im Auge und finden ſich lediglich in den allgemeinen Ideen des Jahrhunderts zuſammen,

die denn wenig praktische Anwendbarkeit zeigen und in ihrer einseitigen Richtung es eben vornehmlich sind, was die Aufregung hervorbringt.

Wir sagen dies nicht etwa, als wollten wir hiemit jenen Verfassungen den Krieg machen: nein, einen gesetzlichen, rechtlichen Austrag der widerstreitenden Ansprüche, die während der Jahre des Sturmes durch den Druck und Gegendruck der Begebenheiten so stark aufgeregt worden, kann man nicht anders als nothwendig, ja unerläßlich finden. Es wäre ein glücklicher Ausweg, die kämpfenden Elemente durch eine Verfassung zu vereinigen, welche einem jeden den entsprechenden Antheil an der Gesetzgebung, einen wohlabgemessenen Einfluß auf die allgemeinen Dinge verliehe. Allein der Erfolg und was wir täglich sehen und hören, macht uns zweifeln, ob es dahin gebracht worden. Wir sehen die centrale Gewalt mit den Kräften der neuen Dinge, mit jenen Veränderungen, die sie selber aufrief, in Zerwürfniß und unaufhörlichem Hader: wir sehen die alten Unabhängigkeiten, den durch die Revolution vernichteten Zustand, mit beiden im Kampfe; und alle diese Ansprüche metamorphosirt in die Theorie, in allgemeine Axiome, deren lautes Getümmel die Luft erfüllt. Man fühlt den Boden von entgegengesetzten Stößen erbeben.

Restaurirte Staaten.

Anders als in den oberländischen Gegenden griff man die Sache in den restaurirten nördlichen Staaten an; dort wo die Regierungen durch die Revolution verjagt worden waren, wo denn die Neuerungen im Widerspruch mit ihnen unternommen, von ihren Feinden bewerkstelligt, sich unmöglich ihres Beifalls erfreuen konnten.

Zwar, wie wir ein ander Mal auszuführen gesucht haben, waren weder jene mit Napoleon, noch diese mit den Bourbonen

auf gleicher Stufe: selbst in den Gebieten der ersten war die Revolution nicht so ganz Meisterin geworden, und es waren doch die alten Fürsten, welche die Zügel in der Hand behielten; in den andern war die Bewegung nicht von dem Volke ausgegangen, noch hatte man Emigrirte zurückzuführen; allein vermöge der Natur der Dinge mußten die Prinzipien die man befolgte einander entgegengesetzt seyn, so wie es der Punct war, von welchem man ausging.

In Hannover thaten sich die unterdrückten Privilegien wieder hervor; z. B. die Steuerfreiheit des Adels, seine Begünstigung im Militär. Man kehrte in der Administration zu den verlassenen Bahnen zurück; und schaffte die Trennung der Justiz von der Verwaltung nicht allein da ab, wo sie neu, sondern selbst da, wo sie alt war; — obwohl man Bedenken trug, die alten Landschaften geradezu wiederherzustellen, so setzte man doch die provisorische Ständeversammlung aus einer überwiegenden Anzahl von Repräsentanten der alten Interessen zusammen. [1]) Sie empfing den Auftrag, „die Verhältnisse aller Stände in billigem Gleichgewicht zu erhalten und das Beste des Ganzen, welches nur in dem Besten der einzelnen Theile bestehe, zum Ziele ihrer Bemühungen zu machen." Ob sie das aber auch gethan? Ob sie im Stande war, es zu thun?

Als der alte Churfürst von Hessen aus seiner Verbannung zurückkam, wollte er die exotischen Pflanzen, von denen, wie er sagte, auf hessischem Boden kein Gedeihen zu erwarten war, nicht um sich dulden. Gegen alle Hervorbringungen der Revolution, der westphälischen Zeit, bezeigte er Abscheu und Widerwillen. Er vereinigte aufs neue Verwaltung und Justiz; das alte Beamtenwesen, die alte Munizipalverfassung stellte er wieder her; er richtete die Lehnsabhängigkeit wieder ein. Jedoch ging er hierin nur so weit als es seinen alten Ueberzeugungen und dem Gutachten seiner Räthe nicht widersprach. Was ihm früher selber lästig

[1]) Stüve über Hannover S. 28.

gewesen und schädlich geschienen, wie die Steuerfreiheit oder das Patronatrecht der Edelleute, stellte er entweder nur zum geringen Theile her, oder ließ es völlig abgeschafft. Er wollte eine Regierung in den althergebrachten Formen; strenge; soldatisch, wie er sie in seiner Jugend an Friedrich dem Großen bewundert hatte. Er hielt sich in abgemessener eigensinniger Fürstlichkeit. Da er nun Einiges abschaffte und Anderes nicht herstellte, nicht ohne Einseitigkeit und wenigstens den Anschein von Willkür; da er zwar in seinem Bewußtseyn niemals unrechtlich, aber doch in der That nach dem allgemeinen Urtheil mehr geizig als sparsam, das Kammergut in seiner ganzen alten Berechtigung sowohl den Einzelnen, als auch dem Lande gegenüber geltend zu machen suchte, so erhob sich wider ihn ein Sturm von Opposition, dem die Interessen der Domänenkäufer vornehmlich die Farbe gaben und das allgemeine Wort liehen.

Auch in dem benachbarten Braunschweig konnte die heftige, hastige Art, mit welcher der zurückkehrende Herzog Altes und Neues vermischte, der unverhältnißmäßige Militärstand, den er, kriegerisch gesinnt wie er war, einrichtete, seine Abneigung auf der einen Seite wider Preußen, auf der andern wider alle westphälischen Einrichtungen, der er ihren Lauf ließ, nicht anders als mannigfaltige Mißverhältnisse hervorbringen. Doch war ihm nur eine kurze Laufbahn, nur eine flüchtige Wirksamkeit beschieden. Die vormundschaftliche Regierung wußte die Klippen glücklich zu vermeiden. Bis zuletzt wieder ein Sprößling aus diesem an außerordentlichen Geburten so reichen welfischen Geschlechte hervortrat, der seinen Vater an seltsamer Willkür weit überbot und in einer Leidenschaft, deren Schlüssel leicht zu finden ist, die bereits ruhenden Triebe der Bewegung wieder in Gährung setzte.

Man bemerkt leicht, daß es wohl Bestandtheile sind, ähnlich den ersten, aus denen auch diese Staaten sich zusammensetzen; allein ihre Mischung ist verschieden; die Richtung, welche die

höchste Gewalt in Folge der Vorgänge, die ihr das Daseyn wiedergaben, nehmen mußte, ist mehr dem Alten verwandt als dem Neuen. Obwohl die Schwierigkeiten schon an sich, und überdies auch darum geringer scheinen sollten, weil nur Hannover mit einigen neuen Landestheilen vergrößert worden, und nicht so viele eben erst herabgedrückte Unabhängigkeiten zusammen zu halten waren; so ist es doch, die Wahrheit zu sagen, nur wenig gelungen sie zu überwinden.

Immer wird die Willkür den Widerstand aufrufen. Auch muß man sich nicht überreden, daß jemals eine vollkommene Restauration möglich sey. Das Leben hat indeß neue Hervorbringungen getrieben, die nicht zu verneinen, nicht zu beseitigen, nicht zu unterdrücken sind.

Mit allgemeinen Gedanken wird es nicht ausgerichtet. Man that in Hannover, wozu der König von Würtemberg nicht zu bringen war: man stellte die alte Verfassung her. Allein eine eindringendere, angemessenere Ausgleichung forderten die Dinge. Dem König von Würtemberg half es nicht, daß er sich den neuen Interessen günstig zeigte; die Regierung von Hannover förderte es wenig, daß sie den alten zugethan war; diese fand eben darum in den neuen, jener in den alten eine starke Opposition.

Auch hier möchte wohl der Erfolg bezeugen, daß man nicht ganz die rechten Mittel ergriffen hatte.

Leider haben die restaurirten Staaten jene Bewegungen, die sich im Gefolge der Julirevolution erhoben, am stärksten zu fühlen gehabt. Leider haben die gährenden Kräfte noch einmal einen so wilden Ausbruch nehmen können. Sie waren so stark, daß sie fortwogend auch einige Landschaften ergriffen haben, welche in ihren Einrichtungen von dem Sturme der Revolution minder berührt worden und sich auf dem Wege des Alten lange Zeit hindurch vielleicht zu standhaft erhalten, eine lebendige Regsamkeit vielleicht allzu sehr hatten vermissen lassen, wie Sachsen.

So ist man leider, obwohl man von verschiedenen Prinzipien ausging, doch zu einem nicht sehr unähnlichen Ergebniß gekommen. In den nördlichen Gegenden haben wie in den südlichen, da man die wesentlichen Bedürfnisse nicht erledigt, ja kaum recht berührt hatte, die allgemeinen Theorien und die ihnen entsprechenden Bewegungen des Jahrhunderts Platz gegriffen, denen nunmehr, damit ihre Wirkung nicht völlig zersetzend und zerstörend werde, Einsicht, Wohlmeinen, Talent, und innere Kraft die schwierige Aufgabe hat, den Raum wieder abzugewinnen.

Die großen Mächte. Preußen.

Diesen beiden Staatengruppen gegenüber stehen nun die großen Mächte, wenn uns nicht Alles täuscht, in ihrem besondern Charakter, in ihrer eigenthümlichen Aufgabe.

Oestreich, aus so verschiedenen Stämmen deutscher und magyarischer, slawischer und italienischer Zunge zusammengesetzt, muß eine Einheit suchen, die auf ganz anderen Grundsätzen beruht, als welche ein kleiner, einfach gemischter Staat anwenden kann; auf eine ganz andere Weise muß diese Einheit die einzelnen Theile umschließen, oder ihnen ihre Freiheit lassen.

Näher, weil es von kleinerm Umfange, weil es doch in seinen wesentlichen Bestandtheilen so überwiegend deutsch ist, steht Preußen den übrigen Staaten. Sey es uns erlaubt, auf dem schwierigen Wege, von dessen Gefahren wir uns nun einmal nicht haben abschrecken lassen, auch daran zu gehen, eine Aussicht über die innere Lage dieser Monarchie zu gewinnen.

In den großen Jahren der Gefahr war, wie bekannt, eine neue Entwickelung genommen worden; den übrigen dieses Jahrhunderts analog, aber von eigenthümlichem Genius durchdrungen; durchgreifend, aber gesetzlich; nicht im Bunde mit den Fremden, sondern in Opposition wider sie. In den alten Provinzen, in denen seit langer Zeit von keiner Unabhängigkeit die Rede ge-

wesen, in denen demnach nicht so entschiedene Gegensätze zu überwältigen waren, Provinzen, deren Daseyn und innerer Bestand schon lange mit dem Namen, dem Ruhme, dem Glück und Unglück der Monarchie eins geworden, hatte man sie durchgeführt; zwar, wie natürlich, nicht mit allgemeiner Beistimmung, allein auch nicht mit jenem starren Eigensinn, der an dem untauglich Befundenen schlechterdings festhalten will; in dem Gefühl eines unläugbaren Bedürfnisses; mit Wohlwollen und Rücksicht; nicht ohne Zwischenräume, welche Erfahrungen zu machen und zu benutzen erlaubten; in der Aussicht fortwährender Verbesserung. Man hatte daselbst wohl nach beiden Seiten hin ausweichende Ansichten; aber keine eigentliche Opposition. Niemand wird dies sagen können. Wäre eine solche aber auch vorhanden gewesen, so wäre sie durch den großen Gang der Ereignisse überwältigt und mit fortgerissen worden.

So stand man, als man durch eine Anstrengung aller öffentlichen und privaten Kräfte das Verlorene wieder eroberte und den zur Wiederherstellung der Monarchie in ihre alte Größe und europäische Bedeutung bedungenen Zuwachs neuer Provinzen erwarb.

Selten hatte ein Staat eine schwierigere Aufgabe.

In einigen dieser neuen Provinzen hatte die Revolution den größten Theil ihrer Verwandelungen durchgemacht und das oberste zu unterst gekehrt, wie am Rhein. Es waren andere, an die sie nicht gleich von Anfang gekommen, in denen sie nur einen Theil ihrer Absichten durchgeführt, allein einen sehr starken Widerstand gegen eben dieselben zurückgelassen hatte, wie in Westphalen. Es wurden alte Landschaften wieder erobert, in denen seitdem die Neuerungen eines revolutionären Königreichs mit den früheren Instituten der Monarchie in Kampf gesetzt worden waren. Noch andere Verschiedenheiten ließen sich bemerken.

Man hatte hier beide Schwierigkeiten zusammen. Man hatte Restauration; man hatte auch Erwerbung und Einverleibung.

Sollte man auf der einen Seite daran gehn, das Alte wieder herzustellen und das Neueingetretene zu vernichten, weil es ungesetzlich gewesen? Sollte man allgemeine Normen annehmen und etwa die Rheinlande der Mark gleich zu machen suchen, oder diese jenen? Oder sollte man sonst eine wesenlose Idee von Monarchie aufgreifen und ins Werk zu setzen suchen?

Solche Versuche von rein doctrinärer Art würden alle Möglichkeiten der Opposition noch vor der eigentlichen Vollziehung der Vereinigung in Bewegung gebracht haben.

Für die Lage in die man kam, ist es gewiß als ein Glück anzusehen, daß in den alten Provinzen so wesentliche Verbesserungen vorgenommen worden. Man hatte Institute, welche das Alte und das Neue vermittelten.

Hiedurch geschah, daß die Landschaften welche man zurückerwarb, sich leicht und gern von den Veränderungen welche die fremde Gewalt eingeführt, lossagten, auch dann wenn dieselben einem gewissen Bedürfniß entsprachen. Noch hatten diese Einrichtungen doch während der kurzen Zeit der fremden Herrschaft nicht eigentlich Wurzel gefaßt; sie waren oft mit schonungsloser Härte durchgesetzt worden; beide Theile, nicht minder der welchen man begünstigte, als der dessen Nachtheil offenbar war, fühlten sich verletzt, verstimmt und unmuthig; sie standen einander überdies in heftigem Hader gegenüber. An deren Statt empfingen sie nunmehr die Verbesserungen, die man unter der gesetzlichen Monarchie mit milderer Hand eingeführt hatte, die dem nemlichen Bedürfniß entgegen kamen, und eine enge Verwandtschaft mit ihrem alten Daseyn bewährten.

Irren wir nicht, so geschah eben hiedurch, daß die Besitznahme der sächsischen Provinzen, die in sich selber — es ist nicht zu läugnen — so viel Schneidendes und Hartes hatte, doch so gut von Statten ging. Man fühlte sich dort in den alten Formen schon lange gedrückt und unbehaglich; die Veränderungen erschienen den Meisten als eben so viele Verbesserungen. Leicht verähnlichte man sich dem organisirten Körper einer mäch-

tigen, Schutz verleihenden, in ihrem Ursprung und ihrer Ausbildung, ihrer Religion und Sinnesart so nahe verwandten Monarchie.

Die vornehmste Schwierigkeit lag in den beiden westlichen Provinzen, die überdies einander geradezu entgegengesetzt waren.

Ich will nicht behaupten, daß Alles nun gerade so eingerichtet worden sey, daß besser unmöglich gewesen wäre. Allein sollte und konnte man alle Forderungen der einen, die so oft ihren Ursprung in der Revolution hatten, bewilligen? Oder hatte man in der andern das Lehnsystem der altbischöflichen Lande wieder aufzunehmen, und den Adel in die Rechte einzusetzen, die er durch den Impuls der Revolutionszeiten verloren hatte? Sollte man sich in ein gewaltsames Zerstören des Entstandenen, in ein willkürliches Aufrichten des zu Grunde Gegangenen einlassen?

Glücklicherweise hat die Monarchie einen solchen Umfang, daß es nicht nothwendig war, alle Provinzen eine mit der andern in eine jede Abweichnng ausschließende Gleichförmigkeit zu setzen.

Wenn nur die allgemeinen Institutionen, deren Doppelseitigkeit auch hier einen großen Vortheil gewährte, sie wesentlich zusammen hielten. Der Verwaltung, die nothwendig Einheit sucht, gegenüber, wurden die Provinzialstände eingerichtet, um die Eigenthümlichkeit der Landschaften in Schutz zu nehmen.

Wie aber, wird man sagen, war es nicht leicht und thunlich, eine vollkommene Gleichförmigkeit und Einheit hervorzubringen, so wie man nur den Muth hatte, nach dem Beispiel aller Nachbarn eine allgemeine Ständeversammlung zusammenzurufen?

Ich will mich nicht scheuen, so wenig auch die Welt geneigt scheint, in diesem Hauptgegenstand ihrer leidenschaftlichen Sehnsucht eine Milderung und Abweichung zuzulassen — nie gab es ein in seinen Begriffen befangneres Geschlecht als das ultraliberale — hierüber eine unvorgreifliche Meinung zu äußern.

Denn das wird Niemandem einfallen, der die Dinge kennt wie sie sind, daß man die Einberufung allgemeiner Stände darum

verſchiebe, weil man ſeine Gewalt nicht wolle geſchmälert haben. Unwürdiger Gedanke! der niemals einem wahren Fürſten oder einem wahren Staatsmanne, die nur immer die Geſammtheit im Auge haben, in Herz und Seele gekommen iſt.

Allein einmal waren dieſe Stände hier nicht ſo dringend nöthig als vielleicht wo anders. Die großen Reformen, bis auf eine und die andere, die noch erwartet werden, waren gemacht; eben diejenigen Dinge um derentwillen man anderswo Stände verlangt, waren bereits geſchehen; und mehr als Eine deutſche Ständeverſammlung hat in wichtigen Zweigen nichts anders zu thun gewußt als die preußiſchen Einrichtungen mit leichten Veränderungen zum Landesgeſetz zu machen.

Sodann iſt unter allen Einſichtsvollen nur Eine Stimme, daß das Bedenkliche allgemeiner Reichsſtände in jener ſo oft mit ſchonungsloſer Gewalt von ihnen vollzogenen Gleichmachung des Verſchiedenartigen liegt. Wenn die Beamten Stände wünſchen, ſo geſchieht es darum, weil ſie mit noch durchgreifenderen Geſetzen ausgerüſtet auf ihrem Wege der Verwaltung weniger Hinderniſſe zu finden hoffen. Allein ſie werden auch weniger Freiheit haben, ein die Schwierigkeiten durch eigene Anſtrengung beſiegendes Talent zu entwickeln. Gewiß: es iſt hiebei Gefahr; man erinnere ſich nur der Niederlande. War nicht der Hauptanlaß zu den Zerwürfniſſen zwiſchen Belgien und Holland und zu der Auflöſung ihres Verbandes ihre gemeinſchaftliche Ständeverſammlung, in der eine vom Zufall abhängige, den Leidenſchaften des Tages zugängliche Majorität Geſetze gab, welche beide Theile verbanden, obwohl ſie kaum auf einen von beiden paßten. Es iſt leicht zu entgegnen, ſie ſey nicht zweckmäßig zuſammengeſetzt geweſen; — wer will ſich aber vermeſſen, eine vollkommene Zuſammenſetzung an die Hand zu geben? Schwankt nicht Frankreich nach ſo langen Verſuchen noch über das Prinzip? Wie leicht können allenthalben die verſchiedenartigen Beſtandtheile, die ſich vielleicht ſchmeicheln, ſich durch eine Vertretung beſonders geltend

zu machen, ganz wider Erwarten in ihren wichtigſten Intereſſen gekränkt und zum Widerſtand, zum Verſuch einer Abſonderung gereizt werden!

Zumal in dieſer Zeit voll heftiger Gährung. Zwar iſt es nicht gerade wahrſcheinlich, daß es auch hier zu einem ſo lebhaften Gegenſatz zwiſchen der Regierung und den Ständen kommen würde, wie wo anders; allein iſt es ſo unmöglich, daß ſich das was man bei allen Nachbarn geſchehen ſieht, auch bei uns wiederhole? Erbeben nicht alle Staaten in dieſer Form, einer nach dem andern? Man müßte ſich mit Willen verblenden, um dies zu bezweifeln; obwohl man über den Grund ſtreitig ſeyn kann.

Wie aber dann? Das Anſehen dieſes Landes in Europa beruht auf ſeiner Militärmacht. Man iſt geſtändig, daß der allgemeine Friede ſchon mehr als einmal großentheils durch den Namen und das Anſehn derſelben erhalten worden iſt. Dieſe Militärmacht fordert ihre Bedürfniſſe ungeſchmälert; unausgeſetzt: ſie fordert Einheit und ſtrenge Unterordnung. Wie leicht könnte ſelbſt ein gering ſcheinender Eingriff in dieſelbe den Beſtand der Dinge und damit die allgemeine Bedeutung der deutſchen Elemente in dem europäiſchen Gemeinweſen gefährden.

Alsdann wird dies, denken wir, am wenigſten zu beſorgen ſeyn, wenn dies Inſtitut bei einer großen Gelegenheit zu einem beſtimmten Zweck nothwendig, und durch die Lage der Dinge ſelbſt hervorgerufen werden ſollte. Dann wird es in dem Organismus unmittelbar die Stelle finden, auf die es gehört, wo es wirkſam und wohlthätig eingreifen kann.

Denn nicht in irgend einer Form liegt nach unſerm Dafürhalten die Aufgabe. Sie liegt darin, daß keine Ungerechtigkeit, keine Vergewaltigung geſtattet werde; daß keine innere Entzweiung Nahrung finde, daß kein Stand den andern niederdrücke, ſondern ſich alle in freier Harmonie bewegen; darin mit einem Worte, daß alle Mitglieder des Staates gern und freudig — denn

nur dann werden sie es mit vollen Kräften thun — zu dem Ganzen halten.

Auch ist der wesentliche Unterschied der deutschen Staaten mit nichten der, daß man in dem einen eine moderne Constitution habe, in dem andern nicht.

Unsers Erachtens ist das die Hauptsache, daß auf der einen Seite durch den Gang des Ereignisses die Neuerungen, die den Anfang dieses Jahrhunderts bezeichneten, die Oberhand behauptet haben, daß sich dagegen auf der andern das Alte im Kampfe mit denselben geltend erhalten hat. Beiden gegenüber hat ein dritter Theil eine gesetzliche, organische Entwickelung des Alten in das Neue, eine Vereinigung der aus der Vergangenheit überlieferten Zustände mit den Forderungen der Gegenwart und der Möglichkeit zukünftiger Entwickelung versucht; immer gemäßigt; zugleich nachgiebig und strenge, unternehmend und bedächtig.

Bei dem Allen bleibt jedoch so viel gewiß, daß unser Gesammtvaterland im Laufe der Begebenheiten selber auf das mannigfaltigste constituirt worden ist. In jenen Gruppen die wir unterschieden, in den Provinzen der einzelnen Länder überdies giebt es allenthalben unzählige Eigenthümlichkeiten und Abweichungen; sie sind in den Zuständen und Ereignissen aller unserer Jahrhunderte begründet.

Wie viele Erscheinungen unsrer älteren Geschichte beruhen auf dem Unterschied und Gegensatz der Stämme, die einander bald einwirkend bald abstoßend berühren, von denen bald der eine bald der andere vorherrschend auftritt. Diese Unterscheidungen sind noch lange nicht vertilgt; sie thun sich in Dialekt, Landesart und Sinnesweise noch täglich hervor.

Es kam der Gegensatz der verschiedenen Territorien, des Adels und der Städte hinzu; es fehlt viel daß er verwischt wäre.

Die Nation verfiel in die Religionstrennung, die noch im-

mer fortwirket und durch die Uebertriebenen von beiden Seiten täglich neue Nahrung empfängt.

Wie durchgreifend und mächtig ist in unsern Tagen hie und da der Einfluß französischer Einrichtungen geworden! Er hat an einigen Stellen so tiefe Wurzeln getrieben, daß man ihn nicht so leicht beseitigen wird, während er an anderen nicht zu bemerken ist.

In den Stürmen der Revolution haben sich endlich, wie wir sahen, die verschiedenen Staaten nicht nach eigener Wahl, sondern vermöge einer unabänderlichen Nothwendigkeit, nach verschiedenen Prinzipien entwickelt.

Dennoch giebt es Viele, welche für alle deutsche Länder eine einzige Form der Verfassung, die sie sofort in ihren Grundzügen angeben, wünschenswerth erachten.

Es sind eben die, welche ihre Form allen Staaten der Welt aufdringen möchten. Sie sind wie jene Aerzte ohne Beobachtung, die für alle Krankheiten nur Eine Heilart kennen. Auf allen Märkten bieten sie ihre Weltpanacee, unter Anpreisung der erstaunlichen Wirkungen derselben, den Leichtgläubigen dar.

Ihnen ist die Vergangenheit, so wie die Besonderheit des gegenwärtigen Zustandes eine gleichgültige Sache; die Wirklichkeit löst sich ihrem matten Blicke in die allgemeinen Nebel auf; ihre Theorien der einen oder der andern Farbe möchten sie über die Welt ausgießen: gleich als wäre sie von vorne anzufangen.

Wie sollten sie auf eigenthümliche Beschaffenheit und besonderes Bedürfniß deutscher Provinzen lange Rücksicht nehmen! Es ist als wollten sie das Genus darstellen und die Species vernichten. Nur in den Species aber erscheint das Genus; es hat keine andere Möglichkeit der Erscheinung. Wollt Ihr die Unterschiede vernichten, hütet euch daß ihr nicht das Leben tödtet.

Vielmehr wie ein Gegensatz immer den andern hervorruft, so hat dieses Treiben nur eine stärkere Entzweiung zur Folge. Hören wir sie nicht von der Unverträglichkeit, Incompatibilität

conſtitutionneller und nichtconſtitutionneller Staaten reden, gleich als läge in dieſen Formen das Weſen, gleich als läge in den Neuerungen von geſtern, heute beſchworen, eine ſtärkere Sicherheit, als in der Jahrhunderte alten, ungeirrten Fortbildung einer ſtarken Monarchie, die immer dem Großen und Edlen zugewandt war. Wie bald wird ſich zwiſchen den Formen von 1815 und von 1830 ein neuer Zwieſpalt ergeben! Iſt es nicht als hielten ſich die bereits für beſſer, die mit einer ungebundeneren Preſſe verſehen ſind?

Und nun das tauſendnamige innere Zerwürfniß zwiſchen den verſchiedenen Ständen, der Regierung und den Abgeordneten, den Parteien und ihren Nüancen, den Lehranſtalten ſelber, aller unter einander!

Von der Einheit.

Trauriges Reſultat! Unſere Staaten ſelbſt in ihren Prinzipien verſchieden, und die Mittel, welche man für fähig hält, ſie zu vereinigen, eher geeignet, ſie noch mehr zu zerſetzen. Welche poſitive Elemente kann es geben, um den auflöſenden Kräften das Gegengewicht zu halten? Soll man nicht, ohne ſich lange zu täuſchen, alle Hoffnung auf Einheit und gleichförmige Entwickelung lieber gleich völlig fahren laſſen?

Dieſe Dinge haben doch auch eine andere Seite. Mitten in dem Zerwürfniß, ja gerade in den Urſachen deſſelben ſtellt ſich uns wieder das Gemeinſame dar.

Allgemeine Bemerkung.

Es findet ſich wohl, daß eine Bewegung, welche über die ganze Oberfläche verbreitet iſt, irgendwo einen localen Urſprung hat, wo ihre Urſachen beſonders wirken; wie ein Strudel in der Mitte des Waſſerſpiegels weithin ſeine Wellen ſchlägt.

Wenn man die gegenwärtige Aufregung betrachtet, und ihren Urſachen nachforſcht, wenn man ſich alsdann nicht mit der Antwort begnügt, daß eine allgemeine Umkehr der Geſinnung durch die Wirkung eines fremdartigen Einfluſſes Statt gehabt, ſondern neuerdings fragt, wieſo dieſelbe ſo plötzlich herrſchend geworden ſey; ſo wird man zu beobachten haben, wo ſie doch am lebhafteſten iſt, am lauteſten redet, am ſchärfſten hervortritt.

Iſt es nicht etwa in den mediatiſirten und ſäculariſirten Gebieten des alten Reiches, wo dies Statt findet? In den ſchönen Landſtrichen, wo man einſt unter dem Krummſtab zwar ohne viele Regſamkeit, aber harmlos und geruhig lebte? Von den geiſtlichen Gebieten von Conſtanz und Baſel den Oberrhein herab zu den Territorien von Mainz, Speier und Worms, hinüber nach dem ſo tauſendfältig zerſchnittenen Schwaben und dem biſchöflichen Franken. Nicht ſo ſehr allerdings an dem Niederrhein und in dem altbiſchöflichen Weſtphalen, aber nur darum nicht, weil man hier der Bewegung mit Sorgfalt und Mäßigung von allen Seiten Einhalt gethan hat.

In der That ſind faſt alle jene Landſchaften, in denen früher entweder geiſtliche Herren auf die herkömmliche Weiſe, oder die kleinen Reichsfürſten, die ſich doch auch nur bei beſondern Gelegenheiten regten, ſtillehin regierten, wie ſie einſt der Sitz der Ruhe und Gemächlichkeit waren, ſo gegenwärtig von außerordentlicher Aufregung in Athem gehalten. Die Elemente der Bewegung liegen daſelbſt in all ihrer gefahrdrohenden Gährung unmittelbar zu Tage.

Im Grunde genommen, hat man ſich darüber nicht ſehr zu wundern. Kann es der Natur der Dinge nach anders ſeyn, als daß die größte politiſche Veränderung, die ſeit vielen Jahrhunderten das deutſche Reich betroffen hat, dort, wo ſie vornehmlich eintrat, lange noch nachwirkt? Wie könnte man hoffen, daß jener große Umſturz der beſtehenden Rechte ſpurlos vorübergegan-

gen seyn sollte? Es war nicht anders möglich, er mußte gährende Stoffe hinterlassen.

Noch mehr aber. In jenen Ländern war die Verfassung aristokratisch und kirchlich. Es konnte nicht fehlen, sie hatte eine starke Opposition, die sich in einer beinahe bis an Unglauben streifenden Negation der Kirche und in einer demokratischen Richtung gefiel. In dem Umsturze der auf Kirchenform und Adelsherrschaft beruhenden Verfassungen hat diese Opposition ihren Triumph gefeiert; die Weltereignisse sind ihr zu Hülfe gekommen, und sie hat dieselben mit Jubel begrüßt: seltsam! sie ist es jetzt oft, die hinwiederum ihre Grundsätze als die Norm aller politischen und menschlichen Rechtgläubigkeit aufstellt. So sehr sie indeß die Oberhand hat, so ist es ihr nicht gelungen, die alten Prinzipien, die dort als die Grundlage des gesammten Zustandes besonders stark seyn mußten, ganz niederzumachen und zu vertilgen. Noch immer stehen die Theile, wiewohl mit ungleichen Kräften, einander gegenüber. Wechselsweise, wie die Weltgeschicke sie begünstigen, erhebt die eine wieder ihre freilich bereits übertäubte Stimme, oder steckt die andere ihre wildflatternden Fahnen aus, unter die sie die ganze Welt versammeln möchte.

In der leichten Verhüllung allgemeiner auf nothwendigen Forderungen der Vernunft und Menschennatur beruhenden Grundsätze breiten sie ihre Tendenzen aus, so weit nur immer ihre Analogien reichen.

Da es nur wenige und nur kleinere deutsche Staaten giebt, die nicht aus den Trümmern des Reichs selber einen Erwerb gemacht, denen nicht von jenen Landschaften das eine oder das andere zugesellt worden, so sind sie alle unmittelbar mit dieser Bewegung in Berührung gekommen. Eine um so bedenklichere Sache, da sie überdies in ihrem Innern durch die Wechselfälle des Krieges und die ungemeine Anstrengung so stark aufgeregt worden waren.

Ich ſage hiemit nicht, daß es nicht in unſerer Zeit eine allgemeine über dieſen Bewegungen ſchwebende, mit ihnen in Verbindung ſtehende großartige Entwickelung menſchlicher Zuſtände geben könne. Doch darf man wohl bezweifeln, ob die Offenbarung des göttlichen Geiſtes in ſo wildem Streit, in ſo unaufhörlichem Hader geſchehe. Es wäre wenigſtens der Gott, der in Sturm und Wetter erſchien.

So viel iſt offenbar, daß die allgemeine Aufregung nicht aus einer durch unvorgeſehene plötzliche Einflüſſe hervorgebrachten Umbildung der Meinung ſtammet, ſondern daß dieſe ſelber aus dem was geſchehen iſt, was alle betroffen hat, herkommt, oder wenigſtens damit auf das genaueſte zuſammenhängt.

Hier eben iſt das Gemeinſame: gemeinſchaftlicher Erwerb war es; es iſt gemeinſchaftliche Gefahr, es iſt auch eine gemeinſchaftliche Aufgabe die Uebelſtände zu heben, die Mißverhältniſſe auszugleichen.

Nicht als könnte man über die Behandlung aller dieſer Landſchaften, ſelbſt mit ihrer Zuziehung, allgemein gültige Maaßregeln feſtſetzen. Sie waren doch ſehr verſchieden unter einander; zu verſchieden hat die Revolution auf ſie gewirkt, die eine ſtärker, die andere ſchwächer ergriffen; zu mannigfaltigen, ſelbſt in ihrem Prinzip wie wir ſahen abweichenden, Staaten ſind ſie beigeſellt worden. Auch ſind ſie ſeitdem zu jedem in beſondere Beziehung getreten, haben ſich ihm mit eigenthümlichen Fäden verknüpft, und wieder neues Leben angeſetzt. Nein! jeder Staat hat dieſe Aufgabe beſonders vor ſich, und ſie möchte leicht den ſchwierigſten Theil derjenigen ausmachen, die er überhaupt zu löſen hat.

Ich möchte nur ſagen, daß man nicht die Wirkung allein, ſondern unmittelbar die Urſache ins Auge zu faſſen habe.

Allerdings wird da nicht mit allgemeinen Maximen auszureichen ſeyn wie ſie im Geleiſe ruhiger Tage, befeſtigter Rechte, eingelebter Verhältniſſe vorhalten.

Nicht dadurch wird man die Aufgabe erledigen, daß man sich blindlings mit einer wiederauflebenden Aristokratie verbinde; es würde in den meisten Fällen wider das Prinzip der Staaten selber laufen und nicht lange würden sie diesen Weg einhalten. Auch nicht damit wird man es ausrichten, daß man die Kräfte der Masse für sich aufrufe: augenblicklich durch einen leichten Umschlag des Windes würden diese Wogen wider euch selber herangetrieben werden.

Unter den Umständen, in denen wir uns einmal befinden, in der unerbittlichen und unabänderlichen Nothwendigkeit der Dinge, der wir anheimgefallen, wird keine Maaßregel ausreichen, die nicht ausschließlich das allgemeine Wohl bezweckt. Es ist eine allmählige Ausgleichung vonnöthen, welche die verschiedenen Bestandtheile gewähren lasse, keines anfeinde, noch gewaltsam unterdrücke, keines willkürlich emporzubringen suche, aber alle zu dem Ganzen benutze. Es bezwingt die Gewalt; mehr noch bezwingt Talent, und Wohlwollen. Gebe uns Gott Männer, welche Augen haben zu sehen und Muth um zu handeln; frei von befangenden Vorurtheilen; deren Augenmerk das allgemeine Beste ist; und die eben darum fähig sind, das öffentliche Vertrauen zu fesseln. Ist je etwas durch Menschen Vorkehrung gefördert worden, so ist es durch Solche zu Stande gekommen.

Es könnte scheinen, als ob auf diesem Wege auch im besten Falle doch nur einzelne Staaten in das innere Gleichgewicht gesetzt werden könnten, dessen sie zu ihrer weitern Entwickelung bedürfen. Allein der Vortheil des Einzelnen wäre der Vortheil des Ganzen. Es ist augenscheinlich, daß bei der endlichen Lösung einer allgemeinen Aufgabe, wenn sich gleich nach Maaßgabe der Verhältnisse im Einzelnen gewisse Verschiedenheiten ergeben müßten, doch auch unfehlbar so viel Gemeinschaftlichkeit im Ganzen hervortreten würde, als uns überhaupt auf natürlichem Wege erreichbar ist.

Und ob wir wohl der Meinung sind, daß es unmöglich sey, allen deutschen Staaten eine und dieselbe Verfassung zu geben, ohne ihr Leben anzutasten, so haben sie doch auch wieder vieles gemein. Wie das deutsche Wesen ursprünglich eine innere Uebereinstimmung hat; wie diese Staaten so lange in einen gemeinschaftlichen Reichsverband gehört; wie sie, sämmtlich mehr oder weniger von der Revolution erschüttert, sämmtlich an der Befreiung Theil genommen haben. Alles dies würde sich in ruhigen Tagen weiter entwickeln.

Doch wird Niemand behaupten, daß damit genug geschehen wäre. Ohne Zweifel sind allgemeine Institutionen erforderlich, welche dem Bedürfniß und der Lage der Dinge wirklich entsprächen. Bleiben wir bei denen stehn, deren Grundlage im Bunde selber gegeben ist.

Positive Momente.

Es ist bekannt, welche Plane einer strengern sich näher an die Form des Reichs anschließenden Einheit auf dem Congresse zu Wien verhandelt worden; man erinnert sich, woran sie gescheitert sind.

Wenn von der Errichtung von Kreisen unter Kreisobersten die Rede war, so setzte sich das Selbstgefühl der unlängst erworbenen vollen Souveränetät; wenn von Bundesgerichten, die Erinnerung an das Reichskammergericht und die Furcht vor etwanigen Reclamationen der so eben unterworfenen Unmittelbaren; wenn endlich von einer festzusetzenden Norm der Verfassung, die Schwierigkeit diese auf eine den verschiedenen Staaten irgend genügende Weise zu bestimmen entgegen. Auf der Stelle zeigte sich, daß die Prinzipien derselben wider einander liefen. Indem Hannover für die Stände überhaupt das Recht in Anspruch nahm, an der Gesetzgebung Theil zu haben, nicht allein die Steuern zu bewilligen, sondern auch ihre Verwendung mit zu beaufsichti-

gen, so hatte es die altherkömmliche Form seiner eignen Ständeverfassung im Sinn. Wie hätte dies aber Baiern oder Würtemberg zugeben sollen, Staaten, deren Bestehn sich an eine Auflösung der alten Verfassung knüpfte und die von Ständen dieser Art eine sehr bedenkliche Opposition hätten erwarten müssen?

Dennoch konnte man nicht lange zaudern und sich bedenken. Als Napoleon von Elba zurückkam, — ein Augenblick, der für alle europäische Verhältnisse auf lange hinaus entscheidend wurde, — bedurfte man einer unverzögerten Verbindung, einer Vereinigung ohne Rückhalt. So kam es zur Bundesacte.

Allerdings entsprach dieselbe weder den allgemeinen Wünschen, noch auch wohl dem unläugbaren Bedürfniß. Dessenungeachtet liegen in dem Bunde sehr wichtige Elemente, die allerdings zu einer wesentlichen Vereinigung unsers Vaterlandes dienen können. Es ist sehr sonderbar, wenn man sich über die Trennung desselben immerfort beklagt und dabei einer weitern Ausbildung der uns gegebenen Möglichkeiten keine Aufmerksamkeit widmen will, ja sich der Erfüllung der gemeinschaftlichen Pflichten lieber völlig entzöge.

Freilich ist es unsre Krankheit, das Wünschenswerthe allein jenseit der Grenzen des Erreichbaren zu suchen!

Der Bund, wie er endlich zu Stande gekommen, nahm für die Zukunft vorzüglich auf die Entwickelung drei gemeinschaftlicher Angelegenheiten Rücksicht, der Militärverfassung, der Presse, der Handelseinrichtungen.

Offenbar berühren diese drei Puncte die wichtigsten Interessen der Nation: ihre Sicherheit vor auswärtigen Feinden, welche mit der Erhaltung des innern Friedens und Gedeihens so vielfach zusammenfällt, ihre Bildung und geistige Entwickelung, ihr materielles Wohlseyn. Es sind die großen Richtungen, die man von jeher in Wehr-, Lehr- und Nährstand unterschieden hat, sie geben zur Ausbildung unserer Gemeinschaftlichkeit und

Vereinigung weiten Raum, und verdienen allemal die besonnenste Erwägung.

Militärverfassung.

Es ist die große Tendenz der Nationen in neuerer Zeit, alle ihre Kräfte zu gemeinschaftlichen Thaten anzustrengen, Alles, was sie vermögen, wenn nicht zum Angriff, doch zum Widerstand aufzubieten; vornehmlich auf diese Einheit und Stärke ihre Verfassung zu berechnen, und zu einem künftigen Kriege während des Friedens alle Vorkehrungen zu treffen.

Sollten wir allein das Gegentheil thun? Während 32 Millionen Franzosen, so entzweit sie über die obersten Prinzipien ihres Staates auch seyn mögen, dennoch so zu sagen auf Einen Wink kommen und gehen, und sich allesammt von einer Hauptstadt abhängig erkennen, welche hinwiederum denen gehorcht, die daselbst auf irgend eine Weise die höchste Gewalt an sich gebracht haben, während das unermeßliche Rußland die Völkerstämme des asiatischen Ostens aufbietet, um seine europäischen Kriege mitzufechten, während England alle Kräfte eines kolossalen Welthandels zu seinem Gebote hat, und mit seinen tausend Armen, welche Verkehr und Leben verbreitend von Ozean zu Ozean reichen, alle Tage gerüstet ist, den ganzen Continent auf einmal zu umspannen, zu erdrücken; sollen wir gar nichts für unsere Einheit thun? wir, die wir, sobald Oestreich und Preußen mit den übrigen Gliedern des Bundes zusammenstehen, so stark und stärker sind, als alle andere?

Allerdings haben wir es am schwersten, da unser Verein aus mehreren unabhängigen Staaten zusammengesetzt ist; aber eben dies ist es, weshalb es bei uns der Vorkehrungen so besonders bedarf.

Man kann wohl nicht anders sagen, als daß dieselben bisher mit Sorgfalt, Einsicht und dem besten Willen getroffen wor-

den seyen. Glücklicherweise giebt es einige Häupter der Nation, die von dem Gefühle des deutschen Namens durchdrungen und für die Unabhängigkeit des gemeinschaftlichen Vaterlandes Alles daranzusetzen entschlossen sind.

Im Gegensatz gegen den bunten Wirrwarr der alten Reichsarmee und gegen die Willkür, mit welcher die Contingente des Rheinbundes zusammengeworfen wurden, sind jetzt verschiedene Armeecorps eingerichtet worden, in denen man Sorge getragen hat, die Benachbarten zu vereinigen, wie sie auch vorkommenden Falles gemeinsame Grenzen zu vertheidigen haben werden.

Diese Corps, aus verschiedenen Landesgenossen zusammengesetzt, bedürfen nicht nur einer übereinstimmenden, sondern auch einer zusammengreifenden Organisation, durch welche aus den verschiedenen Theilen ein Ganzes, durch welche eben der lebendige Körper eines Heerhaufens gebildet werde; man hat nicht versäumt, darauf Bedacht zu nehmen.

Es bliebe noch übrig, im voraus zu besprechen, was jeder Theil im Fall eines Angriffes — denn allein zur Vertheidigung ist der Bund geschlossen — zu thun, wie er sich aufzustellen, welche nächste Maaßregeln er zu ergreifen habe. Es wäre wohl sehr erwünscht, daß man auch diesen Punct erledigen möchte, um in dem dringenden Augenblick langwieriger und aufhaltender Berathung entübrigt zu seyn.

Dürften wir etwas angeben, was vielleicht noch außerdem in Ueberlegung zu ziehen wäre, so würde dies das Institut der Nationalgarden betreffen, das man unter verschiedenen Formen auf deutschen Boden zu verpflanzen versucht hat: ein Institut, das doch vornehmlich für die unglücklichen Umstände einer Empörung des Pöbels oder anderer offner Vergewaltigung berechnet ist, obwohl es sich, wie die letzten Ereignisse in Grenoble, Lyon und andern Orten darthun, auch hiefür unbrauchbar erwiesen hat; ein Institut, lästig, zeitraubend und kostspielig, zu eigentlich militärischen Zwecken wohl niemals geeignet. Sollte es wohl nützlich und

wünschenswerth seyn, ein solches Institut an die Stelle bewährter, für den Krieg dienlicher und weniger lästiger deutscher Einrichtungen zu setzen? Gegen Tumulte des Pöbels giebt es ein sicheres Mittel; es ist, sie weder sonst veranlassen, noch etwa mit Willen aufreizen.

Denn was helfen uns am Ende alle Anstalten zu gemeinsamer Vertheidigung, wenn wir indeß immer tiefer in innere Zerwürfnisse gerathen, wenn wir es auch dahin bringen, wohin unsere Nachbarn gekommen sind, auf jedem Punct, in jeder Stadt des Landes immerfort die Empörung fürchten zu müssen, wenn wir unser Vaterland einem ersonnenen, wesenlosen Weltbürgerthume nachsetzen, und immer wieder der Lockung des Fremden horchen, der uns überreden möchte, nicht wir mit einander hätten ein gemeinschaftliches Interesse, sondern ein Theil von uns mit ihm zusammen ein solches wider den andern Theil von uns.

Hiegegen wäre vor allem ein sicheres Gleichgewicht der öffentlichen Meinung, eine gründliche, vaterländische Ueberzeugung derselben nothwendig.

Es ist gewiß, daß dafür thatsächliche Verbesserungen, genügende Ausgleichung der Mißverhältnisse, wie wir oben gedacht, das Beste thun müssen.

Allein auch die Presse hat auf dieselbe Einfluß: sie übt ihn in diesem Augenblick durchgreifender aus, als jemals; nicht damit zufrieden, nimmt sie ihn noch in stärkerm Maaße in Anspruch.

Fassen wir diesen schwierigen von allen Seiten mit Streit umgebenen Punct auch von der unsern aus ins Auge.

Gesetzgebung der Presse.

Dann wiederholen wir zuerst, daß diese Sache unsere wichtigsten und theuersten Interessen berührt.

Der große Besitz, welchen die deutsche Nation in dem letzten Jahrhundert erwarb, es ist unsere Literatur. Nach so langen Zeiten der Abspannung und Nachahmung fand endlich in ihr der

deutsche Geist seinen Ausdruck; selbstständig prägte er sich in ihr aus. Sie ist eins der wesentlichsten Momente unserer Einheit geworden; wir wurden uns derselben in ihr zuerst wieder eigentlich bewußt. Sie bildet nunmehr die Atmosphäre, in der unsere Kindheit erwächst, unsere Jugend aufathmet, die alle Adern unsers Daseyns mit eigenthümlichem Lebenshauche beseelt. Von allen Deutschen Keiner, man gestehe es, wäre was er ist, ohne sie.

Wie wichtig ist die Preßgesetzgebung, da sie die Fortbildung und Weiterentwickelung dieses unsers größten Eigenthums unmittelbar berührt.

Gälte es indeß hier allein die Literatur, — die Wissenschaft, die Poesie, deren Beziehung auf den Staat zwar unausbleiblich, aber mittelbar, deren Rückwirkung sicher, aber langsam — so würde Niemand viel daran denken, sie zu beaufsichtigen. Wie gemäßigt waren, so lange es auf nichts anders ankam, in den Zeiten vor der Revolution alle Gesetze, wie wenig ward von der Ausführung derselben verspürt.

Auch ist wohl wahrscheinlich, daß Rücksicht auf die Literatur allein nicht so viel entschiedene und heftige Verfechter der Preßfreiheit hervorrufen würde.

Allein es giebt noch ganz andere Dinge, die hier in Betracht kommen. Seit der Revolution, obwohl vielleicht nicht so sehr durch die Meinungen wie durch die Begebenheiten selbst, sind unsere Staaten erschüttert und umgewandelt worden. Noch sind sie nicht alle zu jener Ruhe und Stätigkeit gelangt, welche erst, wenn sie lange ausgehalten und einmal den Stürmen getrotzt hat, das Gefühl der Sicherheit und volles Vertrauen erweckt. Nun sind überdies alle Elemente der Gesellschaft rings um uns her in Aufruhr: die Verwandtschaft, in der sie zu unsern eignen Angelegenheiten stehen, wirkt unaufhörlich auf uns zurück. Mitten in diesen Prozeß der Bildung, hie und da der offenbaren Gährung, greift die politische Presse ein. Je schwankender die Zustände sind, um so wirksamer ist sie. Sie entwickelt sich zu

einer wahrhaften Macht. Die Staatsgewalt, von welchem Namen sie auch sey, kann ihrer Natur nach diese stets opponirende Besprechung des noch nicht Vollendeten, dies sich mißverstehende Hervorheben unvermeidlicher Gebrechen, diese unaufhörliche Empörung aller Gedanken in deren Sinne sie nicht verfährt, unmöglich billigen oder gern sehen. Die einzelnen Elemente dagegen, die noch nicht verschmolzen sind, haben die natürliche Tendenz, sich durch die Presse zu repräsentiren und geltend zu machen; gewiß, daß sie sich hiedurch einen immer größeren Einfluß, eine immer entschiedenere Wirkung auf das Gemeinwesen verschaffen werden.

Jedermann wird geständig seyn, daß hierin die Schwierigkeit liegt: nicht in der mittelbaren Wirkung, die nie zu vermeiden ist, sondern in der unmittelbaren; nicht in der freien Regsamkeit des denkenden und bildenden Geistes überhaupt, sondern in seiner nächsten Richtung auf den Staat.

Es scheint doch, als wenn man diesen in den Sachen liegenden Unterschied, der unläugbar ist, — obwohl die Grenzlinie, wie überhaupt in der Natur, wo sich alles durchdringt, schwer zu ziehen seyn mag, — nicht immer weder von der einen, noch von der andern Seite her ins Auge faßte. Die Einen fordern so gut wie eine vollkommene Freiheit, in jedweder Hinsicht; die Andern wünschen so viel Beschränkung wie möglich, nicht minder in jeder Hinsicht.

Hiedurch, scheint mir, wird der Streit auf ein Feld gespielt, auf welches er nicht vollkommen gehört.

Die Vertheidiger einer gänzlich oder fast ganz unbeschränkten Freiheit reden nur von der Freiheit, welche den Aeußerungen von Gedanken überhaupt zu gestatten sey, — sie wollen, wie sie sagen, die Freiheit der Wahrheit. Der eine nennt die Preßfreiheit geradezu Wahrheitsfreiheit, Wahrheitsliebe aber sey das höchste Gesetz und Ziel des Menschen. Eine wechselseitige Mittheilung der Erfahrungen und Gedanken, sagt ein Anderer, sey eben das, wodurch der Funke des Göttlichen in den Menschen

zum Bewußtseyn komme, das, wodurch sie Menschen werden, fähig für göttliche Wahrheit und Gesetzgebung; die Freiheit dieser Mittheilung sey die Freiheit des Göttlichen im Menschen.

Gewiß, sie haben Recht: die Wahrheit zu erforschen und mitzutheilen, muß man allen Raum und alle Möglichkeit haben.

Allein man wird bekennen, daß dies doch bei weitem zu abstracte Behauptungen sind, daß die Frage mit nichten hierin liegt.

Sobald wir die Sachen ansehen wie sie sind, so ist unläugbar, daß sich durch die politische Presse, wo sie irgend unbeschränkt geworden, nicht allein Lehren, Gedanken, Meinungen, sondern hauptsächlich Leidenschaften und Interessen äußern; daß sich sofort eine starke Opposition gegen die höchste Gewalt bildet, und nicht anders kann als sich bilden; daß sich endlich die Parteien unvermeidlich in scharfen Widerspruch entgegentreten. Hierauf kommt es an: dies ist die Frage, an der dem allgemeinen Wohle liegt. Jene Vertheidiger müßten beweisen, daß ein solcher Zustand für das Leben der Nationen überhaupt wünschenswerth, daß er auch für einen jungen in seinem Bildungsprozesse begriffenen Staat nützlich und förderlich sey.

Indessen geht man nicht auch auf der andern Seite zu weit, wenn man alles, was gedruckt wird, einer strengen Censur unterwirft? Um Ein Element in Schranken zu halten, ist es dazu unumgänglich nothwendig, Alle zu beaufsichtigen? Giebt es Niemand, dem der Staat völlig und immer vertrauen kann? Bietet nicht auch die Censur ungemeine Schwierigkeiten dar? Wie fast unmöglich sind doch ausreichende Instructionen! Und wäre es für das allgemeine Beste so unbedenklich, einem beschränkten Beamten anheim zu stellen, ob eine Sache zur Sprache gebracht werden soll, oder nicht?

Nur allzuoft hegen wir in gegenwärtiger Zeit die Einbildung, daß unsere Zustände neu und niemals dagewesen seyen. Gern greifen wir zu dem was unsere Nachbarn am heutigen Tage für gut halten; selten erinnern wir uns, welche Lehren die

vergangenen Jahrhunderte geben, Lehren die um ſo wichtiger ſind, da die Folgen der Maaßregeln die man ergriff, vollſtändig vor uns liegen.

Von den Wirkungen einer ungezügelten Freiheit der Preſſe und einer drückenden Ausübung der Cenſur haben wir zwei große Beiſpiele. Das eine an dem Deutſchland des ſechzehnten Jahrhunderts. Wenn man die Klagen, die über die Frechheit der Flugſchriften damaliger Zeit erhoben worden, vernimmt, ſo ſollte man oft glauben, ſie bezögen ſich auf die Mißbräuche des heutigen Tages. Nicht von der Partei des Stillſtandes, für welche man die katholiſche zu halten beliebt, ſondern von den unbeſcholtenſten Proteſtanten; nicht von denen, welche die Unterdrückung ſuchen mochten, ſondern von denen, welche die Freiheit begehrten, ſtammen dieſelben. Die Ehrenmänner jener Zeit können ſich über den leichtfertigen Ehrgeiz, den wilden Durſt nach einem wohlfeilen Ruf, den man ſich durch heftige Schriften zu verſchaffen ſuche, nicht genug beſchweren. „Sage mir wer es kann," ruft unter andern Camerarius aus [1]), „was haben dieſe Menſchen jemals erläutert, das dunkel; was haben ſie aufgeklärt, das zweifelhaft war? welches neue Licht haben ſie angezündet? Vielmehr iſt es durch ſie dahin gekommen, daß es unmöglich wird, ſeine Meinungen ruhig vorzutragen, ſeine Bedenken über das Zweifelhafte zu äußern, die Wahrheit zu behaupten, die Lüge zu widerlegen; eine wilde Heftigkeit, ein unruhiger Ehrgeiz nimmt mit ſeltſamen Vorſpiegelungen nicht allein die Geiſter der Menge, ſondern auch beſſerer Leute ein. Freilich ſagen ſie wohl, all ihr Thun und Treiben komme aus dem Drange höherer Geſinnungen, allein ſo lange es noch etwas geben wird, was einen Ehrgeiz beleidigt, eine Begier einhält, einer Neuerung Widerſtand leiſtet, ſo lange werden ſie jede Gelegenheit ergreifen, gefaßte Beſchlüſſe zu zerſtören, die alten Wunden aufzureißen, den Brand

[1]) Camerarius, vita Philippi Melanchthonis p. 294. 384. 420 u. a. St.

wiederum zu schüren. So haben sie denn nichts als Unruhe angestiftet, Entzweiung und Haß erregt, die Guten niedergeschlagen, die Bösen erfreut. — Wann werden wir jemals einig werden! wann wird man irgend eine Streitfrage über irgend eine Materie zu Ende bringen! Nein, mit wildem Geschrei kann man so wichtige, schwere und hohe Geschäfte nicht ausführen."

Camerarius selbst hält für das einzige Mittel, dieses Uebel zu heben, „daß es Niemand vergönnt werde, seine Meinung nach Gutdünken bekannt zu machen, in wilden Predigten das Volk zu bearbeiten, mit unreinen Schriften den Namen seiner Gegner zu verlästern. Denn wer kennt sie nicht," ruft er nochmals aus, „diese Frechheit alles zu sagen oder zu schreiben, diese Keckheit ohne Erfahrung, diese ungelehrte Gelehrsamkeit, diese unglaubliche Hartnäckigkeit und Anmaaßung!" Doch genug! Aus der Mitte der Protestanten selbst trug man darauf an, diesem großen Mißbrauche der edelsten Mittel zu den gemeinsten Zwecken, ein Ende zu machen. Oft haben es die besten Fürsten zu thun beschlossen. Allgemein ist Maximilian II gerühmt worden, daß er gewisse heftig katholische Bücher, welche schon damals alle Leidenschaften hätten aufwecken können, unterdrückt hat. Allein in Ermangelung durchgehender und allgemein befolgter Maaßregeln fand man sich zu schwach, dem Strom der Verwilderung zu widerstehn. Niemand, der diese Dinge mit unbefangenem Auge betrachtet, wird läugnen können, daß die unglückliche Entwickelung, welche das Geschick unseres Vaterlandes damals genommen hat, großentheils aus dem wilden Toben der theologischen Presse und der Entzweiung, die sie zur Folge hatte, entstanden ist.

Diesem Beispiel gegenüber giebt es jedoch auch ein anderes.

Während Deutschland sich in eine so zügellose Bewegung verlor, führte man in Italien die Censur ein. Mit der Inquisition verbündet, wurde sie überaus streng und mit größerm Erfolg als man glauben wird, ausgeübt. Bücher, die in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet waren, sind so vollkommen ver-

tilgt worden, daß keine Spur derſelben auch nicht in den anſehnlichſten Bibliotheken übrig geblieben iſt. Dieſe Cenſur, im Dienſte der Kirche und der eben emporkommenden modern katholiſchen Doctrin, hielt alles und jedes nieder was nicht in dem Sinne derſelben war. Bis zu der Zeit, daß ſie eingeführt wurde, bis gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, hat ſich der Geiſt der Italiener aus vollen Kräften und nach allen Seiten hin entdeckend, erfindend, zu freier Form ausbildend bewegt. Bemerkt man nun, wie er ſeitdem von Stund an inne hält und ſtill ſteht, wie er bald darauf weder in der Poeſie (nach Taſſo), noch in der Hiſtorie, noch in der Politik, noch viel weniger in den die Religion näher berührenden Wiſſenſchaften etwas hervorbringt das der Rede werth wäre; gewiß, ſo muß man eingeſtehn, daß obgleich auch noch andere Momente mitgewirkt haben mögen, doch gewiß jener drückende Zwang der Geiſter, welcher Giordano Bruno verfolgte, Galilei vor das Gericht forderte, Campanella ins Gefängniß warf, an einem ſo beklagenswerthen Erfolg, den größten Theil der Schuld trägt — ein Schauſpiel, über das die Menſchheit trauert.

Und wie doch völlige Ungebundenheit und gewaltſame Beſchränkung die nemliche Wirkung haben! Beide Nationen waren auf großen Pfaden der Entwickelung und Ausbildung; die Deutſchen geriethen, weil ſie denn gar nicht Maaß hielten, und die herrſchende Polemik alle Geiſter feſſelte, in eine Art von Verwilderung; die Italiener, denen man die Gebiete verſchloß, auf welchen ſie ſich frei zu bewegen die Neigung zeigten, fielen in eine einſeitige Verbildung, in welcher vielleicht ein noch größeres Hinderniß für die Zukunft lag.

Nein! ſagt nicht, daß die Extreme jemals heilbringend geworden; immer waren ſie verderblich.

Ihr möchtet entgegnen, jene Zeiten ſeyen noch nicht ſo reif geweſen, wie die unſern. In Hinſicht der Religion, der dieſe ihre Bewegungen galten, waren ſie es gewiß, ſie haben Euch die Glaubensformen gegeben, über welche ihr noch heute ſtreitet.

Mißbrauch aber hebt den Gebrauch nicht auf, Mißbrauch der Presse nicht die Möglichkeit einer freien Bewegung derselben, die übertriebene Beschränkung nicht die Nothwendigkeit einer gemäßigten Beaufsichtigung.

Auch ist man einverstanden, daß es Gesetze für die Presse geben müsse; selbst unsre Radicalen wagen es nicht zu läugnen. Noch fragt sich nur, von wem sie bei uns ausgehen sollen.

Auf der einen Seite, da die Mannigfaltigkeit deutscher Verfassungen mit den bestehenden Zuständen gegeben ist, und da die Presse so wesentlich mit allen Zweigen des innern Staatslebens zusammenhängt, könnte es scheinen, als sey die Gesetzgebung über diesen Punct den einzelnen Staaten völlig zu überlassen. Gewiß, so wäre es, wenn wir verschiedene Sprachen redeten, wenn wir nicht so enge mit einander verbunden wären, daß jeder Schlag, wo er auch immer geschehen mag, unfehlbar durch den ganzen Körper gefühlt wird, wenn nicht endlich der deutsche Buchhandel eine ganz eigene allgemein deutsche Bedeutung hätte.

Unter den gemeinschaftlichen Instituten der Nation hat der Buchhandel eine sehr bedeutende, er behauptet vielleicht unmittelbar nach den Universitäten seine Stelle.

Der Buchhandel hat in Deutschland mehr Seibständigkeit und einen größern innern Zusammenhang als in irgend einem andern Lande. Er erkennt keine Grenze, noch Mauth; er läßt sich nicht hemmen noch bannen; das Geschäft geht durch die Ausbildung des Commissionswesens, durch die augenblickliche Versendung jeder Schrift sobald sie erschienen ist, und den Vertrieb im Einzelnen, nach allen Richtungen hin, nach jeder Stadt und jedem Dorf, nach jedem Hause, seinen durch kein Verbot zu hindernden Gang. Der Natur der Dinge nach können die Verbote, welche in der Regel zu spät, und erst alsdann eintreten, wenn der hauptsächliche Vertrieb schon geschehen ist, selten völlig ausgeführt werden, sie haben oftmals einen ihrer Absicht geradezu entgegengesetzten Erfolg. Der Buchhandel vertheilt seine Pro-

ductivität an einzelne Stellen; seine Wirkung aber ist schlechterdings allgemein und vaterländisch. Da es nun so steht, da es bei dem innigen Zusammenhange des Geschäftes für dieses selber unmöglich förderlich seyn kann, daß man in jedem Lande besondere Gesetze befolge, so ist schwerlich zu läugnen, daß so wie das Institut ein allgemeines ist, so es auch allgemeine Gesetze für dasselbe geben müsse.

Allein wird man sagen, giebt es nicht bereits Gesetze? Gesetze die als allgemeine Norm verkündigt worden sind, die im Grunde noch heute bestehn, und denen zum Trotze sich dennoch so große Uebelstände entwickelt haben.

Mit diesen Gesetzen und ihrer Ausführung hat es folgende Bewandniß.

Nachdem der Druck aufgelöst war, mit welchem die napoleonischen Jahre jede geistige Regung in Bande geschlagen hatten, erhob sich im Gegensatz desselben eine ziemlich schrankenlose Ungebundenheit.

Sie nahm zuerst, wenigstens dem großen Strome nach, jene nationale Richtung, die den Angelegenheiten nur förderlich seyn konnte. Erst nach und nach, besonders als die allgemeinen und dann auch die deutschen Bewegungen seit dem Jahre 1818 in einen unerwarteten andern Gang fortgerissen zu werden schienen, fing man an, sie für gefährlich zu halten.

Es erfolgten die Karlsbader Beschlüsse.

Ich will nicht erörtern, in wiefern dieselben damals unumgänglich nothwendig seyn mochten, noch auch in wiefern sie dem allgemeinen Bedürfniß entsprachen; ich mache nur zwei Bemerkungen.

Einmal waren sie bloß provisorisch und mithin nothwendiger Weise strenger und schärfer als man ein Gesetz für immer abgefaßt haben würde; sie erschienen als eine entschiedene Reaction.

Sodann wurden sie, und wohl eben darum, keineswegs auf einhellige Weise gehandhabt. Nur in einigen Ländern be-

gleitete man ihre Bekanntmachung mit den entsprechenden Einrichtungen und Instructionen; andere, wie Baiern, nahmen eine Stellung an, in welcher sich eine gewisse Opposition nicht verkennen ließ. Fast keiner von den constitutionnellen Staaten legte diese Sache seinen Kammern vor, um den Beschluß durch organische Gesetze in Ausführung zu bringen. Auch war hiefür leicht eine Entschuldigung gefunden. Gaben sich doch jene Beschlüsse selbst nur für provisorisch aus! Die Handhabung überließ man gewöhnlichen Censoren, die überdies ohne ausreichende Instruction gelassen, ihr Amt nicht ohne Willkür verwalten konnten.

Hieraus entstanden nun, wie unvermeidlich, von allem Anfang Unebenheiten, die sich von Jahr zu Jahr vermehrten. In Baiern hielt man es für gerathen, eine Preßfreiheit zu gestatten, die mit den Bundesschlüssen nicht eben in gutem Einklang stand; allmählig aber, und besonders seit der Bewegung, welche in Folge der Julirevolution die Geister ergriff, wurden alle Schranken durchbrochen. Die Censoren, wie sie bestanden, waren nicht mehr zu behaupten; organische Gesetze, um die Uebertretungen vor Gericht zu belangen, gab es nicht, sie waren weder vorgeschlagen noch genehmigt, es trat eine allgemeine Anarchie ein.

Nicht ohne Schein hat Baden auf den Tadel einiger Bestimmungen seines neuen Preßgesetzes erwiedert, der neue Zustand sey noch immer besser als der alte, so vollkommen gesetzlose.

Wie sehr ist aber unter diesen Umständen die Presse gemißbraucht worden! zu wilden Angriffen auf Privatleute, zu heftigen Feindseligkeiten gegen die Staatsgewalten, zu einer offenen Fehde wider die ganze in Deutschland bestehende Ordnung.

Und so sind wir, wenn ich sagen darf, wie mir scheint, auf diesem Puncte, wenn es auch auf keinem andern ist, in den Zustand der Revolution gerathen. Auf der einen Seite eine Staatsgewalt, die mit provisorischen Gesetzen, welche nur auf die Zeiten der Gefahr berechnet waren, ausgerüstet, keinen Unter-

ſchied macht, und mit ſchwerem Zepter über gut und bös laſtet; auf der andern Seite ein unabläſſiger Gegenſatz, eine geheime oder offene Rebellion wider dieſe Geſetze. Bald iſt die eine, bald die andere Macht die ſtärkere, wir ſchwanken wie die Revolution ſelbſt zwiſchen Deſpotismus und Anarchie.

Gewiß, ein Zuſtand, welchem ein Ende zu machen, mit aller Sorgfalt Bedacht genommen werden muß.

Niemand wird verkennen, wie außerordentlich ſchwierig dieſe Aufgabe iſt; und ich bin fern davon, in das Labyrinth der dahin einſchlagenden Fragen eingehn zu wollen.

Sollte es in der That unmöglich ſeyn, wenigſtens einen Verſuch zu machen, die wiſſenſchaftliche Literatur die ſich nicht unmittelbar auf den Staat und die Angelegenheiten des Tages bezieht, von der rein politiſchen, namentlich von allem was Zeitung und Flugſchrift iſt, zu ſondern, und dieſe beaufſichtigend, jener ihre freie Bewegung zu laſſen?

Den Ausdruck der Gedanken hätte man frei zu geben, den Ausbruch der Leidenſchaften zu verhüten.

Einen Mißbrauch wie er im ſechzehnten Jahrhundert Statt gehabt, wie er gegenwärtig ſich wieder ergeben will, darf man und ſoll man im Intereſſe des Vaterlandes ſelbſt nicht dulden; eine Cenſur wie ſie in Italien durchgeſetzt wurde, einführen zu wollen wäre ein Verbrechen, oder vielmehr nur der Verſuch zu einem ſolchen; denn es eigentlich zu begehn würde unmöglich fallen.

Es müßte ein Geſetz gegeben werden, mild und freiſinnig, das der Nation nicht den Argwohn beibrächte als wolle man geiſtigen Druck über ſie verhängen, aber ſtark genug um dem Fortgang des innern Zerwürfniſſes zu ſteuern, ein allgemeines Geſetz — welches auch ausgeführt würde. Nur wenn es mild und gemäßigt wäre, nur alsdann, wenn es wirklich den Mißbrauch angriffe, könnte man hoffen es nicht allein abgekündigt, ſondern auch gehandhabt zu ſehen.

Einem jeden von unsern Staaten wird gestattet bleiben müssen, in Bezug auf die Besprechung seiner inneren Angelegenheiten nach Maaßgabe seiner eigenen Verfassung besondere Bestimmungen zu treffen; den Bundespflichten aber müßte sich ein jeder fügen.

Würde auf diese Weise das Umsichgreifen der Entzweiung gehemmt, so könnten auch noch andere Maaßregeln, welche für das allgemeine Beste berechnet sind, einen erfreulichen Fortgang nehmen. Ich meine vor allen solche, an denen für die Herstellung des öffentlichen Wohlstandes von Deutschland so viel liegt. —

Wir kommen hier auf den dritten Punct unserer Erörterung.

Handelseinrichtungen.

Auch von diesen, wie man weiß, ist in der Bundesacte die Rede.

Dessen unerachtet wird man es sehr begreiflich finden, daß sich der Bund als solcher denselben nicht geradezu gewidmet hat.

Denn da das Vorhaben, die bis jetzt dem freien Verkehr der Deutschen unter einander entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, wie man leicht bemerkt, auf das tiefste in den innern Haushalt jedes einzelnen Staates eingreift, so versteht es sich, daß gemeinschaftliche Maaßregeln nur durch allmählige und wohlerwogene Vereinbarung des einen mit dem andern zu Stande kommen können. Welche Schwierigkeit hat es doch, die Interessen gerade da zu versöhnen, wo sie einander bisher feindselig berührten, und überdies so umfassende und kostspielige gemeinschaftliche Einrichtungen zu treffen.

Den beiden mächtigeren süddeutschen Fürsten gereicht es zu immerwährendem Lobe, daß sie hierauf so bald und so ernstlich Bedacht genommen haben.

Glücklicherweise fand sich alsdann ein großer Staat, der alle Fragen welche bei dem innern Verkehr deutscher Gebiete unter einander vorkommen können, für sich allein zu lösen hatte: so

zerschnitten war sein Gebiet, so weit ausgedehnt seine Lage; er allein grenzte so zu sagen mit allen Reichen der Welt zugleich zusammen.

Wie er nun diese Aufgabe für sich selber erledigt hatte, in einem Sinne der allerdings von vorn herein ein Anschließen anderer an das neue System im Auge behielt, so dauerte es nicht lange, daß nicht ein oder der andere Nachbar es gerathen gefunden hätte, seinen Beitritt anzubieten. Unaufgefordert, aus eignem Antrieb, haben sich die beiden Hessen hiezu bewogen gefunden.

Auch war es nicht ihr Nachtheil. Ein kleinerer Staat kann an und für sich die Kosten zu jenen schwierigen Einrichtungen, die seine Grenzen schließen sollen, nicht wohl bestreiten; durch die Vereinigung mit einer großen Monarchie, die ihn dabei als ihresgleichen behandelt, werden ihm dieselben außerordentlich erleichtert; es wird ihm überdies ein unermeßlicher, mit seinen frühern beschränkteren Verhältnissen nicht zu vergleichender Markt eröffnet.

Indem man nun diese Verbindungen geschlossen, hat man sich wohl gehütet, das Interesse eines Bundesstaates, mochte er nun zu dem Beitritt Hoffnung machen oder nicht, auf irgend eine Weise zu verletzen.

Es braucht nicht auseinandergesetzt zu werden, wie überaus vortheilhaft für den Augenblick, wie bedeutend für unsere ganze Zukunft es wäre, dies großartige Unternehmen zu vollenden. Jedermann weiß, wie unangenehm ihm jene individuellen Belästigungen sind, die hiemit wegfallen würden; wie in der Beseitigung derselben ein so großer Theil wesentlicher Freiheit liegt, als in irgend einem jener unausführbaren Ansprüche, die der heutige Tag mit doctrinärer Selbstgefälligkeit erhebt. Nicht minder wichtig wäre es für das Verhältniß unserer Staaten unter einander. Glücklich! wenn allmählig doch einige von jenen Schranken auf immer fallen, welche bisher das Zeichen unserer Entzweiung waren und dieselbe so wesentlich verstärkt haben! Endlich wäre es er-

wünscht für unsere Nationalexistenz überhaupt; es würde sich wieder eine natürliche Gesammtopposition gegen das Ausland bilden; dem überwiegenden Einfluß desselben, der in so langen Zeiten nach und nach das Silber unserer Bergwerke weggeführt hat, könnten wir alsdann erst mit gemeinschaftlichen Maaßregeln die Spitze bieten und mit ihm in Wettstreit treten.

Und so sind es sehr positive Momente, an welche sich alle unsere Aussicht auf engere Vereinigung knüpft.

Es ist die freie Bewegung der materiellen Kräfte: die gemeinschaftliche Vertheidigung: die von Leidenschaften ungestörte, allseitig fortschreitende Entwickelung unserer Staaten.

Diese letzte vorzüglich. Der Austrag der innern Entzweiungen in den einzelnen Ländern ist die Grundlage von allem was gegenwärtig geschehen kann, was sich in Zukunft hoffen läßt. Leider bringt uns jede Zeitung neue Nachrichten von dem beunruhigenden Fortgang derselben.

Hätte man eine Stimme, die gehört zu werden verdiente, die sich Gehör verschaffen könnte, so müßte man sie jetzt erheben.

Wie lange ist es nun schon, daß man sich den Uebertreibungen hingiebt! Wie lange, daß wir es nicht zu ruhiger Ueberlegung der Lage der Dinge, der Möglichkeiten und des Nothwendigen bringen können. Auf die Uebertreibung folgt die Beschränkung, auf die Beschränkung die Empörung! Action und Reaction, Druck und Gegendruck, — Schlag auf Schlag, rufen einander hervor. So daß die Elemente der Gesellschaft sich eins wider das andere empören und in scharfen und schärferen Widerstreit zerfallen.

Wäre dies aber in der That der Natur des heutigen Deutschlands so entsprechend?

Nein! so weit wir hören, wohnt noch über den ganzen vaterländischen Boden hin, im Süden so gut wie im Norden, ein

beſonnenes, wohlgeſinntes, in ſeinen Bedürfniſſen und Wünſchen gemäßigtes Geſchlecht, zugethan ſeiner geſetzlichen ruhigen Entwickelung; ſeiner Verfaſſung getreu, friedlichen Beſchäftigungen ergeben, von Grund ſeines Herzens gottesfürchtig.

Aber ſo wie ſich zur Zeit der napoleoniſchen Neuerungen eine zahlreiche Secte erhob, die das Heil des Vaterlandes allein von ähnlichen Maaßregeln, von dieſem gewaltſamen Machen und Zurichten von oben her erwartete, ſo hat ſich nunmehr auf dem nemlichen Boden eine andere Schule gebildet, welche in den Neuerungen der Julirevolution, obwohl ſie in Frankreich einen ſo eigenthümlichen Urſprung und überdies ſo unglückliche Folgen haben, den Triumph der Menſchheit überhaupt ſieht, und nach ihrer Analogie, von unten her die Welt einrichten und reformiren möchte.

Es iſt ſehr deutlich, wohin dies führen muß.

Plato ſchildert einen Staat wo man von nichts als von Freiheit rede, hierin unerſättlich alles übrige vernachläſſige, wo das Volk von ſchlechten Mundſchenken in dieſem ſtarken Weine berauſcht werde, ſo daß es die Obrigkeiten, die es in Zaum halten wollen, für oligarchiſch erkläre, diejenigen aber die denſelben gehorchen, als knechtiſch in Verruf bringe; bis denn zuletzt die Obrigkeiten ſich als Untergebene, die Untergebenen ſich als Obrigkeiten gebähren; die Lehrer vor ihren Zuhörern zittern und ihnen ſchmeicheln, dieſe aber ſich aus jenen nichts machen; die Jüngern ſich den Alten gleichſtellen, und mit ihnen in Worten und Thaten in die Schranken treten, die Alten dagegen ſich unter die Jüngeren ſetzen und es ihnen an Aberwitz gleich zu thun ſuchen. [1]) Ich will nicht ausführen, in wiefern wir uns einem ſolchen Zuſtand nähern; es iſt Jedermann offenbar; ich will nur noch gedenken, in wie ſchlagender Wahrheit der Philoſoph den Erfolg hievon herausſtellt. Die Obrigkeit, ſagt er, werde, wenn

[1]) De republica lib. VIII, p. 562.

ſie auch nicht die mindeſte Neigung habe, eine Neuerung zu machen, unaufhörlich beſchuldigt, oligarchiſch zu ſeyn und auf die Unterdrückung zu ſinnen. Wenn ſie nun ſehe, daß ihr das Volk, in einer Art von Unwiſſenheit, und von Verleumdern betrogen, ohne alle ihre Schuld, unrecht thun wolle, ſo geſchehe wohl, daß ſie wirklich oligarchiſch werde, obwohl gleichſam wider ihren Willen. Dann erfolge gegenſeitige Anklage, Rechtsſtreitigkeit, Kampf; und zumal wenn das Volk die Oberhand behalte, durch die Führer deſſelben auf natürlichem Wege die Tyrannei.

So iſt nun einmal die Entwickelung der menſchlichen Dinge: ſo iſt ſie zu allen Zeiten geweſen, ſo wird ſie wieder ſeyn, wofern man ihr nicht mit Vernunft und moraliſcher Kraft begegnet. — Uns aber bedroht hiebei das gefährlichſte Zerwürfniß.

Göthe ſagte vor ſeinem Ende, es ſcheine ſich ein Krieg vorzubereiten, wie der dreißigjährige geweſen; in vielen Zeitgenoſſen ſetzt ſich eine ähnliche Meinung feſt: Niebuhr ſtarb, indem er einen Wiedereintritt der Jahrhunderte der Barbarei vorherzuſehen glaubte.

In der That befinden wir uns bereits in einer Art von Kriegszuſtand. Die Regierungen finden an vielen Stellen nicht mehr den alten Gehorſam; die Stände erheben ſich wider einander; in wie vielen Tagesſchriften, in wie vielen Verſammlungen trägt man auf neue Dinge an; jede Veränderung eines auswärtigen Miniſteriums bedroht uns mit allgemeinem Krieg. Ohne widerſtreben zu können, werden wir alle von unſeren friedlichen Vorſätzen in die Mitte dieſer Dinge fortgeriſſen.

Was geſchehen würde, wenn es noch einmal zur Gewalt käme, wer kann es ſagen?

Für den Frieden aber giebt es nur Eine Regel: die unläugbar vorhandenen Schwierigkeiten wie ſie ſind ins Auge zu faſſen, und mit Vernunft und Redlichkeit beizulegen.

Was kann es helfen, auf das Ausland zu ſehen, das in ganz andern Zuſtänden iſt, und auf ſeinem Wege ganz andere

Aufgaben — was es denn eben auch nicht ſehr befriedigend thut, — zu löſen vor ſich hat.

Auch könnte es nichts nützen, die Fahne einer eingebildeten Deutſchheit aufzuſtecken. Wer will jemals in den Begriff oder in Worte faſſen was deutſch ſey? Wer will ihn bei Namen nennen, den Genius unſerer Jahrhunderte, der vergangenen und der künftigen? Es würde nur ein anderes Phantom werden, das uns nach andern falſchen Wegen verführte.

Nein! alsdann werden wir im Sinn unſers Vaterlandes und unſerer Altvordern handeln, wenn wir, die wir Deutſche ſind, unſere Sachen nach beſtem Vermögen einzurichten, die uns vorliegenden Schwierigkeiten, ohne auf Andere zu ſehen, nach beſtem Wiſſen zu überwinden ſuchen. Dazu haben wir alle Antriebe, die denkbar; dazu, wie geſagt, möchte man rathen und ermahnen, wenn man gehört zu werden hoffen dürfte.

Gott hat ſich uns nicht unbezeugt gelaſſen. Noch immer hat er den Uebermuth geſtraft, noch immer hat er die muthwillig zerfallenden Völker durch ihre eigene Untüchtigkeit gezüchtigt; vor unſern Augen hat er ſich uns offenbart. Das Buch der Geſchichte liegt aufgeſchlagen; wir können wiſſen, wodurch die Nationen groß werden, wodurch ſie zu Grunde gehen; wir haben die zuſammentreffenden Beiſpiele der ältern Vergangenheit und der friſcheſten Erinnerung.

Welch ein Schauſpiel wäre in dieſer in ſich ſelber zerfallenden, nach einem eingebildeten Glück, auf Wegen, die von dem wahren abführen, jagenden Zeit, eine Nation, die in Eintracht zuſammenhielte, und ruhig, die Zukunft erwartend, ihre gemeinſame Entwickelung, ihr wahres Wohl indeß unabläſſig zu fördern verſtünde!

Die Preußiſche Städteordnung.

Von Savigny.

In unſrem geſammten öffentlichen Zuſtande findet ſich kaum ein Stück, welches in neuerer Zeit ſo allgemeine Theilnahme auf ſich gezogen hätte, als die Verfaſſung der Gemeinen, und insbeſondere der Städte. Nicht bloß bei Schriftſtellern findet ſich dieſe Theilnahme, ſondern auch die Geſetzgebung in und außer Deutſchland beſchäftigt ſich damit fortwährend. Worin liegt nun der Grund dieſer allgemeinen Theilnahme, und warum ſpricht ſie ſich gerade in unſeren Tagen beſonders lebhaft aus? Man kann dieſer Frage noch eine enger beſtimmte Bedeutung geben. Alle neuerlich vorgenommenen Veränderungen gehen in der Hauptſache darauf aus, die Gemeinen ſelbſtändiger zu machen, als ſie vorher waren, und die aufgeworfene Frage bekommt nun den Sinn: warum iſt jetzt eine größere Selbſtſtändigkeit der Gemeinen zu wünſchen?

Nicht Wenige denken ſich dieſe Sache alſo. Früherhin übte die Regierung eine größere Gewalt über die Gemeinen aus, und es ſey jetzt an der Zeit, daß ſie einen Theil dieſer Gewalt an die Gemeinen abtrete; die ganze Veränderung würde alſo auf der Seite der Regierung in einem Verluſt an Recht und Macht, auf der Seite der Gemeinen in einem gleichmäßigen Gewinn beſtehen. Der Grund dieſer Veränderung aber wird auf etwas verſchiedene Weiſe gedacht. Einige ſehen den ganzen früheren Zuſtand als eine unrechtmäßige Uſurpation der Regierung an, die Verände-

rung folglich als eine Herstellung der Gemeinen in ihr natürliches Recht. Andere, von milderer Gesinnung, wollen den früheren Zustand als eine wohlthätige Vormundschaft der Regierung gelten lassen, fordern aber die Veränderung auf den Grund der nun eingetretenen Mündigkeit. Von dieser Mündigkeit ist häufig auch in anderen und größeren Beziehungen die Rede, sie kommt aber hier nur bei den Gemeinen zur Sprache. Wenn wir nun behaupten, daß Wir höher stehen und darum größere Ansprüche haben, als unsere Vorfahren, so hat diese Behauptung einen doppelten Sinn: sie geht auf die Einsicht und auf den Willen. Man muß also annehmen, es sey gegenwärtig mehr wirkliche Kenntniß verbreitet von den Angelegenheiten der Gemeinen, und es sey mehr Hingebung für das gemeinsame Wohl vorhanden, ohne Rücksicht auf eigenen Vortheil nicht nur, sondern auch auf persönliche Ehre und Auszeichnung. Auch ich bin der Meinung, daß man in beiden Beziehungen das Gute mit Vertrauen voraussetzen, fordern und erwarten soll, weil es nur dann erscheint und zu freier Entwickelung kommt: aber das soll man zu allen Zeiten. Ob aber gerade Wir berechtigt sind, mit stolzem Selbstlob unserer Zeit auf frühere Zeiten herab zu sehen, das ist eine andere Frage, und ich fürchte, daß die Meisten bei ihrer Beantwortung von starken Verwechselungen getäuscht werden. Gewiß hören, lesen und reden jetzt Unzählige von öffentlichen Dingen, die sonst nicht daran dachten, und Viele spüren die Neigung, sich damit zu befassen, die vormals über ihren engen Beruf nicht hinweg sahen. Aber jene Verbreitung ist darum nicht erhöhte Einsicht, und diese Neigung ist von wahrem Bürgersinn, das heißt von hingebender, selbstverläugnender Liebe zum gemeinen Wohl noch sehr verschieden.

Jedoch wir wollen jetzt diese Frage von der Mündigkeit unserer Zeit auf sich beruhen lassen. Die Grundansicht, worauf unter andern auch diese Modification beruht, ist durchaus ungesund und verwerflich. Es ist nicht wahr, daß von einem Streit und Gegensatz zwischen Regierung und Gemeinen die Rede sey,

von einer Beschränkung der einen und einer Bereicherung der anderen. Durch diese Ansicht wird das edelste unter allen menschlichen Verhältnissen entstellt und herabgewürdigt. Das wahre Verhältniß ist vielmehr dieses. Wenn wir das Ganze eines Staates in seine Bestandtheile zerlegen, so finden wir überall eine große Zahl von Gemeinen aller Art als dessen natürliche Elemente, durch menschliche Willkür weder hervorgebracht noch wegzudenken. Wie diese Gemeinen einzurichten, damit sie in kräftigem Leben gedeihen, das ist die Frage, und hierin eben ist eine mannichfaltige Behandlung in vielen Abstufungen möglich, je nachdem ihre Angelegenheiten mehr von oben herab, durch die Regierung des ganzen Staats, oder mehr durch ihre eigenen Mitglieder besorgt werden, welches oben als Selbständigkeit der Gemeinen bezeichnet worden ist. Wird nun etwa dieser letzte Weg mit Glück eingeschlagen, so daß in der That das Gedeihen der Gemeinen befördert wird, so könnte man nur nach der beschränktesten Ansicht glauben, daß durch ihr erhöhtes Daseyn der Regierung des ganzen Staates Abbruch geschähe. Jede Veränderung dieser Art also, wenn sie ihren Zweck erreicht, wird nicht der Regierung Etwas entziehen, um es den Gemeinen zu geben, sondern sie wird vielmehr die Kraft des Ganzen in demselben Maße erhöhen, als sie den einzelnen Gliedern frischeres Leben verleiht. — Allerdings sind diese Ansichten für alle Zeiten gleich wahr, und es erklärt sich daraus nicht, warum es eben unserer Zeit mehr als anderen angemessen seyn möchte, für eine zweckmäßige Einrichtung der Gemeinen zu sorgen. Allein es kann nicht verkannt werden, daß in unseren Tagen das Wohlseyn, ja die Erhaltung der Staaten durch ungewöhnliche Kraftanstrengung bedingt ist, und daß, wenn in dem bequemen, ruhigen Zustand früherer Zeiten manche Kraft ohne Gefahr für das Ganze schlummern mochte, es jetzt gilt, alle Kräfte zu wecken und in Anspruch zu nehmen, um die Aufgabe zu lösen, die in gleichem Maße schwieriger und ruhmvoller geworden ist.

Von solchen Ueberzeugungen ging die Preußische Regierung aus, als sie in der unglücklichsten Zeit, im J. 1808, die Städteordnung einführte, welche seitdem in allen Landestheilen, woraus damals der Staat bestand, gültig geworden und geblieben ist. Die Erfahrung der folgenden Jahre hat manche Abänderung im Einzelnen, und nach eingeholtem Gutachten der Provinzialstände eine Revision des ganzen Gesetzes veranlaßt. So ist die revidirte Städteordnung vom 17 März 1831 entstanden, welche jedoch bis jetzt nur erst in der Provinz Sachsen und in einigen zur Mark, zur Lausitz und zu Posen gehörenden Städten Gesetzeskraft erhalten hat [1]).

Bis zum Jahre 1808 kamen die Verfassungen der Preußischen Städte, bei mancher Verschiedenheit im Einzelnen, darin überein, daß die Magistrate in großer Abhängigkeit von den Regierungsbehörden standen, dagegen von der Bürgerschaft sehr unabhängig waren, so daß dieser fast gar kein Einfluß auf die Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten zukam. Daneben hatten Zünfte und andere Corporationen, außer ihren gewerblichen Vorrechten, nicht selten auch in der Verfassung bedeutendes Gewicht.

Der Grundgedanke der Städteordnung von 1808 ist dieser. Die Bürgerschaft besorgt die Angelegenheiten der Stadt, indem sie Stadtverordnete erwählt, deren Versammlung die Stadt repräsentirt. Die Stadtverordneten erwählen den Magistrat, welcher als Obrigkeit der Stadt vorsteht und die laufende Verwaltung besorgt, aber in allen wichtigen, in das Vermögen eingreifenden Gegenständen an die Entscheidung der Stadtverordneten gebunden ist. Der frühere Einfluß von Corporationen auf die Verfassung der Stadt hört gänzlich auf. In diesem Grundgedanken stimmt auch die revidirte Städteordnung von 1831 mit der älteren völlig überein, so daß die Unterschiede meist nur einzelne Fragen der Ausführung betreffen. Der allgemeinste Unterschied möchte wohl darin bestehen, daß das ältere Gesetz die

[1]) Gesetzsammlung 1831. S. 9. 53, 1832. S. 7. 176. 191.

Städte mehr nach gleicher Regel behandelt, und selbst die zugelassene Verschiedenheit zum Theil an eine durchgreifende Classification in große, mittlere und kleine Städte knüpft, anstatt daß das neuere Gesetz einen großen Spielraum individueller Verschiedenheiten frei läßt, und demselben eine bestimmte Form giebt durch die vorgeschriebenen Statuten, auf deren Abfassung die Stadtbehörden selbst großen Einfluß haben, und wodurch zugleich der Weg zu einer lebendigen Fortbildung dieser Verfassung in jeder Stadt gebahnt ist [1]). Die Art, wie jener Grundgedanke im Einzelnen durchgeführt ist, soll nun dargestellt, und dabei die Verschiedenheit beider Gesetze bemerklich gemacht werden. Bei einigen der wichtigsten Fragen wird eine Vergleichung mit der neueren Bairischen, Würtembergischen und Sächsischen Gesetzgebung Gelegenheit zu Erörterungen von einem allgemeineren Standpunct aus geben [2]).

Diese Darstellung soll auf vier Hauptpuncte gerichtet werden: die Bestandtheile der Stadtgemeine, die Stadtverordneten, den Magistrat, und die Rechtsverhältnisse dieser Stadtbehörden.

I. Bestandtheile der Stadtgemeine.

Nach der Städteordnung von 1808 besteht die Gemeine nur aus der Bürgerschaft (§. 46). Man muß Bürger seyn, um Grundstücke besitzen und städtische Gewerbe betreiben zu können, so daß jeder Verlust des Bürgerrechts auch diese Fähigkeit entzieht (§. 15. 23). Alle Bürger aber sind auch stimmfähig,

---

[1]) Städteordnung 1831. §. 2—4. Auch die ältere St. O. §. 49—51. läßt Statute zu, aber mit einer ganz anderen, viel beschränkteren Bestimmung.

[2]) Bairische Verordnung die Gemeinden betreffend, 20 Mai 1818. (Gesetzblatt 1818. S. 49). — Würtembergisches Verwaltungsedict für die Gemeinden ꝛc. 14 März 1822. (Regierungsblatt 1822. S. 131). — Allg. Städteordnung für das Königreich Sachsen vom 2 Febr. 1832.

nur mit Ausnahme derjenigen, welche in großen Städten weniger als 200 Thaler, in mittleren und kleinen weniger als 150 Thaler jährlich erwerben (§. 74). Die Schutzverwandten haben nur eine beschränkte Befugniß zu Gewerben (§. 40. 42) und tragen zu den Lasten der Gemeinen in einem angemessenen Verhältniß bei (§. 44).

Nach der neuen Städteordnung besteht die Stadtgemeine aus allen Einwohnern (§. 28), und alle sind zu Grundbesitz und Gewerben gleich fähig (§. 26). Bürger aber heißen diejenigen Einwohner, welche bei den Wahlen Stimmrecht haben, die übrigen sind Schutzverwandte (§. 11. 24. 25). Zur Erwerbung des Bürgerrechtes gibt Anspruch: 1) Grundeigenthum, dessen geringster Werth in kleinen Städten nicht unter 300 Thaler, in großen nicht über 2000 Thaler bestimmt werden soll; desgleichen Gewerbe von 200—600 Thaler jährlichem Ertrag. 2) Anderes Einkommen von 400—1200 Thlrn jährlich. 3) Bei geringerem Vermögen, die von dem Magistrat und den Stadtverordneten übereinstimmend anerkannte persönliche Würdigkeit. Die genaue Bestimmung der Summe als Minimum für jede Stadt soll das Statut enthalten. Die erste Classe der zum Bürgerrecht Fähigen (durch Grundbesitz oder Gewerbe) ist zu dessen Erwerb auch verpflichtet (§. 15—17). Die Lasten der Gemeine werden von Bürgern und Schutzverwandten ohne Unterschied getragen (§. 35. 36).

Zwei Abweichungen des neueren Gesetzes von dem älteren sind hier besonders bemerkenswerth. Erstlich daß das Bürgerrecht, als Ehrenrecht und thätige Theilnahme an der Verwaltung, von der Fähigkeit zum Grundbesitz und zu Gewerben völlig getrennt worden ist; diese Aenderung ist schon durch Zwischengesetze begründet [1]). Zweitens, daß von der Ausübung dieses Ehrenrechts nicht mehr, wie früher, nur die ganz Armen

[1]) Gesetzsammlung 1822. S. 206, 1823. S. 42.

und Geringen ausgeschlossen sind, sondern daß es nun durch einen höheren Vermögensbesitz bedingt ist, jedoch theils mit großen Abstufungen nach der Größe und dem Reichthum der Städte, theils mit Zulassung persönlicher, durch besondere Würdigkeit begründeter Ausnahmen.

II. Die Stadtverordneten.

Nach beiden Gesetzen wird die ganze Stadtgemeine, mit Einschluß der Schutzverwandten, von dem Collegium der Stadtverordneten vertreten, welche von der gesammten Bürgerschaft gewählt werden [1]).

Nach der alten Städteordnung beträgt die Zahl der Stadtverordneten in großen Städten 60—102, in mittleren 36—60, in kleinen 24—36. Zwei Drittheile müssen Grundbesitzer seyn (§. 70. 85. 99). Nach der neuen sind es überhaupt 9—60, und nur die Hälfte braucht aus Grundbesitzern zu bestehen (§. 46. 60). Nach beiden werden sie stets auf drei Jahre gewählt so daß jährlich ein Drittheil ausscheidet.

Zwei wichtigere Unterschiede, als in der bloßen Anzahl, sind folgende. In größeren Städten würde die Vereinigung aller Bürger zur Vollziehung einer Wahl sehr unzweckmäßig, oft ganz unmöglich seyn. Deshalb verordnet die ältere Städteordnung eine Absonderung der Bürger nach Stadtbezirken, und verbietet ausdrücklich, sie nach Ordnungen, Zünften und Corporationen zu ordnen (§. 72. 73.). Die neuere Städteordnung dagegen überläßt es dem Statut, die Wahlen entweder nach Stadtbezirken, oder nach Klassen, je nach der Beschäftigung oder Lebensweise der Bürger, oder auch nach beiden Theilungsgründen neben einander anzuordnen (§. 50—55). Zur Erläuterung dieser Abweichung mögen folgende Bemerkungen dienen. Es würde ganz

[1]) St. O. 1808. §. 48. 67—69. 126. 184. — St. O. 1831. §. 75.

irrig seyn, wenn man glauben wollte, das neue Gesetz gehe auf den Zustand zurück, den das alte ausdrücklich abgeschafft hatte. Das alte wollte den Einfluß solcher Corporationen aufheben, deren frühere Bedeutsamkeit und Stellung zur Stadtgemeine in der That aufgehört hatte, und deren fernerer Einfluß auf die Stadtverwaltung weder überhaupt begründet, noch der neuen Gewerbeverfassung angemessen war. Darin hat das neue Gesetz Nichts geändert, und die Klassen, die dasselbe zuläßt, haben offenbar einen ganz anderen Sinn. Geht man nämlich auf den Geist aller collegialischen Verhandlungen und Beschlüsse zurück, so sind diese dazu berufen, durch Berathung und Mittheilung eine Einsicht und Ueberzeugung höherer Art hervorzubringen, als in den Einzelnen vorhanden war. Darum ist Einstimmigkeit der Zweck aller Berathung, und wenn man auch Stimmenmehrheit zuläßt, so geschieht dieses nur aus Noth und weil jedes Geschäft einen Ausgang haben muß; der eigentliche Zweck aber ist dann immer nicht vollständig sondern nur approximativ erreicht. Allein jedes Streben nach solchem Zweck ist nur möglich unter Voraussetzung einer gewissen Gleichartigkeit der Mitglieder, die eine geistige Mittheilung möglich macht; wo diese Voraussetzung fehlt, da ist ein Aggregat einzelner Meinungen möglich, aber nicht die organische Einheit, die allein als Zweck gedacht werden kann. Nun weiß jeder Einwohner großer Städte, daß in denselben der Wohnort nicht die geringste Verbindung unter den Menschen begründet, indem oft die nächsten Nachbarn, ja selbst die Bewohner desselben Hauses, einander nicht einmal dem Namen nach kennen. Die Vereinigung der Bürger nach Wohnungsbezirken führt also hier zu jenem Zweck nicht. Wenn dagegen eine Sonderung nach dem Stand, der Lebensart, dem Geschäft der Bürger vorgenommen wird, so werden die einzelnen Glieder einer so begrenzten Bürgerabtheilung weit leichter einander kennen und verstehen, und der eigentliche Zweck wird dann erreicht werden können. Indessen ist zu bemerken, daß die neue Städteordnung diese Ein-

richtung nicht vorschreibt, sondern dem Statut überläßt, so daß die Meinung der Einwohner auf deren Annahme Einfluß haben kann; wobei es sich auch ereignen könnte, daß dieselbe Anfangs aus Vorurtheil verworfen, späterhin aber bei unbefangener Prüfung dennoch mit Vortheil angenommen würde.

Eine zweite noch wichtigere Abweichung betrifft die Bedingungen der Wählbarkeit. Die ältere Städteordnung erklärt alle stimmfähige Bürger auch für wählbar, wobei sie nur die geringe Beschränkung hinzufügt, daß zwei Drittheile aus Hausbesitzern bestehen sollen (§. 84. 85). Die neuere Städteordnung hat diese Beschränkung auf die Hälfte der Stadtverordneten vermindert, dagegen von der andern Seite eine weit wichtigere Beschränkung hinzugefügt. Wählbar wird ein Bürger in der Regel nur durch einen Grundbesitz von wenigstens 1000—12000 Rthlr. an Werth (je nach der Größe der Stadt), oder durch ein Einkommen von wenigstens 200—1200 Rthlr. Ausnahmen wegen persönlicher Würdigkeit können durch gemeinschaftlichen Beschluß des Magistrats und der Stadtverordneten bestimmt werden (§. 56—59). Diese Abweichung beruht auf der größten Schwierigkeit, die sich bei allen solchen Gesetzen findet.

Die Aufgabe geht nämlich dahin, von der einen Seite durch Ausschließung der Ungeeigneten zu bewirken, daß die Einrichtung im Ganzen auf einer gewissen Höhe erhalten werde: von der andern Seite aber einen hinlänglich freien Spielraum zu lassen, damit nicht etwa besonders fähige und würdige Einzelne durch den zufälligen Mangel gewisser materiellen Eigenschaften ausgeschlossen werden. Die ältere Städteordnung hält fast bloß den zweiten Gesichtspunct fest, indem sie fast Alle als Wähler und als Wählbare zuläßt, da die Beschränkung durch den nothwendigen Hausbesitz bei einem Theil der Wählbaren, doch nur sehr geringe Sicherheit gewährt. Die neuere Städteordnung beschränkt erstlich die Wähler, d. h. die Bürger, noch weit mehr aber die Wählbaren, durch einen, besonders in größeren Städten,

bedeutenden Vermögensstand; und diese Beschränkung gewährt wohl hinreichende Sicherheit dafür, daß die Vertretung der Städte in der wohlhabenden und gebildeteren Classe vorzugsweise erhalten werde. Da aber auch unter den Unbemittelten Einzelne seyn können, deren Ausschließung ein wahrer Verlust für die Stadt seyn würde, so ist durch die Ausnahme für deren mögliche Zulassung gesorgt; und da ein Solcher nur Stadtverordneter werden kann, wenn seine Aufnahme durch Uebereinstimmung des Magistrats, der Stadtverordneten und der Wähler gebilligt wird, so liegt darin wieder eine hinlängliche Bürgschaft gegen jeden Mißbrauch dieser Ausnahme.

Es ist lehrreich zu vergleichen, durch welche Mittel andere Gesetzgebungen dieselbe Schwierigkeit zu beseitigen gesucht haben. Das Bairische Gesetz läßt durch die Bürgerschaft zuerst Wahlmänner, durch diese aber die Gemeindebevollmächtigten (was in Preußen Stadtverordnete heißt) wählen; die Wahl der Bevollmächtigten kann aber nicht auf alle Bürger, sondern nur auf die Höchstbesteuerten fallen (§. 74—76). Diese letzte Bestimmung, da sie die Unbemittelten, auch bei der größten Würdigkeit, absolut ausschließt, ist bedenklich. Die Zwischenstufe der Wahlmänner hat offenbar zugleich den Zweck, eine größere Besonnenheit in die letzte, entscheidende Wahl zu bringen. Solche abgestufte Wahlen sind häufig versucht worden, so z. B. bei den Venetianischen Dogen bis zu fast endloser Wiederholung. Bei den Wahlen der Stadtvertreter scheinen sie doch kaum nöthig, und sie haben den Nachtheil, daß die Bürger, deren Stimme dann nur einen sehr entfernten Einfluß auf die Haupternennung hat, schwerlich einen lebhaften Antheil an dem ganzen Wahlgeschäft nehmen werden. — Das Sächsische Gesetz läßt gleichfalls zuerst Wahlmänner wählen (§. 125), von welcher Einrichtung bereits gesprochen worden ist. Einen Vermögenscensus, als Bedingung der Wählbarkeit, fordert es nicht (§. 127. 128). Dagegen schreibt es folgende eigenthümliche Einrichtung vor. Außer den Stadt-

verordneten giebt es in der Regel noch einen größeren Bürgerausschuß, zwei bis dreimal so zahlreich als die Stadtverordneten, mit Einrechnung der Stadtverordneten selbst, welche stets Mitglieder des Ausschusses sind (§. 109. 110). Alle sehr wichtige Geschäfte sind dem Bürgerausschuß zugewiesen (§. 111), und die Stadtverordneten haben hauptsächlich die Controle der laufenden Verwaltung (§. 115. 116. 185). In dieser eigenthümlichen Einrichtung nun liegt keine neue Bürgschaft gegen das Herabsinken der Stadtvertretung zu der gemeineren Klasse. Vielmehr ist der Bürgerausschuß das, was in Preußen Stadtverordnetenversammlung heißt, nur mit dem Unterschied, daß derselbe die wichtigeren Geschäfte als Plenum besorgt, die kleineren, laufenden Geschäfte aber durch einen engeren Ausschuß, dessen Mitglieder gleich bei der ersten Wahl zugleich ernannt werden. Ob diese künstlichere Geschäftseinrichtung wesentlichen Vortheil zu gewähren vermag, kann wohl nur die Erfahrung entscheiden. Findet man sie gut, so wäre es vielleicht zweckmäßiger, daß der größere Ausschuß selbst den engeren Ausschuß aus seiner Mitte erwählte, da sich hier die Tüchtigsten zum Geschäft bald bewähren werden. — Endlich ist von Manchen vorgeschlagen worden, nur wohlhabende Wähler zuzulassen, dagegen die Wählbarkeit gar nicht zu beschränken [1]); in der ersten Bestimmung läge eine Bürgschaft gegen unwürdige Wahlen, und durch die zweite würde es möglich gemacht, jede Fähigkeit für die Stadtvertretung zu gewinnen. So wahr dieses nun ist, so müßte bei dieser Einrichtung doch auf den wesentlichen Vortheil verzichtet werden, die gesammte Bürgerschaft bei den Wahlen zu beschäftigen, durch welche eigene Mitwirkung allein der allgemeine Bürgersinn geweckt und belebt werden kann.

---

[1]) So z. B. von Weisler über Gemeindeverfassung, Augsburg 1831. S. 48 fg.

III. Der Magiſtrat.

An der Spitze der Verwaltung ſteht als Ortsobrigkeit ein Magiſtrat, welcher von einem Bürgermeiſter dirigirt wird, theils aus beſoldeten, theils aus unbeſoldeten Mitgliedern beſteht, und von den Stadtverordneten gewählt wird. Die Regierung hat jede Wahl zu beſtätigen, und nur für den Oberbürgermeiſter ſchlagen die Stadtverordneten drei Kandidaten vor, woraus der König einen wählt. Hierin ſtimmen beide Geſetze überein. Die wichtigſten Abweichungen ſind folgende:

Die ältere Städteordnung beſtimmt für die Magiſtratsmitglieder feſte Zahlen (nur mit einigem Spielraum) für die drei Klaſſen der Städte (große, mittlere und kleine) (§. 142—144). Die Meiſten werden auf 6 Jahre gewählt, Wenige auf 12 Jahre (§. 145). In jeder großen Stadt, d. h. die wenigſtens 10000 Einwohner hat, ſoll ein Oberbürgermeiſter ſeyn (§. 144. 153).

Die neuere Städteordnung überläßt weit mehr der Beſtimmung jedes Statuts nach individuellem Bedürfniß, indem ſie nur allgemein verordnet, daß nicht weniger als Vier Mitglieder in jedem Magiſtrat ſeyn ſollen (§. 85). Die Bürgermeiſter und alle beſoldete Mitglieder werden auf 12 Jahre, die übrigen auf 6 Jahre gewählt; ausnahmsweiſe iſt auch eine lebenslängliche Wahl zuläſſig, wozu jedoch die Einſtimmung beider Stadtbehörden und der Regierung erfordert wird (§. 91). Oberbürgermeiſter ſollen nur noch in größeren, vom König beſonders zu beſtimmenden Städten vorkommen (§. 85. 94).

Bei den kürzeren Anſtellungen liegt die Abſicht zum Grunde, den Städten ſtets rüſtige, thätige Magiſtratsmitglieder zu ſichern. Die neuere Städteordnung iſt ohne Zweifel von der Anſicht ausgegangen, daß die eigentliche Arbeit den beſoldeten Mitgliedern zugemuthet werde, daß dieſe hierin den Staatsbeamten ähnlich ſeyen, und daß es ſchwer ſeyn dürfte, tüchtige und zuver-

lässige Männer für solche Stellen zu gewinnen, ohne ihnen einige Sicherheit für ihre Lage zu gewähren.

IV. Rechtsverhältnisse beider Stadtbehörden.

Nach der älteren Städteordnung liegt die letzte Entscheidung über alle wichtige Gegenstände fast ganz bei den Stadtverordneten; selbst bei Veräußerungen, Schulden, Besteuerung der Bürger u. s. w. ist in der Regel eine Genehmigung der Regierung nicht erforderlich (§. 183. 184. 189). Der Magistrat aber ist eigentlich nur ausführende Behörde (§. 174 und fg.). Freilich wird angenommen, daß bei jenen wichtigen Beschlüssen der Anstoß vom Magistrat ausgehe, also schon dadurch die Uebereinstimmung beider Behörden zum Theil vorausgesetzt: bei neuen Einrichtungen wird diese Uebereinstimmung noch ausdrücklicher gefordert (§. 170—173). Wie es aber bei einer unüberwindlichen Verschiedenheit der Meinungen gehalten werden solle, ist nicht bestimmt.

Hierin nun finden sich zwei sehr wichtige Abweichungen der neueren Städteordnung. Zuerst gibt sie genau die Fälle an, in welchen einseitiges Handeln zulässig, oder Uebereinstimmung erforderlich ist, zugleich aber auch das Verfahren, wodurch diese Uebereinstimmung bewirkt, oder im äußersten Fall ersetzt werden soll (§. 110—116). Jede Behörde nämlich kann es versuchen, die andere durch Abgeordnete von ihrer Ansicht zu überzeugen. Mißlingt dies fortwährend, so ernennt die Regierung einen Commissarius, welcher eine Vereinigung zu bewirken suchen muß, und zu diesem Zweck beide Behörden zu einer Versammlung berufen, auch dabei noch andere Bürger zuziehen kann. Erfolgt auch nun keine Einigung, so werden die widerstreitenden Meinungen in besondere Gutachten gebracht, und der Regierung zur Entscheidung vorgelegt. — Für denselben Fall waren früher manche andere Vorschläge gemacht worden. Eine Meinung ging

dahin, daß im Fall einer unüberwindlichen Verschiedenheit der Meinungen gar Nichts geschehen sollte. Diese Auskunft ist allerdings für viele Fälle möglich, obgleich auch da nicht immer ohne Bedenken; es gibt aber auch Fälle, worin sie gar nicht hilft, indem irgend Etwas nothwendig geschehen muß, und nur unter zwei Wegen einer auszuwählen ist. Ein andrer Vorschlag geht dahin, ein besonderes Collegium von Obmännern zu bilden, welches in solchen Fällen zwischen Magistrat und Stadtverordneten entscheiden solle. Allein, mit Ausnahme weniger großen Städte, werden meist schon die einsichtsvollen Bürger zum Magistrat oder den Stadtverordneten gehören, und es wird also oft schwer, ja unmöglich seyn, taugliche Obmänner zu finden, in welchen ja sogar noch tiefere Einsicht als bei den streitenden Stadtbehörden selbst vorausgesetzt werden müßte.

Eine zweite sehr wichtige Abweichung der neueren Städteordnung liegt endlich darin, daß für mehrere besonders wichtige Beschlüsse und Handlungen, außer der Einstimmung der beiden Stadtbehörden, auch noch die früher nicht nöthige Genehmigung der Regierung erfordert wird. Die wichtigsten Fälle dieser Art sind: Ankauf und Veräußerung von Grundstücken, Gemeinheitstheilungen, Geldanleihen, Besteuerung der Einwohner, Verwandlung des Bürgervermögens in Kämmereivermögen (§. 117—123). Hierin nun liegt allerdings eine Beschränkung der Stadtbehörden, die sich in dem älteren Gesetz nicht findet. Die Beweggründe aber zu dieser Abänderung sind ohne Zweifel folgende: Die Selbständigkeit der gewählten Stadtbehörden beruht auf dem Vertrauen, daß sie das wahre und bleibende Wohl der Gemeine mit Treue und Einsicht fördern werden. Es wäre aber möglich, daß (wenn auch nur in seltenen Fällen) diese Behörden keine treue Vertreter der unvergänglichen Gemeine wären, ja es wäre möglich, daß die ganze gegenwärtige Bürgerschaft, uneingedenk der Nachkommen, nur darauf dächte, sich selbst ein bequemes Daseyn zu bereiten. Für solche unglückliche Fälle mochte

es gefährlich erscheinen, auch diejenigen Handlungen von aller Aufsicht zu befreien, welche unwiederbringlichen Verlust zur Folge haben können, wohin namentlich die Veräußerung von Grundstücken, und die Belastung der Stadt mit Schulden gehört. In anderen Fällen könnte ein unbilliger Druck gegen einzelne Klassen von Einwohnern ausgeübt werden, besonders gegen die Schutzverwandten, die zu den Wahlen nicht mitwirken; dieses gilt ganz vorzüglich von der Besteurung. In den Fällen beider Arten nun soll die Regierung das Interesse bald der künftigen Geschlechter, bald der beeinträchtigten Einwohnerklassen in Schutz nehmen können gegen die mögliche Einseitigkeit der gegenwärtigen Stadtbehörden. Und da diese Beschränkung nur wenige Handlungen trifft, zugleich auch nur solche, welche seltener vorkommen, und wobei es nicht leicht auf schleunige Ausführung ankommen kann, so wird darin Niemand eine Rückkehr zu der alten Bevormundung der Städte finden, welche dem Gedeihen derselben so nachtheilig war.

Zur Vergleichung möge noch die Behandlung dieser wichtigen Fragen in den neueren Gesetzen anderer Deutscher Staaten hinzugefügt werden. Im Bairischen Gesetz ist das Grundverhältniß des Magistrats zum Gemeindeausschuß etwas anders bestimmt. Anstatt daß in Preußen (besonders nach der ältern Städteordnung) für die wichtigsten Fälle die Einleitung und der Vorschlag dem Magistrat, der eigentliche Beschluß aber den Stadtverordneten zugewiesen ist, hat in Baiern der Magistrat selbst den Beschluß zu fassen, und soll nur noch an die Genehmigung des Ausschusses gebunden seyn. Können sich beide Behörden nicht einigen, so entscheidet die Regierung. Aber auch bei Einstimmung der Stadtbehörden ist zu Veräußerungen, Neubauten, Schulden u. s. w. die Genehmigung der Regierung erforderlich; in größeren Städten jedoch nur wenn die Veräußerung mehr als 1000 Gulden, die Kapitalaufnahme mehr als 2000 beträgt u. s. w. (§. 82. 83. 123. 127. 128). — Das Würtembergische Gesetz

stimmt in diesen Vorschriften mit dem Bairischen fast ganz überein, nur daß die Genehmigung der Regierung für gewisse wichtige Handlungen noch allgemeiner, nämlich ohne Beschränkung auf höhere Summen, gefordert wird (§. 52—56. 79. 80). — Nach dem Sächsischen Gesetz nimmt, wie schon oben erwähnt ist, der größere Bürgerausschuß die Stelle der Preußischen Stadtverordneten ein: sein Beschluß ist es, wodurch die wichtigsten Handlungen Gültigkeit erlangen: Manches kann auch schon durch die Stadtverordneten, wo diese noch neben dem Ausschuß bestehen, genehmigt werden (§. 111. 115. 116. 185. 186). Wenn in solchen Fällen eine Einigung zwischen dem Magistrat und den Bürgervertretern nicht bewirkt werden kann, so entscheidet die Regierung (§. 227—229). Jede Verminderung der Vermögenssubstanz der Stadt erfordert noch überdies die Genehmigung der Regierung (§. 28. 32); eben so eine neue Kapitalaufnahme (§. 38); imgleichen jeder Erwerb und jede Veräußerung einzelner Grundstücke, in welchem letzten Fall jedoch jene Genehmigung durch einstimmigen Beschluß der Bürgervertreter ersetzt werden kann (§. 33).

Bisher ist der Geschäftskreis der städtischen Behörden lediglich in Beziehung auf eigentliche Gemeineverwaltung betrachtet worden. Diese steht aber mit der Ausübung der Polizeigewalt in so enger und vielfacher Berührung, daß erstlich eine feste und gleichförmige Begrenzung nicht überall ausführbar ist, und zweitens sogar sehr häufig die ganze Polizei von der städtischen Verwaltungsbehörde wird zweckmäßig ausgeübt werden können. In den großen Städten des Preußischen Staats finden sich besondere Polizeibehörden, in den übrigen aber besorgt der Magistrat, und insbesondere der Bürgermeister, die Polizeigewalt; es ist jedoch dem Gutfinden der Regierung vorbehalten, bestimmte Mitglieder des Magistrats für dieses Geschäft zu ernennen (Städteordnung 1808 §. 165. 166, Städteordnung 1831 §. 84. 105. 112). Der

Magistrat steht also in den meisten Preußischen Städten in zwei von einander ganz verschiedenen Amtsverhältnissen.

Gegen die hier dargestellten Grundsätze der Städteverfassung ist von manchen Seiten großer Widerspruch erhoben worden. So hat neuerlich ein Schriftsteller die Verderblichkeit aller auf Bürgerwahlen gegründeten Verfassungen in monarchischen Staaten behauptet [1]). Denn Demokratie und Monarchie könnten nur im Kampfe mit einander gedacht werden; wenn daher die Monarchie demokratische Bestandtheile in sich aufnehme, so seyen es feindselige Elemente, die sie sich beigselle. Die Stellung solcher Gemeinden zu den Regierungen sey dem Princip nach eine falsche, und unsre Länder würden dadurch mit einer Menge Republiken bedeckt. — Aehnliche Einwürfe sind auch von Anderen häufig vorgebracht worden, und selbst in mannichfaltiger Schattirung: bald um die fürstliche Gewalt selbst gegen vermeintliche Gefahren zu schützen, bald um die Freiheit und Leichtigkeit der Verwaltung gegen Hemmungen zu sichern. Beides, wie mir scheint, beruht auf Mißverständniß, am meisten aber die erste Befürchtung. Denn der absolute Gegensatz zwischen Monarchie und demokratischen Elementen der Verfassung ist durchaus irrig. Solche Elemente sind in allen Nationen, ganz besonders in den germanischen Völkerstämmen, wirklich vorhanden und bilden einen wesentlichen Theil des Nationalzustandes. Nur eine kurzsichtige Politik kann ihr Daseyn ignoriren wollen, und sich einbilden, sie wären nicht da, wenn man die Augen davor verschließt. Die wahre Aufgabe besteht vielmehr darin, diesen Kräften ihren angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen; dann wird es sich zeigen, daß die Monarchie, weit entfernt, durch sie gefährdet zu werden, vielmehr Kraft und Leben aus ihnen ziehen kann. Gerade in dem Communalwesen aber ist es, wo jene demokratischen Elemente mehr als anderswo naturgemäß und heilsam ihre Wirk-

[1]) Beisler, Betrachtungen über Gemeindeverfassung S. 46.

samkeit äußern werden. Der eigentliche Grund jenes Irrthums nun liegt in der Verwechslung von zwei ganz verschiedenen politischen Gegensätzen: ich meine den Gegensatz monarchischer oder republikanischer Verfassung, und den einer mehr centralen oder mehr örtlichen Verwaltung. Jene irren indem sie glauben, der erste Gegensatz komme bei der Einrichtung der Gemeineverfassung vorzugsweise in Betracht, so daß namentlich freie Städteverfassungen mit dem Wesen der Monarchie im Widerspruch ständen. Allerdings aber ist der zweite Gegensatz hierbei sehr beachtenswerth, denn das System streng durchgeführter Centralisation kann sich mit freien Gemeinen keineswegs vertragen. Allein eine unbefangene Betrachtung der Erfahrungen, die uns die neueste Geschichte in großer Fülle darbietet, wird uns auch überzeugen, daß gerade eine bedeutende Beschränkung der Centralisation im wahren Interesse der Monarchie eben so wünschenswerth ist, als im wahren Interesse der Freiheit, daß diese beiden Interessen hierin sehr eng verbunden sind, und daß insbesondere die freien Verfassungen der Gemeinen zu beiden Interessen in einem gleich befreundeten Verhältniß stehen.

Die Wahrheit dieser Behauptung findet eine auffallende Bestätigung in der neuesten Geschichte von Frankreich. Vor 1789, als die königliche Gewalt noch ungeschwächt war, fand sich in Frankreich eine nicht geringe Zahl von Städten, die ihre Obrigkeiten selbst wählten: Manche mit so unabhängiger Verwaltung, daß sie von deutschen Reichsstädten nicht sehr verschieden waren. Niemand dachte daran, in diesem Verhältniß etwas zu finden, das der Würde oder Sicherheit des Königthums zu nahe träte: auch ist ihm von dieser Seite keine Gefahr erwachsen. Durch das Gesetz vom 18 December 1789 wurden jene privilegirten Communen aufgehoben, und dafür Municipalitäten mit gleichem Recht durch ganz Frankreich eingeführt: allerdings auf freie Wahlen gegründet, aber als neue, willkürliche Einrichtungen ohne Zweifel factisch mit geringerer Selbständigkeit als

die alten Communen. Die Constitution von 1793 zerstörte fast alle Selbständigkeit, indem sie die Municipalitäten der strengen Aufsicht der administrations départementales, so wie diese einer gleich strengen Aufsicht der Minister unterwarf. Ueberall konnten diese vorgesetzten Behörden Beschlüsse vernichten, und die gewählten Beamten suspendiren; das Directorium konnte dieselben absetzen, und die abgesetzten nach eigenem Gutdünken durch andere Personen ersetzen. Endlich die Constitution von 1800 hob alle Wahlen auf, und gab der Regierung das Recht, die Maires und Municipalräthe zu ernennen. Diese Ernennung geschah in den meisten Fällen durch die Präfecten, nur der Maire in Gemeinen von wenigstens 5000 Einwohnern sollte von Paris aus ernannt werden. Wie kam es nun, daß freie Communen mit dem alten Königthum verträglich schienen, mit diesen für frei ausgegebenen Verfassungen aber nicht? Ohne Zweifel weil man jetzt von Paris aus Alles bestimmen wollte, was in jeder Stadt, in jedem Dorf von Frankreich geschehen dürfe. Allerdings war der Gedanke dieser unglücklichen Centralisation nicht neu, denn seit Ludwig XIV hatte dasselbe System in seinem steten Fortschritt die königliche Gewalt scheinbar erhöht, in der That aber geschwächt, und für den späteren Untergang vorbereitet. Allein damals wurde doch noch vieles geschont und geachtet, seit der Revolution aber gab es keine Rücksicht mehr, wodurch die strenge Durchführung solcher auf die Stärkung der Centralregierung berechneten Maaßregeln gemildert werden mochte. Merkwürdig ist die Art, wie Martignac in der trefflichen Rede, worin er ein neues Municipalgesetz erläuterte und zu rechtfertigen suchte, über diesen Gegenstand spricht [1]). Der Vorschlag ging dahin, daß zwar die Municipalräthe künftig von den Einwohnern gewählt, die Maires aber auch ferner von dem König oder von königlichen Beamten ernannt werden sollten. Dabei

[1]) Moniteur 1829, 10 Février N. 41, p. 174.

macht sich selbst der Redner den Einwurf, daß doch vor der Revolution in vielen Städten alle städtische Beamte von den Bürgern gewählt worden seyen, und er widerlegt diesen Einwurf durch die Bemerkung, der Maire sey jetzt nicht mehr bloßer Communalbeamte, sondern zugleich Staatsbeamter, indem er polizeiliche und richterliche Geschäfte besorge, die ministerielle Verantwortlichkeit aber sey nicht möglich, wenn nicht die Ernennung aller untergeordneten Beamten von der freien Willkür der Regierung abhange. Diese Aeußerung stimmt darin mit meiner Behauptung überein, daß sie die Besetzung städtischer Aemter durch Volkswahlen als völlig verträglich mit der königlichen Macht voraussetzt, und daß sie nur da ein Bedenken findet, wo der Communalbeamte zugleich Staatsbeamter ist: auch selbst da aber lediglich mit Rücksicht auf die besondere Stellung der Minister in der Französischen Verfassung.

Aber nicht bloß vom Standpunct der Theorie aus hat man die freien Städteverfassungen bedenklich gefunden: auch in der Erfahrung sollen sie sich, da wo man sie eingeführt hat, schlecht bewährt haben [1]). Eine unbefangene Beobachtung aber wird gewiß zu dem entgegengesetzten Urtheil führen. Zu einer solchen gehört jedoch vor Allem ein billiger Anspruch. Denn es wäre thöricht zu erwarten, daß die Städte durch eine bloße Veränderung ihrer Verfassung in einen blühenden Zustand kommen müßten. Das vermag hier eine bloße Form eben so wenig, als in anderen und größeren Verhältnissen. Nur die Gesinnung der Menschen und die Gunst der Umstände vermag dieses Heil herbeizuführen. Aber daß die menschliche Gesinnung und die günstige Stellung nicht nutzlos vorübergehe, das kann eine gute Form der Verfassung bewirken, und darum ist durch sie etwas Wichtiges gethan. Dann aber ist zu bedenken, daß der heilsame Einfluß einer solchen neuen Form nicht plötzlich offenbar werden

[1]) Beisler, a. a. O. S. 43. 44.

kann, indem dazu die Menschen erst erzogen und herangebildet werden müssen.

Damit soll jedoch keineswegs behauptet werden, daß die Ausführung der neuen Einrichtung überall und in allen Stücken gelungen sey, und daß nicht daran manches Einzelne bedeutender Verbesserungen empfänglich seyn möchte. Der Preußischen Städteordnung namentlich wird eine unverhältnißmäßige Kostbarkeit der Verwaltung zum Vorwurf gemacht; allein dieser Vorwurf scheint doch mehr die Ausführung als das Gesetz selbst zu treffen. Insbesondere die neue Städteordnung überläßt hierin dem Statut einen weiten Spielraum, und es würde dem Gesetz schon genügt seyn, wenn nur dem Bürgermeister und etwa noch einem oder höchstens zwei Magistratsmitgliedern eine Besoldung ausgeworfen würde. Ferner sind diese Besoldungen nicht allgemein so wie bei Staatsdienern zu denken, bei welchen der ganze Lebensunterhalt darauf muß gegründet werden können, indem der Staat die ganze Zeit und Kraft des Beamten in Anspruch nimmt. In den Städten hängt hierin Alles von den Umständen ab. In Berlin z. B., in Breslau, Königsberg, Magdeburg, werden hierin die Magistratsmitglieder ganz auf gleicher Linie mit Staatsbeamten stehen, sowohl was den Umfang, als was die Wichtigkeit der Geschäfte betrifft. In einer unbedeutenden Landstadt dagegen wird vielleicht die Stadtverwaltung recht gut als Nebengeschäft betrieben werden können, und es wird hinreichen, wenn die Besoldung einem Magistratsmitglied einen mäßigen Zuschuß zu seiner übrigen Einnahme verschafft. Es liegt aber ganz in der Hand der Stadtbehörden und der Regierung, bei Abfassung der Statuten für jeden einzelnen Fall das richtige Maaß zu treffen.

Ich will es versuchen, die Bedingungen zusammen zu stellen, unter welchen freie Städteverfassungen ihren heilsamen Einfluß ausüben können.

Das Erste und Unentbehrlichste freilich ist der Bürgersinn

selbst. Soll eine Stadt gedeihen, so muß sich also immer eine hinreichende Zahl von Bürgern finden, denen das Wohl derselben wahrhaft am Herzen liegt, die ihre Ehre und Freude darin setzen, den geistigen und materiellen Zustand der Stadt zu bessern, und denen es dabei nicht an Einsicht noch Muth fehlt, um der Selbstsucht oder Engherzigkeit Anderer entgegen zu treten. Daß sich solche Bürger finden werden, läßt sich vorzugsweise in unserer Zeit, bei der aufgeregten Theilnahme an öffentlichen Dingen, erwarten: und während diese Theilnahme, auf das Allgemeine und Schrankenlose gewendet, meist fruchtlos bleibt, oft auch unheilbringend wird, ist ihr in freien Gemeineverfassungen ein reelles, würdiges, erreichbares Ziel dargeboten. Hier kann es sich zeigen, in Welchen jene Theilnahme auf wahren Gemeingeist, oder auf bloße Ehrsucht und Anmaßung gegründet ist. Ja selbst für Diejenigen ist gesorgt, welche durch ihr Selbstvertrauen zu einem größeren Wirkungskreis berufen zu seyn glauben: denn haben sie wirklich Fähigkeiten und Kenntnisse, die über ihren städtischen Wirkungskreis hinaus reichen, so werden so seltene Kräfte unfehlbar auch in diesem Kreise offenbar werden [1]).

---

[1]) Rede von Martignac, Moniteur 1829, N. 41, p. 178. „N'êtes-vous donc pas occupés de cette foule d'hommes instruits, laborieux, actifs, que la publicité avertit et réveille, que leur position sociale, que le sentiment de leur capacité et l'exemple de tant d'élévations tout aussi imprévues que le serait la leur, poussent vers les affaires publiques par tant de chemins différents? Quel moyen avez-vous de satisfaire à leur naturelle et légitime impatience? Quel part pouvez-vous leur donner dans la direction des grands intérêts de l'état?

Ouvrez leur près d'eux une carrière nouvelle. Leur commune, leur département ont aussi des intérêts à surveiller et à défendre, des plans d'amélioration à faire, des travaux importants à régler, des communications à étendre. Ils sont jaloux d'obtenir d'honorables suffrages. Ils veulent être chargés du soin de veiller au bonheur de leurs citoyens. Donnez leur le moyen de satisfaire chez eux cette noble ambition, et tracez autour d'eux un cercle

Die zweite Bedingung einer heilsamen Wirkung freier Städteverfassungen liegt in dem richtigen Verhalten der Regierung. Es würde sehr irrig seyn, die geforderte Selbständigkeit so zu verstehen, als sollte die Regierung sie sich selbst überlassen, ohne sich um den Gang ihrer Verwaltung zu kümmern. Natürlich wird sich in den Regierungsbehörden ein höherer Grad vielseitiger Geschäftskenntniß vereinigt finden, als in den Stadtbehörden, und dieses Uebergewicht wird in Zeiten neu eingeführter Stadtverfassungen, so wie in kleineren Städten, besonders fühlbar seyn können. Außerdem wird vielleicht manche Stadtverwaltung durch kleinliche Ansichten und durch Entfremdung von dem allgemeinen Staatsinteresse, der Stadt und dem Staate zugleich nachtheilig werden. In solchen Fällen hat die Regierung unstreitig den Beruf zu wohlthätiger Einwirkung, und es kann ihr dazu nicht an Mitteln fehlen, auch ohne die zugestandene Freiheit der Verwaltung anzutasten. Rath und Belehrung, Beifall und Tadel, Unterstützung der Bessern und Einsichtsvollern sind solche Mittel, welche richtig angewendet ihren Zweck nicht verfehlen werden, wo nur ein allgemeines Vertrauen zu offener und redlicher Absicht gegründet ist. Aber dieses Vertrauen freilich ist nöthig, und jedes Verfahren, wodurch dasselbe verletzt wird, ist zu tadeln, mag es auch in guter Meinung eingeschlagen werden. Dahin ist zu rechnen, wenn der offen zugestandenen Verwaltungsfreiheit insgeheim entgegen gearbeitet würde: oder wenn die Re-

---

honorable au milieu duquel il y ait quelque profit et quelque gloire à rester.

Le mouvement des esprits est difficile à contenir. Dirigez-le avec prudence, divisez-le pour rendre son action moins vive et moins pressante, et pour le les faire tourner au plus grand avantage du pays. Concentrée au coeur de la monarchie, tendante vers un but unique, cette activité croissante peut offrir des dangers. Appellez-la sur tous les points; donnez-lui des aliments divers; occupez-la de soins nombreux; ce n'est qu'ainsi que vous pourrez l'affaiblir et la rendre salutaire.

gierung zwischen den verschiedenen Stadtbehörden Zwiespalt begünstigte, um den eigenen Einfluß zu erhöhen: oder wenn bei einem Widerstreit der Ansprüche des Staats mit denen der Stadt, den Stadtbehörden die Vertheidigung des Stadtinteresse zum Vorwurf gemacht würde, und sie dafür bei anderer Gelegenheit büßen sollten.

Niemand wird läugnen, daß in unserer Zeit die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten mit größeren Schwierigkeiten als früherhin zu kämpfen hat, aber anders als durch edlen Muth und offenes Vertrauen ist diesen Schwierigkeiten nicht zu begegnen. Auch die Einführung freier Städteverfassungen kann in dieser besonderen Lage des Augenblicks keinen Gegengrund finden: vielmehr möchte eine immer vollständigere Entwicklung ihres Princips räthlich gefunden werden. Diese Entwicklung aber soll nicht so verstanden werden, als wäre es wünschenswerth, den niederen Klassen der Gesellschaft einen größeren Einfluß zu verschaffen. Ein solcher Einfluß wird in den Städten, wie in größeren und allgemeineren Beziehungen, gewiß nicht zum Vortheil des Ganzen gereichen. Aber auch wer das Ganze dem Wohl der Einzelnen unterordnen, und nur den Vortheil jener Klassen selbst beachten wollte, der würde sehr irren, indem er diesen Vortheil durch Erweiterung ihres politischen Einflusses irgend einer Art zu fördern hoffte. Denn ihr Vortheil wird zuverlässig durch Andere besser als durch sie selbst besorgt, und jeder Zuwachs an Einfluß, den sie erhalten, wird gewiß nicht von ihnen benutzt, sondern von Solchen, denen sie bewußtlos als Werkzeuge dienen. Jedoch in einem anderen Sinn kann das Princip der freien Städteverfassung eine vollständigere Entwicklung erhalten, die sich sehr wohlthätig erweisen dürfte. Darüber zwar sind Alle einverstanden, daß eine städtische Bürgerschaft ihre Angelegenheiten nicht wohl selbst wahrnehmen kann, sondern nur durch gewählte Vertreter: ja auch selbst eine große Zahl dieser Vertreter wird dem Zweck nicht förderlich seyn. Allein eben diese nützliche, ja noth-

wendige Geschlossenheit ist wieder nicht ohne Gefahr. In dem Kreise der Stadtverordneten kann nämlich eine kleinliche, engherzige Ansicht die Mehrheit erlangen und behaupten, und der bessere Sinn der Minderzahl und der übrigen Bürgerschaft wird dagegen Nichts ausrichten können. Diese Gefahr aber würde durch eine angemessene Publicität in den Verhandlungen und der Beurtheilung der städtischen Geschäfte sehr vermindert werden. Mit dieser Publicität meine ich nicht etwa öffentliche Sitzungen im gewöhnlichen Sinn des Worts, d. h. mit Zulassung des größeren, unbestimmten Publicums [1]); denn ein solches ist in kleinen Städten gar nicht vorhanden, in großen aber würde dessen Anwesenheit weit öfter schädlich als vortheilhaft seyn. Dagegen wäre es vielleicht zweckmäßig, wenn alle wirkliche Bürger der Stadt, ja auch alle Diejenigen, welche das Recht haben Bürger zu werden [2]), den freien Zutritt zu den Berathungen der Stadtverordneten erhielten, ohne sich selbst einmischen zu dürfen, und nur damit sich über die Gegenstände der Berathung eine öffentliche Meinung bilden und aussprechen könne, und damit die künftigen Wahlen mit gründlicherer Sachkenntniß geschehen mögen. Um diesen Zutritt fruchtbarer zu machen, wäre es vielleicht räthlich, vor jeder Sitzung in dem Sitzungssaal ein Verzeichniß der schon bekannten Gegenstände der Berathung auszuhängen. Zu demselben Zweck würde es führen, wenn außerdem den Stadtverordneten das Recht gegeben würde, nicht nur in ihrer Gesammtheit, sondern wenn sich wenigstens eine bestimmte Zahl (z. B. der vierte Theil) darüber vereinigte, den Druck einer Verhandlung und die Vertheilung an die Bürgerschaft zu verlangen [3]).

---

[1]) Die Sächsische Städteordnung §. 170 verweiset die Bestimmung über öffentliche Sitzungen in die Statuten jeder Stadt.

[2]) Wie z. B. nach der Kurhessischen Städteordnung §. 16 ein großer Theil der in einer Stadt wohnenden Staatsbeamten, welche Bürger werden können, sobald sie es wollen.

[3]) Die Sächsische Städteordnung §. 170 erlaubt der Versammlung den Druck zu beschließen, und eine ähnliche Bestimmung enthält die

Die Vortheile dieser Publicität aber würden natürlich noch sehr erhöht werden, wenn Gegenstände der städtischen Verwaltung eine so allgemeine Theilnahme erregten, daß auch außer dem Kreise der Behörden sachkundige Männer ihre Wünsche und Rathschläge öffentlich mittheilten.

Preußische Instruktion Behufs der Geschäftsführung der Stadtverordneten §. 41. Allein dadurch wird der oben angegebene Zweck nicht erreicht, der vielmehr dahin geht, einer übelgesinnten Majorität entgegen zu wirken; eine solche Majorität aber wird gewiß auch den Druck verwerfen.

Ueber die neueſten Veränderungen im Königreich Sachſen.

Man darf wohl ſagen, daß vielleicht unter allen Ländern der Welt das proteſtantiſche Norddeutſchland den Ideen der Revolution den wenigſten Spielraum darbietet. Seit Jahrhunderten ſchritt es in ſicherer und geſetzlicher, — in ſeiner eigenthümlichen Entwickelung fort: einer Entwickelung, welche auf natürlichem Wege zu einer großen und erhabenen Zukunft zu führen verſpricht.

Noch beſonders hätte das friedliche, fleißige Sachſen gewaltſamen Bewegungen unzugänglich ſcheinen ſollen. So wenig revolutionäre Elemente waren in das Beſtehende eingetreten. So geſichert ſchien man durch geſunden, gemäßigten Sinn, durch ruhige und in alle Stände verbreitete Bildung vor den Ausbrüchen wilder Leidenſchaft. So große Beweiſe von Treue und Anhänglichkeit hatte das Land von jeher ſeinem Fürſtenhauſe gegeben: durch die Verluſte, die man in Folge des Wiener Friedens mit einander litt, ſchien man nur um ſo enger an einander gekettet.

Deſſenungeachtet — wer wüßte es nicht — ward auch Sachſen einen Augenblick von einer unglückſeligen Bewegung erſchüttert. Beklagenswürdige Ereigniſſe, die Niemand erwartet hatte, fanden Statt.

Es kann nicht unsre Absicht seyn, die unmittelbar wirksamen Anlässe — Ausbruch, Verlauf und Beschwichtigung — nochmals zu erörtern. Wir wollen die alten Wunden nicht aufreißen.

Diese Sache hat noch eine andere, für die Geschichte unserer Gegenden bedeutendere Seite.

Sachsen hat seitdem eine große Erneuerung, wohl die größte seit Kurfürst August, erfahren. Die ersten Anträge zwar, welche nach den Septembertagen 1830 bei der Commission in Dresden, die sie zu empfangen beauftragt wurde, eingingen, betrafen wenig mehr als ein paar örtliche Uebelstände, Interessen der städtischen Gemeinen oder des Landbaues, oder ähnliche Dinge. Allein die natürliche Verknüpfung des sich wechselseitig Bedingenden führte von einem auf das andere. Bald blieb man nicht bei einzelnen Mißbräuchen stehen. Man forderte eine durchaus verbesserte Städteordnung; die Befreiung des Grundeigenthums; man kam auf die Vertretung des Bauernstandes beim Landtage. Anfangs unbestimmter und im Allgemeinen, endlich immer stärker drang man auf eine Umbildung der Verfassung. Aber selbst dann hätte man noch nicht geglaubt, daß man auf dem eingeschlagenen Wege zu der Umgestaltung der meisten Behörden, zu der Erneuerung der meisten älteren Staatseinrichtungen kommen würde. Indessen ergab sich dies gleichsam vermöge einer gewissen Nothwendigkeit. Nach und nach sind fast alle Zweige der innern Verwaltung einer umfassenden Reform unterworfen worden. Eine Anzahl organischer Gesetze, selbst ein neues Staatsgrundgesetz ist erschienen.

Trat nun hiemit Sachsen, muß man fragen, nicht auch auf jene Bahn revolutionnärer Neuerungen ein, welche gleich als wohne ihnen insgeheim eine zerstörende Kraft bei, schon mehr als Einem Staate gefährlich geworden?

Es ist wohl der Mühe werth, dies einmal zu überlegen.

Wir denken, wir werden dann am ersten die Antwort auf unsre Frage finden, wenn wir das Alte, das man verwarf, und

das Neue, das man wählte, zusammenstellen. Nicht als vermäßen wir uns darüber abzusprechen; wir wünschen nur, uns eine Sache, die uns so nahe berührt, klar vor die Augen zu legen.

Alter Zustand.

Betrachten wir nach einander die oberste Behörde, die Stände und die Städte.

Als oberste Landesbehörde bestand früher das geheime Consil, seit 1818 der geheime Rath, zusammengesetzt aus einer Anzahl von Conferenzministern und den Verwaltungsobern mehrerer abgesonderter Landescollegien. Diese Behörde war ursprünglich zur unmittelbaren Berathung des Fürsten in Sachen der Landesverfassung, der Verwaltung und Gesetzgebung bestimmt. Seit der Zeit der Polnischen Auguste aber hatte sich allmählig das geheime Cabinet eingeschoben. Es sollte Anfangs nur zur Besorgung der polnischen Sachen dienen. Da es aber eben darum die Fürsten nach Polen begleitete, so geschah, daß es alsdann auch die sächsischen Angelegenheiten ihm vorzutragen bekam. Einst bei der Heimkehr ward entschieden, so solle es auch in Sachsen gehalten werden. Seitdem berichtete denn das geheime Consil: verfassungsmäßig auch der geheime Rath an das Cabinet, und dieses hatte den Vortrag aller zur unmittelbaren Entschließung des Königs gelangenden Geschäfte, so wie die Ausfertigung der königlichen Befehle. Mehrere Zweige der Staatsverwaltung waren überdieß im geheimen Rath nicht vertreten und zur unmittelbaren Berichterstattung an das Cabinet gewiesen. Weder ein Staatsrath noch ein Staatsministerium vermittelte jemals eine vielseitigere Berathung. So entstand eine Concentration aller wichtigen Geschäfte im Cabinet, welche, wie denn in den meisten Fällen Ein Minister die eigentlich getrennten Abtheilungen des Innern und des Aeußern vereinigte, schon früher einmal der Cabinetsregierung eines Brühl den Weg gebahnt hatte. Auch

in neuerer Zeit ging die Meinung dahin, daß die persönliche Ansicht und der Einfluß des Cabinetsministers in den verschiedenartigsten Angelegenheiten allvermögend sey.

Wenn nun diese Lage der Dinge unfehlbar viele Uebelstände mit sich führte, so fragt sich, ob nicht vielleicht wenigstens die Landstände, welche immer in Uebung geblieben, denselben abzuhelfen vermochten.

Es scheint nicht, als sey Zusammensetzung und Geschäftsordnung derselben hiezu sehr geeignet gewesen.

Diese Versammlung, die Landschaft, zerfiel in drei Stände, den der Prälaten, Grafen und Herren; den der Ritterschaft und den der Städte. Die Ritterschaft bestand früher vornehmlich aus den Rittergutsbesitzern von altem Adel. Doch waren seit 1820, weil so viele Rittergüter in die Hände von Neuadligen und Bürgerlichen gekommen, auch 40 der Rittergutsbesitzer dieser Klasse als Wahlstände zugelassen worden. Alle übrigen nicht zu den Rittergutsbesitzern gehörigen Grundbesitzer waren auf dem Landtage eigentlich gar nicht vertreten. Nicht viel mehr war dies mit den Städten der Fall. Denn die Stadträthe, geschlossene Körperschaften, welche sich selbst ergänzten, den Stadtbürgern schroff entgegengesetzt, waren es auch, welche, wenigstens dem größeren Theile nach, von ihnen selbst und aus ihrer Mitte gewählte Abgeordnete auf den Landtag sandten. Sie besaßen überdieß häufig Rittergüter, und hatten auch insofern mit der Ritterschaft gleiches Interesse.

Die Stände waren in sieben Ausschüsse (Curien) getheilt, welche aus den früher bei den Landtagen gewählten Deputationen hervorgegangen waren. Sie pflogen ihre Berathungen in der Regel von einander abgesondert; überhaupt gehörte ihre Geschäftsordnung zu den verwickeltsten und zeitraubendsten. Auf den Verhandlungen, wie auf den Beschlüssen ruhte strenges Geheimniß; und erst in der neuesten Zeit, auf dem schon bewegten Landtage von 1829—30, war der Druck der Landtagsacten nachgegeben

worden, aber unter Beobachtung der Vorsicht, daß nur die Mitglieder des Landtags ein Exemplar erhielten.

In Sachen der Gesetzgebung hatten die Stände urkundlich nur eine berathende Stimme. Das Recht der Steuerbewilligung dagegen wohnte ihnen allerdings bei. Da aber die ursprünglich landesherrlichen Einkünfte der Kammer, zu denen nicht nur die der Domainen, Regalien, sondern auch mehrere Zölle gerechnet wurden, einer abgesonderten Verwaltung unterlagen, und diese der Einsicht und Einwirkung der Stände entzogen war, da ihnen auch eine allgemeine Uebersicht des gesammten Staatshaushaltes zu keiner Zeit vorgelegt wurde, so konnten sie die Art der Benutzung der verschiedenen Staatseinkünfte, so wie das Maaß der wirklichen Staatsbedürfnisse auch nur unvollkommen ermessen.

Wir vermögen nicht zu beurtheilen, in wiefern die Klagen über das allzustarke Umsichgreifen der Finanz-Behörde, welche der Kammer vorstand, begründet waren oder nicht; doch lag es nothwendig in der abgesonderten Verwaltung der Kammereinkünfte und der Steuern, daß sie zugleich weitschweifig und kostspielig ausfiel. Was die Steuern anbetrifft, so waren diese höchst ungleich (die Rittergüter genossen Steuerfreiheit) und ohne alles System vertheilt. Bei der Verwaltung derselben war das geschichtliche Herkommen von solcher Bedeutung, daß die Abgaben der nicht schriftsässigen Ortschaften durch eine besondere Zwischeneinnahme gingen, der die schriftsässigen überhoben waren.

Und an dieser Stelle müssen wir der städtischen Verfassung gedenken; um so mehr als dies eben der Punct ist, welcher in neuerer Zeit eine so starke und allgemeine Unzufriedenheit zum Ausbruch kommen ließ. Die Mängel derselben hatte schon die Restaurationscommission, welche nach dem Hubertsburger Frieden niedergesetzt worden, erkannt, und für jene Zeiten sehr freisinnige Vorschläge zu ihrer Verbesserung gethan [1]). Aber während der

[1]) Nach der Ansicht dieser Commission sollte nie mehr als die Hälfte

langen Regierung Friedrich Auguſts, deſſen Achtung vor dem geſchichtlichen Recht und perſönliche Milde ſich nur mit der ruhigſten ſchonendſten Entwickelung vertrug, waren doch nur wenige unweſentliche Veränderungen meiſt in Beziehung auf die Beſorgung vorübergehender ſtädtiſcher Geſchäfte [1]) getroffen worden, die innere Verfaſſung der Stadträthe aber war ganz beim Alten geblieben.

Dieſe Stadträthe waren ſelbſtändige Körperſchaften; Jahrhunderte langes Herkommen hatte ihre Rechte geheiligt, und die Erinnerung an ihren Urſprung verwiſcht. Sie betrachteten ſich als die Regenten der Commune, in einer Ausdehnung, welche an gutsherrliche Gewalt erinnerte. Sie ergänzten ſich durch eigene Wahl und verwalteten faſt unbeſchränkt das Vermögen der Gemeine; nur daß höchſtens eine entfernte Regierungsbehörde die arithmetiſche Richtigkeit der Rechnungen zu beſtätigen hatte. In allen Fällen ward nur das Verfaſſungsmäßige, nicht das Zweckmäßige der Handlungen geprüft. Aber noch mehr! Die Stadträthe von Leipzig und Dresden hatten, ſo ſcheint es, durch die Mittel ihrer Gemeine das Vorrecht erkauft, von aller Rechnungsablegung über die Verwaltung des ſtädtiſchen Vermögens befreit zu ſeyn [2]). Die ſtädtiſche Verwaltung war in der Regel mit Polizei und Gerichtsbarkeit zuſammen in den Händen der Stadträthe, welche übrigens, wenigſtens in den größeren Städten, ausſchließlich aus Rechtsgelehrten beſtanden. Wir bemerk-

---

der Rathsmitglieder aus Rechtsgelehrten beſtehen, und bei der Wahl der Stadträthe den Viertelmeiſtern und Ausſchußperſonen — als Vertretern der Bürgerſchaft — ein Stimmrecht ertheilt werden. S. Pölitz: die Regier. Friedr. Aug. Bd. 1, St. 20.

[1]) So in Dresden die Anwendung von einſtweiligen Communrepräſentanten für die Vertheilung des Service. Die in Leipzig beſtehende Communrepräſentation ward in einer Vorſtellung des Handelsſtandes vom 8 Septbr. 1830 als „ganz unzureichend" bezeichnet.

[2]) Dies geſchah unter den polniſchen Auguſten. Siehe Böttiger: Sächſ. Geſch. Bd. 2, Seite 600.

ten bereits, daß die Stadträthe durch ihre selbstgewählten Mitglieder die Städte auf dem Landtage vertraten.

Hat nun gleich die sorgfältige Prüfung, welche seit den Unruhen von 1830, besonders hinsichtlich der Verwaltung des Gemeindevermögens durch die Stadträthe, angeordnet worden ist, nichts an den Tag gebracht, was an der bürgerlichen Unbescholtenheit der jetzt lebenden Rathsglieder begründete Zweifel hätte erregen können, so ist doch nicht zu läugnen, daß zahlreiche Mißbräuche in der städtischen Verwaltung durch eben diese Prüfung an den Tag gekommen sind. Es lag schon in der meist ausschließlich juristischen Bildung der Stadträthe, daß sie den juristischen Theil ihrer Obliegenheiten voranstellten, den cameralistischen vernachlässigten. Und um von der mangelhaften Verwaltung nur einige Beispiele anzuführen, so zeigte sich in einer der ersten Städte Sachsens neuerdings unwidersprechlich, daß öffentlichen Anstalten und Stiftungen, trotz des dringendsten Bedürfnisses, lange nicht die Ausdehnung gegeben worden, welche die vorhandenen Mittel erlaubt haben würden, daß mehrere dieser Mittel durch unkluge Benutzung vergeudet worden waren. Man kann von selbst erachten, daß die Stadträthe sich für ihre Stellen im Ganzen überall sehr gut bezahlt gemacht haben. Alles was sie berührte, bis auf die Handwerker die sie brauchten, erfuhr eine nicht eben förderliche Nachsicht.

Wenn zu einer fehlerhaften städtischen Verfassung noch, wie in Leipzig, der Druck hoher Abgaben, begründet in einer bedeutenden Schuldenlast, das Sinken des Handels und Erwerbes hinzukam, so wird es erklärlich, wie Unzufriedenheit bis in die untersten Klassen sich verbreiten, und die Keime unruhiger Bewegungen sich daselbst entwickeln konnten. In Folge der wachsenden Concurrenz anderer Staaten stieg der Nothstand des Sächsischen Gebirges, trotz der Bravheit, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit seiner Bewohner, zu einer bedauerlichen Höhe. Wie gut hätte es wirken müssen, wenn die Regierung die Gelegenheit die

sich ihr darbot, dem Sächsischen Gewerbfleiß den freien Markt in einem großen Theile Deutschlands zu sichern, nach dem Beispiele anderer deutscher Staaten, mit Nachdruck ergriffen hätte. Ein wirksames Gesetz über Ablösung der Frohnden und Dienstbarkeiten mußte um so mehr vermißt werden, da die vielbesprochene Verordnung vom 4ten October 1828 in Beziehung auf den in neuerer Zeit vermehrten eigenen Betrieb der Schafzucht durch die Bauern, dem Hutungsleidenden die Mithutung von Schafen auf eigenem Grund und Boden nur insofern zugestand, als er diese Mithutung über rechtsverjährte Zeit ausgeübt hatte.

Es würde hier zu weit führen, zu untersuchen, ob die bestehende Gesetzgebung, so weit sie den innern Verkehr und die Gewerbe berührte, einen wohlthätigen Einfluß darauf ausübte, ob Kirche und Schule, insbesondere die Hochschule von Leipzig sich des Grades von Aufmunterung und Unterstützung zu erfreuen hatten, welchen die Stufe und die Allgemeinheit der Bildung in Sachsen zu verlangen schien. Wir berühren nur noch die Aufregung, welche besonders in den letzten Regierungsjahren Friedrich Augusts durch den Bekehrungseifer eines Theils der katholischen Geistlichkeit, und die besondere Begünstigung des katholischen Schul- und Kirchenwesens vor allem in der Hauptstadt erzeugt wurde. Vielleicht waren diese Dinge nicht so bedeutend, wie man sagte: in gewissem Maaße existirten sie aber ohne Zweifel, und schadeten unglaublich. Zwei im Jahre 1827 erlassene Gesetze, das eine, die allgemeinen Verhältnisse der katholischen Kirche in Sachsen feststellend, das andere, die Vorschriften enthaltend, wie es bei dem Uebertritt von einem christlichen Bekenntniß zum andern gehalten werden sollte, vermochten nicht, die Besorgnisse der Evangelischen zu zerstreuen. Sie regten im Gegentheil den Widerspruch in Wort und Schrift an. Und wenn es nicht zu kleinlich erscheint, einen einzelnen Punct hervorzuheben, so möchten wir, auch zur Bezeichnung des Schwankenden in jenen Gesetzen, anführen, daß man darin über das

Bekenntniß von Kindern aus gemischter Ehe einen Zwang aufzulegen Bedenken getragen, und die Entscheidung dem freien Willen der Aeltern überlassen hatte. Es bedurfte nichts weiter, um den Verdacht rege zu machen. Da in andern Staaten, eben zur Ausschließung aller Umtriebe, welche sich die Priester bei abhängigen Personen wohl hier und da erlauben, positive Vorschriften über diesen Punct angemessen erachtet worden waren, so ward der Mangel solcher Vorschriften von Vielen dahin gedeutet, als ob jenen Einflüsterungen ein allzuweites Feld gelassen sey. — Wie stark die religiöse Parteiaufregung war, zeigen sowohl die Vorfälle in Dresden am Tage der Jubelfeier des Augsburgischen Bekenntnisses und die späteren in Chemnitz, als auch die diesen Gegenstand berührenden Eingaben an die 1830 in Dresden niedergesetzte königliche Commission.

Bei dieser Lage der Dinge leuchtet es wohl ein, daß eine planvoll reformirende Hand hier einen großen Wirkungskreis gehabt hätte; daß die gesammte Verfassung des Landes durchgreifender Verbesserungen höchst bedürftig war, daß man sich damit wohl schon lange hätte beschäftigen sollen.

Um so schärfer trat dies hervor, wenn man um sich her sah. Die Beispiele der Nachbarstaaten, sie lagen vor Augen. Die früher zahlreichen kleinen Gebiete von Süddeutschland hatten durch das Zusammentreten in vergrößerte Staaten die Bedingungen einer erhöhten Entwickelung gewonnen; die Regierungen derselben hatten in der Vermehrung der ihnen zu Gebote stehenden Mittel eine verstärkte Kraft für die Verwirklichung durchgreifender Verbesserungen gefunden. Man rühmte, wie diese Regierungen, wenn auch zuweilen durch harte Maaßregeln, viel Treffliches in Verwaltung und Gesetzgebung geleistet, wie sie die Wissenschaften, die nützlichen und schönen Künste herbeigerufen und unterstützt, Anstalten für gemeinnützige Zwecke, welche in Sachsen kaum dem Namen nach bekannt waren, ins Leben gerufen hatten. — Entscheidend aber ward ein andrer Einfluß.

Eine so nahe Berührung wie sie sich zwischen Preußen und Sachsen bildete, zumal da die Volksstämme in so vielen Hinsichten zusammenfallen — welche Folgen mußte sie äußern, wenn dennoch beide Staaten eine so verschiedene Richtung verfolgten. Dort die frische Entfaltung aller Kräfte, das Aufsuchen immer neuer Bürgschaften der Entwickelung. Hier das Verharren bei dem verjährten Alten, weil man nun einmal darin das Bewährte zu erkennen glaubte. Jene aus der selbständigen Würdigung deutscher Verhältnisse hervorgegangenen eigenthümlichen Erwerbungen staatsrechtlicher Gesetzgebung, welche in den Preußischen Gesetzen über den erleichterten Gebrauch und die Befreiung des Grundeigenthums, über die Verfassung der Städte enthalten sind, waren hervorgerufen durch dieselben früheren Bestände in den Besitzes-, Acker- und städtischen Verhältnissen, welche in Sachsen noch immer unverändert fortdauerten und zur Anwendung kamen. Konnte unter solchen Umständen das Beispiel anders als eine mit sich fortreißende Kraft offenbaren?

Treffend bemerkt hierüber ein Aufsatz in dem Leipziger Blatte „das Vaterland" [1]), welcher, obwohl er eigentlich beabsichtigt, die Vortheile ins Licht zu setzen, die dem Lande seine neue landständische Verfassung zu gewähren geeignet sey, doch vorerst Folgendes hervorhebt: „Keinem, der einigermaaßen genau die Gesinnung des sächsischen Volkes vor jenem kritischen Momente im September 1830 beobachtete, kann es entgangen seyn, wie damals der Sinn aller Klassen dieses Volks ungleich mehr auf bloß administrative Verbesserungen gerichtet war; wie man nicht ohne Neid, aber mit vollkommener Verläugnung aller der Bitterkeit, die sonst zwischen diesen beiden Volksstämmen obgewaltet hatte und die man jetzt aus sehr nahe liegenden Gründen eher geschärft als besänftigt hätte vermuthen können, auf das benach-

[1]) Vom Sonnabend dem 17 December 1831, überschrieben: Sachsen am Jahresschluß 1831.

barte Preußen hinblickte, von dem man sich nicht verhehlen konnte, daß es in vielen, ja vielleicht in den meisten Hauptzweigen der Staatsverwaltung beträchtlich vorangeeilt war."

Und so war, wir wollen nicht sagen eine stark ausgesprochene Unzufriedenheit, aber eine Art Mißbehagen allgemein geworden. Es giebt einen Zustand der Gesellschaft, in welchem wohl die Dinge ihren Gang gehen und nicht eben schlecht zu stehn scheinen, aber kein Mensch von wahrer und warmer Theilnahme an dem öffentlichen Wesen durchdrungen ist. Jeder ist am Ende überzeugt, daß das allgemeine Beste bei einer Veränderung, welche sie auch sey, gewinnen müßte. Man liebt die Gewalt nicht, der man gehorcht; ja was mehr, man achtet sie auch nicht. Alsdann wird die geringste Bewegung gefährlich; sie findet die Macht von ihrer natürlichen Stütze entblößt; man sieht dem Falle derselben zu, ohne Mitleiden. Wie denn in Sachsen geringfügige Anlässe und Bewegungen, die leicht zu dämpfen gewesen wären, eine große Gefahr herbeiführten.

Wir wollen aber, wie gesagt, hierauf nicht eingehn. Betrachten wir vielmehr nur die Abänderungen der alten Ordnung der Dinge, zu denen man schritt.

Veränderungen.

Es schien anfangs, als habe man nur ein dunkles Gefühl von allerhand Beschwerden, als sey man über das Wünschenswerthe und Einzurichtende im Unklaren, ja mit sich selber im Widerspruch. Wer hätte glauben sollen, daß zunächst der Zunftgeist sich regen würde. Die Anträge, welche bei der schon erwähnten Commission eingingen, hoben neben den Klagen über die Stadträthe besonders die Nachtheile hervor, welche bisher den städtischen Gewerken aus den Bestellungen erwachsen seyen, die von den Vorstehern öffentlicher Anstalten und bei Gelegenheit öffentlicher Arbeiten entweder im Auslande oder doch nicht bei

städtischen Meistern gemacht worden. Sie baten sowohl in dieser Beziehung als im allgemeinen, namentlich auch gegen die Beeinträchtigungen durch Nichtbürger, um Schutz der Zünfte und Innungen. Von den Bürgern in Leipzig ward noch besonders in Antrag gebracht, das Feilhalten auswärtiger Meßbesucher insofern sie nicht wirkliche Kaufleute und Fabrikanten seyen, auf eine bestimmte, kürzere Zeit zu beschränken. Ueberdies waren Anfeindungen gegen Inhaber von Magazinen und dgl. in den beiden Hauptstädten an der Tagesordnung. Diese Aufregung des Zunftgeistes hatte zum Theil in jenen auswärtigen Bestellungen ihren Grund, zum Theil war sie wohl auch durch die halben Maaßregeln der Landesregierung erzeugt, welche, während die Zunftverfassung gesetzlich fortbestand, dennoch auch ausländische Handwerker, die sich meldeten, gern und ohne weiteres aufnahm, und auf diese Weise eine größere Freiheit der Gewerbe herbeizuführen gedachte. Seltsamer Widerspruch! Indem man die hergebrachten Rechte der Landesherrschaft und des Adels angriff, brachten die Gewerbtreibenden die Sicherstellung ihrer eigenen Vorrechte und ihres Verbietungsrechtes nur um so heftiger in Antrag. In der That fand sich die Regierung bewogen, in Betracht daß die Zunftangelegenheiten von Uebelwollenden fortwährend als Mittel der Aufreizung benutzt wurden, jenen Anträgen vorerst vollständig Genüge zu leisten.

Zugleich aber ordnete sie in allen Städten des Landes die Wahl von provisorischen Communrepräsentanten an. Diese sollten den Bestand des Gemeinevermögens genau und gründlich ermitteln, Einnahmen und Ausgaben für die Zukunft bestimmen, die zukünftige Zusammensetzung des Personals des Stadtrathes feststellen, den kurze Zeit nachher vorgelegten Entwurf der neuen Städteordnung begutachten und die örtlichen Statuten entwerfen. Auch fielen ihnen hie und da besondere Verhandlungen anheim. So hatten sie in Dresden den Austausch entlegener, aber doch bisher unter die Stadt gehöriger Dorf-

schaften gegen diejenigen Theile der Stadt und einzelne Grundstücke derselben, welche unter dem königlichen Amte standen, in der Weise zu Ende zu führen, daß ein abgerundetes Stadtgebiet entstünde. Man sieht, schon hiedurch gab man jene engen Rücksichten auf, von denen man früher beschränkt ward.

Noch viel wichtiger aber war es, daß den am 1 März 1831 zusammenberufenen Ständen der Entwurf einer neuen ständischen Verfassung vorgelegt wurde. Dieser Entwurf ist von den Ständen in einer der längsten Sitzungen reiflich berathen, von dem Könige und Mitregenten nochmals durchgesehen und am 4 September als Gesetz feierlich vollzogen worden. Für die Beurtheilung desselben dürften folgende Thatsachen und Gesichtspuncte zurückzurufen seyn.

Sachsen war seit den ältesten Zeiten im Besitz einer ständischen Verfassung, deren Wirksamkeit nie gänzlich, selbst damals nicht unterbrochen worden war, als in mehreren anderen deutschen Staaten der erworbene Titel der Souveränetät mit dem Fortbestehen der Landstände nicht vereinbarlich befunden wurde. Den Ständen wohnten, wie schon angedeutet worden, nicht unbedeutende Rechte bei: das Recht der Bewilligung der zu erhebenden Steuern und Abgaben, der Prüfung der Steuerrechnungen, der Berathung und Begutachtung neuer Gesetze und Einrichtungen, der Beschwerdeführung und andere. Indessen hatte die Verfassung doch auch viele Mängel. Vor allem schien die Zusammensetzung der Ständeversammlung einer Verbesserung, durch welche sie mit dem so wesentlich veränderten Zustande der Gesellschaft mehr in Uebereinstimmung gebracht würde, höchst bedürftig. Dies war schon von den Ständeversammlungen 1817—18 und 1820—21 anerkannt worden; ja König Friedrich August selbst verlangte 1817 ein ständisches Gutachten, „in wie weit die bisherige Verfassung der Stände überhaupt abzuändern sey." In dieser Rücksicht erschien die Herbeiziehung von 40 ehemals nicht landtagsfähigen Rittergutsbesitzern in dem Jahre 1820 als ein Fortschritt.

Doch erklärten die Stände auf demselben Landtage, wie sie die Ueberzeugung gefaßt hätten „daß Modificationen und Zusätze allein nicht zureichen würden, den organischen Mängeln der Landesverfassung abzuhelfen und ein zweckmäßiges Ganze herzustellen" und baten daher um eine aus königlichen Räthen und Ständen zusammengesetzte Commission zur Berathung einer neuen Landtagsverfassung. Damals wurde dies freilich abgelehnt. Es war wohl vor allem die Rücksicht auf die bekannten Neigungen und das ehrwürdige Alter des Königs, was die Stände abhielt, ihren Antrag 1824 nochmals zu wiederholen. Auf dem Landtage von 1829—30 wurde nicht allein dieser Antrag von Neuem und mit verstärkten Gründen in Anregung gebracht; die allgemeine Ritterschaft bewirkte auch die Aufnahme des wichtigen Zusatzes in der Präliminarschrift, „daß der König geruhen möge, eine allgemeine Uebersicht des Staatshaushaltes vorzulegen." Wir sehen, wie so vollkommen Recht der Landtag von 1831 hatte, wenn er in Erinnerung brachte, daß die Stände schon längst das Bedürfniß einer Reform gefühlt. Er erklärte, der Landschaft gehe, wenn auch die Form, doch nicht der feste, redliche Wille echter Volksvertretung ab.

Wenn nun in dem Entwurf der neuen Verfassung unter andern die Vertretung des Bauernstandes auf dem Landtage, die Wahl der Abgeordneten der Städte durch die Bürger, die Einführung einer gleichen Besteuerung bei Aufhebung der Steuerfreiheit der Rittergüter (gegen Entschädigung) ausgesprochen ist; wenn nunmehr erst den Ständen die Uebersicht über den ganzen Staatshaushalt möglich gemacht und ihr Recht der Steuerbewilligung dadurch bedeutend erweitert wurde, so näherte man sich auf diese Weise allerdings den neuen Formen und Theorien über Verfassung. Doch ergab man sich denselben keinesweges völlig. Die sächsische Civilliste führt diesen Namen doch nur uneigentlich. Sie wird ausdrücklich als Aequivalent für die den Staatskassen nicht auf immer und schlechthin, sondern auf die

jedesmalige Regierungszeit des Königs überwiesenen Nutzungen der königlichen Domänengüter bezeichnet. Es wird in dem Lande als eine edle Willfährigkeit der Krone betrachtet, daß sie hierauf eingegangen; ihr Eigenthum aber gab sie damit nicht auf; nur einen Theil seines Ertrages überließ sie für die Staatsbedürfnisse. Auch übrigens suchte man in den meisten Fällen nichts anderes als die verjährten Mißverhältnisse durch Uebereinkunft zu beseitigen. Viele einzelne Bestimmungen und Zusätze beurkundeten die Absicht der Regierung, einen solchen Zustand herbeizuführen, welcher in sich selbst die Bedingungen einer festgeordneten und heilsamen Wirksamkeit enthielte. Manches, wie die Zusammensetzung der ersten Kammer, war aus einer ganz eigenthümlichen Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse des Landes hervorgegangen. Doch sind die meisten Bestimmungen dieser Verfassung wohl zu bekannt, als daß sie hier einer neuen Ausführung bedürften.

In Verbindung mit der neuen Verfassung stand die Bildung der Ministerien und des Staatsrathes. Die Gesetze hierüber erschienen den 7 und 16 November 1831. Diesen zufolge wurde das geheime Cabinet und der geheime Rath aufgelöst und es traten an deren Stelle die Ministerien der Justiz, der Finanzen, des Innern, des Kriegs, des Cultus und öffentlichen Unterrichts, und der auswärtigen Angelegenheiten. Die Finanz- und Steuercollegien wurden unter dem Ministerium der Finanzen vereinigt, und der gesammte Geschäftskreis der bisherigen Landes-Oekonomie, Manufactur- und Commercien-Deputation an das Ministerium des Innern überwiesen. Das bisherige Collegium der Landesregierung wurde in ein Landesjustizcollegium, eigentlich Oberlandesgericht, und eine Landesdirection, Regierung getheilt, und dürfte bei der bevorstehenden Errichtung von Mittelbehörden in den einzelnen Landschaften noch mehrere Unterabtheilungen erhalten. Man beachsichtigte überhaupt, der Verwaltung einen besseren Zusammenhang in den unteren, und eine größere Vielseitigkeit in den oberen Behörden zu verschaffen.

Der Ministerrath sollte aus den oben erwähnten Ministern und den etwa auch ohne ein besonderes Departement ernannten verantwortlichen Staatsministern bestehen; der Staatsrath, dem Preußischen nachgebildet, aus den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses, den Mitgliedern des Gesammtministerii, aus besonderen eigens zu ernennenden Staatsräthen, und aus denjenigen Personen, deren Zuziehung für einzelne Geschäfte für gut befunden werden würde.

Die neue Städteordnung für das Königreich Sachsen erschien den 2 Februar 1832, nachdem der Entwurf derselben von den einstweiligen Communerepräsentanten begutachtet und von den Landständen nochmals berathen worden. Sie stimmt mit der revidirten Preußischen in den meisten Puncten überein. Das Bürgerrecht fällt, wie in dieser, bei einem, jedoch nicht nach Zahlen, sondern nach allgemeinen Besitzes- oder Einkommens-Bedingungen bestimmten Census, mit der Stimmfähigkeit zusammen; während in der Preußischen Städteordnung von 1808 das Bürgerrecht zwar ohne Census erlangt, aber auch durch gewisse Bedingungen von der Stimmfähigkeit unterschieden wird. Das Zusammentreten der stimmberechtigten Bürger kann (wie in der revidirten Preußischen) wegen besonderer Verhältnisse, in den örtlichen Statuten, nach Ständen und Klassen, jedoch, was ausdrücklich hinzugesetzt wird, auf keine Weise nach Innungen bestimmt werden. Abweichend von der Preußischen Städteordnung sind besonders folgende Bestimmungen:

1. Die Wahl der Stadtverordneten geschieht in Städten, welche wenigstens 200 Bürger oder mehr enthalten, durch Wahlmänner, deren Zahl in der Regel ein Zwanzigtheil der ganzen Zahl der stimmberechtigten Bürgerschaft betragen soll, und welche von Letzteren ernannt werden. Wählbar ist jeder stimmberechtigte Bürger. Bürgermeister und besoldete Rathsherren werden auf Lebenszeit erwählt; nach Bestimmung der Statuten ist bei diesen Stellen auch großen Theils die Eigenschaft als Rechtsgelehrter

erforderlich. 2. Die Wahl der Stadträthe erfolgt theils durch die Stadtverordneten allein, theils durch den größeren Bürgerausschuß. Mit Ausnahme der Städte Dresden und Leipzig wird nämlich ein größerer Bürgerausschuß bestehen, welcher die Stadtverordneten mit in sich begreifen, jedoch mindestens zweimal so stark seyn soll als der Verein dieser Letzteren; die dreifache Anzahl derselben darf er nicht übersteigen. Dieser weitere Bürgerausschuß wählt die Stadträthe, berathet und entscheidet über Veräußerungen von Grundstücken und Gerechtsamen die der Gemeine zuständig sind, über Erwerbungen derselben Art, über Aufnahme von Schulden, Abänderungen in der Verfassung u. s. w. 3. Die Bezirkseingesessenen können unter obrigkeitlicher Autorität über Bezirksinteressen gemeinsame Beschlüsse fassen. 4. Endlich ist die Oeffentlichkeit der Sitzungen den Stadtverordneten anheimgestellt. Die einstweiligen Communrepräsentanten von Leipzig hatten schon bisher ihre Sitzungen öffentlich gehalten. Jetzt ist die Oeffentlichkeit namentlich von den Dresdner Stadtverordneten beliebt worden. Es war wohl ein natürliches Gefühl, welches dahin führte. Wir wollen, sagte man, daß unsere Bürger selbst wahrnehmen, in welcher Weise wir ihre Angelegenheiten verwalten. — Der Vorbehalt einer zeitweisen Entziehung der Städteordnung bei gewissen ausdrücklich bestimmten Vergehen, oder bei einem dem Zweck widersprechenden Verhalten der Stadtverordneten, ist auch in das sächsische Gesetz aufgenommen worden. Indessen hat man auch die Errichtung und Einübung der Communalgarden in den Städten auf das eifrigste betrieben; obwohl es noch nicht entschieden seyn möchte, daß der Dienst, den sie leisten, — ein Dienst der wenigstens schwerlich eigentlich militärisch seyn kann, — dem Aufwand von Zeit und Kosten entsprechen wird, den sie verursachen.

Es folgte am 17 März 1832 das Gesetz über Ablösungen und Gemeinheitstheilungen, womit zugleich der noch

weiter auszuführende Entwurf über die Errichtung einer Landrentenbank ausgegeben wurde.

Fürs Erste ist hier zu bemerken, daß jenes Gesetz die Verleihung des Eigenthums der Höfe an die Bauern, wie sie nach dem Preußischen Edict über die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse von 1811 durch Abtretung von einem Drittheil sämmtlicher Gutsländereien an den Grundherrn erlangt! wird, im Allgemeinen nicht betrifft, sondern das Eigenthumsrecht voraussetzt, und sich nur mit den Ablösungen beschäftigt. Eine Ausnahme hievon bildet der Theil des Gesetzes, welcher das in der Lausitz vorkommende Lassitenverhältniß betrifft, wodurch eine jährliche nach den allgemeinen Bestimmungen dieses Gesetzes abzulösende Geldrente von entweder $7\frac{1}{2}$ oder 10 Procent des Reinertrags der Laßnahrung die Verleihung des freien Eigenthums an den Laßbesitzer erfolgt.

Bei Ablösung der Leistungen und Dienstbarkeiten kommen folgende Bestimmungen zur Anwendung. Vom ersten Januar 1833 an können sowohl Berechtigte als Verpflichtete einseitig auf Ablösung antragen. Man hat es vorgezogen, das Gesetz erst von diesem Zeitpuncte an in Wirksamkeit treten zu lassen, weil man beabsichtigt, daß der Inhalt desselben vorher recht genau erwogen werde, und daß noch möglichst zahlreiche Privatvereinigungen zu Stande kommen. Bei Ablösung von Gemeinelasten müssen sämmtliche Glieder der Gemeine dem Antrage beitreten, wenn die Mehrheit es wünscht. Die Dienste werden nach dem an jedem Orte üblichen Tagelohn berechnet, die jährliche Summe derselben mit 25 zu Capital gemacht, die Genüsse und Gegenleistungen werden in gleicher Weise berechnet und abgezogen, endlich wird von der noch verbleibenden Summe, um die Ablösung zu erleichtern, noch ein Drittheil in Abzug gebracht. Diese Ablösung betrifft nicht nur die Dienste der Bauern, sondern auch die der Häusler. Letztere können jedoch, wenn sie provocirt werden, die Ablösung wegen ihrer Armuth von 5 auf 5 Jahre auf-

schieben. Dem Verpflichteten bleibt in den meisten Fällen anheimgestellt, ob er Capital- oder Rentenzahlung vorziehe, bei Ablösung der Dienstbarkeiten kann auch Land abgetreten werden. Ungemessene Dienste können sowohl in dem Falle als außer dem Falle der Ablösung in gemessene verwandelt werden. Bei Ermittelung des Werthes der Baufrohnen werden nur die als Folge allmähligen Zeitverfalles nothwendig werdenden Ausbesserungen und Neubaue mit einem Abzug von zehn Procent in Anschlag gebracht, während dabei alle durch Feuer, Wasser, Krieg u. s. w. herbeigeführten Bauten ganz außer Ansatz geblieben sind. — Erbpachtgrundstücke können gegen Erhöhung des davon zu entrichtenden Canons um den 20sten Theil in gewöhnliche (nicht Erb-) Zinsgüter verwandelt, dieser Zins aber nur mit beiderseitiger Einstimmung abgelöst werden. An Erbzinsgrundstücken kann der Besitzer das volle Eigenthum dadurch erwerben, daß er eine Erhöhung des jährlichen Erbzinses um drei Procent übernimmt. Auch dieser Zins kann, aber nur wenn er in Naturalabentrichtungen, nicht wenn er in Geld besteht, auf einseitigen Antrag abgelöst werden. — Bei Ablösung der Lehnwaare ist die Zahl der Fälle vermindert; wo der Betrag der Lehnwaare nach dem Werthe des Grundstücks, wovon sie zu geben, sich richtet, werden zwanzig Procent vom Werthe des Grundstücks in Abrechnung gebracht. — Bei Ablösung der Dienstbarkeiten und Hutungsgerechtigkeiten wird die Durchschnittszahl des in den letzten zwölf Jahren aufgetriebenen Viehs angenommen.

Für die Ablösungen und übrigen Auseinandersetzungen besteht erstens eine Generalcommission (vier Räthe und ein Präsident vom Staate besoldet). Diese macht in einer öffentlichen Bekanntmachung eine Anzahl von Männern nahmhaft, die zur Uebernahme des Geschäfts geeignet und geneigt sind. Die Betheiligten sind jedoch bei ihren Vorschlägen auf die in diesem Verzeichnisse Genannten nicht beschränkt. Es kann, sofern alle Betheiligte beistimmen, auch der Gerichtsverwalter auf dem Gute, welches die Auseinandersetzung betrifft, vorgeschlagen werden.

Die auf die eine oder andere Weise gewählten Beamten, bilden die Specialcommission, in der Regel aus einem Rechts- und einem Wirthschaftsverständigen bestehend. Die Specialcommission arbeitet gebührenfrei und erhält Diäten.

Eine wesentliche Erleichterung für die Ausführung des Gesetzes scheint nun aber in der gleichzeitigen Errichtung einer Landrentenbank zu liegen; der Berechtigte tritt die Ablösungsrente dem Staate ab, um dagegen mit Innenlassung von zwei drittel Procent einen mit $3\frac{1}{3}$ Procent zu Capital erhobenen Rentenbrief zu erhalten. Tritt zum Beispiel ein Berechtigter vier Thaler Rente der Rentenbank ab, so erhält er dafür einen mit $3\frac{1}{3}$ Procent zu verzinsenden Rentenbrief, über den er dann willkürlich verfügen kann, während der Staat vom Verpflichteten die jährliche Rente von vier Thalern zu empfangen hat. Die übrigbleibenden $\frac{2}{3}$ Procent sollen, insoweit sie nicht zur Deckung der Regierungskosten und der Verluste an verspäteten Rentenzahlungen und inexigibeln Resten zu verwenden sind, zur Bildung eines Tilgungsfondes angelegt werden, wodurch nach späterhin noch bekannt zu machenden Grundsätzen die successive Entlastung der verpflichteten Grundstücke von den darauf haftenden Renten bewirkt wird. Jedem Rentenpflichtigen steht übrigens frei, nach vorhergegangener Anmeldung durch Baarzahlungen sein Rentencapital ganz oder zum Theil abzutragen.

Von den Rentenbriefen gilt alles, was die Gesetze über andere Sächsische Staatspapiere bestimmt haben. Da mit Nächstem die Sächsischen Steuer-Creditcassenscheine von vier auf drei Procent herabgesetzt werden sollen, so haben sogar die Rentenbriefinhaber einen um $\frac{1}{3}$ Procent höheren Zinsengenuß zu beziehn.

Von dieser Landrentenbank verspricht man sich, daß sie den Sächsischen Landbau recht in die Höhe bringen werde. Den meisten Gütern fehlte es an einem gehörigen Betriebscapitale, um große, fruchtbringende Verbesserungen vornehmen zu können. Ueberweisen nun die Gutsbesitzer ihre Renten an die Rentenbank,

so können sie sowohl für solche Zwecke, als auch zur Bestreitung der durch die Ablösung verursachten Kosten der neuen Einrichtung (um mehr Pferde und das dazu nöthige Geschirr anzuschaffen, Ställe zu bauen u. dgl.) sich sogleich ein tüchtiges Capital auszahlen lassen. Ferner verschafft die Rentenbank der Ablösung einen festen Credit, und jeder Gutsbesitzer schreitet mit größerem Vertrauen zu derselben; indem ihm zur Sicherheit der Rente sämmtliche Bauergüter Sachsens als Hypothek eingesetzt sind.

Somit wird die große Billigkeit, mit welcher nach dem Sächsischen Gesetz die Dienste abgelöst werden, durch die Sicherheit, welche der Staat für Rente und Ablösungscapital gewährt, durch die Leichtigkeit über das ganze Capital sofort verfügen zu können, wiederum für den Berechtigten aufgewogen.

Wollte man die Sächsische Rentenbank mit dem Preußischen Pfandbriefsysteme vergleichen, so liegt allerdings auch dem Sächsischen Gesetz die Absicht mit zu Grunde, den Gutsbesitzer in seinem landwirthschaftlichen Gewerbe mit hinreichendem Capital zu unterstützen. Da aber nach dem Sächsischen Rentenbankgesetze neue Rentenbriefe jedesmal nur auf den Grund wirklich an die Bank überwiesener Renten ausgestellt werden, so hat dies System an sich mehr Garantie der Nothwendigkeit, auch kann ihm nicht die allzuweite Ausdehnung gegeben werden, welche bei den Preußischen Pfandbriefen oft nachtheilig gewirkt hat. Hievon abgesehen soll aber die Rentenbank nicht nur die Gutsbesitzer, sondern auch die bisherigen Fröhner unterstützen. Man wird nicht nur die etwanigen Ueberschüsse dieser Bank (herkommend von jenen $\frac{1}{2}$ Procent, welche sie erhält) zur allmäligen Tilgung der Rentenbriefe verwenden; es soll auch mit den Ständen noch in Zukunft über andere der Rentenbank zu verschaffende Tilgungsmittel Berathung gepflogen werden. Wir hören, der Plan gehe auch dahin, daß ein abgelöster Fröhner, welcher zum Beispiel statt jährlich 30 Thaler Rente 40 zahlt, nach einem gewissen Zeitraum ganz frei würde; wonach die Rentenbank

zugleich die Eigenschaft einer Sparkasse für den Landmann annähme.

Dies sind die wichtigsten Gesetze, welche in neuerer Zeit in Sachsen erschienen sind. Wir bitten um Nachsicht, wenn wir, von der Sache fortgezogen, bei den neuesten etwas länger verweilt haben, als bei den früheren.

Fassen wir sie zusammen, so bemerken wir bald, daß die Grundelemente des Staates: Bauerschaften und Städte, Stände und Verwaltung, allesammt eine durchgreifende Erneuerung erfahren haben.

Wir sind weit entfernt, über den Werth oder Unwerth aller dieser Aenderungen absprechen zu wollen; auch sind sie noch nicht vollendet. Da die Steuerfreiheit der Rittergüter gegen eine noch zu ermittelnde Entschädigung aufgehoben wird, so bedarf man eines neuen Steuersystems. Man bereitet es vor. Noch einige andere Gesetze, hören wir, sind im Werke. Man sucht sich aller im Lande vorhandenen Fähigkeiten dazu zu bedienen. Bei der Eröffnung eines neuen statistischen Vereins in Dresden hob ein Minister hervor, diese Aufgabe bestehe unter andern auch darin, der Regierung, welche überall zu helfen bereit sey, durch geeignete Mittheilung zu Hülfe zu kommen. So wird man noch gar manchen Versuch zu machen, manche Arbeit zu vollenden haben, und es wird Erfahrungen kosten, ehe man zu dem Gefühl der Ruhe und Stetigkeit gelangt, welches eingelebte Verhältnisse gewähren.

Erinnern wir uns hiebei aber der Frage von der wir ausgingen, so können wir sie, deucht uns, ohne Schwierigkeit beantworten.

Es hat Unruhen in Sachsen gegeben. Stände sind versammelt und bedeutende Neuerungen gemacht worden; jedoch fehlt viel daran, daß man damit auf den Weg eigentlicher Umwälzung, welcher alles gefährdet, eingetreten wäre.

Man hat einmal große Rechnung gehalten; man hat Hand

an die alten Mißbräuche gelegt; allein es war höchst nothwendig. Hierauf hat man, nicht selten nach erprobten Beispielen, die nächsten dringendsten Bedürfnisse zu erledigen gesucht, und den einmal vorhandenen Elementen des Staates wieder Raum verschafft, sich ihrer Natur gemäß zu entwickeln, ohne sich gerade darum den gefährlichen Doctrinen, welche das Jahrzehent beherrschen, in die Arme zu werfen. Man hat nur nachgeholt, was versäumt worden; die Grundlagen des Bestehenden hat man unerschüttert gelassen. Eine wohlthätig erwärmende Regsamkeit ist an die Stelle der alten Erstarrung getreten.

Es ist ein gutes Zeichen von dem gesunden Sinne unserer norddeutschen Landsleute, daß sie die ungesetzlichen Bewegungen zu erdrücken wissen, darauf aber ernstlich und besonnen an die Verbesserungen der Uebelstände gehn, welche dieselben veranlaßten.

Das preußiſche Zollweſen.

Vierzehn Jahre ſind bereits verfloſſen, ſeit das preußiſche Steuergeſetz vom 26 Mai 1818 ins Leben trat. Die Beſteuerung des Verkehrs mit dem Auslande, deren Umfang und Formen es beſtimmt, erſchien nirgend läſtig und unbillig, wo Preußens Gebiet von großen Staaten begrenzt wird, die längſt von Zoll-Linien umſchloſſen waren, oder wo früher bereits das ältere preußiſche Zoll- und Acciſeſyſtem beſtand. Die ganze Küſtenſtrecke von der Mündung der Peene bis zum Ausfluſſe des kuriſchen Hafs — die lange Grenze mit Rußland vom Oſtſeeſtrande bei Polangen bis an das Gebiet der neuen Republik Krakau — die ſeit achtzig Jahren unveränderte Grenze mit den öſtreichiſchen Staaten vom Einfluſſe der Przemza in die Weichſel bis zur Tafelfichte an den Marken der Oberlauſitz — alle dieſe weiten Strecken mit ihren vielbeſuchten Häfen und ſtarkbefahrenen Handelsſtraßen empfanden nur eine Erleichterung, als die zahlreichen Ein- und Ausfuhrverbote verſchwanden, die hohen und ſchwankenden Steuerſätze ermäßigt und feſtgeſtellt, die zahlloſen Förmlichkeiten und Controlen vereinfacht wurden. Dieſes Ereigniß war ſo wenig unerwartet, es erſchien ſo ganz als die nothwendige, ſelbſt vielleicht als die verſpätete Frucht einer in den Stürmen der Zeit gereiften Regierungskunſt, daß keine Verwunderung darüber laut

wurde, und selbst der Dank dafür nicht zum Worte kam. An der neuen Grenze des preußischen Staats in Süden und Westen, von Saargemünd in Lothringen bis an die Grafschaft Bentheim im Königreiche Hannover, trat den französischen und niederländischen Zoll-Linien, welche bald nach dem Friedensschlusse von 1815 gebildet wurden, erst im Herbste 1818 das neue preußische Zollsystem gegenüber: es erschien in dieser Stellung so wenig hart oder auch nur unbillig, daß vielmehr kein geringer Theil der Rheinländer auch in dieser Rücksicht einiger Zeit bedurfte, um die ungewohnte Milde der neuen Regierung von Schwäche unterscheiden zu lernen. Aber in den mehr als zwanzig deutschen Bundesstaaten, die zwischen der Hauptmasse des preußischen Staats und seinen westlichen Provinzen liegen, entstand eine bange Erwartung bei der ersten Kunde von dem neuen Zollgesetze, doch gemildert durch den Glauben, daß es unausführbar sey. Als jedoch dieser Glaube vor der Wirklichkeit zerrann, erscholl ein Schrei des Entsetzens: Zungen und Federn vereinigten sich, um diese Neuerung für den unerhörtesten Angriff auf die natürliche Freiheit des Verkehrs zu erklären. Je reicher an mannigfaltiger Bildung eben diese Gegend Deutschlands ist, und je lebendiger daselbst Wort und Schrift sich erheben; um desto wirksamer übertäubten die Aeußerungen, welchen sich ihre Bevölkerung überließ, jede Betrachtung aus allgemeineren Ansichten. War es auch bis dahin unmöglich geblieben, auf einem Boden, wo die Landeshoheit fast mit jeder Poststation und häufig öfter noch wechselt, Zoll-Linien zu bilden: so hätten doch die Wortführer sich erinnern sollen, daß alle große Staaten längst mit solchen Linien umgeben waren. Auch Preußen hatte seit mehr als einem Menschenalter die seinigen, und diese wurden nur vorgerückt, als die Grenzen des Staats sich erweiterten. Seine zerstreute Lage hatte ihm sogar lästigere Formen aufgenöthigt, als andere Regierungen bedurften; und es war eben ein wesentlicher Vorzug des neuen Zollgesetzes, daß es den Vortheil einer bessern

Begrenzung, die Preußen im letzten Frieden erhielt, im weitesten Umfange zur Vereinfachung seiner Steuerverfassung benutzte. Bis dahin war jede einzelne Stadt von besonderen Schranken umgeben, die zur Sicherstellung der Zölle und Verbrauchs-Abgaben dienten: aller Handel war in die Städte gewiesen, und nur mit Begleitscheinen der Acciseämter konnte selbst der Verkehr von Stadt zu Stadt betrieben werden. Dem neuen Zollsysteme genügt die Bewachung der äußeren Grenzen; der Verkehr im Innern ist frei, und jedes Gewerbe kann ebensowohl in Flecken und Dörfern, als in den Städten betrieben werden. Alle diese Befreiungen traten in demselben Augenblicke ein, wo die Lande zwischen der Elbe und Weser von den bittersten Klagen über den unerhörten und beispiellosen Druck des neuen preußischen Zollsystems wiederhallten, und Alles erlaubt erschien, was zur Vereitelung seiner Zwecke dienen konnte. Als diese Klagen fruchtlos blieben, diese Versuche zu widerstreben nur wirksamere Anordnungen hervorriefen, erschien ein Anschließen an dieses so bitter getadelte System anfangs als eine traurige Nothhülfe, später als ein Bedürfniß der Zeit, endlich vielleicht schon als ein wohlthätiger Fortschritt in der Regierungskunst. Indem die Meinung sich in dieser Richtung entwickelt, wächst die Nothwendigkeit, sich über Preußens Absichten bei der Aufstellung seines Zollsystems zu unterrichten. Sind diese Absichten nur solche, die jede Regierung hegen sollte; sind die Mittel, sie zu erreichen, verständig gewählt: so fördert jeder Nachbarstaat nur sein eignes Interesse, indem er durch Beitritt zu dem preußischen Zollsysteme sich die Vortheile desselben aneignet.

In der That ist die Absicht, Einkommen zu erheben oder zu sichern, ebensowohl die Grundlage der preußischen Zollgesetze, als jeder Steuerverordnung überhaupt. Einer sehr allgemeinen Erfahrung gemäß wird ein Beitrag von vier bis fünf Thalern jährlich von jedem Einwohner durchschnittlich erfordert, um die Kosten der öffentlichen Anstalten zur Aufrechthaltung des Kul-

turſtandes zu beſtreiten, worin Deutſchland ſich dermalen befin-
det. Wo weniger gegeben zu werden ſcheint, liegt es nur darin,
daß entweder die Regierung einen Theil der Erwerbsmittel des
Landes eigenthümlich beſitzt, und in der Form von Domänen
und nutzbaren Regalien zur Gewinnung von Einkommen bewirth-
ſchaftet; oder daß Vieles, das auf öffentliche Koſten beſchafft
werden muß, nicht durch die Regierung unmittelbar, ſondern
durch Ortsgemeinen oder andere Corporationen beſorgt wird.
Sparcommiſſionen und ſtändiſche Berathungen erzielen weſentlich
kein anderes Ergebniß: je genauer der öffentliche Bedarf erforſcht
wird, deſto größer zeigt er ſich; und die höchſten Abgaben be-
ſtehen eben in den Staaten, worin die Steuerbewilligung aus
der Berathung von National-Repräſentanten hervorgeht. Daß
die Anſichten über die Dringlichkeit oder Entbehrlichkeit einzelner
Verwendungen öffentlicher Gelder verſchieden ſind, liegt in der
Verſchiedenheit der menſchlichen Anſichten überhaupt: Regierun-
gen werden eben ſowohl, wie Hausväter, hier der Verſchwen-
dung, dort der Knickerei beſchuldigt. Jede Regierung hat das
unverkennbarſte Intereſſe, den möglichſt höchſten Grad von Si-
cherheit, Kraft, Würde und Annehmlichkeit des Lebens mit dem
möglichſt mindeſten Aufwand zu verſchaffen: der Verſtand und
der gute Wille, womit der Erfüllung dieſer Aufgabe nachgeſtrebt
wird, muß in der Nation ſelbſt ſeyn, woraus die Regiernng ihre
Diener zu Rath und That entnimmt, und worin alles Gedeihen
der öffentlichen Angelegenheiten nicht minder von dem Verſtande und
der Redlichkeit, womit die Geſetze befolgt werden, als von der Ein-
ſicht und dem Wohlwollen abhängt, womit ſie gegeben wurden.
Wäre wahrhafte Bildung ſo ganz allgemein, daß jeder Haus-
vater die Nothwendigkeit erkennt, ſeinen Beitrag zur Unterhal-
tung der Anſtalten, worauf die Möglichkeit des Zuſammenlebens
in rechtlichen und ſittlichen Verhältniſſen, die Möglichkeit alles
ſichern Erwerbes und Genuſſes beruht, eben ſo bereitwillig und
unerläßlich zu leiſten, als er den Aufwand für Nahrung, Woh-

nung und Kleidung ſeines Hausſtandes hergiebt: ſo wären die Regierungen der ſchweren Sorge entledigt, durch ein verwickeltes Steuerweſen den Staatsbedarf zu erſchwingen. Jede Orts-Obrigkeit würde wöchentlich oder monatlich dieſe Beiträge empfangen, und an die Behörde abführen, welchen die Auszahlung und Verrechnung des öffentlichen Aufwandes obliegt. Aber dieſe Stufe der Bildung hat noch kein europäiſches Volk erreicht: die Nationen, welche die höchſten Anſprüche auf Erleichterung und Veredelung des geſelligen Lebens durch öffentliche Anſtalten machen, ſind eben diejenigen, deren Regierungen die ſinnreichſten und künſtlichſten Mittel anwenden müſſen, um den Geldbedarf dazu herbeizuſchaffen. Die preußiſche Klaſſenſteuer iſt ein Verſuch, auf dem einfachſten Wege den öffentlichen Bedarf aufzubringen. Die ſieben Achttheile der Einwohner, die nicht in den verwickelten Verhältniſſen der großen und der anſehnlichen Mittel-Städte leben, ſteuern jährlich etwan $6\frac{2}{3}$ Millionen Thaler, indem jeder Hausvater monatlich einen Beitrag an die Ortsbehörde zahlt, der für die Haushaltung in zwölf Abſtufungen 12 — 8 — 4 — 2 — $1\frac{1}{2}$ — 1 — $\frac{2}{3}$ — $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{6}$ und in der unterſten den Umſtänden nach $\frac{1}{12}$ bis $\frac{1}{8}$ Thaler beträgt. Wäre die Möglichkeit vorhanden, auch in den großen, und in den anſehnlichen Mittel-Städten dieſe Klaſſenſteuer einzuführen, und damit die $2\frac{1}{3}$ Millionen Thaler aufzubringen, welche die Regierung jetzt durch die Mahl- und Schlacht-Steuer erhebt, die daſelbſt ſtatt der Klaſſenſteuer beſteht: ſo würden auf dieſem Wege vom ganzen Staate ohngefähr neun Millionen Thaler aufkommen. Die Regierung bedarf aber etwan das Fünffache dieſer Summe, um mit Hülfe des Ertrages ihres beſondern Vermögens an Landgütern, grundherrlichen Gefällen, Forſten und Bergwerken den öffentlichen Aufwand, ſo weit er ihr zur Zeit unmittelbar obliegt, zu beſtreiten. Die große Schwierigkeit, in das wahrhaft ſtädtiſche Leben eine Klaſſenſteuer einzuführen, die faſt unbedingte Unmöglichkeit, die monatlichen Steuerſätze derſel-

ben auf das Fünffache zu erhöhen, und mithin die gänzliche Unausführbarkeit des Gedankens, ein Erheben monatlicher fester Beiträge aller Hausväter an die Stelle des gesammten Steuerwesens zu setzen, liegt bei weitem mehr in den Verhältnissen der gebildeten Stände, als in der Stellung der großen Masse des Volks. Daß die Schaar der Handarbeiter in arbeitsfähigem Zustande erhalten werde, ist ein allgemeines Bedürfniß, weil das Einkommen der Nation wesentlich auf dem Erfolge ihrer Arbeit beruht. Ist derjenige Theil der Frucht ihrer Arbeit, der ihr unter der Benennung „Arbeitslohn" überlassen wird, zu gering, um davon zu bestehn: so muß der fehlende Bedarf unter der Benennung „Almosen" zugeschossen werden. Wie sehr eine solche Vertheilung aber auch die Abhängigkeit der niedern Stände vermehrt, und den höhern mithin die Leitung derselben scheinbar wenigstens erleichtert: so ist es dennoch eine sehr schlechte Politik, die Leitung der großen Masse des Volks lieber auf die Noth, als auf eine Bildung zu gründen, die Verstand und Sittlichkeit auch in diesem Kreise erzeugt. Abgesehen von den höchst ernsten und folgereichen Betrachtungen, welche von dieser Ansicht aus überhaupt sich aufdringen, mag hier nur zur Erwägung anheim gegeben werden, daß die große Mehrzahl der rechtlichen und fleißigen Handarbeiterfamilien in den gebildetern und wohlhabendern Gegenden Deutschlands sehr bereit seyn dürfte, wöchentlich einen Viertel-Thaler zur Unterhaltung einer Anstalt zu zahlen, die ihr einen wöchentlichen Arbeitslohn von drei Thalern für diejenigen Arbeiten sicherte, welche von sämmtlichen Familiengliedern zusammengenommen, die Woche durch mit einer Anstrengung erzeugt werden, wobei Ausdauer, Gefühl des Wohlseyns, und Erinnerung, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebe, noch möglich bleibt. Man versuche zu Marktpreisen zu veranschlagen, was eine Handarbeiterfamilie, im Durchschnitte aus fünf Personen bestehend, an Erzeugnissen und Diensten, woher und in welcher Gestalt sie dieselben sich verschafft, würklich zum noth-

dürftigen Unterhalte bedarf, und es wird sich zeigen, daß anderthalb hundert Thaler jährlich oder drei Thaler wöchentlich nur den unentbehrlichsten Bedarf decken, und würklich beschafft werden müssen, wenn der arbeitsfähige Zustand bei dem jetzigen Kulturstande des mittlern Deutschlands erhalten werden soll. Wenn anscheinend viel niedrigeres Arbeitslohn hinreicht: so entsteht die Täuschung nur dadurch, daß bald Naturalien nicht im Marktpreise angerechnet, Zeit und Kräfte, die der Arbeiter für sein eignes Bedürfniß zu verwenden übrig behält, nicht in Anschlag gebracht, oder Anstalten, welche die Kopfarbeiter und Rentenirer für die Handarbeiter unterhalten, übersehen sind. Zu letztern gehört namentlich der Staat, als der Urquell der sittlichen Ordnung, wodurch der Kulturstand der ganzen Nation besteht.

Würde der Arbeit überall ihr gerechter Lohn; wären zwei Millionen Handarbeiterfamilien im preußischen Staate im Stande, wöchentlich einen Viertel-Thaler für die Unterhaltung der öffentlichen Anstalten an die Ortsobrigkeiten zu entrichten: so würden dadurch sechs und zwanzig Millionen jährlich auf direktem Wege und ohne alle Finanzkünste aufkommen; und es wäre wenigstens Aussicht vorhanden, daß den übrigen Steuerbedarf von etwan neunzehn Millionen Thalern auf gleichem direkten Wege die halbe Million Familien aufbringen würde, die theils aus reinen Rentenirern, theils aus reinen Kopfarbeitern, größtentheils aber aus Menschen besteht, zu deren Unterhalt Rentenbezug, Geistesarbeit, und körperliche Anstrengung in verschiedentlich gemischtem Verhältnisse beitragen. Weil aber dem nicht so ist, weil es noch nicht für möglich gehalten wird, das Reich der Ordnung auf Verstand und Sittlichkeit zu gründen, darum, und nur darum ist es zur Zeit noch so ganz unausführbar, die Mittel zur Bestreitung des öffentlichen Aufwandes auf dem einfachen Wege von festen wöchentlichen oder monatlichen Beiträgen der Hausväter aufzubringen, daß selbst der Gedanke an die Möglich-

keit eines solchen Zustandes als ein Morgentraum unerfahrner Jugend erscheint, obwohl der Verfasser dieses Aufsatzes ihn im 68sten Jahre eines mannigfaltig bewegten Lebens träumte.

In welchem Maaße schwierig es ist, auf direktem Wege durch feste Beiträge erhebliche Summen von den höhern Klassen der Gesellschaft aufzubringen, geht daraus hervor, daß die drei ersten Abtheilungen der preußischen Klassensteuer nur vier Prozent oder $\frac{1}{25}$ des ganzen Ertrages dieser Steuer entrichten, obwohl die Sätze von 12 — 8 und 4 Thalern monatlich wahrlich nicht zu niedrig erscheinen können, und obwohl wahrscheinlichst zu viel, gewiß aber nicht zu wenig Familien in diese höchsten Steuerabtheilungen versetzt worden sind. Solchergestalt wird den Regierungen die ihnen höchst lästige Nothwendigkeit aufgedrungen, auf indirektem Wege, vornehmlich durch Verbrauchs-Steuer, den größten Theil des öffentlichen Bedarfs herbeizuschaffen; und zwar in solchem Maaße, daß die ausgebildetsten Steuersysteme, das britische, das niederländische, das der nordamerikanischen Freistaaten, gerade diejenigen sind, die bei weitem den größten Theil des Staats-Einkommens durch indirekte, namentlich Verbrauch-Steuern aufbringen. Aber ein solches Steuersystem ist aus einem zwiefachen Grunde nur mittelst einer Umschließung des Steuergebiets durch Zoll-Linien auszuführen: erstens nemlich, damit nicht unversteuert vom Auslande eingeführt werde, was einer Steuer unterliegt, wenn es im Inlande erzeugt wird; und zweitens, weil einige Gegenstände des allgemeinsten Verbrauchs, die sich vorzüglich zur Besteurung eignen, ganz oder doch größtentheils ausländischen Ursprungs sind. So lange die britische Regierung alles besteuert, was im Lande nur im Großen mit Vortheil erzeugt werden kann, wie Bier, Branntwein, gedruckte Zeuge, Leder, Papier, Glas, Seife, Dach- und Mauerziegel; so lange dürfen auch die gleichnamigen ausländischen Erzeugnisse nicht eingebracht werden, ohne mindestens eine gleich hohe Steuer zu zahlen: und so lange die wohlhabende Bevölkerung

des britischen Reichs große Massen von tropischen und südeuropäischen Erzeugnissen verzehrt, als indischen Rohrzucker, Thee, Kaffee, Gewürze, Wein, Tabak, Oliven- und Palm-Oel, Rosinen und Orangen, werden auch diese beim Eingange versteuert werden müssen.

Im preußischen Staate sind nur die Bereitung von gegohrenen Getränken mittelst der Destillation, oder mittelst der Infusion von Braumalz, die Erzeugung von Most aus Trauben, der Anbau von Tabak und die Bereitung von Kochsalz Gegenstände einer allgemeinen Besteurung: die Zoll-Linie muß nun verhüten, daß gleichnamige Erzeugnisse vom Auslande zum Nachtheile dieser inländischen Steuern unbelastet eingehn. Auch im preußischen Staate ist der Verbrauch von tropischen und südeuropäischen Erzeugnissen beträchtlich, wenn auch verhältnißmäßig gegen die Volkszahl in viel geringerem Maaße, als im britischen Reich: daher die Besteurung des Zuckers und Syrops, des Kaffees, Kakaos und Thees, der Gewürze, der Rosinen, Korinthen, Orangen und andrer Südfrüchte. Wein und Tabak vom Auslande eingehend, sind sogar in beiden Beziehungen wichtige Besteurungs-Gegenstände. Die preußische Regierung erhebt von dem Salzverbrauche jetzt beinahe fünf Millionen, von der Branntweinbereitung etwa $4\frac{1}{3}$, von dem Braumalze $1\frac{1}{3}$, vom inländischen Wein- und Tabaksbaue kaum $\frac{1}{3}$, von diesen Artikeln zusammen also gegen e i l f Millionen Thaler: die Möglichkeit dieser Hebung beruht ebensowohl auf der Umgebung des Staats mit Zoll-Linien, als die Einnahme von Einfuhrabgaben auf ausländische Erzeugnisse, die bei weitem dem größten Theile nach vom Zucker nebst Syrop, Wein nebst Rum und Franzbranntwein, Kaffee und Tabaksblättern aufkommt.

Das Einkommen, welches durch die Aufstellung von Zoll-Linien an den Grenzen gewonnen und gesichert wird, ist also keinesweges bloß auf den Ertrag der Einfuhrabgaben beschränkt: ein Staat, der gar keiner ausländischen Genußmittel bedürfte,

würde dennoch Zoll-Linien an ſeinen Grenzen nicht entbehren können, ſobald er beträchtliche Verbrauchsabgaben von inländiſchen Erzeugniſſen erheben wollte; nemlich um den unverſteuerten Eingang der gleichnamigen ausländiſchen Erzeugniſſe zu hindern.

In der That ſind es nur diejenigen Erzeugniſſe des Auslandes, die ſehr allgemein und in großen Maſſen gebraucht werden, aus deren Beſteurung beim Eingange ein erhebliches Einkommen entſteht. Die fünf Thaler auf den Zentner Rohzucker und Syrop, $4\frac{1}{2}$ auf Südfrüchte, $5\frac{1}{2}$ auf Tabaksblätter, die ſechs Thaler auf den Zentner indiſche Gewürze, $6\frac{1}{2}$ auf Kaffee, die acht Thaler auf den Zentner Wein, Franzbranntwein, Rum und Arrak, die beim Eingange dieſer Waaren im preußiſchen Staate erhoben werden, bilden ohngefähr fünf Sechstheile alles Einkommens aus Einfuhrabgaben, welches die preußiſche Regierung erhebt. Was von allen dieſen Waaren im kleinen Grenzverkehre zum eignen Verbrauche eingeht, iſt eine kaum nennenswerthe Kleinigkeit gegen die Maſſen, welche der Kaufmann zu ſeinem Abſatze, die Zuckerraffinerie und Tabaksfabrik zu ihrem Geſchäfte einführt. Die Regierung kennt ihren Vortheil allzuwohl, um nicht ſehr gern der Nothwendigkeit überhoben zu ſeyn, die Tauſende von Nebenartikeln, deren Herzählung die Tarife zu Folianten anſchwellt, und den kleinen Grenzverkehr, welcher die Bewachung aller Nebenſtraßen erfordert, ebenfalls zu beſteuern: aber die Meinung und die Spekulation dringen ihr ein Verfahren auf, welches auch dieſe Gegenſtände in den Kreis der Beſteurung zieht, und ihr einerſeits Mühen ohne verhältnißmäßigen Erfolg, und andrerſeits unbilligen Tadel bereitet. Die Meinung würde es nie verzeihen, daß der Thee unbeſteuert bliebe, während der Kaffee beſteuert wird; obwohl die Einfuhrabgaben vom Thee im preußiſchen Staate vielleicht kaum ein Hunderttheil der Abgaben vom Kaffee einbringen, ohngeachtet ſogar eilf Thaler auf dem Zentner Thee liegen. Was der Grenzbewohner oder Reiſende würklich zufällig vom Auslande zum eignen Gebrauche

einbringt, iſt eine Kleinigkeit: denn Niemand wird auch nur eine Spazierfahrt ins nahe Ausland unternehmen, um etwan einige Groſchen Eingangsgebühr zu erſparen. Blieben aber principienmäßig Einfuhren zum eignen Bedarf unverſteuert, ſo würden ſich bald an den Grenzen Speculanten niederlaſſen, die ſich zum lohnenden Geſchäfte machten, in ſtündlich wiederholtem Verkehr große Maſſen in Viertelzentnern vertheilt einzuführen. So entſteht die Nothwendigkeit eines kleinlichen Verfahrens, das die Regierungen eben ſo ſehr als den rechtlichen Verkehr beläſtigt.

Vor Allem aber ſind es die Selbſtſucht und der Brotneid der Gewerbtreibenden aller Art und im weiteſten Umfange des Worts, die bei dem zeitigen Kulturſtande dem Zollweſen Maaßregeln beimiſchen, welche demſelben eben ſo ſehr im Grundſatze entgegen, als ſie der Ausführung hinderlich ſind — Maaßregeln, welcher noch keine Regierung ſich hat entziehen können, ſo wenig auch einer derſelben ihre Verderblichkeit unbekannt bleiben mochte.

Offenbar liegt ein Widerſpruch darin, einer Anſtalt, deren Zweck es iſt, Einkommen zu ſchaffen, die Erhebung von Steuern aufzutragen, deren Zweck um ſo mehr verfehlt wird, je mehr ſie würkliches Einkommen gewähren. Gleichwohl iſt es ſo gewöhnlich, das Zollweſen in einen ſolchen Widerſpruch zu verwickeln, daß endlich der eigentliche Zweck deſſelben von denjenigen ſelbſt verkannt werden konnte, welche beſonders gründlich darüber zu urtheilen vermeinen. Der Grundherr ſucht eine Erhöhung ſeiner Bodenrente durch eine künſtliche Erhöhung des Preiſes der Bodenerzeugniſſe zu erreichen. Je weniger Kapital, Einſicht nnd Aufmerkſamkeit er beſitzt, um dem Boden reichere Ernten abzugewinnen, die Kulturarbeiten fruchtbarer, die Transporte wohlfeiler zu machen, um deſto mehr iſt er beſtrebt, fremde Zufuhren abzuhalten: ſeine dringenden Vorſtellungen können nicht leicht gänzlich zurückgewieſen werden. Hat er auch im preußiſchen Staate der Regierung keine britiſche Kornbill, keine franzöſiſche,

kaum erschwingliche Besteuerung der fremden Einfuhr von Getreide und Schlachtvieh entlocken können: so hat dieselbe sich doch einer mäßigen Besteurung der eingehenden rohen Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht zur Erschwerung der ausländischen Mitbewerbung nicht zu entziehen vermocht. Der Fabrikunternehmer sucht theils dem Ausländer den Ankauf des inländischen Materials zu verkümmern, theils demselben den Absatz seiner Fabrikate auf den inländischen Markt zu erschweren. Haben seine Vorstellungen auch die preußische Regierung nicht zu Aus- und Einfuhr-Verboten oder gleich Verboten würkenden Besteurungen bewegen können: so hat doch eine Ausfuhrabgabe auf Wolle und Lumpen, eine Einfuhrabgabe auf fast alle ausländischen Fabrikate von ohngefähr 8 bis 12 Prozent des Werths bewilligt werden müssen, wenn nicht eine Entmuthigung durch den Glauben entstehen sollte, daß die Regierung gar nichts zum Schutze der inländischen Fabrikation thun wolle. Hieraus sind allerdings wesentliche Uebelstände hervorgegangen. Zunächst eine Belastung des Verkehrs mit vielen Natur- und Kunst-Erzeugnissen, die füglich steuerfrei hätten bleiben können, wenn es möglich gewesen wäre, den Grundsatz festzuhalten: daß nur, was erhebliche Einnahmen bringt, mit Einfuhrabgaben zu belegen, die Ausfuhr aber überhaupt frei zu lassen sey. Sodann die Nothwendigkeit, auf gewisse Waaren Zollsätze anzunehmen, welche das Maaß von vier und sechs Thalern auf den Zentner, wobei der Schleichhandel wenig Aufmunterung findet, weit übersteigen. Für einen Zentner Seidenwaaren, der zwölf hundert bis funfzehnhundert Thaler werth ist, konnten nicht weniger als hundert Thaler Einfuhrabgabe gefordert werden, wenn die Vertheurung der ausländischen Seidenzeuge erheblich genug seyn sollte, um die Wahl der Käufer auf inländische Fabrikate zu lenken. Dasselbe gilt verhältnißmäßig von baumwollenen Geweben, die mit funfzig Thalern vom Zentner besteuert sind. Haben Zollsätze von solcher Höhe erst Veranlassung gegeben, ein förmliches Schleichhändlergewerbe auf

einem Grenzpuncte anzustellen: so verbreitet sich dasselbe auch auf Gegenstände, die sehr viel niedriger belegt sind, und deshalb an sich niemals zu einem verbotenen Verkehr Anlaß gegeben hätten. — Es sind Beispiele vorhanden, daß die Schleichhändler selbst Farbehölzer und andere sehr gering belegte Waaren einzuschwärzen versucht haben, weil sie in Ermangelung lohnenderer Gegenstände nicht ganz unbeschäftigt bleiben wollten. Der preußische Zolltarif wird von drei zu drei Jahren durchgesehen, und den Zeitumständen nach verbessert. Fast jeder neue Tarif enthält Ermäßigungen der Zollsätze auf Fabrikate, welche klar genug die Absicht der Regierung bekunden, die Folgen der Verwilligungen zu mildern, welche den Gewerbtreibenden in der Absicht gemacht wurden, ihnen die Bereitwilligkeit sie zu unterstützen selbst durch Schonung ihrer Vorurtheile und einseitigen Wünsche zu bezeigen. Als durch die verbesserte Steuerverfassung seit dem Jahre 1809 das Ausfuhrverbot auf Wolle, die Einfuhrverbote auf den größten Theil der Fabrikate aufgehoben und mäßige Schutzabgaben an deren Stelle gesetzt wurden; erhob sich ein Wehklagen der Fabrikanten, daß ihr Gewerbe nun untergehen müsse. Die Zeit hat gerichtet: die Fabrikation hat sich verbessert und erweitert, seitdem die Nothwendigkeit eintrat, mehr Einsicht und Sorgfalt auf dieselbe zu verwenden. Die fernern Herabsetzungen der Steuern auf einzelne Gegenstände, der beträchtliche Meßrabatt ins besondre haben die Thätigkeit und den Nacheifer wach erhalten, und mit der Erleichterung des Verbrauchs zugleich eine fortschreitende Verbesserung der Fabrikation bewirkt. Es würde wahrscheinlich schneller mit diesen Ermäßigungen vorgeschritten werden, wenn nicht Rücksichten auf die Erhaltung von gewohnten Einnahmen den guten Willen einer Regierung beschränkten, die auch Nebeneinnahmen haushälterisch beachten muß. Hätte das Vorurtheil der Fabrikanten gestattet, die Ausfuhr der Wolle ganz frei zu geben, als das Ausfuhrverbot aufgehoben wurde: so wäre nie darauf gerechnet worden, eine Einnahme von einem Ar-

tikel zu erheben, der bis dahin für die Zoll-Einnahme ganz unfruchtbar war: jetzt wo in guten Jahren eine Viertelmillion Thaler Einkommen durch die Ausfuhrabgabe von drei Thalern auf den Zentner Wolle erwächst, steht die Regierung an, dieses Einkommen aufzugeben, wenn auch die Ueberzeugung vorhanden seyn sollte, daß die Wollmanufakturen des Inlandes eines solchen Schutzes nicht bedürften. Nur der steigende Ertrag der Abgaben auf die allgemeinsten Verzehrungsgegenstände mittelst des Wachsthums der Bevölkerung und des Wohlstandes kann der Regierung das allmählige Herabsetzen und endliche Aufgeben einer so einträglich gewordenen Schutzsteuer gestatten.

Das Bedürfniß des zeitigen Kulturstandes erfordert überall Verwendungen, wozu die Mittel vor jetzt nicht bloß durch direkte Abgaben aufgebracht werden können. Die Besteurung durch indirekte Abgaben ist aber nur in Ländermassen möglich, die einer Umstellung mit Zoll-Linien fähig sind. Daher die Nothwendigkeit, durch gegenseitiges Anschließen solche Massen zu bilden, wo die Gebiete der einzelnen Staaten zu klein und wohl überdies noch zu zersplittert sind, um selbstständige Zollsysteme zur Ausführung zu bringen. So bedingt der fortschreitende Kulturstand selbst das Bestreben nach Vereinen zu gemeinschaftlicher Erhebung indirekter Steuern; welches mithin ein Anzeichen ist, daß die Bedürfnisse des Zeitalters richtig erkannt und gewürdigt werden. Während die Fortschritte der Bildung die sogenannten Schutzsteuern, sowohl für die Erzeugung roher Stoffe, als für deren Veredelung durch mannigfaltige Zubereitung, immer entbehrlicher machen; je mehr also das Steuersystem überhaupt sich von der Einmischung ihm durchaus fremdartiger Zwecke reinigt, und je minder getrübt daher in der Aufstellung von Zoll-Linien die einfache Absicht hervortritt, die Mittel zur Bestreitung des öffentlichen Bedarfs durch Besteurung des Verbrauchs aufzubringen: um desto lebendiger wird die Eitelkeit der Besorgnisse erkannt werden, welche die Meinung aufregt, daß es bei solchen gemein-

samen Anstalten nur auf ein Erringen von Handelsvortheilen, nur auf ein Erschleichen von Uebergewicht im Verkehr angesehen sey; und um so fester werden die deutschen Zollvereine auf der unerschütterlichen Grundlage des Staatszweckes ruhen, der die höchste Entwickelung aller Kräfte, welche die göttliche Weisheit in das Menschengeschlecht legte, durch solche Anstalten beabsichtigt, die nur durch die Macht der Mittel möglich sind, welche großen wohlgeordneten Massen inwohnen. So gewiß die einzig feste Grundlage aller echten Politik das lebendige Erkennen und unumwundene Bekennen der ewigen Wahrheit ist, die Würde der menschlichen Natur gestattet nicht, daß ein Mensch Mittel für fremde Zwecke werde; so gewiß eine Verbindung von Menschen zu einem Zwecke nur dann den geheiligten Namen eines Staats verdient, wenn die Wohlfahrt aller Einzelnen der Zweck aller öffentlichen Ordnung ist; so gewiß alles Unterordnen, der Gehorsam des Kindes gegen die Eltern, des Dieners gegen die Herrschaft, des Unterthanen gegen die Regierung seinen rechtlichen Grund nur darin haben kann, daß die wahre Wohlfahrt des Untergeordneten seiner besondern Persönlichkeit nach, des Kindes, des Dieners, des Unterthanen eben am kräftigsten durch solchen Gehorsam gefördert werde; so gewiß endlich die eigne lebendige Ueberzeugung das einzige Mittel ist, die Vergeudung der Kräfte zu vermeiden, welche die Gewalt im Widerstande und Zwange, im unrechtlichen Fordern und unrechtlichen Versagen unnütz verzehrt, und ihrer edlern Bestimmung entzieht: so gewiß ist es auch, daß die Steuersysteme nicht das Werk einer Willkür der Regierungen, sondern das Ergebniß der Bedürfnisse und der Bildungsstufe der Völker sind. Es ist nichts Willkürliches in dem Betrage der Mittel, welche aufgewandt werden müssen, um den Kulturstand des Staats aufrecht zu erhalten und naturgemäß fortschreiten zu lassen: je weiter die Bildung sich schon entfaltet hat, desto schneller strafen

sich selbst alle Irrthümer und alle Leidenschaften, welche das richtige Maaß hierin verfehlen; die Verschwendung wird ohnmächtig, und die Kargheit widerstrebt vergebens dem Bedürfnisse. Es ist nichts Willkürliches in der Wahl der Anstalten, wodurch der öffentliche Bedarf aufgebracht wird: wie weit auch die Meinung umherschweift, die schlechten Erfolge eitler Versuche nöthigen bald in die engen Schranken zurück, welche das Vermögen und die Gesinnung der Steuerpflichtigen den Steuersystemen anweist. Es ist eben deshalb auch nichts Willkürliches in den Steuervereinen, welche jetzt den größten Theil der deutschen Regierungen beschäftigen: ihre Zeit ist gekommen. Wird das Bedürfniß der Zeit auch hierin nicht überall gleich schnell und gleich klar erkannt: so darf das Vertrauen auf den vollständigen Sieg der bessern Ueberzeugungen darum doch nirgend sinken. Keiner Regierung entgeht, wie sehr aller Segen ihres Waltens und Würkens auf der Masse geistiger und sittlicher Kräfte beruht, worüber sie zu gebieten vermag. Ihre Ueberlegenheit an Mitteln, sich des Beistandes solcher Kräfte zu versichern, und die natürliche Neigung aller wahrhaft großen und edeln Menschen, ihre Gaben der größten und edelsten aller irdischen Anstalten, dem Staate, zu widmen, welche dem Bedürfnisse der Regierungen hierin entgegenkommt, berechtigen überhaupt zu der Annahme, daß die Mängel im Steuerwesen, wie in allen öffentlichen Angelegenheiten, sehr viel seltner aus einem Mangel an Einsicht oder Thätigkeit der Regierungen, als aus der Nothwendigkeit hervorgehen, den Vorurtheilen der Selbstsucht und der Unwissenheit der verschiedenen Stände der Nation Zeit und Raum zur bessern Belehrung und zur Veredlung der Ansichten und Neigungen zu lassen. Je mehr der öffentlichen Rechtlichkeit vertraut werden kann, desto weniger bedarf es der Aufsicht und des Zwanges: je richtiger die große Mehrheit aller Klassen der Nation die Wohlthätigkeit der öffentlichen Anstalten und den unvermeidlichen Aufwand für die-

selben würdigt, und je williger demnach die nothwendigen Beiträge dazu geleistet werden; desto weniger bedarf es künstlicher Formen, um diese Beiträge möglichst unmerklich zu erheben. Das Wachsthum an Einsicht und Gesittung, das Emporheben der Nation zu einer höhern Bildungsstufe ist auch die würksamste und nachhaltigste aller Steuerverbesserungen.

H. —

Auszüge
aus italienischen Flugschriften.

Gern trüge ich etwas anderes aus Italien vor; — ich spräche gerne von irgend einem jener kostbaren Denkmale der vergangenen großen Jahrhunderte, an denen dieser Boden so reich ist; ich erneuerte gern einen bedeutenden Moment seiner früheren Geschichte, in welchem Leben und frischer Athem der Menschheit wäre; — statt dessen sehe ich mich verurtheilt, von einer farblosen Gegenwart zu handeln, und von italienischen Flugschriften Bericht zu erstatten.

Läßt sich von denen wohl viel Besonderes erwarten?

Man dürfte sagen, daß doch dies Land die merkwürdigsten und mannigfaltigsten politischen Bildungen hervorgebracht, daß es auch die Speculation über die Politik in modernen Zeiten zuerst wieder erneuert habe: warum sollte es nicht bei so starken Bewegungen, wie es vor dem Jahre erlebte, aufs neue auch in dieser Richtung eigenthümlichen Geist haben offenbaren können?

Es ließe sich denken, wenn uns nicht das Schicksal der italienischen Literatur in den letzten Jahrzehenten überhaupt bekannt wäre.

Gewiß, sie hatte eine Periode der Erschlaffung und Verbildung, der falschen Formen, bereits wieder überwunden; seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts thaten sich in allen Fächern

Männer vom ersten Range hervor, die jeder Hauptstadt, von Venedig bis Palermo, ihren eigenthümlichen Glanz gaben; es war nicht allein Studium und Talent; mit innerlicher Arbeit rissen sich die Geister von dem Gewohnten los, eröffneten sich neue Bahnen und näherten sich den reinen Formen; — als die Revolution in Frankreich ausbrach und alle Nachbarn mit einer Explosion der rohen Kräfte bedrohte. Lange Zeit fürchtete man nichts. Als der Krieg schon ausgebrochen, glaubte man sich noch ungefährdet. Wer erinnert sich nicht der schönen Stelle der Bas-villiana von Monti, wo er den Cherub beschreibt, der schützend über St. Peter zu Rom sitze; „mit dem Schwerte, dessen Glanz die Nacht durchbricht, mit dem Schilde, das den Vatican überschattet, wie ein Adler, der seine Jungen unter großen Fittigen vor dem Sturme schützt." Aber dieser Sturm war ihm allzustark; weder Italien, noch auch Rom vermochte er zu retten. Religion und Staat wurden zugleich umgestürzt; wie hätte sich die Literatur in ihrer nationalen Bahn erhalten können? Die lebendige Generation ward vom Schwerte gemähet: wie dort in Neapel die ganze Schule des Genovesi; oder von den Jahren hingerafft, oder verjagt, oder in ihrer besten Kraft gebrochen. „Seitdem ist meine Seele blind und öde mein Herz" sagt Ugo Foscolo. Der männliche Schwung ihrer Seelen ward ihnen in bittern Ingrimm verkehrt. Die geistige Gewalt, welche den Staat umschuf, überwältigte allmählig auch die Literatur mit fremden Elementen. In Italien, das gewiß den Glanz seines Namens, den Ruhm der Gegenwart liebt, wird man nicht leicht Jemanden finden, dem die Vergleichung der Jahre unmittelbar vor der Revolution mit dem heutigen Tage nicht peinlich wäre.

So können wir uns denn von den flüchtigen Hervorbringungen der Politik, die, wie natürlich, noch mehr als andere Zweige die Einwirkung der Franzosen erfuhr, nicht viel ver-

ſprechen. Wenn wir ſie dennoch zur Betrachtung heranziehen, ſo geſchieht es beſonders aus einem anderen Grunde.

Wir nehmen ſo viel Antheil an der Vergangenheit dieſes Volkes, daß uns ſchon darum ſeine Gegenwart nicht gleichgültig ſeyn kann. Von den Zeitungen mittelmäßig oder ſchlecht unterrichtet, greifen wir nach dieſen Schriften, die doch der unmittelbare Ausdruck jener Tage ſind, in der Hoffnung dem Innern der Ereigniſſe etwas näher zu treten.

Wie ſie vor mir liegen, möchte ich ſie in Bezug auf die Begebenheiten des Februar und März 1831 nach den Kategorien des Vor, Während und Nach in drei Claſſen eintheilen. Es giebt einige, die auf eine gewiſſe Wirkung berechnet, und die Geſinnung von der ſie voll, auszubreiten beſtimmt ſind; andere die uns einen Blick in die Getriebe der ephemeren Regierung eröffnen; noch andere, welche den nachgebliebenen Eindruck darſtellen.

Gehen wir unverzüglich an den Verſuch, den weſentlichen Inhalt jeder dieſer Claſſen zu ermitteln.

I.

Assicurazioni sull' avvenire d'Italia di D. V. Forli 1831.

Es iſt immer geſagt worden, daß die Bewegung früher ausbrach als man wollte. Dieſe kleine Schrift ſollte, wie uns die Rückſeite des Titels belehrt, 14 Tage „vor der glorreichen Revolution von Modena, Bologna und Romagna" erſcheinen, ſie ſollte dieſelbe vorbereiten. Es iſt nicht unmerkwürdig, wie der Autor dies angreift und wohin ſein vornehmſtes Abſehen geht.

Er geſteht zu, Italien ſey das vorige Mal nicht durch eine nationale einmüthige Bewegung republikaniſirt worden: es habe ſeine Revolution von außen her empfangen. Den Fahnen der Freiheit ſey man entgegengegangen, nicht um ſie zu begrüßen,

ſondern um ſich ihnen zu widerſetzen; dazu habe der Adel mit ſeinem Gelde, die Prieſterſchaft mit dem Kreuze beigetragen.

Allein wie ganz anders ſey das jetzt. Jedermann habe die Discuſſionen der periodiſchen Blätter zu leſen die ſchöne Neigung entwickelt, und wer minder wißbegierig geweſen, dem ſey der Inhalt derſelben von den andern mitgetheilt worden; — ſo ſey nun die Jugend ſehr aufgeklärt, ſie habe ihren alten Zerſtreuungen abgeſagt, ſtudire die Bürgerpflichten und übe ſich in den Waffen; ſie corrigire die Fehler ihrer bejahrten Väter, welche freilich noch voller Vorurtheile; auch der Handwerker und Bürger ſey ſeiner Würde gewahr geworden, und leſe die Blätter; der Adel ſondere ſich nicht mehr ab; die Truppen ſeyen entweder napoleoniſch oder doch patriotiſch; Prieſter und Mönche ſelbſt ſeyen tolerant geworden und zwar nicht durch Corruption, wie man vorgebe, ſondern durch Civiliſation.

Es iſt die wohlbekannte Lehre, nicht von der Richtigkeit, ſondern von der Ausbreitung und unwiderſtehlichen Gewalt der neuen Doctrinen. Etwas wahres iſt ohne Zweifel daran. Zwar ſagt der Autor ſelbſt, es gebe auch eine entgegengeſetzte Partei: wie hart es ihm immer aukomme dies zu bekennen, ſo laſſe es ſich doch nicht läugnen; allein im Jahre 1831 werde dieſe Partei keinen Widerſtand zu leiſten wagen.

Wie aber will er nun mit alle dem die Revolution vorbereiten und befördern?

Er läßt uns nicht zweifelhaft.

Nachdem die Revolution ſchon einmal Italien ſo viel gekoſtet, ſo iſt es kein Wunder, wenn die ruhigen und friedlichen Einwohner jeden Anfang einer neuen Bewegung fürchten. Die Göttin, welche einige dieſer Staaten zuſammenhält, iſt vielleicht mehr die Furcht als die Anhänglichkeit, mehr die Beſorgniß vor einer ſchlimmen Zukunft als eine entſchiedene Neigung zu dem Beſtehenden. Dieſe Furcht ſucht der Autor, wie er ſelbſt ſagt, „mit ſehr klüglichem Plane" zu beſprechen.

Er versichert, nur aus jenem Widerstande seyen das vorige Mal auch die Gräuel hervorgegangen; jetzt da jener gehoben sey, da alles übereinstimme, werde es auch diese nicht mehr geben. Niemand dürfe fürchten, seines Reichthums, seiner Stellen beraubt zu werden, der Adel werde seine Güter gesichert sehen und eine Vertretung in der Regierung empfangen; den Neutralen solle nichts widerfahren.

Er überläßt sich dann den gewöhnlichen Träumen von einer Rückkehr der antiken Zeit, in der freilich auch die Scävolas nicht fehlen sollen.

Discorso intorno al governo costituzionale per istruzione di quelli che non sono versati nelle scienze politiche. Bologna anno I della libertà.

Eben jene Lehren von der Volkssouveränetät und den verschiedenen Gewalten, die uns nun so oft gepredigt worden sind. Hieran ist nichts besonderes. Eigenthümlich finde ich nur die Anknüpfung derselben an die Prinzipien der Religion.

„Es giebt Einige", beginnt der Autor, „die sich den Reformatoren der Staaten widersetzen, in Erinnerung an den Grundsatz, daß alle Gewalt von Gott komme. Sie schließen daraus, daß die Beschränkung des Regenten eben so viel sey, als dem göttlichen Willen widerstreben". Alle diese bittet er sich auf ihre Meinung nicht zu verlassen, sondern zu erwägen was er gleich sagen werde.

Was ist es aber das er sagt?

„Ich behaupte zuerst, daß die legitime Gewalt unläugbar von Gott kommt: denn Gott, der Höchste und Beste, will das Wohl der Menschen. Er will ohne Zweifel die Gesetze, welche die menschlichen Handlungen beherrschen; indem er sie will, will er auch die Gewalt, durch welche sie bekannt gemacht und ausgeführt werden".

Bei diesem Anfang wird man neugierig, wie der Autor zur Nothwendigkeit des constitutionnellen oder des republikanischen

Syſtems, zur Zuläſſigkeit von Revolutionen gelangen will. Er macht es ſich nicht eben ſchwer.

„Die höchſte Gewalt", ſagt er, „kommt von Gott. Aber das, was von Gott kommt, dient zum Nutzen der Menſchen. Da nun der Nutzen der Menſchen erfordert, daß ein jeder die Freiheit habe, ſeinen Bedürfniſſen zu genügen, ſo iſt es unerläßlich, daß es Geſetze gebe, welche von der menſchlichen Natur und von den Umſtänden, in denen ſich ein Volk befindet, hergeleitet ſind. Dieſe Geſetze aber erfordern geſetzgebende, richterliche Gewalt, u. ſ. w."

Auf dieſe Weiſe konnte denn freilich auch Gemeinſchaft der Güter, oder was man ſonſt belieben mochte, deducirt werden.

An ſich wäre das der Erwähnung kaum werth.

Allein wenn auf der einen Seite die Furcht vor dem allgemeinen Ruin, wo möglich, weggeräumt werden mußte, ſo zeigt ſich in dieſer Schrift, daß man auf der andern auch die Scrupel der Religiöſen und Frommen, welche noch an der Lehre von dem göttlichen Rechte feſthielten, ſo gut man konnte zu beruhigen fand.

Lettera di un sacerdote dell' Emilia sugli avvenimenti politici dello stato pontificio nel febraro del 1831. Bologna.

Schreiben eines Landpfarrers an ſeinen Amtsbruder. Man höre ein paar Stellen.

„Hatten wir kleinen Prieſter, heißt es darin, die wir des Tages Laſt und Hitze tragen, uns vielleicht über das Glück und Vermögen der größern zu freuen? Was hatten wir davon? Größere Unterdrückung. Du warſt einer Inquiſition unterworfen, die dich insgeheim verdammte in Folge der Anklagen eines heimlichen Feindes, gegen den du dich nicht wehren konnteſt, da du ihn nicht kannteſt. Du wurdeſt bei dem Antritt deines Amtes mit Taxen beſchwert und während die großen Prieſter die Regierung hatten, ſchloß man dich vom Communalrath aus. Ich will dir geſtehen, daß mir nichts drückender iſt, als der Haß und

die Verabscheuung, in welche wir armen Priester durch die Irrthümer der geistlichen Regierung fielen. Das Volk, welches wenig nachdenkt, verknüpfte die Idee von der Regierung mit der Idee des Priesters. Ja, was noch mehr, dies setzt die Religion selbst außer Credit."

Es ist dies, wie wir sehen, eine Stimme aus der Mitte der Priesterschaft selbst, die sich gegen das Regiment der Priester erklärt.

„Ich bin überzeugt", ruft der Autor aus, „daß es sehr nützlich seyn würde, wenn der Papst diese verhaßte weltliche Herrschaft fahren lassen wollte. Sie ist nur ein Stein des Anstoßes und läuft seinem wahren Interesse entgegen." Diese geistliche Herrschaft greift er ganz ernstlich an: er versäumt nicht, dem Amtsbruder eine lange Reihe von Stellen aus Gregorius Magnus, Gelasius, Sinesius und wie sie alle heißen, die dawider zeugen sollen, vorzulegen.

„Und welche Vortheile", fährt er fort, „hatte das Land von der vorigen Regierung? Starke Taxen, Luxus der Cardinäle, Armuth des Volkes. Bist du so fremd in Israel, um unsere herrlichen Tarife, die ewigen Prozesse, die schamlosen Administrationen, die Verschwendung von Pensionen an Leute ohne Verdienst, den Handel mit einträglichen Stellen nicht zu kennen"? Er findet, daß man Gott ehre, wenn man die Regierung durch politische Reform zu verbessern suche; die Pflicht der Priester sey es jetzt, sich als gute Bürger zu zeigen, Ordnung und Eintracht zu befördern. „Seyen wir gelehrig", schließt er, „so weit es uns unser Gewissen erlaubt."

Nein! von besonderm politischen Geist ist in diesen Schriften nicht die Rede. Am geschicktesten und angemessensten ist noch der Brief des Priesters; sonst ist alles ein schwaches Echo jener französischen Blätter, denen die Italiener ihre politische Bildung zu verdanken bekennen.

Nicht sowohl was sie sagen ist merkwürdig als warum sie es sagen.

Diese drei Schriften sind auf drei Classen von Einwohnern berechnet.

Einer der wirksamsten Stände in der Christenheit, namentlich der katholischen, wird immer die niedere Geistlichkeit seyn. Es sollte scheinen, als hätte sie besonders in dem Kirchenstaate, wo die oberste Gewalt in den Händen der höheren Priesterschaft liegt, ein und das nemliche Interesse mit dieser. Wir sehen indeß, wie gerade an dies Verhältniß sich der Gegensatz knüpft, den man ihr zum Bewußtseyn zu bringen sucht.

Eine große Masse bilden allemal die friedlichen Bürger, die vor allen Dingen die Ruhe zu behaupten wünschen. Sie verdienen nicht sowohl wegen innerer Energie, als wegen jener unberechenbaren Kraft des Widerstandes, der in der Theilnahmlosigkeit liegt, alle Rücksicht.

Hierzu kommen Diejenigen, die aus religiösen Prinzipien an dem göttlichen Rechte festhalten: um so zahlreicher und fester, je wirksamer sich der Einfluß der Geistlichen erhalten hat.

Wenn man nun vorzugsweise diese Classen zu bearbeiten sucht, so läßt sich schließen, daß in ihnen der vornehmste Widerstand war, den man erwartete. Es fragt sich nur ob man stark genug war ihn zu brechen.

Dabei versteht sich jedoch, daß die eigentliche Bewegung von einer andern Seite her ausgehen mußte, die wir nun ins Auge zu fassen haben.

II.

Man findet in Rom, Venedig und andern italienischen Städten die Sammlungen der revolutionnären Gesetze von der ersten Invasion; Sammlungen ephemerer Staatsweisheit: gelingende Zerstörung, mißlingende Hervorbringung. Niemand sieht sie mehr an, sie sind mit tiefer Verachtung belegt.

So kurze Zeit die Regierung von Bologna beſtand, ſo hat ſie doch zu einer ähnlichen Sammlung den Stoff geliefert.

Bollettino di tutte le notificazioni, leggi e decreti pubblicati dal governo provvisorio della città e provincia di Bologna non che dal comitato militare. Tomo I. Bologna 1831.

Es iſt auch hier jene ſonderbare Folge revolutionnärer Anordnungen zu finden, welche zum Beiſpiel damit anfangen, die gewöhnlichen Auflagen zu erlaſſen, damit fortfahren, daß ſie außerordentliche einfordern, und damit endigen, daß ſie entweder die Gehalte die ſie eben beſtimmt, auf die Hälfte herabſetzen, oder völlige Inſolvenz erklären.

Ohne Zweifel, das wichtigſte Stück iſt der Erlaß des Johann Vicini, Präſidenten der proviſoriſchen Regierung, vom 25 Februar, in welchem Motive und Richtung dieſer Bewegung ausführlich dargeſtellt werden.

Seine Motive ſind: die Verwirrung in den Geſchäften; — die Widerſprüche der verſchiedenen Anordnungen, der Geſetze und Rechte, deren Charakter mehr theologiſch als politiſch; — die Unzulänglichkeit der Richterſtellen für die Menge der Fälle; — die zweifelhafte Competenz der Tribunale; — Rota und Segnatura eher geeignet die Streitigkeiten zu verewigen als zu beendigen; — die Juſtiz ein Finanzzweig für die Rechtsgelehrten; — die Legaten beinahe inappellabel; — der Unterricht ohne Methode und Vollſtändigkeit; — die Anſtellungen weſentlich fehlerhaft; — die Auflagen drückend; ſo viel Veruntreuung!

Gewiß große Uebelſtände! Leider ſind ſie auch hier nur im allgemeinen und nicht mit der wünſchenswerthen Evidenz ausgeführt, wiewohl meiſtens unläugbar. Vicini geſellt ihnen aber noch andere Anklagen hinzu. Er legt den wohlbekannten Satz Machiavelli's, daß die Herrſchaft der Päpſte die Entzweiung von Italien befördert, Guelfiſche und Gibelliniſche Parteiung genährt und das Unglück des Landes gemacht habe, nochmals dar; er

bringt die alte Capitulation von Bologna und jene Trennung Castel Bolognese's, welche Pius VI vor nun so langer Zeit veranlaßte, aufs Neue zur Sprache. Eben daher leitet er die Nothwendigkeit der Erklärung einer immerwährenden Emancipation, sowohl factisch als rechtlich, von der weltlichen Herrschaft der Päpste. Er erklärt den heiligen Stuhl für unwürdig, daß man auch nur mit ihm unterhandle [1]).

Ich bin weit entfernt, die Partei von Rom nehmen zu wollen; es hätte lange ernstlich Hand anlegen sollen, seine Staatsverwaltung zu verbessern; — aber es ist wohl zu bezweifeln, ob diese Motive solche Schritte rechtfertigen.

Wie? hatte man die gesetzlichen Mittel erschöpft, den Uebelständen abzuhelfen? Hier wäre wohl der Ort gewesen, die Anstrengungen anzugeben, welche man hiezu gemacht hatte. Wir lesen davon nichts. Wir lesen nur von Mißbräuchen, deren Ursprung lange nicht allein in der Regierung und in den Formen, sondern noch vielmehr in dem demoralisirten Zustande der Nation liegt, einem Zustande, welchen eine solche Bewegung nicht anders als verschlimmern konnte. Giebt es keine Möglichkeit legaler Opposition? Giebt es kein Mittel zwischen Knechtschaft und Abfall?

Vicini kommt in diesem Erlaß auf den ersten Minister des Papstes zu sprechen. Was soll man denken wenn er behauptet, dieser Minister sei nicht weniger grausam als ein Sejan, so unwissend und aufgeblasen als ein Augustulus (was weiß man

---

[1]) Se però la violazione de' patti e delle condizioni con cui una Città, o Provincia siasi data ad un altro Stato rompe radicalmente il trattato in favore di quello, che patì la violazione, e lo abilita pei principii del pubblico Diritto delle Genti ammessi da tutte le Nazioni incivilite a ritornare di piena ragione a' suoi primi diritti, e al precedente stato di libertà, e indipendenza, come se niun trattato fosse avvenuto; chi non conoscerà quanto giusta e legittima fosse la dichiarazione promulgata fin da prima da questo Governo di una perpetua emancipazione di fatto, e per sempre di diritto dal dominio temporale de' Papi?

von dem guten Auguſtulus!) und verſchwenderiſch wie Elagabal nicht geweſen! Aber noch mehr. Mit dürren Worten verſichert er, die Nachwelt werde die drei Julitage mit Bewunderung den ſechs Schöpfungstagen zur Seite ſtellen. Hat man je etwas ähnliches gehört?

Dieſen Worten, möchte man ſagen, entſpricht leider die That. Es iſt die nemliche Uebertreibung. Wollte man den Zuſtand, in dem man war, wirklich verbeſſern, ſo war der Abfall, der Europa in Bewegung ſetzte und ſo viel Möglichkeiten der Rückwirkung eröffnete, das zweifelhafteſte aller Mittel. Dennoch ergriff man es.

Es fragt ſich wohl weiter, wie man dazu kam. Hielt man ſich für ſtark genug, um ſich ſeine Selbſtändigkeit zu erkämpfen, oder was vermochte ſonſt zu dieſem Schritte?

Und alsdann, wenn man ſich einmal entſchloß, warum ging man nur ſo weit und nicht weiter? wie geſchah es unter andern, daß man nicht die Idee der Vereinigung von ganz Italien, die einen ſo großen Zauber über die Gemüther ausübt, zu Hülfe rief?

Note storico-politiche generali, e più in particolare intorno alla Rivoluzione di alcune Provincie Centrali d'Italia accaduta al mese di febbraio del 1831, di Giuseppe Gherardi d'Arezzo.

Freilich enthält dieſe Schrift auch große Thorheiten. Der Autor redet in einem aufgetriebenen Style „von dem Manne, der in kleinem Umfange einen Rieſengeiſt einſchloß, und Fürſten und Nationen an ſeinen Siegeswagen feſſelte". „Allgemach", ſagt er, „breitete ſich eine neue ſociale Wiſſenſchaft auch außerhalb der Wände des Nachdenkens — vermuthlich der Studierſtuben — aus; die Völker machten ſich daran, die barbariſche Geſellſchaft des Mittelalters zu zerſtören; und zuerſt legten die Franzoſen 1789 Hand an das Werk". Es ſind das jene allgemeinen Behauptungen, welche, ſo falſch ſie in dieſer Allgemeinheit auch ſeyn mögen, doch in allen Zeitungen Tag für Tag wiederhallen und für welche der Einzelne, der ſie ſich aneignet, kaum noch in Anſpruch zu

nehmen ist. Sonst enthält diese Schrift doch einige merkwürdige Notizen.

Vornehmlich von der Aengstlichkeit, mit der die revolutionnäre Regierung von Bologna das Prinzip der Nonintervention heilig hielt und beobachtete, erzählt sie sehr sonderbare Dinge.

„Man dachte zu Bologna, die Herzen durch dramatische Vorstellungen zu erwärmen, und wollte unter andern die Verschwörung der Pazzi von Alfieri geben; die Regierung verbot diese Darstellung aus Rücksicht auf den Hof von Toscana, obwohl dieser mit den Medici eigentlich nichts mehr gemein hat.

„In Forli wünschte man dem ältesten Sohne Ludwig Bonaparte's ein feierliches Leichenbegängniß zu halten; die Regierung verbot dies, weil sie fürchtete, dem König Ludwig Philipp durch eine Ehrenbezeugung zu mißfallen, die sie der Leiche eines Bonaparte erweise."

Es ist unglaublich wie weit man hierin ging.

Die Regierung von Modena enthielt sich aller Einwirkung auf Massa und Carrara. Warum? Weil dieser Landestheil eine dem Herzog später angefallene Erbschaft war.

Irre ich nicht, so werfen diese Dinge ein Licht auf das ganze Ereigniß.

Hätten die Einwohner allein auf eine vernünftige, gemäßigte Umbildung des Kirchenstaates ihr Absehen gerichtet, so würde dies Europa wenig beunruhigt haben: der Wiener Congreß hat dem Staate, den er wiederherstellte, nicht auch die Form seiner Existenz vorgeschrieben. Allein indem sie die Regierung abgeschafft wissen wollten und von dem Papste abfielen, setzten sie sich gegen das ganze europäische Gemeinwesen, gegen die bestehende Ordnung der Dinge überhaupt in Empörung.

Wie kamen sie zu dieser Kühnheit? Diese klugen Italiener, welche vor der Macht einen so tiefen Respect haben, welche vielleicht die Freiheit von Herzen lieben, aber ihre Besitzthümer noch mehr, und ihr Leben über alles. Wie geriethen sie dahin?

Ganz von freien Stücken haben sie sich nicht dazu entschlossen. Nicht allein sind sie ohne Zweifel bearbeitet worden, dies würde noch nicht hinreichend gewesen seyn; für sie bedurfte es bestimmter Zusicherungen.

Als es sich noch nicht ganz entschieden hatte, welche Farbe die französische Regierung annehmen würde, als der, welcher hernachmals an der Spitze der Opposition stand, das Haupt der Regierung war, erhielten die Italiener von einigen Mitgliedern der Linken die bestimmtesten Verheißungen.

Man hat öfter davon geredet. Aus einer Aeußerung Mauguins in der Sitzung vom 22 September 1831 ergiebt sich was an der Sache ist. Lafayette hat erklärt „er habe nach Italien geschrieben, daß die französische Regierung das Prinzip der Nonintervention aufrecht erhalten werde". Dieser Versicherung glaubten die Italiener; sie hielten dafür, die Erklärung des Mannes beider Welten sey einer amtlichen Zusage der Regierung gleich. In dieser Erklärung liegt das ganze Geheimniß ihrer Bewegung. Man wußte wohl, daß man sich gegen die europäische Ordnung der Dinge erhob; allein eben diese hielt man für erschüttert; man glaubte auch das Gefährliche sicher wagen zu können, da man nicht zweifelte, durch das Interesse einer großen Macht gegen alle Eingriffe der andern beschützt zu seyn. Schlagend erschien das Beispiel von Belgien, wo allerdings jenes Prinzip aufrecht erhalten wurde. Da man nun die großen Mächte nicht zu fürchten hatte, was hätte man sonst fürchten sollen? Die Regierung des Papstes gewiß nicht. Man kannte sie zu gut: man sah, wie schwach sie in Menschen und in Mitteln war; mit ihr allein war man gewiß, fertig zu werden.

Daher kommt es, daß man mit so ängstlicher Religiosität an jenem Prinzipe festhielt, das man ein heiliges nannte. Nichts ist dafür merkwürdiger als die Erklärung der provisorischen Regierung vom 6 März 1831.

Als es zwischen Zucchi und dem estensisch-östreichischen Corps

zum ersten Schlagen auf modenesischem Gebiete kam und viele von den Insurgenten sich in das Bolognesische flüchteten, erließ sie folgende Notification:

„Das estensische Bataillon, das immer unfern der modenesischen Grenzen geblieben, rückte auf neuen Befehl gegen die ihm gegenüberstehenden Streitkräfte vor, welche so schwach waren um sich zurückziehen zu müssen. Von diesen suchten Viele in Schrecken gesetzt, wie es zu geschehen pflegt, Zuflucht auf unserm Gebiete."

Gewiß, man kann sich über eine Sache, die von der eigenen kaum zu unterscheiden ist, nicht ruhiger und unparteiischer ausdrücken. Allein man geht noch weiter.

„Mitbürger, fährt die Notification fort, die Lage der Modenesen ist nicht die unsre, das heilige Prinzip der Nonintervention legt seine Gesetze nicht minder uns als unsern Nachbarn auf. Hüten wir uns durch unvorsichtige Handlungen den öffentlichen Interessen zu nahe zu treten".

Und so beschlossen die Bolognesen — wer sollte es glauben? — von jenen ihren natürlichen Verbündeten keinem den Eintritt auf ihr Gebiet zu gestatten, es wäre denn, er hätte zuvor die Waffen abgelegt. Die Waffen sollten der Regierung überliefert, die Menschen in das Innere abgeführt, und schlechterdings keine Versammlung derselben in einiger Anzahl an der Grenze geduldet werden.

„Mitbürger, schließen sie, erinnert euch, daß wir mit keiner auswärtigen Macht in Kriege sind".

Man kann nicht scrupulöser seyn. Man hat sich seinem Fürsten und den Gesetzen entzogen, denen man durch die allgemein anerkannte europäische Ordnung unterworfen war; in dem nemlichen Momente macht man sich selbst andere Gesetze, die auf das zweifelhafteste Axiom von der Welt gegründet sind, und befolgt sie mit ängstlicher Besorgniß.

Frankreich dagegen hielt den Grundsatz nicht aufrecht; die Oestreicher rückten in den Kirchenstaat ein.

Lange hatte es die Regierung nicht glauben wollen. Als es endlich nicht länger geläugnet werden konnte, als sie zugestehen mußte, es sey möglich, daß überwiegende feindliche Streitkräfte in die Provinz eindrängen, hoffte sie wenigstens, Frankreich werde sein angebliches Prinzip mit den Waffen vertheidigen. „Frankreich unterstützt uns, sagt noch ihre Proclamation vom 20 März, seine zahlreichen und unbesiegbaren Armeen sind auf dem Marsch nach unseren Gegenden, die Sache der Freiheit ist ihres Triumphes gewiß". Den andern Tag rückten die Oestreicher in Bologna ein.

Es ist keine Freude, diese Dinge zu beobachten. Wenn sich die politischen Schriften weder durch eigenthümlichen Inhalt, noch durch Energie des Gefühls hervorthun, so entsprechen sie hiemit nur allzuwohl den Begebenheiten selbst. Die Bewegung ist nichts als ein Anhang der französischen. Es ist gleichsam, als bestehe das Napoleonische Kaiserthum noch. Paris scheint auf gewisse Weise, wenn auch nur durch geheime und gleichsam unterirdische Verbindungen, noch immer ein Mittelpunct auch für die Legationen. Nie würde der bolognesische Aufstand Statt gefunden haben, hätte man sich nicht überredet, Frankreich werde jede Dazwischenkunft einer fremden Macht verhindern. Aber eben hiedurch ließ man sich abhalten, irgend etwas zu thun, was die Grenzen eines anderen Staates hätte verletzen können; man ließ sich abhalten, die mächtigen Ideen zu ergreifen, welche freilich lange nicht die Gewißheit, aber doch eine Möglichkeit des Sieges gewährten. Das Prinzip der Nonintervention ist der Anfang und das Ende, es ist das Leben und der Tod dieser Revolution.

Ma part aux événements importants de l'Italie centrale en 1831, par le Général Armandi. Paris 1831.

Als es nun so schlecht gegangen, konnte es nicht an wechselseitigen Anklagen fehlen.

Armandi, der eine Zeitlang den Posten eines Kriegsministers bekleidet hat, ist bemüht, sie nach Kräften abzuwehren.

Hauptsächlich beschwerte man sich, daß nicht alles aufgeboten worden sey, um wenigstens den ganzen Kirchenstaat einzunehmen und zu vereinigen.

So viel ist gewiß: als die Truppen der Provinzen bis Otricoli vorgedrungen, als die Tricolore bereits wieder über das schöne Thal des obern Tiber hinwehete, entstand in Rom allerdings die Furcht, es möchte auch um die Hauptstadt geschehen seyn, wenn der Feind heranrücken sollte.

Es ist doch eine Frage, was erfolgt wäre. Wenigstens hatten die Oberhäupter in Bologna wenig Hoffnung.

„Wenn es einen Ort giebt, sagt Armandi, wo alle Revolution in einem liberalen Sinne unwahrscheinlich ist, so ist dies sicherlich Rom. Ich weiß sehr wohl, daß man in der mittleren Classe und unter den Beamten aufgeklärte Leute findet, welche die neuen Ideen mit Wärme ergreifen und Reformen wünschen. Aber der größte Theil ist durch seine Aemter und sein Vermögen an die Regierung geknüpft und würde ein System nicht angreifen, von dem er lebt; man begnügt sich, der Regierung den kleinen Krieg zu machen, und dies gehört sogar zum guten Ton. Pasquinaden sind die einzige Explosion, welche die Polizei zu fürchten hat. Von den 140000 Einwohnern, welche die Stadt zählt, ist kaum der vierte Theil in einer unabhängigen Stellung. Die Existenz aller übrigen ist mehr oder minder an den päpstlichen Hof gebunden. Ihr Charakter ist immer als fanatisch, entschieden blutgierig und allen Neuerungen abgeneigt betrachtet worden; es sind noch die Mörder der Basseville und der Düphot. Die Regierung ist stark durch den Einfluß der Religion, der In-

tereſſen, der Gewohnheiten und des Geldes, über das ſie disponiren kann. Mit einer Handvoll Leute, die ſchlecht disciplinirt ſind und den Krieg nicht kennen, kann man nicht zu ſolchen Unternehmungen ſchreiten. Es wäre die größte Unvorſichtigkeit geweſen, uns mit unſerer kleinen Truppe in die ungeheure Campagna von Rom zu wagen, ohne Hoffnung Lebensmittel zu finden, in die Mitte einer feindlichen Bevölkerung, und überdies die Feſtung von Civita Caſtellana hinter uns zu laſſen, die von einer ſtarken feindlichen Garniſon beſetzt war und uns von unſern Provinzen hätte abſchneiden können."

Konnte man aber, wird man einwerfen, nicht eine größere Truppenzahl verwenden?

„Wir hatten, antwortet Armandi, noch ungefähr 4000 Mann, meiſtentheils Freiwillige aus den verſchiedenen Städten; allein wir mußten ſie in den Provinzen behalten, um den Parteigängern der alten Regierung zu imponiren, welche bereits die Leichtgläubigkeit der Landleute mißbrauchten und eine Contrerevolution vorbereiteten. Ich hatte den Faden ihrer Entwürfe; es war mir gelungen, mehrere Anführer in Gewahrſam zu nehmen, und ich ſah die Nothwendigkeit, die Menge durch Kraft und Feſtigkeit in Zaum zu halten".

Wenn man nun ferner gefragt hat, warum die Regierung nicht die Revolution in den andern Staaten von Italien und zunächſt nach Toscana zu verbreiten geſucht habe: ſo iſt wohl deutlich, wie ſehr ſie ſchon durch das Prinzip der Nonintervention hievon abgehalten wurde; wie hätte man unternehmen können Toscana anzugreifen, da man es nicht wagte, die modeneſiſchen Flüchtlinge an den Grenzen zu dulden? Es gab aber noch andere Gründe. Armandi erklärt geradehin, daß eine Revolution in Toscana zu den unmöglichen Dingen gehöre. „Oder weiß man nicht, ruft er aus, daß Toscana eins von den beſtverwalteten und glücklichſten Ländern von Europa iſt? Das Volk, ſanft von Charakter und großen Leidenſchaften abgeneigt,

lebt daselbst in Wohlbehagen; Ackerbau und Industrie werden befördert und sind in Blüthe, die persönliche Sicherheit ist garantirt, die Tribunale sind unabhängig, die Meinungen sind frei und werden geduldet, es giebt keine politische und religiöse Inquisition unter einer Regierung, welche die Interessen des Volkes beschützt und auf seiner Liebe beruht. Ohne Zweifel leben auch in Toscana Männer von Verdienst, welche die Einheit von Italien wünschen, aber ihre Zahl ist zu klein, um die allgemeine Vorliebe für die Ruhe und die bestehende Ordnung der Dinge zu überwinden. Nicht der Philosoph in seinem Cabinette macht die Revolutionen; nur das Uebermaaß der Uebel und die allgemeine Noth vermag dies. Uebrigens ist Toscana immer das Asyl derjenigen gewesen, die man aus den andern Theilen Italiens verjagt hatte, sie haben daselbst Hospitalität, Sicherheit und Schutz gefunden; es würde eine schlechte Dankbarkeit gewesen seyn, wenn wir den Bürgerkrieg in ein Land hätten tragen wollen, welches zur Zeit des Unglücks unsre Zuflucht gewesen. Nein, statt die Regierung von Toscana zu stören, zu beunruhigen, hätten wir den wohlwollenden Geist und die weise Administration derselben nachahmen sollen. Dies würde ein großer Schritt zu einer besseren Zukunft gewesen seyn".

Und so kommt der Kriegsminister der vereinigten Provinzen endlich selbst auf eine Meinung, welche der gesammten Tendenz dieser Revolution entgegen ist. Allerdings kam es nicht darauf an, etwas Neues zu schaffen, sondern nur das Vorhandene zu verbessern. „Nicht indem man sich in das Ideal des Optimismus stürzt, sagt er, kann man das Loos eines Landes verbessern; die dauerhaften Reformen und die einzig nützlichen sind diejenigen, welche Schritt für Schritt im Verhältniß mit dem moralischen Zustand und der Fähigkeit jedes Volkes unternommen werden". Dahin aber, wie man sieht, führte der Weg nicht, den man einschlug; man gerieth vielmehr in die schärfsten Gegensätze, die nun erst völlig hervortraten.

III.

Dialoghetti sulle materie correnti nell' anno 1831. (La verità tutta, o niente.)

Ein Werkchen, das erstens vier Dialoge und hernach eine kleine scenische Unterhaltung, die Reise des Pulcinella, enthält.

1. Dialoge. Es erscheinen lauter Abstracta, auf die Weise des komischen Theaters der Italiener personificirt:

Madonna Europa, die sich wundert, daß es so viel Mühe koste, ihre Person in Gleichgewicht zu erhalten, die es aber nicht gern sähe, wenn man zu dem Ende die Gerechtigkeit lendenlahm machen wollte.

Ihre Tochter Italia, welche bekennt, daß sie für sich nur wenig gelte; sie kann nichts als pfeifen, singen, und alle haben ihren Spaß mit ihr; so rechtgläubig sie ist, so fährt sie immer fort, den Orden der eisernen Krone zu tragen, obwohl er von einem Excommunicirten herrührt; sie giebt ihrem Mamachen den Rath, auch ein paar Bogen Philosophie zu studiren, um zu lernen, wie man im neunzehnten Jahrhundert lebe.

Mademoiselle von Frankreich (Francia), welche auf ihre Ehre versichert, daß alles gut, sehr gut gegangen: nichts mehr von Ceremonien, Scrupeln, Vorurtheilen! — Bischofsmützen, Barette der Kurfürsten, die Krone Karls des Großen, Bullen und Diplome, wie habe das alles ein so prächtiges Freudenfeuer gegeben! Sie redet immer und will nicht eine Minute zuhören. Mit ihr ist eine Gefährtin, welche weder recht gehn noch recht reden kann, sie hat die Hände gebunden und kein Kleid anzuziehen, sie kann weder rückwärts noch vorwärts sehen, die Unglückliche, es ist die Restauration.

Es erscheint der Türke, leider ohne Schnurrbart und Turban; er beschwert sich, daß drei Getaufte über einen Beschnittenen hergefallen, daß sie herzugeeilt seyen, um ein Feuer zu schü-

ren, welches zu löschen man fünf und dreißig Jahre lang Schweiß und Blut nicht gespart habe.

Darauf sieht man die Politik erscheinen: leise, behutsam, wie ein Capuzinernoviz; sie ist nach der Schlacht von Navarino ihres Weges nicht mehr sicher.

Eine andere Scene: Der Teufel tritt auf und sagt: Stille, stille! wenig auf einmal! zum Henker! ihr kommt ja zu Tausenden. Habt ihr auch einen Paß? — Ein Franzos: Wir haben einen Empfehlungsbrief, da nimm ihn. O weh! o weh! — Was giebt es? — Ihr habt mir die Finger verbrannt. — Die Hand schwitzt mir ein wenig. Die guten Jungen glaubten, der Pfarrer hätte sie belogen, allein sie sollen spüren, wie es in der Hölle hergeht. Wer hat diesen Brief geschrieben? — Die Freiheit. — Desto besser. Es ist die getreueste Freundin, die der Teufel hat. Früher brauchten wir den Neid und den Luxus, aber jetzt haben wir nicht mehr so viel Diener nöthig. Die Freiheit macht alles. Das gute Kind versteht ein wenig von allem. Lies einmal: denn ich finde meine Brille nicht. — „Liebster Mosje Teufel, endlich ist die Restauration in Feuer aufgegangen. Die bigotte Linie der Bourbonen hat ihre Legitimität in das Felleisen gepackt. Ich regiere wieder in Frankreich, ihr sollt euch nicht beklagen können. U. s. w. Adieu lieber Vater und Liebhaber"!

In diesem Styl, in diesem Scherz geht es weiter.

Es tritt aber dabei eine sehr entschiedene Gesinnung hervor. „Die ganze Wahrheit, oder nichts!" lautet das Motto. Unverholen wird von den bedenklichsten Puncten geredet, von der Nothwendigkeit, Frankreich in engere Grenzen einzuschließen, von der Verjährung, welche auch ein Unrecht zum Rechte mache, von der Legitimität der türkischen Gewalt, welcher unterworfen zu bleiben das Christenthum fordere. Der Autor ist ein systematischer Geist, er sieht nur die Widersprüche und Gegensätze, und findet unerklärlich, daß man die Gewalt hatte und es versäumte,

den rechten Prinzipien, aus denen man lebt, die Oberhand zu verſchaffen. Er ſagt hiebei viele pikante Sachen: doch iſt es faſt zu viel Stoff und ſein Salz iſt bitter.

2. Reiſe des Pulcinell. Dem Doctor gefällt es nicht mehr in Neapel, weil der König da abſolut iſt, und man in dem gelehrten Bologna beweiſet, daß das nicht ſeyn dürfe. Man kennt ſeinen Diener, jenen perſonificirten Dienſtbotenverſtand in der Enge, der uns ſo manchen Abend, wenn gleich ein wenig einſeitig, erheitert hat; den unterrichtet der Doctor über die Souveränetät des Volkes. — „Wer gehorcht aber, wenn das Volk ſouverän iſt?" — „„Alle gehorchen."" — „Wie ſo?" — „„Ei, als Volk biſt du ſouverän, als Pulcinella gehorchſt du."" — „O weh! ich merke nie, daß ich Volk bin, aber immer, daß ich Pulcinella bin". — Nichts deſto minder ſagen ſie Napoli mit allen ſeinen Makeroni Lebewohl, und begeben ſich auf den Rath der weiſen und gelehrten Bologneſen auf die Reiſe nach Frankreich. Da finden ſie nun freilich die Douanenlinien, die Finanz, die Conſcription, Kunſt und Handel gedrückt, einen ſauern Dienſt bei der Druckerei; ſie werden belehrt, daß das Volk ſouverän iſt, aber von 75000 Theilen deſſelben 74999 immer gehorchen und niemals die geringſte Souveränetät ausüben, ſie werden inne, daß die Revolution eine ſchöne Sache ſeyn möge für Deputirte und Profeſſoren, daß es aber in der Welt nur um ſo ſchlimmer hergehe; ſie entſchließen ſich endlich, zu ihrem Himmel und ihren Makeroni und ihrem abſoluten König zurückzukehren. Das war indeß noch nicht Lehre genug. Auf dieſer Stelle erſcheint die Erfahrung in Perſon, und vertraut ihnen einen Brief an, in welchem der Autor wieder auf ſeine poſitiven Geſinnungen zurückkommt. Selten mag man ſtärker geredet haben. Er fordert die Fürſten auf, ſich von ihrer Lethargie zu erheben, ſich nicht mit honigſüßen Edictchen zu begnügen, ſondern zu ermahnen, zu ſchelten, zu drohen, unter andern, wenn die Propaganda der Cabala das Gift wohlfeil verkaufe, das Gegengift umſonſt aus-

zutheilen, wie denn das Journal des Herzogs von Modena voce della verità schon viele Bekehrungen bewirkt habe. Die Strafen, ermahnt er sie, nicht zu sparen: „Der gütigste Fürst ist der, welcher den Henker zu seinem ersten Minister gemacht hat [1]). Der Strafcodex ist von der Stimme der Natur und der Gerechtigkeit dictirt: Hand für Hand, Auge für Auge, Leben für Leben". Halte man über diesen Codex, so werde es in dem Staate so ruhig hergehen, wie in einer Caserne, und man werde nicht eine Bevölkerung von Schuldigen in die Gefängnisse zu weisen haben. Der öffentlichen Moralität sey mit Corda und Galgen besser gedient, als mit Philosophie und Humanität. Politik und Religion müsse sich vereinen und über die gedruckte Pest wachen, welche sich unter allen Formen verkleidet zeige. Man müsse alle fremde Journale wenigstens auf eine Zeitlang aus dem Lande verbannen; fast alle Blätter seyen der Partei der Empörung verkauft; in Sachen der Revolution sey oft die Erzählung allein gefährlich. Statt Unterricht und Civilisation auf eine übermäßige Weise zu treiben, sollte man ihnen klüglich Grenzen zu setzen wissen. Gäbe es einen Lehrmeister, der in einer einzigen Lection alle Menschen so gelehrt machen könnte, wie Aristoteles, und so fein gebildet, wie der Oberst-Kammerherr von Frankreich, so würde man ihn tödten müssen, um die Gesellschaft nicht zu Grunde gehn zu lassen. Der Schuster habe sich mit seiner Ahle, der Bauer mit seiner Schaufel zu begnügen, ohne sich in der Abcschule Herz und Kopf zu verderben. Die Lectüre bringe in beschränkten Köpfen Zweifel hervor, welche ihre Mittelmäßigkeit unfähig sey aufzulösen.

Vorzüglich liege das Uebel in der Verachtung der Religion. Die Revolution habe mit der Gottlosigkeit einen Bund eingegan-

---

[1]) Risparmiate il sangue degl'innocenti, pensando che il principe più pietoso è quello che tiene per primo ministro il carnefice.

gen. Man müsse vor allem sorgen, im Herzen des Volkes diese Vertheidigerin der Throne wiederzuerwecken. Gewiß seyen die Fürsten voller Religion; allein herrsche sie darum auch in den Cabinetten? Welches sey das Reich, wo man nicht Gesetze gegeben im Widerspruch mit den Canons der Kirche? Welches sey das königliche Schloß, in welchem nicht mancher Saal mit dem Schmuck des Heiligthums ausgeziert worden?

Und so entwickelt der Autor das System der italienischen Ultras, das auf eine enge Vereinigung von Kirche und Staat, auf eine unnachsichtige Bestrafung, ja Vertilgung aller Gegner derselben dringt, wenn nicht in seinem ganzen Zusammenhange, doch in aller seiner Strenge.

Wir befinden uns wieder zwischen den beiden Systemen, die einander geradezu den Krieg erklärt haben, und sich in den mannigfaltigsten Gestalten über ganz Europa hin befehden. Auf der einen Seite unbedingte Herrschaft, strengste Züchtigung des Widerstandes, die unverbrüchlichen Gesetze der Kirche; auf der andern heftige Opposition: Negation der Kirche, vornehmlich ihrer weltlichen Ansprüche, leicht verhüllter Republikanismus. Gewalt gegen Gewalt, jede mit den ihr entsprechenden Ideen ausgerüstet.

Einige Ergebnisse.

Italien schickte uns sonst Bildwerke und Gemählde; Alterthümer und Musik. Ich weiß nicht, ob wir dabei gewinnen, wenn es uns jetzt politische Flugschriften sendet. Als Werke des politischen Geistes bedeuten sie wenig; die Dialoghetti selbst, obwohl voll Bildungstriebes und nicht ohne geistige Kraft, sind doch ohne Anschauung der wahren Lage der Dinge. Fassen wir ihren historischen Inhalt nochmals zusammen, so giebt er zu folgenden Bemerkungen Anlaß.

1. Die Männer der Bewegung hatten in dem Lande selbst einen starken Gegensatz. Er bestand eben so gut in den

Furchtsamen und in den Frommen, als in den entschiedenen Anhängern der alten Regierung. Man suchte diese Gegner mit Zusicherungen zu begütigen und durch Gründe an sich zu ziehen. Allein es ist schwerlich gelungen. Wenn man nur 2400 Mann bis nach den Höhen von Otricoli schickte — mehr konnte man für eine so wichtige Expedition nicht verwenden — so brauchte der Kriegsminister 4000 Mann, um in dem Lande selbst Ordnung zu halten und die entgegengesetzten Factionen nicht emporkommen zu lassen.

2. Es scheint, als habe die Bewegung sehr bald den Weg verfehlt, den ihr die Lage der Dinge vorschrieb. Man hatte die gegründetsten Beschwerden, es ist kein Zweifel daran; und Remonstranzen, die sich in gewissen Schranken gehalten hätten, würden schwerlich eine europäische Frage geworden seyn. Wie oft haben die verbündeten Mächte selber auf eine Verbesserung der Administration des Kirchenstaates angetragen! Statt dessen aber überließ man sich dem allgemeinen Zuge der politischen Leidenschaften, die dies Jahrhundert bewegen, faßte ganz andre, von allem was erreichbar, weit hinwegführende Absichten und dachte auf eine völlige Trennung von dem römischen Stuhle.

3. Indem man das aber nur im Vertrauen auf Frankreich und das Prinzip der Nonintervention wagte, gerieth man nicht allein in eine völlig unselbständige Stellung; man sah sich ebendadurch in die engsten Grenzen eingeschlossen und seiner besten Lebenselemente beraubt. Es ist denn hiebei kein freudiger Aufschwung; keine rechte Begeisterung; ein enges, von Rücksichten beschränktes, an einen fremden Entschluß gebundenes Wesen. Ebendarum leistete man auch keinen Widerstand; man erwarb keinen Ruhm; man brachte das Ansehen des italienischen Namens in der Welt nur noch tiefer herunter.

4. In dem Lande blieben die beiden Parteien nur in lebhafterem Gegensatz gegenüber stehen. Nicht alle Anhänger des gefallenen Systems flohen; Alle aber erhoben sich, die für das ent-

gegengesetzte waren. Während auf der einen Seite die einzige Möglichkeit einer vernünftigen Regierung in den repräsentativen, wo möglich republikanischen Formen gefunden worden war, sah man nun auf der andern in der strengen Herstellung des mit der Gewalt verbündeten Priesterthums das einzige Heilmittel gegen alle revolutionnären Uebel.

Die östreichische Macht war, wie man weiß, weder für die eine, noch für die andere. Indessen blieb sie damals zu kurze Zeit, um wesentliche Verbesserungen unter ihren Augen zu Stande bringen zu sehen.

Wie sehr beklagte dies die altgesinnte Partei. „Die Truppen", sagen die Dialoghetti, „zogen in einer Eile ab, als hätten sie Sbirren hinter sich. In Bologna herrscht der Straßenpöbel. In Rom macht man Verordnung auf Verordnung, und weiß nicht wohin mit dem Kopfe."

So viel indessen bewirkte die allgemeine Ueberzeugung und der auswärtige Einfluß, daß man sich auf der einen Seite in den Schranken des Bestehenden hielt, und auf der andern wirklich auf eine Verbesserung der Uebelstände dachte.

5. Es ist merkwürdig zu sehen, wie hiebei beide Theile doch wesentlich in dem nemlichen Momente zusammentrafen. So wie in dem Erlaß Vicini's vor allem der Unwille hervortritt, den die Verletzung der alten provinciellen und municipalen Rechte hervorgebracht hat, — nach so langer Zeit noch immer lebendig — so finden auch die Gegner in dieser Verletzung einen unverzeihlichen Fehler. Für die beste und wahrste Stelle in den Dialoghetti halte ich folgende:

„Vermöge eines falsch verstandenen Eifers souverän zu seyn, habt ihr den Communen alle ihre Privilegien, alle ihre Rechte, alle ihre Freiheiten entrissen, und in der Regierung jede Gewalt, jede Bewegung, jeden Athemzug concentrirt. Damit habt ihr aber die Menschen fremd in ihrem eigenen Lande gemacht, zu Bewohnern und nicht mehr Bürgern ihrer Städte: der vater-

ländische Sinn ist unterdrückt worden; der nationale hat sich erhoben, er hat die Entwürfe und das Selbstgefühl der Völker vermehrt; ihr habt aus den verschiedenen Neigungen des Willens eine einzige Masse gebildet, die sich in einer einzigen Richtung bewegt, und jetzt seyd ihr unfähig, die Bewegung dieser furchtbaren Masse zu überwältigen".

Es ist von beiden Seiten die Wiederherstellung der municipalen und provincialen Rechte, welche man im Auge hat. Wenn dies überall von der größten Bedeutung ist, so könnte es doch nirgend wichtiger seyn, als in Italien, wo noch bis auf den heutigen Tag jede einzelne Stadt und ihr Gebiet einen in Dialekt, Sitte, Tracht ausgesprochenen, durch die Denkmale einheimischer Kunst und Litteratur festgehaltenen besonderen Charakter darbietet, wo das Municipalwesen von jeher einen so wesentlichen Moment des ganzen Lebens ausgemacht hat.

Nur ist die Auseinandersetzung der centralen Gewalt und der Ansprüche der Provinzen, auf welche alles ankommt, in dem Kirchenstaat besonders schwierig, weil die geistliche Constitution der ersten mit der weltlichen Tendenz der andern geradehin in Gegensatz gerieth [1]).

Eben hiemit aber beginnt eine neue Periode dieser Streitigkeiten. Alles was uns über dieselbe zugekommen, besteht in einzelnen Flugblättern, Anschlägen, schriftlichen oder gedruckten Protestationen, nicht sowohl von räsonnirendem Inhalte, als unmittelbare Aeußerungen des augenblicklichen Zustandes, nur brauchbar für eine detaillirte Geschichte.

---

[1]) Etwas schwach und wenig ausführbar scheinen mir die Vorschläge, welche unter anderen Sismondi's neuere Brochüren enthalten. Sismondi behauptet geradezu, daß Napoleon den Italienern mehr Freiheit gegeben, als sie jemals gehabt. Nur in der letzten kommt doch auch er von den allgemeinen liberalen Forderungen mehr auf die Bedürfnisse der Provinzen und der Städte zurück: obwohl immer in sehr unbestimmten Zügen.

Nur so viel entnehmen wir daraus, daß man mehr als je auf die positiven Ursachen der Mißverständnisse hingewiesen worden ist.

Möchte es gelingen, sie zu heben, und dem schönen Lande nicht allein seine äußere Ruhe zurückzugeben, sondern es auch mit sich selber zu versöhnen.

Wie sollte ohne dies jemals wieder eine eigenthümliche Entwickelung zu hoffen seyn, sey es in der Politik, oder in der Litteratur, oder selbst in der Kunst.

Die Theorie und die öffentliche Meinung in der Politik.

Fragmente.

Die Philoſophie beſchäftigt ſich immer mehr mit dem, was die Vernunft fordert, als mit dem, was die Wirklichkeit gewährt. Man hat zwar geſagt, alles das, was die Vernunft verlange, werde auch durch die Wirklichkeit befriedigt; allein dies gilt nur in einem höhern Sinne als ihn der gegenwärtige Menſch faſſen kann. Denn mag die Stufe der Entwickelung, auf welcher wir ſtehen, und mögen alle politiſche Einrichtungen derſelben ganz und gar von ſolcher Art ſeyn, wie ſie für die augenblickliche Gegenwart nöthig und nützlich; ſo verlangen wir doch auch ſchon für die nächſte Zukunft etwas Beſſeres, und indem dieſes Verlangen ſelbſt ſchon zu unſerer Gegenwart gehört und in das Bewußtſeyn unſerer Gegenwart den Gedanken der Zuknnft herüberſpiegelt, läßt ſich ein vollkommenes Genügen an der Gegenwart gar nicht denken. Nun hat es freilich einige Schwierigkeiten, ſich auch nur die nächſte und zwar beſſere Zukunft zu denken; aber gewiſſermaßen gelingt es doch allen Menſchen und beſonders den Philoſophen leicht. Denn da man das Bewußtſeyn von einem beſſern als dem was man ſelbſt iſt, nicht haben kann, ſo denkt man ſich eben nur als denſelben geblieben, die äußern Umgebungen aber, die Verhältniſſe, die Menſchen um

uns her als besser geworden. Dies gelingt natürlich um so leichter, je besser man selbst ist in Vergleich mit den übrigen. Der Philosoph, welcher manches besser weiß als die Andern, denkt sich als den Lehrer der ganzen Welt, und so erscheint ihm nun die bessere Zukunft als ein Zustand, in welchem alle Welt sein Schüler geworden und von ihm seine Grundsätze für das thätige Leben gelernt hat und ausübt. Hofft er auch diesen Zustand nicht so bald zu verwirklichen, so denkt er doch, daß durch die allmählige Verbreitung seiner Lehre die Masse der Menschen mehr und mehr zu politischer Einsicht gelangen werde, und demgemäß meint er, müßten auch die Einrichtungen der Staates freier und auf größere Einsicht der Bürger berechnet werden.

Man sehe, um nur ein Paar nicht der schlechtesten Männer zu erwähnen, wie Plato und wie Fichte ihre Forderungen an den Staat stellen. Der Eine hat es gar kein Hehl, daß er zu wahren und thätigen Bürgern des Staats nur die Schüler und Lehrer der Philosophie, versteht sich seiner Philosophie, bestimmt; der Andere meint, die Noth der Staaten werde nicht eher enden, ehe nicht Männer an die Spitze derselben träten, welche selbst der philosophischen Einsicht in die höchste Aufgabe und in die nächsten Bedürfnisse des Staates theilhaftig, im Stande wären, ihre Ueberzeugung auch der Masse des Volkes mitzutheilen und durch Belehrung sie zu leiten.

Was würden uns diese Träume der Philosophen kümmern, wenn sie nicht Beifall fänden! Aber sie finden denselben und zwar, wenn man nicht die tiefsten Gründe ihrer Lehre, sondern nur ihre oberflächlichen Ergebnisse berücksichtigt, in einem nicht geringen Umfange. Würden sie ihn finden, wenn nicht fast in einem jeden der Beifallgebenden ein ähnlicher Philosoph verborgen läge? Es ist ja ein jeder von uns auch auf die Zukunft zu denken angewiesen; er will sich ein Besseres bilden als er hat, er verfolgt ein gewisses Ideal in seinem Leben, in seiner Politik, wenn anders das politische Leben ihn beschäftigt. Dies Ideal ist

bald höherer, bald niederer Art, aber immer der Stufe der Bildung gemäß, auf welcher der steht, welcher es hegt. Er denkt sich nun, wenn er jener Richtung der Philosophie folgt, eine Gesellschaft von Staatsbürgern, welche alle dasselbe Ideal verfolgen, mit ihm einer Gesinnung und Bildungsstufe sind, nur in verschiedenen Kreisen der Thätigkeit beschäftigt und mit verschiedenen Hilfsmitteln an Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet, um dies Ideal von verschiedenen Seiten zur Wirklichkeit bringen zu können.

Gewöhnlich und wenn sie von rechter Art sind, bemerken die Philosophen, daß ihre Lehre allen mitzutheilen für das gegenwärtige Menschenalter so gut wie ein Ding der Unmöglichkeit sey, und je höher ihr Ideal ist, um so leichter finden sie sich darin, daß man für jetzt es als ganz unausführbar betrachtet. Sie nehmen es wohl von dem mühsamen Wege ab, welchen sie selbst zur Erfindung ihrer Lehren gegangen sind, daß es nur wenigen vergönnt seyn möchte, einer solchen Arbeit sich zu unterziehen. Leichter kommen die Schüler, die Meinenden, über diese Schwierigkeit hinweg. Sie haben ja nicht erfunden, sondern nur gelernt, dies ist ihnen aber nicht sehr schwer geworden; es kommt nur darauf an, andern gleiche Gelegenheit zu lernen zu verschaffen, also tüchtige Lehrer anzustellen, dann wird sich ihr Ideal der Staatsverfassung schnell verbreiten; sie selbst werden auch schon das ihrige thun, und wenn auch nicht die Lehre, doch ihr Resultat, die Meinung, verbreiten helfen.

Je mäßiger der Grad der Bildung ist, auf welchem man steht, um so leichter kann man sich überreden, theils daß die Meinung, welche man hegt, die öffentliche sey, theils daß es nicht schwer halte, sie immer allgemeiner zu machen. Je mittelmäßiger unsere Meinung ist, um so mittelmäßiger ist auch der Bildungsgrad, welcher verlangt wird, um sie zu fassen. Hängt nun von dem Besitze dieser Meinung die wahre Fähigkeit zur Herr-

schaft zu gelangen ab, so wird man auch um so größere Hoffnung haben dürfen, bald die ganze oder doch fast die ganze Gesammtheit des Volkes fähig zu sehen, an der Herrschaft Theil zu nehmen. Auf einer solchen mittelmäßigen Bildungsstufe stehend, hat man vielleicht wirklich Recht, wenn man glaubt, daß die meisten im Volke, welche um das Staatswesen lebhaft sich bekümmern, im Allgemeinen derselben Meinung seyen, welche man hegt; denn wenn die Schlechten, wie billig, nicht gerechnet werden, so sind unstreitig die Mittelmäßigen die meisten; aber Unrecht hat man wohl gewiß, wenn man meint, daß im Sinn einer solchen öffentlichen Meinung der Staat gut regiert werden, vielleicht sogar, daß er in diesem Sinne überhaupt regiert werden könne.

So lange es noch ausgezeichnete und mittelmäßige Menschen zu unterscheiden giebt, werden die ausgezeichneten immer in der Minorität seyn; denn nur dadurch sind sie ausgezeichnet, daß sie wenige sind. Man sagt nun wohl, die ausgezeichneten Menschen bildeten die öffentliche Meinung, und rissen die übrigen, die Mittelmäßigen, mit sich fort in dem Schwunge ihrer Begeisterung, oder durch die Klarheit ihrer Einsichten; allein dabei sind nur zwei Fälle möglich: entweder setzen sie ihren Willen trotz der Mittelmäßigkeit durch, und alsdann regieren sie, nicht aber die öffentliche Meinung, oder die Mittelmäßigkeit behält das Ruder in der Hand und die öffentliche Meinung herrscht, wobei denn unausbleiblich der Wille der Ausgezeichneten nicht geschehen würde. Denn ein dritter Fall, welcher möglich zu seyn scheint, ist in der That nicht möglich, nemlich daß die Leute der mittelmäßigen Bildung von den Ausgezeichneten zu der höheren Stufe dieser emporgehoben würden und nun mit ihnen in gleichem Willen wirkten. Dies ist nicht möglich, weil es nicht so leicht ist von einer Bildungsstufe zur andern überzuführen, als daß es durch die gewöhnlichen Mittel der Mittheilung unter den Menschen be-

werkstelligt werden könnte. Die Bildungsstufe eines Menschen ergiebt sich nicht aus flüchtigen Anregungen, sondern nur als das Resultat eines ganzen Lebens. Man sehe nur, wie die mittelmäßigen Schüler eines Philosophen seine Lehre zu sich herabziehen, wie überhaupt in allen Wissenschaften und Künsten die gemeine Mittelmäßigkeit das scharfe Gepräge der überlieferten Münzen abgreift und besudelt.

Wenn Jemand, durch die öffentliche Meinung dazu berufen, zur Regierung gelangt, so ist ein Doppeltes möglich, entweder er hat aufrichtig und wahr selbst in der öffentlichen Meinung gestanden, und zu den Mittelmäßigen gehört, oder er hat sich nur scheinbar denselben angeschlossen. Das letztere mag öfter der Fall seyn als das erstere, doch ist auch dieses nicht unmöglich. Denn freilich muß der, welcher von der öffentlichen Meinung aus der übrigen Masse hervorgehoben und als der fähigste zum Regieren bezeichnet wird, nicht so ganz in der Mittelmäßigkeit stehn, daß er nicht durch etwas sich auszeichnete; aber das wodurch er sich auszeichnet, kann entweder nur ein glänzendes Talent zur Rede, zum geselligen Verkehr, zum Schmeicheln der Menge seyn, oder es kann auch in einer tieferen politischen Einsicht und in größerer Fähigkeit zur Behandlung der Geschäfte bestehn. In dem ersteren Falle wird er der öffentlichen Meinung wesentlich angehören, in dem anderen nur scheinbar. Kommt nun ein Mann der letztern Art zur Herrschaft, so sind wieder zwei Fälle möglich. Entweder hat er absichtlich sich nur gestellt als wenn er der öffentlichen Meinung wäre, um durch die Gunst derselben zur Herrschaft zu gelangen, oder er hat aufrichtig gemeint, er wäre dieser öffentlichen Meinung, hat sich aber darin getäuscht, daß er sie für besser, für ausgezeichneter hielt, als sie ist. In jenem Falle, wenn er zu regieren beginnt, wird er sich hüten, gegen die öffentliche Meinung anzustoßen, wird ihr in gleichgültigen Dingen nachgeben, in wichtigeren zögern, im Stil-

len aber ſeine Meinung betreiben. Aber ſetzen wir den beſſeren Fall, daß der redliche, obwohl nur ſcheinbare Anhänger der öffentlichen Meinung zur Herrſchaft kommt, ſo wird ſich alsbald die Verſchiedenheit ſeiner von der öffentlichen Meinung zeigen und er wird die Gunſt der Meinenden verlieren. Nun bleibt noch der Fall übrig, daß ein Mann der wirklich in der öffentlichen Meinung ſtand, die Herrſchaft erhalte, doch auch dieſer umfaßt mehrere Fälle, welche zu unterſcheiden ſind. Entweder iſt der zur Gewalt erhobene zwar bisher nur mittelmäßig gebildet geweſen, hat aber doch eine Fähigkeit zu größerer politiſcher Einſicht, oder auch dieſe fehlt ihm. Im erſteren Falle wird er allmählig, durch ſeine höhere Stellung begünſtigt, auch zu größerer Einſicht ſich erheben und es kann nicht ausbleiben, daß er nun ſeiner bisherigen Partei ſich mehr und mehr entfremdet und in einem anderen Sinne zu regieren beginnt. Im anderen Fall aber wird er entweder, wenn er leitſam iſt, irgend wo einen Mann in einer unteren Stelle finden, der von größerer Einſicht als er und in den Geſchäften erfahrener, bald, wie man zu ſagen pflegt, ſeine rechte Hand wird, und ſo iſt doch wieder das Ruder den Händen der öffentlichen Meinung entſchlüpft; oder wenn er ſtarrköpfig iſt, ſo wird er der Leitung ſolcher untergeordneten Diener widerſtreben und ſeinen und der öffentlichen Meinung Willen durchzuſetzen ſuchen. Dies giebt alsdann eine gewaltige Reform im Staate; die Stellen werden anders beſetzt; die Geſetze werden geändert und eine Zeitlang ſcheint alles im Sinn der öffentlichen Meinung zu gehen. Aber alsbald bricht ſich der Strom an der Gewalt der Dinge. Wie wollen wohl die Mittelmäßigen auf die Dauer einen Staat regieren, wozu mehr als Mittelmäßigkeit gehört? Ihre Conſequenz iſt nur Eigenſinn. Uebereinſtimmung iſt weder in ihren Geſetzen, noch in ihren Anſtellungen ein richtiges Unterſcheiden des Freundes von dem Schmeichler. So verwirrt ſich ihnen alles; alles wird ſchlechter; die Mittelmäßigkeit der Verwaltung wird offenbar. Iſt

es nun dies, was die öffentliche Meinung wollte? Genug, im Sinne der öffentlichen Meinung läßt sich nicht herrschen, weil der Wahrheit nach nur die Ausgezeichneten herrschen können, nicht aber die Mittelmäßigen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die öffentliche Meinung einen gewissen Widerwillen hegt gegen die höheren Classen der Gesellschaft, gegen die gründliche Gelehrsamkeit, gegen die Tiefen der Wissenschaft. Daher ihr Haß gegen das was sie Privilegien nennt, gegen das gesellschaftliche Leben der höheren Stände; daher ihr Spott über Stubengelehrte und Pedanterei; daher ihre Klagen darüber, daß man von den Gelehrten und von den Staatsbeamten noch immer die Kenntniß alter verschollener Zustände, alter Sprachen, der Philosophie und dergleichen unnützen Krames verlange, während das was unmittelbar im Leben und für das Leben gelte, vernachlässigt werde. So hört man denn wohl die öffentliche Meinung gegen die höhere Bildung sich erheben; sie verdrehe nur die einfache Wahrheit; der gesunde Menschenverstand sey das wahre Werkzeug, die Wahrheit zu erkennen; der gesunde Sinn des Volkes wisse schon das Rechte zu finden, d. h. es bedürfe keiner besonderen Vorbereitung, keines tieferen Denkens einer gebildeten Vernunft und keiner langsam gereiften Erfahrenheit, um das zu finden, was dem gemeinen Wesen fromme. So rühmt man sich sogar seiner Mittelmäßigkeit.

Bildet sich die öffentliche Meinung bei denen aus, welche Erfahrung in den Staatsgeschäften haben? Keinesweges. Vielmehr ist ja dies die beständige Klage, daß sie nicht genug von den Staatsmännern geachtet werde. Ihren Hauptsitz hat sie in den mittleren Classen des Volkes, welche in einem kleineren Kreise eine heilsame Wirksamkeit finden und hier Gelegenheit haben, mit fast allen Regionen des öffentlichen Lebens in Berührung zu treten, ohne doch je den ganzen Zusammenhang desselben durch-

schauen zu können. Noch weniger wird in diesen Gebieten jemals ein Versuch gemacht, selbst auf eine positive Weise in dem Staatsleben seine eigenen Erfahrungen zu machen. Im Ganzen also kann man nicht rühmen, daß die öffentliche Meinung eine andere als eine nur sehr ferne Kunde von den Staatsgeschäften durch Erfahrung habe. Worauf wird sie nun doch ihren Versuch gründen, ein Urtheil über die Politik zu haben? Wenn sie dasselbe nicht aus der Erfahrung schöpft, so wird sie es aus der Theorie schöpfen.

Hier haben wir den Grund, weswegen die öffentliche Meinung so sehr ihres gesunden Menschenverstandes sich rühmt. Ihrer reifen Erfahrung, ihrer Bildung durch Geschichte und Wissenschaften kann sie sich nicht rühmen, sie kann sich nur rühmen, daß sie die ursprüngliche Gabe, welche den Menschen von Gott stammt, unverbildet erhalten habe. Und aus dieser Gabe ohne weitere Hülfe der Geschichte und der Erfahrung — wenigstens soll diese Hülfe etwas ganz untergeordnetes seyn — denkt sie nun eine richtige Ansicht vom Staate schöpfen zu können. Wer erkennt nun nicht hierin die Art der Philosophen, welche auch aus der reinen Vernunft allein ihre Erkenntnisse schöpfen, welche, wie Malebranche sagte, nur das wissen wollen, was vor aller Erfahrung Adam und Eva im Paradiese gewußt hätten? Nur darin unterscheidet sich die Philosophie von der öffentlichen Meinung, daß sie mit einer weitläuftigen Kette von Gründen angezogen kommt, um ihre Ansicht vom Staate als richtig darzuthun; auf solche verwickelte Spitzfindigkeiten läßt sich der gesunde Menschenverstand der öffentlichen Meinung nicht ein; er setzt, ohne weitere Umstände, daß vernünftiger Weise ein jeder gleiches Recht im Staate habe, oder daß die öffentliche Meinung herrschen sollte, oder wer weiß was sonst. Dadurch aber beweist der gesunde Menschenverstand, daß er nicht ein gründlich gebildeter ist; denn die Gründe will er ja nicht, sondern nur die Resultate. Genug die öffentliche Meinung von der Seite, von welcher sie

ſich auf den geſunden Menſchenverſtand beruft, iſt eben nur das oben abgeſchöpfte Reſultat der philoſophiſchen Theorien, welches die Mehrheit der Halbgebildeten plauſibel gefunden hat.

Die philoſophiſche Theorie wird als eine allgemeine ausgeführt, welche für alle Staaten in gleicher Weiſe paſſen ſoll.

Die öffentliche Meinung rühmt ſich nicht etwa eine deutſche, ſondern eine europäiſche öffentliche Meinung zu ſeyn, und es iſt zuverſichtlich genug in ihrem Sinn verkündet worden, daß künftig nur noch politiſche Meinungskriege geführt werden würden, gleichſam als wäre es das höchſte Intereſſe aller Staaten, daß überall nur dieſelbe Meinung über politiſche Grundſätze die herrſchende bleibe. Nur ein kleiner Unterſchied ſcheint hier noch zwiſchen der philoſophiſchen Theorie und der öffentlichen Meinung übrig zu bleiben. Jene nemlich, wenn ſie auch die beſondere Geſetzgebung eines Staates nicht beſtimmen kann, giebt doch zu, daß eine ſolche zuläſſig, räthlich, ja nothwendig ſey. Dieſe dagegen ſieht eine ſolche Nothwendigkeit kaum ein; höchſtens läßt ſie dieſelbe zu, wenn in einem Volke die öffentliche Meinung noch nicht zur Reife gekommen, d. h. das allgemeine Ideal noch nicht recht gefaßt haben ſollte. Solche Völker ſind für die richtige Staatsverfaſſung noch nicht genug vorbereitet, man muß aber auch bei ihnen bemüht ſeyn, demſelben Ideal ſich zu nähern. So geht die öffentliche Meinung in der That darauf aus, die Völker zu uniformiren. Ihre Richtung iſt kosmopolitiſch, welches die Richtung der philoſophiſchen Theorie nicht eben zu ſeyn braucht, oder vielmehr die öffentliche Meinung will ihre Partei, nicht ihr Vaterland.

Man will die mittelmäßige Meinung zur Herrſchaft bringen; ich frage mit dem Ariſtoteles: was ſoll denn mit Denen werden, welche eine höhere politiſche Einſicht beſitzen? Sollen ſie den weniger Einſichtigen dienen? Dies würde eine ſchmähliche Knecht-

schaft für sie seyn; sie werden sie nicht dulden wollen; sie werden ihre ganze Klugheit aufbieten, um den Staat der Mittelmäßigen umzustoßen und so als gefährliche Feinde sich erweisen. So muß man die besten der Bürger mit dem Tode bestrafen, oder durch das Scherbengericht aus den Staaten wegjagen. Die Männer der öffentlichen Meinung müssen wie die Milesier denken, welche den Hermodorus verjagten, weil sie keinen ausgezeichneten Mann in ihren Mauern haben wollten, oder wie jener Athener, welcher für die Verbannung des Aristides stimmte, weil er es nicht dulden wollte, daß dieser die Auszeichnung genösse der Gerechte zu heißen. Gerecht ist es nach dem Aristoteles nicht, daß alle Gleiches haben, sondern daß alle ihrem Werthe nach haben, d. h. daß die Guten und Ausgezeichneten mehr Theil an der Regierung haben als die Mittelmäßigen.

Trifft es sich, daß die Philosophen in einer Zeit leben, in welcher das politische Leben zu sehr im Widerstande gegen die Verbesserungen sich äußert, so werden sie wohl zu größerer Eile antreiben; trifft es sich dagegen umgekehrt, daß eine zu große Ungeduld in scheinbaren Verbesserungen den Gang der Staatsentwickelung übereilt, so werden sie dagegen geneigt seyn, das Bestehende so viel als möglich festzuhalten. So sind sie in der Regel nicht ganz einig mit der öffentlichen Meinung, und es begegnet ihnen, wovon sich kein Mensch frei sprechen kann, daß sie von der Stimmung ihrer Zeit abhängig sind, obgleich sie sich meistens zum Widerspruch gegen dieselbe geneigt fühlen. Als revolutionnär kann also weder die Theorie der Philosophen, noch ihre persönliche Stimmung angesehen werden; jene aber verdient Beachtung, weil sie den höchsten Zweck des Staates im allgemeinen zu bestimmen sucht; denn dieser soll auch unter allen besondern Umständen in das Auge gefaßt werden, wie weit man auch noch von der Erreichung desselben entfernt seyn mag.

Nun mag freilich das Ideal des Staates, welches der öf-

fentlichen Meinung zum Grunde liegt, nur ein sehr schwaches und entstelltes Abbild des philosophischen Ideals seyn; so wird doch der Schüler des Philosophen, so wird doch ein jeder Mensch das Recht, ja die Pflicht haben, ein solches Ideal sich auszubilden. Denn auf einem solchen beruht sein sittliches Bestreben, die Idee des Staates, so viel an ihm ist, zu verwirklichen. Siehe da, warum Niemand der öffentlichen Meinung verbieten soll, sich auszubilden und auszubreiten.

Es sind zwei Arten des Irrthums, welche die öffentliche Meinung dem Staate gefährlich machen. Der eine besteht darin, daß man das Ideal, welches man gefaßt hat, für genügend und vollständig hält, der andere darin, daß sich zu dem Ideale ein unruhiger Trieb gesellt, es vor der Zeit ausgeführt zu sehen.

Es ist nicht selten die Art solcher, welche mit den Wissenschaften sich zu beschäftigen anfangen, daß sie schnell mit einer recht festen Antwort fertig sind, während die weiter fortgeschrittenen länger zögern und wenig zu wissen bekennen. Solchen Jüngern der Wissenschaft gleicht unsere Zeit in Beziehung auf die Politik. Die mittleren Stände, in welchen die öffentliche Meinung herrscht, haben noch nicht lange Politik gelernt; jetzt verwundern sie sich über die neue Weisheit welche ihnen geworden; sie finden alles einfach und klar, mit wenigem Nachdenken abzumachen, sogar leicht ausführbar; kurz die Wortführer unter ihnen gebährden sich ganz so wie unsere jungen Leute in der Wissenschaft; sie sprechen kurz ab; dadurch behaupten sie sich eben als Wortführer. Die Meinung ist ein unschuldiges Ding; man kann sogar ohne sie gar nicht leben; verderblich aber wird sie, wenn sie sich für Wissenschaft hält; verderblich dadurch, daß sie uns abhält, nach etwas Höherem zu streben, daß sie also uns zur Wissenschaft zu gelangen verhindert, verderblich noch mehr dadurch, daß sie nicht nur dem Meinenden schadet, sondern ihre Halbklugheit auch andern aufdrängen will, und dadurch

den Staat verwirrt. Das Mittel gegen dieſe Krankheit hat ſchon Sokrates angegeben; man muß den Meinenden von dem Dünkel ſeiner Vielwiſſerei dadurch heilen, daß man ihm ſeine Unwiſſenheit zeigt; man muß ihn zur Beſcheidenheit zurückführen.

Aber die Beſcheidenheit iſt in unſern Tagen eine Tugend, welche man kaum noch zu bekennen wagt. Keiner von uns kann freilich eine größere Bildung ſchätzen, als er ſelbſt beſitzt, und es iſt daher von den Mittelmäßigen, welche in der gewöhnlichen Meinung ſtehn, auch nicht zu verlangen, daß ſie die Wiſſenſchaft oder eine wahre politiſche Einſicht ſchätzen ſollen; aber der Beſcheidene legt Andern nicht nur den Werth bei, welchen er an ihnen offenbar erblickt, ſondern er glaubt und hofft bei ihnen noch mehr zu finden, als er ſich ſelbſt hat verſchaffen können. Er ſetzt voraus, daß es Andere klügere giebt als er, beſonders wenn er weiß, daß Andere mehr Gelegenheit gehabt haben, als er, in einem gewiſſen Gebiete Erfahrungen zu machen und ſich zu üben. So denkt er auch über die Politik, wenn dieſe nicht eben ſein Fach ſeyn ſollte, es möchte in ihr wohl viele bei weitem beſſere Kenner geben als er iſt, und von dieſen insgeſammt oder auch nur größtentheils anzunehmen, daß ſie keinen guten Willen haben, findet er keinen Grund. Nun fügt es ſich wohl zuweilen, daß er hinlängliche Beweiſe findet, daß der Staat nicht überall gut regiert werde; aber darum urtheilt er nicht ſogleich, daß die Regierenden Schwachköpfige oder Böswillige ſeyen; ſondern er vermuthet, daß die Noth der Umſtände nicht Alles zum Guten zu kehren geſtatte. Vielleicht geſchieht es auch zuletzt, daß er ſich hie und da nicht verhehlen kann, daß böſer Wille oder Unfähigkeit des Verſtandes bei Denen, welche die Regierung in Händen haben, manchen Schaden veranlaſſe, ja er kann vielleicht einſehen, daß der Grund hievon nicht in zufälligen Dingen, ſondern in der ganzen Verfaſſung des Staates liege, — wird er darum ſogleich die Schlechtigkeit des Staats Nachbarn und Feinden verkünden und die Hand daran legen, deſſen Verfaſſung umzu-

ſtoßen? Nein, er wird auch dann noch ſeiner Beſcheidenheit getreu bleiben, ja dieſe wird ſich erſt jetzt recht zeigen und in wahre Demuth verklären. Der Demüthige weiß ſehr wohl, daß, um mit dem Platon zu reden, die Menſchen mehr der Heerde als dem Hirten gleichen, daß aber der Heerde Hirt nicht unter denen iſt, welche auf Erden uns weiden und ſcheeren mögen, ſondern daß Gott allein dieſer Name gebührt. Da vertraut er nun, daß dieſer treue Vater auch in der unvollkommenen Form ſeine Macht zeigen werde, denn ſie iſt nicht ohne ihn geworden, daß er Umſtände und Menſchen ſchicken werde, welche ihre Uebel zum Guten kehren. Er wird unter den Uebeln vielleicht ſeufzen; wo er mit Einſicht kann, wird er ihnen abhelfen; aber er wird nicht murren, weder gegen Gott, noch gegen die Obrigkeit, welche Gott geſandt hat, am wenigſten wird er ſelbſt eine andere Staatsform einzurichten ſtreben, wenn er nur in der öffentlichen Meinung ſteht und nicht durch ſeine politiſche Einſicht über dieſelbe bei weitem ſich erhebend die Mittel genau kennt, durch welche mit Sicherheit allem menſchlichen Dafürhalten nach eine Abhülfe bereitet werden kann.

Die mittleren Stände haben gewiß das gute Recht, ſich auch eine Meinung über das öffentliche Leben zu bilden, in welchem ſie ſelbſt einer der weſentlichſten Beſtandtheile ſind und welches ſie nur zu lange als ein ihnen gewiſſermaaßen fremdes angeſehen haben. Und wenn ſie nun bemerken, wie wichtig ſie dem Staate ſind, wie ſehr es in dieſem darauf ankommt, daß ihre Lage, ihre Stimmung, ihre Bedürfniſſe verſtanden werden; ſo kann man ihnen gewiß auch nicht das Recht abſprechen, zu fordern, daß ſie von der Regierung gehört, ja daß ihnen ein Antheil an der Regierung zugeſtanden werde; denn Niemand kann ſie beſſer kennen als ſie ſelbſt, Niemand kann beſſer ſagen wo es ihnen fehlt, was ſie wollen und was ihren Bedürfniſſen entſpricht.

Wir betrachten es als eine der Aufgaben unſerer Zeit, die

politiſchen Stände, welche zu ſehr vermiſcht worden ſind, wieder von einander zu ſondern, und dadurch aus den mittlern Ständen einen Mittelſtand zu bilden, welcher als ſolcher in ſeinem Kreiſe eigene Rechte und eigene politiſche Macht haben ſoll. Macht ſoll er haben nach dem Maaße ſeiner Einſicht, d. h. im weſentlichen, nach dem Kreiſe ſeiner Erfahrung, aber nicht nach den oberflächlichen Theorien, welchen die öffentliche Meinung zu folgen jetzt nur zu ſehr geneigt iſt.

Die Kammer von 1815.

(Zur französischen Geschichte vom 8 Juli 1815 bis 5 September 1816.)

Im Jahre 1815, man möchte sagen, mit dem Verhallen des Kanonendonners von Bellealliance, traten die europäischen Nationen, die an den letzten Ereignissen thätigen Antheil genommen, in eine neue Epoche ein.

Kaum hat es jemals eine andere von so lange ungestörtem Frieden gegeben.

Die alte Eifersucht, mit der sich sonst die Staaten gegenseitig bewachten, war so gut wie verschwunden; und höchstens in schwachen Nachwirkungen war sie sichtbar. So ungemein schwierige Verwickelungen, wie die Feldzüge der Russen in der Türkei herbeiführten, gingen doch ohne Ausbruch der Entzweiung vorüber. Wenn innerhalb des Kreises unserer Völker ein paar Mal Truppen des Einen in das Gebiet des Andern einrückten, so waren dies doch Kriege mehr dem Namen nach als in der That, mehr Promenaden, wie man sich ausgedrückt hat, als Feldzüge.

Und dennoch, trotz dieses Friedens, welche lebhafte Bewegung! welche Aufregung aller thätigen Kräfte! Wie oft ward Form und eigenthümliches Bestehen eines oder des anderen Staates in Frage gestellt! Wie oft kam es in dem Innern derselben zu Gewaltthaten! Man mußte fürchten, es wolle

ſich, nachdem der große Krieg gegen den Eroberer beendigt worden, allenthalben ein bürgerlicher entzünden.

So auffallend dieſer Wechſel erſcheint, ſo iſt er doch nicht ſchwer zu erklären; mit einer gewiſſen Nothwendigkeit trat er ein.

Die revolutionnären Stürme, welche Europa ſo lange erſchüttert, hatten nicht allein die äußern, ſondern auch die innern Verhältniſſe umgewandelt; neue Grundſätze hatten ſie geltend gemacht und neue Intereſſen hervorgerufen. Jetzt war die Revolution beſiegt. Es konnte nicht anders ſeyn als daß die entgegengeſetzten Prinzipien auch ihrerſeits wieder emporkamen und nach der verlornen Herrſchaft ſtrebten. Faſt ſchien es als ſetze ſich der erſte Kampf auf einem andern Felde fort.

Und ſo wäre wohl, dürfte man fragen, rathſam geweſen, ja es hätte in der Natur der Sache gelegen, die Dinge ſchlechthin in ihren alten Zuſtand wieder herzuſtellen?

Man ſchmeichle ſich nicht, daß ſich das hätte ausführen laſſen. Nein! ſo leicht hatte man es nicht.

Die Reiche und Staaten, im Großen angeſehen, waren doch auch in eine ganz neue Lage getreten: jeder für ſich, alle zu einander: das Weltverhältniß war durchaus umgewandelt. Wo war das deutſche Reich mit ſeiner großen geiſtlich weltlichen Hierarchie? die ariſtokratiſche Macht ſo ſtolzer Republiken, wie Venedig und Genua? Die alte Theilung der Seeherrſchaft? Das Verhältniß der Colonien? Vieles war verſchwunden: Alles verändert. Unmöglich konnte man nun die Zuſtände der niedrigeren Kreiſe, die zu den höheren in einer ſo nothwendigen Beziehung geſtanden und auf ihnen beruht hatten, einſeitig zurückrufen: Zuſtände übrigens, die in ſich ſelbſt ſo viel Unhaltbares gehabt, die, als der große Sturm ausbrach, in einem innern Prozeß der Verbeſſerung und Metamorphoſe, nicht ohne Gährung, begriffen geweſen. Es war nicht daran zu denken.

Konnte man ſich aber auf der andern Seite den Prinzipien

der Revolution anschließen? Prinzipien, die bisher nur zur Zerstörung gereicht und indem sie die Freiheit verhießen, nur immer bald die Anarchie, bald den Despotismus gebracht hatten? Man wäre damit gegen sich selber zu Felde gezogen.

Die Schwierigkeit — Jedermann wird es bekennen — war ungemein. Das Eine oder das Andere geradehin zu thun, hätte, däucht mich, keine sehr besondere geistige Anstrengung nöthig gemacht. Aber beides zu vermeiden und mitten hindurch eine neue, der eigenen Lage angemessene Bahn zu finden; zu behaupten, was in dem Alten gesund und haltbar, und nicht fallen zu lassen, was in dem Neuen nothwendig und ersprießlich; eine Gewalt zu erschaffen die nicht Despotismus, eine Freiheit zu gewähren die nicht Anarchie wäre, dies erforderte den Genius ausgezeichneter Männer oder eine große Stärke und Reinheit des staatbildenden Prinzips.

Es ging nnn eben wie es konnte.

Allenthalben geriethen die Hervorbringungen der letztverflossenen Jahre mit dem Thatbestande aus einer älteren Vergangenheit, beide aber und ihre Interessen mit den Forderungen der Gegenwart in feindselige Berührung. Alle Elemente, aus denen sich Staaten zusammensetzen, sah man in Gährung und Kampf; wechselsweise, Eines um das Andere, bekamen sie die Oberhand nnd suchten ihr Gegentheil zu erdrücken. Einer Verwaltung die sich ihrer unmittelbaren Aufgabe selten gewachsen zeigte, stellte sich eine in ihren Ansprüchen niemals zu befriedigende und doch ungenügende Theorie gegenüber. Im Jahre 1815 glaubte man allgemein — gleichsam als könnte man auch hier die Sache durch Friedensschlüsse beilegen — mit den Formen neuer Verfassungen durchzukommen. Aber sey es nun daß man sich dabei allzuenge an fremde Muster anschloß, oder überhaupt etwas mechanisch, etwas geistlos verfuhr, oder woran es auch sonst liegen mag, es ist beinahe nirgends gelungen. Auch hier hat Leidenschaft die Leidenschaft aufgerufen, wir haben die Parteien, die Inter-

essen, eine Kraft haben wir mit der andern ringen sehen. Die Schwierigkeit hat sich bei weitem größer, umfassender gezeigt als man vermuthen konnte; wie viel Versuche hat man gemacht, zu wie viel neuen Erfahrungen haben sie geführt!

Es eröffnet sich hier ein reiches, ein unermeßliches Feld für eine bürgerliche Geschichte.

Entschließen wir uns an die Beobachtungen zu gehen, welche eine solche vorbereiten könnten, so wird man weder eine Entwickelung der geheimen Beziehungen der Personen — es möchte dafür wohl noch immer zu früh seyn — noch auch eine kunstgerechte Reproduktion der durchlebten Zustände erwarten; da wir noch alle von diesen Elementen umfangen sind, so wäre sie kaum nöthig. Glücklich wenn es uns einigermaaßen gelingt, das Object in seinen wesentlichen Zügen zu ergreifen.

„Laßt uns", sagt Bacon in der Vorrede zu dem Organon — gewiß einem der schönsten Prooemien die je geschrieben worden sind — „laßt uns keusch und fleißig unter den Dingen verweilen und unsere Fassungskraft nur eben so weit über sie erheben um ihre Bilder und Strahlen in uns aufnehmen zu können."

Er sagte dies von der Betrachtung der Natur. Die Erforschung der Geschichte hat es freilich wohl noch schwerer. Sie hat ihren Gegenstand nie auf einmal vor sich; sie ergreift ihn nur in der successiven Entwickelung seines Lebens; sie hat es mit Dingen die nicht leicht anzufassen, mit den moralischen Kräften und ihrem verwickelten, verborgenen Getriebe zu thun. Eben darum gelingt es ihr auch selten und sie nimmt größere Nachsicht in Anspruch.

Billig beginnen wir mit Frankreich, von welchem früher der große Anstoß ausging, welches am meisten verändert, von oben bis unten durchwühlt und umgewandelt worden, wo nunmehr auch die entgegengesetzten Kräfte zunächst und am stärksten hervortraten.

Suchen wir uns zu vergegenwärtigen, wie es kam daß eben

dieſe doch wieder zur Wirkſamkeit in dem Staate gelangten, — welche Beſtrebungen ſie hiebei entwickelten, welche Richtung ſie nahmen, — ob es möglich war derſelben treu zu bleiben, und, wenn nicht, woran dies hauptſächlich lag.

Fragen, entſcheidend für den Gang der Dinge in Europa überhaupt.

Wiedereintritt Ludwigs XVIII.

Napoleon hat einmal geſagt, [1]) im Jahre 1814 hätte Ludwig der achtzehnte ſich leicht in Frankreich wieder einheimiſch machen können, im Jahre 1815 dagegen habe demſelben kein anderer Weg offen geſtanden als der verhaßte und gefährliche der Strenge und des Schreckens.

Würde es auch der Sinnesweiſe Ludwigs XVIII nicht widerſprochen haben einen ſolchen einzuſchlagen, ſo muß man doch bezweifeln, ob die Natur der Dinge es zugelaſſen hätte.

Es iſt wahr, die feindſelige Gewalt, vor deren Erhebung der König hatte weichen müſſen, war gebrochen, die ihm entgegengeſetzte Parteiung von dem Kampfplatz vertrieben, die Pforten des Landes waren wieder vor ihm aufgethan; aber alles durch eine Macht, welche nicht die ſeinige war, die nicht gerade zu ſeinen Gunſten gerüſtet, noch ſich ausdrücklich für ihn erklärt hatte. Zwiſchen den Unterthanen die ihn wieder aufnehmen und den Verbündeten die ſeinen Wiedereintritt beſtätigen ſollten, in der Mitte, wie hätte er daran denken können Gewalt auszuüben und Maaßregeln des Schreckens zu verhängen? Eine ganz andere Linie des Betragens war ihm vorgeſchrieben: eine ganz andere ſchlug er ein. Suchen wir uns den Sinn ſeiner erſten Schritte anſchaulich zu machen.

---

[1]) Mémorial de S. Hélène II, p. 29.

Als die Nachricht von der Schlacht von Bellealliance nach Gent kam, erschien die Menge mit Jubelgeschrei vor seiner Wohnung. Endlich ließ er sich bewegen und zeigte sich ihr. An ihm aber, den die Erfolge dieser Schlacht wieder zum König machten, bemerkte man keinen Zug der Freude, sondern an deren Stelle einen tiefen Ernst. Er vermied alles was das Nationalgefühl der Franzosen hätte beleidigen können.

Man erinnert sich, daß es in jener Zeit die allgemeine Meinung war, die falschen Schritte der Regierung seyen Schuld an dem ganzen Unglück [1]); der Begünstigung jener unhaltbaren Ansprüche, deren einziger Erfolg habe seyn können die Mehrzahl der Nation zu entrüsten, schrieb man die Wiederkehr Napoleons zu.

Ludwig XVIII schien fast diese Meinung selber zu theilen. In der Proclamation von Cambray gestand er ein, unter den schwierigen Umständen, in denen man sich vor dem Jahre befunden, habe man wohl nicht alle Fehler vermeiden können. Auch seine Regierung möge deren begangen haben. Allein die Erfahrung habe ihn belehrt. Er wolle der Charte alle Garantien hinzufügen, durch welche sie gesichert werden könne. Niemals sey es seine Absicht gewesen, wie Uebelwollende vorgegeben, Zehnten und Feudalrechte wieder herzustellen oder die Käufer der Nationalgüter zu beunruhigen; auch könne sie es niemals werden. Er wolle in Zukunft seine Umgebung aus allen Franzosen wählen. Zwar die Häupter der Verschwörung, die den Usurpator auf den Thron gesetzt, müsse die Strenge der Gesetze treffen; aber den beiden Kammern solle das Recht zustehen, sie zu bezeichnen. Allen Uebrigen die nur mißleitet worden, werde er verzeihen; das verspreche er, er der nie eine Zusage gebrochen. [2])

---

[1]) Fr. Genz bezeugte dies bald darauf in einem ausführlichen Artikel über die Friedensschlüsse in dem österreichischen Beobachter; wiederholt in d. Allg Zeitung 1816, Beil. Nr. 16.

[2]) Proclamation de Cambrai 28 Juin. „Je promets, moi, qui n'ai jamais promis en vain.“ Moniteur 7 Juillet.

Merkwürdig, wie weit man in dieſer Richtung gegangen iſt. Ein Aufruf, welchen königliche Commiſſäre noch nach der Schlacht von Waterloo „an die Republikaner des Jura" erlaſſen haben, ermuntert ſie, ihre gebeugte Stirne zu erheben, die Rechte anzunehmen, die Freiheit zu genießen, die der König ihnen darbiete; bei der Beſetzung der Stellen werde man von jetzt an nur auf das Verdienſt ſehen; nichts mehr von Beſchränkung des Cultus, von Zehnten oder Feudalrechten! Die Revolution, ſagen ſie, wird nun erſt befeſtigt; Ludwig XVIII wird uns alles geben was wir gewünſcht haben, und zwar ohne die Gährungsſtoffe die es verdarben, er wird ſeinem Namen des Erſehnten den rühmlichen eines Erneuerers der franzöſiſchen Freiheit hinzufügen. [1])

In dieſem Sinne der Conceſſionen und Begünſtigungen der Revolution war es, daß Talleyrand, der ihr in ſo vielen Beziehungen angehört, das neue Miniſterium bildete. Als er Pasquier vorſchlug hineinzutreten, gab er ihm die Grundſätze an die man befolgen werde: „Einheit des Geſichtspunctes, ſagte er, ehrenvoller Friede, keine Reaction; der regelmäßige Gang der Juſtiz gegen einige der vornehmſten Urheber der hundert Tage." [2])

Wollte man die Maaßregeln, zu welchen ſich Ludwig XVIII verſtand, in einer einzigen zuſammenfaſſen, ſo brauchte man nur zu ſagen, daß er Fouché zu ſeinem Miniſter machte. Die Royaliſten waren darüber außer ſich. „Fouché Miniſter! ruft Bourrienne aus, hätte ich eine Bildſäule wandeln ſehen, ſo wäre ich nicht erſtaunter geweſen." Chateaubriand gefällt ſich in ſeinem Bedauern, das er mit dem Könige gefühlt habe, als er eines

---

[1]) Rapport sommaire sur la mission remplie dans les départemens du Doubs et du Jura en mars, avril, mai, juin et juillet 1815 par MM. Lafon de Bordeaux et Lemare du Jura.

[2]) Histoire de la restauration par un homme d'état. T. II, p. 399.

Abends Talleyrand an dem Arme Fouché's in dem Cabinet erſcheinen ſah. Und doch gehört dies faſt nothwendig zur Geſammtheit dieſer Maaßregeln. Fouché trat ein, wie er ſagt, um alle Reaction zu verhindern, er beſchwor den König, durch ein vollkommenes Vergeſſen dem Lande das Gefühl von Sicherheit einzuflößen, er wiederholt wie ſehr der König ihm hierin beigeſtimmt habe.[1])

In der That, obwohl die erſten Befehle Ludwigs XVIII diejenigen wie natürlich entfernten, welche während der hundert Tage in Verwaltung und Gericht eingedrungen, ſo waren doch die Anweiſungen welche die übrigen empfingen, voll von Mäßigung und Güte.

Die Präfecten wurden erinnert ein Regiment der Gerechtigkeit und der Weisheit einzuführen, mit Würde und Ruhe den Bewegungen der Parteien zu widerſtehen und ſich niemals von der conſtitutionnellen Linie zu entfernen. In einer Regierung der Freiheit, in einer regelmäßigen Adminiſtration müſſe jeder Unterthan ſeine eigene Stütze, ſeinen individuellen Vortheil ſehen, dies ſey das einzige Mittel der Verſöhnung.[2])

Es war eine der erſten Maaßregeln, vielleicht ſelbſt darauf berechnet den übermächtigen Armeen der Verbündeten ein nationales Gegengewicht zu geben, daß man eine neue Kammer der Abgeordneten berief.[3]) Bemerken wir wohl, daß wenn der König ſich in der Form der Berufung Neuerungen erlaubte, dies vornehmlich ſolche waren die ſich an die Zuſatzacte anſchloſſen. Wenn Napoleon die Anzahl der Abgeordneten vermehrt hatte,

---

[1]) Lettre du duc d'Otranto au duc de Wellington 1 Janv. 1816.

[2]) Circulaires à MM. les préfets et à MM. les premiers présidens procureurs généraux etc. 14. 17 Juillet. Moniteur 19 Juillet.

[3]) So verſteht es unter andern Fiévée Histoire de la Session de 1815 p. 122. Faire á l'égard des étrangers un pouvoir d'une représentation nationale qui n'avait été qu'un instrument entre les mains d'un homme habile, était une combinaison profondément politique.

ſo fand auch Ludwig XVIII nothwendig, daß die Repräſentation, um die Meinung des Landes darzuſtellen, unmittelbarer und zahlreicher aus den Wahlverſammlungen hervorgehe. Er erklärt, einige Artikel der Charte einer Reviſion unterwerfen zu wollen. Es ſind ſolche die auch in jener Acte Veränderungen erlitten hatten. Selbſt die große Frage der Initiative ſchloß er davon nicht aus. Napoleon hatte die Charte durch Gewährung größerer Freiheiten überbieten wollen, es ſchien faſt als trete der König in dieſen Wettſtreit ein.

Es war am 13 Juli, daß dieſe wichtige Ordonnanz erſchien. Zwei Tage darauf gab man der Preſſe, die unter Napoleon zuletzt ſo ungebunden geweſen war, auch von Seiten des Königs eine größere Freiheit, und begnügte ſich, die Journale unter ſtrenger Aufſicht zu halten.

Aufs neue ſah man Männer wie Molé, die ihre ganze Bedeutung dem Kaiſer verdankten, in den höchſten Stellen. Zu Präſidenten der Wahlverſammlungen erwählte man ſo entſchiedene Liberale, wie Flaugergues und den General Foy. Wenn es dann von Foy hieß, er ſey dem Hauſe Bourbon nicht ſo abgeneigt, man könne ihn noch völlig gewinnen, wenn ſich ſelbſt Manuel näherte, ſo iſt dies kein Wunder [1]). Es ſchien, als ſeyen die Intereſſen der Revolution, wie ſie durch die Charte und hernach durch die Zuſatz-Acte befördert worden waren, neuerdings in Aufnahme und gutem Fortgang. Wie ſehr ſahen ſich da die Royaliſten in ihren Erwartungen getäuſcht. „Wir erwarteten, ſagt einer von ihnen, daß die Agenten des Königs, ohne Zweifel im Voraus erwählt, noch vor den fremden Heeren ankommen würden, Männer von großem Namen und mit unbeſchränkter Gewalt; dann, dachten wir, würde ſich ein Bund zwiſchen den Royaliſten von Prinzip — denn nach Burke ſind

[1]) Histoire de la restauration III, 57. Der Verfaſſer fand dies in den Noten der Miniſterien.

dies die einzigen getreuen — und den geschickten Männern bilden; es würde alles verschwinden, was an die bisherige Verwaltung erinnerte". Statt dessen sahen sie alles bestehen bleiben, wie es gewesen war. Schon geriethen sie mit der Staatsgewalt wieder in Kampf. Jene Commissäre, welche der Herzog von Angouleme — kraft des ausgedehnten Auftrags, den er empfangen — noch während der Gefahr eingesetzt hatte, waren in offenbarem Zwiespalt mit den königlichen Präfecten. Ihre Vollmachten wurden ausdrücklich widerrufen [1]). Die Präfecten blieben. Es waren solche, die ihr Amt auch während der hundert Tage behalten; sogar Männer der Convention, die für den Tod Ludwigs XVI gestimmt hatten, unter ihnen [2]).

So viel ist wohl gewiß, daß dies Verfahren zur Beseitigung der ersten Schwierigkeiten außerordentlich viel beitrug.

Die größte von allen lag ohne Zweifel darin, daß die Armee, welche die Waffen für Napoleon ergriffen, welche ihm die Gewalt in die Hände gegeben, sich über 100000 Mann stark, noch immer in drohender Haltung, hinter die Loire zurückgezogen hatte.

Als Davouſt sie einlud, sich freiwillig mit dem König zu vereinigen, so waren dies die Gründe deren er sich bediente. „Die Commissäre, welche die Armee bei der Regierung zurückgelassen, versichern uns", sagt er, „daß keine Reaction, selbst keine willkürliche Absetzung weder im Militär, noch in den andern Zweigen zu fürchten sey; man wird die Leidenschaften schweigen machen, Menschen und Grundsätze respectiren und die Armee behandeln, wie ihre Ehre fordert; dafür ist die Anwesenheit des Marschalls St. Cyr und des Herzogs von Otranto im Ministerium Bürgschaft und Unterpfand." [3])

[1]) Ordonnanz vom 18 Juli. „Ils seraient même nuisibles à la marche des affaires en détruisant l'unité d'action.

[2]) Z. B. Bar. Richard im Dep. de la Charente inférieure.

[3]) Circulaire du Maréchal Prince d'Eckmühl 10 juillet. Bibliothèque historique I, 185.

In der Adreſſe, mit der ſich hierauf Generale, Oberſten und Offiziere dem Könige unterwarfen, redeten ſie hauptſächlich nur von der Nothwendigkeit eines vollkommenen Vergeſſens alles Vergangenen, von den Rechten der Nation. [1])

In dieſer Geſinnung that die Armee den großen Schritt, die Feldzeichen desjenigen was ihr Leben ausgemacht, die Symbole ihres Ruhmes abzulegen und die weiße Kokarde anzunehmen. Endlich konnten auch die Ungläubigſten nicht mehr läugnen, daß ihr Herr und Meiſter nach St. Helena abgeführt worden; allenthalben ſank die dreifarbige Fahne, Ludwig XVIII war wieder Herr in ſeinem Königreiche.

Es iſt ſehr merkwürdig, welche Stellung er hiemit den Verbündeten gegenüber annahm. In ſeinen Proclamationen hatte er ſie wohl ſelbſt die Fremden genannt. Jene weit verbreiteten Gerüchte, wie er zum Beiſpiel die Brücke von Jena nur dadurch errettet habe, daß er in dem Augenblick, wenn man ſie ſprenge, ſich ſelbſt darauf zu ſetzen gedrohet, — jene Schreiben, worin man ihn ſagen ließ, wäre er jünger, ſo würde er an der Spitze ſeines Volks den Fremden gegenüber treten, waren in dieſer Richtung erſonnen. An der Ausantwortung der Kunſtdenkmale wollte von der damaligen Verwaltung Niemand Antheil nehmen. Ja einmal ſchien es ſogar, als denke man ſich der Reſte der Armee zu bedienen, um ſich den Verbündeten geradezu entgegenzuſtellen.

Jene Proclamation von Davouſt macht dieſe Möglichkeit zu einem ihrer Beweggründe. „Die Armee", heißt es darin, „vereinigt und beiſammen, wird, wenn unſer Unglück ſich vermehrt, einen Mittelpunct für die Verbindung aller Franzoſen abgeben. Vereinigen wir uns, ſchließen wir uns an einander, trennen wir uns niemals!" Was der General im Juli geſagt, wiederholte der Miniſter im Auguſt. Man kennt den Bericht des Fouché, in

[1]) Enthalten in dem Tagesbefehl vom 16 Juli. Eben da.

welchem er den Verbündeten Schuld giebt, die königliche Macht mit Willen in einem Zuſtand von Unvermögen zu halten und ſie mit Haß zu beladen. Drohend ſagt er darin: „Die Armee iſt unterworfen, aber noch iſt ſie vorhanden. Nicht alle Waffen ſind ausgeliefert.“ [1]) Die Verbündeten erlangten gar bald die Gewißheit, daß Fouché geheime Verhältniſſe zu der Armee in ſolchem Sinne unterhielt.

Mit außerordentlicher Geſchwindigkeit, wie man ſieht, entwickelte ſich dieſe Richtung. Es war nothwendig geweſen, Frankreich ſo weit zu beruhigen, daß es den König in Güte wieder aufnahm. Es zeigte ſich aber, daß man damit nicht zufrieden war. Man begünſtigte nicht allein vorzugsweiſe die revolutionären Intereſſen. Man ſchien ſie unter der weißen Fahne ſo gut wie unter der dreifarbigen zuſammenhalten, vereinigen zu wollen, um ſie den Verbündeten entgegenzuſetzen. Es lag hierin eine Art von Fortſetzung des Krieges.

Auflöſung des erſten Miniſteriums.

War aber eine ſolche Stellung wohl zu halten?

Einmal war ſie zu halten in Bezug auf die königliche Gewalt, welche dieſe Miniſter repräſentirten?

Gewiß: es ließ ſich kaum eine Strafmaaßregel denken, die ſie hätten ausführen können, ohne, ſo zu ſagen, ſich ſelbſt zu verletzen. Der König hatte, wie erwähnt, die Oberhäupter der Verſchwörung, die er vorausſetzte, zu beſtrafen gedroht. Bei der Unruhe, in welche, wie man denken kann, viele bedeutende Män-

---

[1]) Die beiden berühmten Berichte Fouché's wurden auf den Straßen colportirt. Sie erſchienen zuerſt in dem Morning Chroniele und gingen darauf faſt in alle nicht franzöſiſche Blätter über. An ihrer Authenticität kann kein Zweifel ſeyn; in den Briefen Fouché's wird ſie ausdrücklich beſtätigt.

ner über eine so allgemeine Bedrohung geriethen, ließ sich eine abschließende Maaßregel nicht länger verschieben. Man schritt dazu, nicht allein 19 Männer, die zu den schwersten Klagen Anlaß gegeben, sofort einem Kriegsgericht zu unterwerfen; 38 andere entfernte man von Paris, obwohl man die letzte Entscheidung über sie den Kammern vorbehielt. [1])

Waren aber diese Männer alle gleich verdammungswürdig? Gab es nicht viele andere, die eben so große Schuld auf sich geladen hatten? Ja Fouché selbst, der die Ordonnanz unterzeichnete, gehörte er nicht mit zu ihrer Zahl? Gewiß ist ein öffentliches Leben ein enge zusammenhangendes Ganze, in welchem ein Glied das andere, ein Moment den andern bedingt; und nach dem Verlauf einer gewissen Zeit können die Grundsätze nicht mehr verlassen werden, ohne die Personen ins Verderben zu stürzen. So klug sich Fouché benommen, so hatte er doch sein Spiel ganz und gar verloren, als er sich in einen Fall bringen ließ wo er, nach dem allgemeinen Dafürhalten, gleichsam sich selbe das Urtheil sprach.

Oder war diese Stelluug den Verbündeten gegenüber zu behaupten? Waren sie es nicht, in deren Siegen der Zustand, in dem man sich befand, die Rückkehr des Königs ihren vornehm-

---

[1]) Der Verfasser der Histoire de la restauration p. u. h. d'ét. führt III, S. 37 ein Memoire von der Hand Fouché's an, worin es heißen soll, daß la liste lui fut imposée par les étrangers: elle contenait 300 personnes, dont ils demandaient l'exil". Staatsmänner, welche an den damaligen Unterhandlungen Theil hatten, versichern uns, daß dies, wie man freilich auch voraussetzen konnte, eine reine Erfindung sey. — Es fragt sich, weshalb man die Zusammenkunft der Kammern nicht erwartete. Ganz gut scheint mir Maisonfort bei den Debatten über die Amnestie 3 Januar 1816 den Grund mit den Worten angegeben zu haben: parceque le gouvernement devait se hâter de séparer la cause de ceux auxquels il voulait pardonner, des celle des factieux qu'il était pressé d'atteindre. Diese Maaßregel war daher auch auf die Beruhigung des Landes berechnet.

ſten Grund hatte? Indem man ſich ihnen widerſetzen zu wollen ſchien, brachte man die höchſte Gewalt in allzu großen Widerſpruch mit ſich ſelbſt; allzu ſchneidend war dieſer Gegenſatz zwiſchen Urſache und Wirkung. Waren ſie nicht überdies bei weitem die Mächtigſten? Geziemte es ihnen, vor Drohungen zu erſchrecken? So gemäßigt ſie ſich zeigten, ſo ſehr ſie das ſeltſame Verhältniß anerkannten, in welchem ſie zu der Nation ſtanden, welche ihren Vertrag gebrochen und ſie wieder in die Waffen gebracht, — und zu dem König, der ſeine Wiederherſtellung ihren Siegen verdankte, ſo wäre doch auf dieſem Wege niemals an den Abſchluß eines Frieden zu denken geweſen. Wie konnte man auch Frieden erwarten, im Angeſicht einer Armee, in welcher der Geiſt des Krieges und der Eroberung verkörpert zu ſeyn ſchien? Die Legionen Roms, um ihren Imperator her, beherrſchten das Reich; die Heere der Kalifen trugen ihren Glauben fanatiſch durch die Welt; der Geiſt der Einen und der Andern ſchien auf die große Armee übergegangen, die in den Waffen ergraut, des Sieges gewohnt, trunken von ihrem Ruhm, die Grundſätze der Revolution ſo lange Zeit über Europa ausgebreitet und den Franzoſen den letzten entſcheidenden Antrieb gegeben hatte. Der Geiſt Napoleons, hat man im engliſchen Parlament geſagt, ſey im Vergleich mit dem Geiſte der Armee nur ein Tropfen Waſſer gegen das Meer. [1]) Was half es, jenen entfernt zu haben, wenn man dieſe beſtehen ließ? Die Verbündeten drangen darauf: endlich entſchloß ſich das franzöſiſche Miniſterium dazu. Die Armee, auf die es eben noch getrotzt hatte, ward aufgelöſt. Ein Marſchall, St. Cyr, Kriegsminiſter, faßte den Beſchluß: ein anderer Marſchall, Macdonald, führte ihn aus. Sie entwickelten hiebei alle Geſchicklichkeit, die ein Vorhaben erfordert, deſſen Mißlingen Frankreich noch einmal mit Blut

[1]) Rede von Caſtlereagh im Unterhaus den 19ten Februar 1816.

bedecken konnte. General Drouot, von der Ordonnanz des 24sten Juli selbst getroffen, gab das erste Beispiel der Unterwerfung: nach ihm die Abtheilung der Garde die er befehligte: ihr folgte die ganze Armee nach. [1]) Der Kern dieser Kriegsgewalt, welche Europa so lange bedrohte, löste sich auf. Ein Jeder begab sich in seine Heimath.

So konnte denn das Ministerium eine Stellung nicht behaupten, die es auf die Begünstigung der Revolution und die Erhaltung der Armee gründete. Die Gewalt der Dinge riß es fort.

Wie stark diese war, zeigte sich nirgends entscheidender als bei den Wahlen. Die Minister hatten sie veranlaßt, und die Wahlversammlungen zusammengesetzt; die Präfecten übten bei Ergänzung der Collegien, die allerdings nicht mehr vollzählig waren, durch den Zusatz, den sie ihnen zu geben ermächtigt wurden, eine unmittelbare Einwirkung aus. Dennoch war der Erfolg ganz anders als man jemals hätte erwarten sollen.

Man hat gesagt, daß sich die royalistischen Comités allenthalben einen großen Einfluß zu verschaffen gewußt; und es ist unläugbar. Mehrere von jenen Commissären selbst wurden ernannt. Das Auffallende ist aber, daß ihre Meinung nicht allein hie und da, nein, daß sie fast allenthalten das Uebergewicht bekam.

Vielleicht in jeder Nation, gewiß aber in der französischen, giebt es eine Masse, die immer von den jüngsten Ereignissen und von dem Geiste, der sich in denselben ausgesprochen und die Oberhand bekommen hat, ihre Richtung empfangen wird. Nicht

---

[1]) Zeugniß Macdonald's in dem Prozeß von Drouot: Premier conseil de guerre, Séance du 6 avril. „C'est à cet exemple, sagte Macdonald, donné par la garde sous l'influence du général Drouot, qu'est due la résignation de l'armée, à subir le licenciement général, que j'ai été chargé d'opérer.“ Moniteur 7 avril 1816.

anders als die Wogen des Meeres, die wie sie von dem Nordwind oder von dem Südwind bewegt werden, mit unwiderstehlicher Gewalt bald nach der einen, bald nach der anderen Richtung strömen.

Aus den nämlichen Wahlcollegien, welche nach der Ankunft Bonaparte's eine entschieden liberale, dem Kaiserthum, aber der Revolution noch mehr als dem Kaiserthum ergebene Kammer hervorgebracht, ging jetzt, nachdem ihr ein anderer Zusatz gegeben worden, eine Kammer von ganz entgegengesetztem Sinne hervor. Man vermied Alles was eine Hinneigung zu Bonaparte verrathen mochte; man nahm die entschiedenen Royalisten. Nie hatte der König dies erwartet. Er bezeugte, daß er nicht geglaubt, eine solche Kammer jemals finden zu können [1]).

Dieser Erfolg war für die Haltung des Ministeriums der gefährlichste Schlag. Talleyrand dachte einen Augenblick, die ausgezeichnetsten unter den neuen Deputirten durch die Errichtung eines geheimen Rathes, in den er sie aufnehmen wollte, zu gewinnen. Er versuchte den König durch ein besonderes Memoire zu überzeugen, daß nur eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Constitution in einem System wie er es angegeben, den Thron erhalten könne; allein es war alles vergebens.

Der Einfluß der Prinzen und vor allen des Thronfolgers, des Grafen von Artois, welcher diesem Ministerium bei dem Könige schon immer entgegengewirkt, machte sich nun erst vollkommen geltend. Der Erfolg der Wahlen gab ihm Grund und Nachdruck.

Mit sich selber im Widerspruch, im Kampf mit der Gewalt der Dinge, unfähig den Frieden auf eine erwünschte Weise zu Stande zu bringen, mußten diese Minister zurücktreten. Der König entließ sie. Mit jener schneidenden Kälte, die ihn charak-

[1]) Auch nach Chateaubriand: la monarchie selon la charte, bezeichnete er sie als „députés introuvables“; was der Kammer dann den Namen der unauffindlichen zugezogen.

terisirte, fügte er hinzu „er verwehre ihnen nicht, in Paris zu bleiben.“ [1])

Es fragte sich nur, welche Maaßregeln er nun ergreifen würde.

Royalistische Richtung.

Ich finde das Geständniß, daß am Ende jede Partei vorgezogen hätte, von einer unbeschränkten Gewalt regiert zu werden, wenn es nur nach ihrer Ansicht, in ihrem Sinne, zum Nachtheil ihrer Gegner geschehen wäre. [2])

Niemals aber konnte es dem Könige beikommen, eine solche auszuüben und ohne die Charte zu regieren. Vor den Augen von Europa hatte er sich wiederholt verpflichtet, sie zu halten. Es war diese Versicherung, welche die Unterwerfung von Frankreich so wesentlich erleichterte. Die Verbündeten billigten sie, oder hatten sie sogar gefordert; wie hätte er übrigens hoffen können, sich ohne die Charte allen ihm unbequemen Ansprüchen zu entziehen!

Nein! er hielt sich innerhalb der Schranken, die er sich selber vorgeschrieben, und von diesem Augenblick kam alles auf den Gang an, welchen die constitutionnellen Gewalten nehmen würden.

Ich weiß nicht, ob es schon bemerkt worden ist, daß Ludwig XVIII eben damals die Stellung derselben wesentlich verändert hatte.

Zuerst die des Ministeriums. Von den Fehlern, welche er 1814 begangen zu haben anerkannte, war der wichtigste und vornehmste, daß seine Verwaltung aus verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt, ohne einen festen harmonischen Gang gewesen

---

[1]) Histoire de la restauration III, 118.

[2]) Bei Montgaillard. Montlosier (La monarchie française depuis la seconde restauration, p. 38) ist eher der Meinung, daß eine Versammlung von Notabeln erforderlich gewesen wäre.

ſey. Sie hatte den Dingen und ihrem Gegenſatz ſelber allzuſehr freien Lauf gelaſſen; die Entzweiung der Parteien, die bei ihrer freien Wirkung und Gegenwirkung unvermeidlich, hatte dann das Unglück hauptſächlich herbeigeführt. Hievon durchdrungen, bezeichnete der König ſeinen Wiedereintritt damit, daß er die Einheit des Miniſteriums proclamirte; alle Schritte deſſelben ſollten auf Ein Ziel berechnet, alle ſeine Maaßregeln gemeinſchaftlich ſeyn.

Es war vielleicht die Frage, in wiefern man hiemit dem Uebel vorbeugte, das man vermeiden wollte. Um deſto gewiſſer und unfehlbarer war eine andere Wirkung. Offenbar iſt, daß die Stellung des Miniſteriums hiedurch viel freier und von dem königlichen Einfluß unabhängiger wurde. In den offiziellen Zeitungen ſelbſt iſt darauf hingewieſen worden. Man glaubte damit der königlichen Gewalt erſt ihre wahre Stellung zu geben. Wie der König Antheil habe an Legislation und richterlicher Gewalt, aber von ihnen unterſchieden ſey, ſo übe er alsdann auch die executive Gewalt aus, aber ohne ſich mit ihr zu vermiſchen. „Der König ernennt die Miniſter", ſagt das Journal général de France; „indem dieſe aber ein Conſeil bilden, in welchem Einer aus ihrer Mitte den Vorſitz führt, empfangen ſie ein eigenes Daſeyn und genießen alle erforderliche Unabhängigkeit. Alsdann erſt befindet ſich der König in der ihm angemeſſenen Sphäre; er erſcheint als der höchſte Lenker: zu ihm empor, niemals gegen ihn erheben ſich die Klagen." [1]) So verſtand man die Anordnungen der engliſchen Verfaſſung.

Nicht geringer war die Veränderung, welche die Pairskammer erfuhr. Erſt damals erklärte ſie der König für erblich. Nicht als hätte er die Beweggründe vergeſſen, welche ihn früher abgehalten dies zu thun. Auch jetzt ſagte er wohl, alle Möglichkeit des Einfluſſes werde ihm genommen, der Ehrgeiz ent-

[1]) Moniteur 17 juillet, aus dem Journal général de France.

schlüpfe ihm. Da man ihm aber vorstellte, man müsse feste Einrichtungen schaffen, man müsse für eine lange Zukunft bauen, da die Ueberzeugung constitutioneller Staatsweisheit sich dafür entschieden und auch Napoleon es gethan hatte, so ließ es sich Ludwig XVIII in der Hoffnung gefallen, eine seinem Hause ergebene Corporation zu gründen.

Endlich die Deputirten. Nicht allein durch die Vermehrung ihrer Anzahl, die Herabsetzung des erforderlichen Alters ward ihre Stellung verändert, sondern besonders dadurch, daß man ihre Besoldungen abschaffte. Wie weit entfernte man sich da von jenen dem Senate präsentirten und durch denselben ernannten Gesetzgebern, bei denen Napoleon auch deshalb stummen Gehorsam fand, weil er sie bezahlte. „Wird man nun noch, ruft Fievée aus, nach Paris kommen und sein Geld ausgeben, um die Beredsamkeit dieses oder jenes Herrn zu bewundern?" Ludwig XVIII, welcher der Kammer zuerst die Zunge gelöst und sie vom Senat unabhängig gemacht, darauf sie durch frische Wahlen erneuert und die Bedingungen derselben erweitert hatte, glaubte sein Werk zu krönen, indem er ihr nicht allein größere Unabhängigkeit, sondern gleichsam auch noch einen Sporn gab, sich dieser zu bedienen [1]).

Höchst wichtige Concessionen, durch welche der König von der unmittelbaren Wirkung der Krone neuerdings nicht wenig fahren ließ und die man dennoch kaum bemerkte.

Freilich schien es nicht, als könne das jetzt im mindesten bedenklich werden.

Alle diese constitutionellen Gewalten waren von royalistischer Gesinnung.

---

[1]) Man bemerkte bald, daß die unbezahlten Deputirten viel fleißiger in den Büreaus waren als die bezahlten etwa 1814 gewesen, obwohl diese für sehr leichte Functionen jährlich 10000 Franken erhielten. S. die Anmerkung des französischen Uebersetzers der bekannten Relation von Miß Williams S. 311.

Wir bemerkten ſchon, wie ſehr die Kammer der Deputirten. Aus der Pairskammer waren alle die entfernt worden, welche unter den Pairs der hundert Tage Platz genommen. Man hatte den Grund angeführt, daß ſie hiedurch auf ihre Rechte freiwillig Verzicht geleiſtet; ihre Stellen wurden durch andere Männer von anderer Richtung und anderem Namen beſetzt [1]). Wenn Talleyrand und Pasquier, ſo hatten doch auch Artois und Angouleme, es hatten die perſönlichen Neigungen des Königs entſcheidenden Einfluß auf ihre Wahl.

Endlich ſetzte man ein neues Miniſterium zuſammen. Das frühere ſchien von der Revolution zu ſtammen und den König nur durch die Nothwendigkeit gezwungen, anzuerkennen; jetzt waren es Männer von freiwillig royaliſtiſchem und zugleich conſtitutionnellem Anſehen, Richelieu, Corvetto, Decazes, Vaublanc, welche ihren Platz einnahmen [2]).

Es ſchien eine neue Epoche für Frankreich aufzugehen. Schon ſo lange war es nun, daß alle Meinungen, die an den alten Inſtitutionen des Landes hingen, unterdrückt waren, daß jene linke Seite der Conſtituante und die Geſinnung der Republik und des Kaiſerthums, die ſich aus ihr entwickelt hatten, allein das Wort führten und die Gewalt ausübten. Endlich nach ſo langen Jahren kam auch die royaliſtiſche Richtung wieder empor; ſie beherrſchte wieder alle öffentlichen und geſetzmäßigen Gewalten. Es iſt wahr daß die Meinungen, welche man unter dieſer allgemeinen Bezeichnung zuſammenfaßte, noch keine ausgeſprochene Uebereinſtimmung hatten; aber gerade bei dem Zuſammentreffen verſchiedenartiger Talente und Erfahrungen konnte man die Bedürfniſſe des Landes um ſo vorurtheilfreier erwägen. Auch wurde man ohne Zweifel von der Charte beſchränkt und die Sitzung

[1]) Ordonnanzen vom 14 Juli und vom 17 Auguſt.

[2]) So bezeichnete ſie damals die allgemeine Meinung. S. u. a. Schreiben aus Paris vom 9 October im Morning Chronicle vom 24 October.

begann mit einem neuen Eid auf dieſelbe. Selbſt hier aber blieb der Kammer eine gewiſſe Freiheit: jene Reviſion einiger Artikel, die von allem Anfang, obwohl in einem ganz andern Sinne, angeordnet worden, konnte ſie nun in dem ihren vollziehen: man ſagte ihr, ſie ſey berufen die Charte zu vollenden [1]). Und war es nicht vielleicht eher ein Glück, wenn ſie auf das Beſtehende und Ausführbare angewieſen blieb? Auch in dieſen Schranken war die Aufgabe groß und herrlich. Die Royaliſten hatten immer gerühmt, daß ſie allein fähig ſeyen, Frankreich zu leiten und zu beruhigen. Jetzt war ihnen Raum dazu gegeben; jetzt konnten ſie zeigen ob ſie es vermöchten.

Beſitzergreifung der Royaliſten.

Jedwede Macht welche, wo es und wie es auch immer ſeyn mag, emporkommt, wird zunächſt darauf denken, ſich ihrer Feinde zu erwehren.

Man wird es in der Ordnung finden, wenn auch dieſe neu conſtituirten royaliſtiſchen Gewalten zunächſt hierauf Bedacht nahmen.

Noch waren die föderirten Vorſtädte nicht entwaffnet. Täglich hörte man den Ruf Napoleon II; immer an neuen Zeichen — der Nelke, dem Strohhalm im Munde, dem Zuknöpfen des Rockes auf der linken Seite — erkannten ſich ſeine Anhänger; bald kam man einer Art von Freimaurerei, welche die Jakobiner unter den Arbeitern und Handwerkern geſtiftet, bald einem Complotte die Tuilerien in die Luft zu ſprengen auf die Spur. Die alten Leidenſchaften der Republik und des Kaiſerthums zeigten

---

[1]) Moniteur 10 Août. „Le roi les appelle (les députés) à achever avec lui cette charte dont sa haute raison lui fit sentir l'avantage".

ſich Tag für Tag, und es war eine unläugbare Nothwendigkeit, darauf zu denken, ſie im Zaum zu halten.

Man hat wohl ſpäter von einer Seite her geltend gemacht, daß die Miniſter hiebei den Deputirten nachgegeben, man hat von der andern die Bereitwilligkeit der Kammer auf dieſe Vorſchläge einzugehn als einen Zug ihrer Fügſamkeit gerühmt: die Wahrheit iſt, daß man ſich in dem nemlichen Intereſſe einverſtand. Die Miniſter kamen mit den Häuptern der Deputirten über drei Geſetzentwürfe, durch die man das wiederhergeſtellte Königthum ſicher zu ſtellen dachte, förmlich überein.

Sollte man nicht glauben, die Geſetze, deren ſich eine beſtehende Gewalt gegen ihre Widerſacher bedienen kann, hätten unter ſo vielen Revolutionen, bei allen den Uſurpationen die es gegeben, nothwendig ſchon zu dem höchſten Grad durchgreifender Wirkſamkeit gebracht ſeyn müſſen?

„Unſere Geſetzgebung", ſagte Pasquier, „iſt ſcharf und ſtreng gegen den Aufruhr, nur eins fehlte ihr bisher: man hatte noch nicht jenen Anfang einer Bewegung ins Auge gefaßt, der ein Complot, das noch verborgen iſt, begleitet." [1])

Dieſe erſte Bewegung iſt es, welcher die neuen Geſetze galten. Man unterwarf in dem erſten Geſchrei, Drohungen, Affichen, Schriften und Drucke der ſtrengen Ahndung der Deportation. In dem zweiten ermächtigte man den Polizeiminiſter, jeden der eines Anſchlages gegen den König verdächtig ſey, zu verhaften, auch in dem Falle, daß die Gerechtigkeit nicht im Stande wäre, ihn zu überführen. Alle weiter und bis zu einem Attentat vorſchreitenden Verſuche unterwarf ein drittes der inappellablen unverzüglichen Ahndung der Prevotalgerichtshöfe, die man in Uebereinſtimmung mit der Charte, ungefähr wie ſie unter der alten Monarchie nach Vorgang der Militärgerichte während der Religionskriege beſtanden, wiederherſtellte. [2])

[1]) Opinion de Mr. Pasquier, Séance du 28 Octobre.

[2]) Clarke ſtellte die alten Prevotalgerichtshöfe zum Muſter auf:

Man fand, die Kühnheit der Widersacher sey gefährlicher als ihre Anzahl: die höchste Gewalt müsse ihnen gegenüber stark erscheinen; mit dem Verbrechen selbst gleichsam müsse die Züchtigung eintreten. [1])

Es ist nicht zu läugnen, daß sich schon hiebei eine sehr heftige Sprache hören ließ, daß man auch für geringere Verbrechen den Tod stimmte; „denn ein Attentat gegen die Sicherheit des Staates", sagt selbst Desèze, „werde von allen Gesetzgebungen der Welt mit dem Tode bestraft". Indessen verfuhr man doch keineswegs in dem Sinne einer Gegenrevolution; auch diejenigen wurden mit Strafen bedroht, welche die den Erwerbern der Nationalgüter zugestandene Sicherheit durch falsche Gerüchte zu erschüttern versuchen würden. [2])

Alle Gewalten stimmten bei diesen Gesetzen zusammen: die Minister hatten sie entworfen; eher geschärft als gemildert, nur das zweite ganz wie es war, wurden sie von den Kammern angenommen.

„Es ist ein Krieg wider den Krieg", sagte Cüvier; und man könnte sich nicht treffender ausdrücken. Die royalistische Staatsgewalt empfing alle Mittel, die Erhebung ihrer Feinde zu hintertreiben.

Welch ein schneidender Gegensatz aber! Eben waren die Royalisten unterdrückt und im Aufstand begriffen gewesen; jetzt

---

L'instruction y était prompte, le jugement souverain, l'appareil imposant.

[1]) Man höre wie sich Mr. Bellart bei seinem Rapport am 2 October ausdrückte: C'est un sacrifice imposé à la liberté individuelle, en profit de la liberté publique. Wer that es den Franzosen je an schönen Worten gleich.

[2]) Ceux qui répandraient ou accréditeraient soit des alarmes touchant l'inviolabilité des propriétés qu'on appelle nationales, soit des bruits d'un prétendu rétablissement des dîmes ou des droits féodaux. Art. 7. Vergebens setzte sich Chateaubriand mit elegischen Phrasen dagegen.

waren ſie die Meiſter. Als öffentliche Feinde waren ſie verfolgt worden, und hatten nun ihrerſeits die Macht zu verfolgen.

Vor allen bedarf es die höchſte Gewalt, daß ſie über die Parteien erhaben ſey; ſie bedarf das Anſehen einer von ihr ausgehenden nicht zu eigenen Gunſten verwalteten Gerechtigkeit. Wie wäre es ihr möglich ein ſolches zu erwerben, ſobald ſie die, welche ſie regieren ſoll, wenigſtens größentheils als ihre Gegner zu behandeln hat!

Und doch konnte man damit noch nicht einmal zufrieden ſeyn. Die Royaliſten ſuchten nicht allein die oberen Gewalten, ſondern auch die untergeordneten Stellen in ihren Händen zu vereinigen. Lebhaft hatten ſelbſt einige Städte auf die Entfernung, wie ſie ſagten, jener grauſamen Urheber aller Unglücksfälle, die noch in den Reihen der Magiſtrate, der Adminiſtration, in den Wahlverſammlungen und allen Theilen des öffentlichen Dienſtes vorhanden ſeyen, gedrungen. [1])

In den letzten Monaten von 1815 wurde die ganze Adminiſtration umgeändert. Endlich ward auch der letzte Präfect der an das Kaiſerthum erinnerte, der Duc de Maſſa, abgeſetzt.

Vielleicht nicht ganz ſo gewaltſam, aber ſtreng genug verfuhr man mit der Magiſtratur. Faſt alle Präſidenten wurden verändert; aus den königlichen Gerichtshöfen ward ein Drittheil ausgeſchloſſen, man ſtrich die verdächtigen Advocaten aus ihren Regiſtern.

In keinem andern Zweige jedoch war die Veränderung der Perſonen ſo durchgreifend als in der Armee.

Es ward eine Commiſſion zur Unterſuchung des Betragens der Offiziere eingerichtet, in deren Inſtruction 14 Kategorien von größerer oder geringerer Schuld angegeben waren, Abſtufungen von denen eine wieder ſieben Unterabtheilungen hatte. [2]) Mit

[1]) Adreſſe von Dijon, Journal des débats vom 9 Auguſt.

[2]) In der histoire de la restauration III, 229 iſt dieſe Inſtruction mitgetheilt.

militärischem Gehorsam kam man diesen Anordnungen nach. Selbst aus den Kriegsbüreaus sind mehr als vierhundert Mitglieder entfernt worden. Dagegen stellte man die 1814 eingetretenen Offiziere, die Napoleon ausgestoßen, wieder an. Eine Menge junger Edelleute aus der Provinz fanden Stellen bei der Cavallerie. Mit der königlichen Garde ging man so vorsichtig um, daß man die Präfecten für die Gesinnung derjenigen verantwortlich machte, welche sie für dieselbe auswählen würden. Detachements aus dem Süden, royalistische Bataillone bildeten die Infanterie. Zwar wurden die Linien hiedurch nicht ganz erfüllt; indessen kam es mehr auf ein ergebenes als auf ein zahlreiches Heer an.

In diesem Sinne war es daß man die Nationalgarde umzugestalten anfing. Welchen Erfolg mußte es haben, daß dieselbe dem Ministerium des Innern entzogen und unmittelbar in die Hände des Grafen Artois, nachher Karl X, gelegt wurde. Artois ward ihr Generalobriste; unter seinem Einfluß besetzte ein Inspectionsausschuß sämmtliche Grade, und entfernte alle die, welche nicht Royalisten waren.

Und so nahmen die Royalisten nicht allein die constitutionellen Gewalten des Staates ein, und concentrirten die Herrschaft, welche die Revolution hervorgebracht, in ihren Händen; — sie verschärften dieselbe überdies mit neuen nachdrücklichen Gesetzen; sie besetzten die Stellen der Justiz und der Verwaltung; sie erfüllten die Armee und die Nationalgarde mit ihren Anhängern. Täglich — so schien es — wurden sie mächtiger.

Hatte aber nicht eben dies auch seine Gefahr?

Es waren nicht immer die geschicktesten Männer, welche auf diese Weise in die Geschäfte gelangten. Es geschahen unzählige Mißgriffe und die neuen Wahlen verstärkten keinesweges alle Mal die Gewalt, von der sie stammten. Es kamen Anstellungen vor, die Jedermann abläugnete. In die Armee drängten sich gewandte Betrüger ein, welche etwa auch mit unter den

Truppen Condé's gedient zu haben vorgaben, und die man ſpäterhin Mühe hatte los zu werden. Den Ehrgeiz zu befriedigen iſt übrigens niemals möglich. [1])

Allein es ergab ſich hiebei noch ein anderes Uebel. Alle die welche ihre Stellen verloren, Militär oder Civil, ſchloſſen ſich an einander, und bildeten um ſo mehr einen enge zuſammenhaltenden Körper der Oppoſition, da ihre Meinungen im Ganzen übereinkamen.

Es iſt ein Zuſtand, der an die Jahrhunderte des italieniſchen Mittelalters erinnert, in denen immer die eine Partei die andere von der Staatsverwaltung verdrängte. Damals glaubte man nicht regieren zu können, ſo lange die Gegner innerhalb der Mauern waren; man exilirte ſie in Maſſe und ſuchte den innern Krieg ſofort in einen auswärtigen zu verwandeln. Eben dies geſchah im Anfang der franzöſiſchen Revolution und hat den Fortgang derſelben ſo weſentlich befördert. Jetzt aber erneuete es ſich nicht wieder. Die beſiegten Gegner blieben im Lande und erwarteten nur den Augenblick, in welchem auch ſie ihrerſeits durch innere Bewegungen wieder emporkommen könnten.

Im December 1818 gab einer meiner Freunde einem ausgezeichneten Liberalen ſeine Verwunderung zu erkennen, daß man auch einem gemäßigten Miniſter wie Lainé einen ſo hartnäckigen Widerſtand leiſte. „Die Urſache liegt", antwortete dieſer, „in den Abſetzungen von 1815". — „„Wie? will man an Lainé rächen, was Vaublanc verbrochen hat?"" — „Und doch! ſo ſind wir Franzoſen, ſo iſt unſere Geſinnung".

Indeſſen war die Schwierigkeit hiemit zwar ſtark, aber noch lange nicht unüberwindlich geworden.

---

[1]) Noch am 16 März 1816 beklagte ſich Mr. Brenet: **Les fonctionnaires infidèles que l'on persiste à maintenir en place continuent à abuser le peuple, à égarer l'opinion, à rendre la masse incertaine. — — Les grands artisans de nos maux, ne sont que dispersés. Leurs subalternes remplissent en foule les administrations publiques. — —**

Es hatte zweierlei Wege gegeben. Entweder konnten die Intereſſen der Revolution herrſchend bleiben, dann mußte man die entgegengeſetzten ihnen unterordnen, und dies war der Sinn des erſten Miniſteriums geweſen; oder die royaliſtiſchen Intereſſen und Meinungen behielten die Oberhand, dann mußten jene, die nun einmal ſchlechthin nicht zu vertilgen waren, ſich dieſen allgemach unterordnen und anſchließen.

Auf dieſen Weg war man nunmehr eingetreten. Allerdings mußte man die Gewalt erſt haben: alsdann aber durfte man ſie nicht anders als mit der größten Mäßigung gebrauchen; wäre es auch nur aus dem Grunde geweſen, um ſeine Feinde nicht ſtärker zu machen als man ſelber war.

Dieſe Verſammlung hatte alle Aufforderung, mit umſichtiger Weisheit zu Werke zu gehn. Hätte ſie gemäßigten royaliſtiſchen Prinzipien in Frankreich das Uebergewicht verſchafft, ſo würden dieſelben in Europa überhaupt einen neuen Anhalt gehabt haben. Wäre es ihr gelungen, die Revolution auszuſöhnen mit der Monarchie, die neueſte Zeit mit dem Ergebniß der alten Jahrhunderte, ſo hätte ganz Europa von ihr Beiſpiel genommen. Es war ein großer Moment, den das Schickſal noch einmal dieſen Intereſſen gewährte.

Indem man erwarten mochte, daß ſie ihn benutzen würden, hatten ſich Ereigniſſe zugetragen, welche die Schwierigkeiten aufs Neue außerordentlich vermehrten.

Reactionen.

Wäre es möglich, die politiſchen Parteien durch eine geiſtige Anatomie bis in ihre geheimſten Beſtandtheile zu zerlegen, ſo würde man, glaube ich, zuletzt auf ein irrationales Element ſtoßen.

Wenn Sieyes einmal geſagt hat: „Die Revolution war im Anfang eine ſchöne Sache, aber ſchlechte Menſchen haben ſich

hineingemiſcht"; ſo drückt er damit zwar den Gegenſatz, der zwiſchen einem minder bedenklichen Anfang und einer ſo furchtbaren Entwickelung Statt findet, im Allgemeinen aus. Aber er läugnet vergebens, daß dieſe Momente innerlich zuſammen hangen. Gewiß war in den revolutionnären Beſtrebungen gleich von Anfang etwas, das mit allgemeiner Zerſtörung drohete, ein deſtructives Prinzip, dem man ſeinen Lauf ließ, ſo daß es empor kam und einen furchtbaren Brand in Frankreich und ganz Europa ausbrachte. Eben hiedurch unterſcheiden ſich die modernen Umwälzungen von allem was man früher Revolution genannt hat. Sie betreffen nicht allein Dynaſtien und Regierungsformen; ſie greifen alles Beſtehende an, ſie bedrohen jede Exiſtenz; ſie kennen kein Ziel, nirgends halten ſie ein; und in unaufhörlicher Bewegung greifen ſie immer fort ihre eigenen Hervorbringungen an.

Man kann aber wohl behaupten, daß auch in dem Royalismus, wie er ſich während der letzten Zeiten in dem ſüdlichen Europa ausgebildet hat, eine ähnliche nicht minder verderbliche Richtung liegt. Wie die Gräuel der Revolution hauptſächlich von der irreligiöſen Tendenz derſelben herrühren, ſo geſellt ſich jenem Royalismus ein fanatiſcher Aberglaube zu, der ſich für Religion hält. Unter eben ſo viel Raub und Mord wie der Freiheitsbaum, iſt das Kreuz wieder aufgepflanzt worden; die chriſtlichen Armeen, wie ſie ſich nannten, haben ſich ſo gut mit Blut beſudelt wie die republikaniſchen.

Auch Frankreich gab hievon 1815 und 1816 ein unglückſeliges Beiſpiel. Als das Kaiſerthum zuſammenſtürzte, erhob ſich alles, was zur Oppoſition deſſelben gehört hatte. Es waren nicht allein jene verſtändigen und wohlgeſinnten Männer, welche offen oder geheim die Rückkehr des Königs vorzubereiten geſucht, ſich in Ausſchüſſen zuſammengethan und über den ganzen Boden hin verbunden hatten, Royaliſten von Ueberzeugung und Mäßigung; es waren auch jene widerſpenſtigen Conſcribirten,

die vor Napoleon in die Gebirge geflohen, die Prieſter und ihre Gläubigen, welche von den Präfecten des Kaiſers in ihrem Gottesdienſt geſtört worden, jene Seeleute die in den Meeresſtürmen das Bild der Jungfrau anzubeten gelernt hatten, und die den Ruin zugleich dieſes ihres Glaubens und ihres Gewerbes der Revolution und Napoleon zuſchrieben. Die Vendée verbarg ihre Waffen; aber mit ihrer ganzen Organiſation, den Signalen von Pfarre zu Pfarre, erwartete ſie den Ruf des Königs; denn man hatte ihr geſagt, noch ſey die Revolution nicht beſiegt.

Ein Glück, wo man noch wartete. Nicht ſo in den Städten des Südens.

Als die erſte Nachricht von der Schlacht von Waterloo und ihren Erfolgen nach Marſeille gelangte, erhoben ſich die royaliſtiſchen Freicompagnien. Als hätten ſie die Stadt erobert, verfolgten ſie ihre Feinde — alle Anhänger der neuen Ordnung der Dinge, alles was zum Militär gehörte, ſelbſt die Offiziere auf Halbſold, ja die Reſte der Mamlucken — und weideten ſich daran ſie niederzumetzeln.

Als hierauf auch die ganze bewaffnete Macht des Südens, nachdem die Ereigniſſe völlig entſchieden waren, ſich für den König erklärt hatte, ward der Marſchall Brune, der ſich ſo eben unterworfen, bei ſeiner Ankunft in Avignon entſetzlich hingewürgt; wer auf irgend eine Weiſe dem Kaiſerthum oder der Revolution angehört hatte, war den bewaffneten Banden verfallen, welche die Stadt und ihr Gebiet Rache ſchnaubend durchzogen.

Im Auguſt kam es zu den Wahlen. St. Aulaire hat ſpäter einmal auf der Tribune geſchildert, wie ſie vollzogen wurden. Am 21ſten, ſagte er, ſollten die Wahlen im Gard Statt finden. Am 17ten wurden dreizehn Wähler ermordet; und die übrigen entwichen voll Entſetzen in ihre Berge. [1])

Dieſe Bewegung konnte ihrer Natur nach doch nur wider

[1]) Séance du 20 mars 1819. Lesur Annuaire II, 71.

den Atheismus der Revolution gehen; allein sie nahm — und es wäre nicht zu erklären, wofern nicht allem ein dunkler vernunftloser Antrieb zu Grunde gelegen hätte — eine entsetzliche Richtung wider die Reste der Protestanten im südlichen Frankreich. Gleich als hätten diese an den Gräueln der Revolution besonderen Antheil genommen, gleich als wären nicht vielmehr unter 130 Schlachtopfern Robespierre's im Gard hundert Protestanten gewesen. Jene Wähler, die man im Gard mordete, waren Protestanten. In Nimes wurden die alten Verfolgungen erneuert, man brachte — wer sollte es glauben — der Bartholomäusnacht ein Lebehoch. Sey es immer, wie ein im englischen Parlament in der Absicht, eine Verwendung zu Gunsten der Protestanten zu verhindern, vorgetragener Brief versichert [1]), daß in Nimes nicht mehr als 300, in den Departements nicht mehr als 1000 Menschen ermordet worden; schon dies wie entsetzlich ist es! der blutige Trestaillons erwarb hier jene furchtbare Celebrität, die ihn, man kann es voraussagen, durch alle Jahrhunderte begleiten wird.

Einen Augenblick that wohl die Verwendung der großen Mächte und das Einschreiten ihrer Armee diesen Gräueln Einhalt; aber noch im November wurden die Protestanten an dem nemlichen Tage zur nemlichen Stunde in Alais, St. Amboise und Nimes in ihren Kirchen überfallen, noch im Dezember erlebte man Ermordungen: das Jahr darauf erneuerten sie sich.

Mußte die Rückkehr des legitimen Königs, welcher Friede und Gesetz zurückzubringen kam, mit so entsetzlichen Gräuelthaten seiner Anhänger verbunden seyn!

Für den Gang der Ereignisse war es leider nur von allzu großer Bedeutung.

Es ist nicht zu berechnen, welchen Einfluß auf alle europäi-

---

[1]) Castlereagh trug ihn am 23 Mai 1816 vor. M. s. überhaupt Sir Sam. Romilly's Motion und die darauf erfolgten Debatten.

schen Angelegenheiten die öffentliche Meinung ausübt. Zwar würde man fehlen, wenn man ihr den Besitz der Wahrheit zuschriebe; allein so lange sie ungeirrt ist, entwickelt sie doch jenes sittliche Gemeingefühl, das schon in kleineren Gesellschaften das Verbrechen ausstößt. Sie ist eine Macht: zwar soll man sie nicht scheuen, wenn man Recht hat; aber furchtbar ist es, sie durch Excesse zu reizen.

Unter den Umständen, welche die öffentliche Meinung in ganz Europa der königlichen Sache entfremdeten, standen diese Ereignisse ohne Zweifel oben an. Leider wurden in der Deputirtenkammer Gesinnungen ausgesprochen, welche mit jenen Gräueln eine geheime Analogie zu haben schienen. [1])

Verhandlungen über die Amnestie.

Kein Unbefangener wird die Hinrichtung Ney's und Labedoyere's zu den Reactionen rechnen wollen. Wenn die Capitulation sie nicht rettete, so waren sie nicht zu retten. Selbst Napoleon auf St. Helena fand die Vertheidigung Ney's unzureichend, ja erbärmlich.

Auf ganz andere Dinge als auf die Bestrafung einiger Oberhäupter des Abfalls kam man bei dem Gesetz über die Amnestie zu sprechen.

Als der König in seiner ersten Proclamation der künftigen Kammer überließ, die Schuldigen zu bezeichnen, glaubte er dem

---

[1]) Diesen Eindruck machte wenigstens die bekannte Scene, bei der Mr. Levoyer d' Argenson zur Ordnung gerufen wurde. Er hatte nur gesagt: „Les autres (rapports) ont déchiré mon âme en annonçant que des protestans ont été massacrés dans le midi.“ Lacretelle (Histoire de France depuis la restauration I, 394) führt einige hierauf erfolgte Aeußerungen an, die wenigstens der Moniteur (24 October) nicht hat.

liberalen Prinzip eine Conceſſion zu machen. Der Erfolg war, daß das entgegengeſetzte die Initiative in dieſer Sache ergriff.

Zuerſt nahm Labourdonnaye, nicht ohne ſich, wie man verſichert, vorläufig mit den leitenden Mitgliedern der Kammer einverſtanden zu haben, hierüber das Wort. Er erklärte die Proſcriptions-Liſten vom 24ſten Juli für unzureichend und nur gemacht, um die Aufmerkſamkeit von den eigentlichen Schuldigen abzulenken. Wie viel weiter reichten die Ausſichten die er eröffnete. „Die Verſchwörung durch welche Napoleon zurückgekommen, ſagte er, ſey nicht allein, wie man glauben machen wolle, das Werk der Soldaten, ſondern noch mehr der höheren Civilbeamten, die man nicht nenne, geweſen; jener Menſchen die nahe dem Thron, Miniſter der Gewalt, im Vertrauen des Uſurpators, die Leitung verrätheriſcher Anſchläge während ſeiner Abweſenheit in Händen behalten. An dieſen Veteranen der Revolution müſſe man ein Exempel ſtatuiren, an dieſen Verſchworenen, die mit Reichthum, Macht und Ehre geſättigt, ſo viel ehrgeizige Nacheiferung erweckt; dieſe müſſe man von der Höhe ſtürzen, auf welche ſie durch ihre Verbrechen gehoben worden. Es ſey eine und dieſelbe mit Verbrechen bedeckte Genoſſenſchaft, welche 1792 den Thron geſtürzt und das Jahr darauf den Schrecken organiſirt habe; durch die nemliche ſey die Gewalt in die Hände von fünf unfähigen Directoren gegeben, ihnen wieder genommen und auf das Haupt des Tyrannen gelegt worden; mit dem ſey ſie gefallen, aber im letzten März wieder mit ihm aufgeſtanden; jezt aufs Neue in ſeinen Sturz verwickelt, bewege ſie ſich noch, um die Gewalt wieder zu ergreifen und ſie auf ein vielleicht noch ſchuldigeres Haupt zu übertragen.“ [1])

Nicht allein die unmittelbaren Anhänger Napoleons, ſehen

---

[1]) In dem Moniteur findet ſich dieſe Rede nicht. Die histoire de la restauration giebt nur einen ſchwachen Auszug, der lange nicht hinreicht. Ich habe mich des Journal des Débats bedient, 1815, 19 November.

wir, will er angreifen, sondern die Theilnehmer an der Revolution überhaupt, alle ihre Häupter. Ausdrücklich schlug er vor, drei Classen von Menschen (es sind die Kategorien) von der allgemeinen Verzeihung auszunehmen: die Inhaber der großen Würden im Militär und in der Verwaltung, welche die Regierung des Usurpators ausgemacht, — die Generale, Kriegsbefehlshaber und Präfecten, die noch vor einer gewissen Zeit sich auf dessen Seite geschlagen, — endlich jene Regiciden, „kaum wage er sie Menschen zu nennen, welche die Existenz die nur eine Wohlthat des Fürsten gewesen, gegen diesen ihren Wohlthäter mißbraucht, dem Usurpator gedient und seine Acte unterzeichnet." In der That, eine Proscription von größtem Umfang. Auch nachdem diese Vorschläge von der Commission etwas ermäßigt worden, hätte sie doch, wie man berechnet hat, bei 900 Personen umfaßt.

Nicht Alle aber waren dieser Meinung, — weder alle Mitglieder der Kammer, noch auch der König oder sein Ministerium. Der heftigen Majorität gegenüber trug Richelieu auf eine Bestätigung der Verordnung vom 24sten Juli und die Entfernung der Napoleoniden, auf nichts weiter trug er an.

Von so entgegengesetzten Puncten begannen die Discussionen. Natürlich gingen sie weit auseinander.

Die Einen empfahlen Milde, die Andern forderten Strenge; die Einen riefen die Gnade Heinrichs IV, die Andern die unnachsichtigen Maaßregeln des Cardinals Richelieu ins Gedächtniß.

In Bezug auf die Regiciden bezogen sich jene auf die ursprüngliche Vergebung, die der König-Märtyrer ausgesprochen; „ein späteres Verbrechen könne schwerlich eine frühere Verzeihung ungültig machen." Die Andern glaubten sich nicht hieran kehren zu müssen, sie warfen die Frage auf, ob man strenger seyn dürfe als der König. „Allerdings, antwortete Bethisy, man darf es, ja zuweilen mu man es. Die Kammer ist verpflichtet, die alten Bollwerke der Monarchie unaufhörlich zu vertheidigen;

ſo gebietet die Ehre, ſelbſt auf den Fall, daß der König mißvergnügt ſeine gütigen Blicke von ihr abwenden ſollte; man wird rufen wie die Einwohner des Weſtens: es lebe der König! wenn gleich —" [1])

Nicht allein aber auf Gnade und Erbarmen kam es hier an. Die Majorität der Kammer beabſichtigte eine Vernichtung der in der Revolution emporgekommenen Prinzipien in ihren Urhebern und in den Oberhäuptern ihrer Bekenner. „Solle man nur die Böſen ſicher ſtellen, niemals die Guten? Nein noch heute wie zur Zeit der Maſſillon und Boſſuet halte es Frankreich für ein ſtrafwürdiges Verbrechen, ſeinen König zu verrathen. Die göttliche Vorſehung überliefere ihren Händen die Anſtifter des Unglücks und der Verbrechen; ſolle man dieſelben im Genuß ihrer Ehre und ihrer Reichthümer von ihren Sclaven umgeben immerfort neue und gefährliche Anſchläge ſchmieden laſſen?"

Und hier kamen ſie auf einen Punct, der von allen leicht der wichtigſte ſeyn mochte.

Schon Labourdonnaye hatte auf eine Sequeſtration der Güter der Schuldigen angetragen; die Commiſſion ging noch einen Schritt weiter, ſie wollte dieſe Güter unter dem Titel einer Entſchädigung einziehen und ſie zur Bezahlung der Contributionen verwenden. [2])

---

[1]) Discours de Mr. de Bethisy, séance du 6 janvier. Er iſt dafür berühmt. Aber ſchon hatten viele Andere ſich ähnlich ausgedrückt. Ce que le roi n'a pu vouloir (par sa clémence) ſagte Piet 27 Oct, c'est à vous à le vouloir: c'est à vous à garantir ce roi.

[2]) Artikel 5 in dem Entwurfe der Commiſſion. Dans les poursuites qui pourront avoir lieu en vertu des articles précédens, le trésor public se portera partie civile par ses agens pour requérir contre les accusés, s'ils sont jugés coupables l'indemnité du préjudice causé à l'état. Le produit de ces condemnations pécuniaires sera appliqué au paiement des contributions extraordinaires de guerre. Corbière motivirte dies im Namen der Commiſſion 27 December mit den kurzen Worten: Une demande qui vous est parvenue de toutes parts, est celle, de soumettre à une

„Wie?" verſetzten die Gegner, „iſt dies nicht eine neue, nur wenig verſteckte Confiscation? Man ſagt wohl, die Revolutionnäre haben confiscirt und würden es heute nochmals thun, wenn ſie die Gewalt hätten. Aber eben darum! Ihrem verhaßten Beiſpiele ſoll man nicht nachfolgen; man ſoll Alles vermeiden, was auch nur den Schein hätte, als könne man das thun."

Gewiß von allen Garantien, welche die Charte dem beſtehenden Zuſtande gab, war die Abſchaffung der Confiscation die nachdrücklichſte. Die königliche Staatsgewalt verzichtete dadurch auf das Recht, vermöge deſſen ihre revolutionnären Vorgänger die alte Ordnung der Dinge und den ganzen Beſitz umgewandelt hatten.

Dieſe Garantie aufheben oder nur antaſten und zugleich über eine ſo große Anzahl ausgezeichneter Männer das Schuldig ausſprechen, hätte einer Reaction Thür und Thor eröffnet, von der nicht abzuſehen war, wohin ſie führen konnte. Es galt nicht allein Begnadigung oder Verdammung von ein paar Einzelnen: es galt die Sicherheit des Beſtehenden, aller Hervorbringungen der letzten Jahre überhaupt.

Nicht leicht war es dieſen Sturm zu beſchwören. Richelieu mußte mit den Oberhäuptern dieſer Majorität wie mit einer Macht unterhandeln. Endlich wurden die Kategorien, obwohl nur mit einer ſchwachen Ueberzahl; mit einer ſtärkeren wurden die Schadloshaltungen verworfen. In dem dritten Puncte aber gab das Miniſterium nach. Beinahe einſtimmig hatte die Kammer das Exil der Regiciden, die ſich wieder zu Napoleon geſchlagen hatten, das immerwährende Exil derſelben votirt. Nach langer Weigerung und nur aus dem Grunde, weil es der Wunſch des Landes ſeyn müſſe, was die Deputirten, die ſo be-

---

indemnité pécuniaire ceux qui seront reconnus pour les principaux auteurs de la rebellion.

sonders verpflichtet die Wünsche desselben dem Könige vorzutragen, fast einmüthig beschlossen hätten, gab dies der König zu.

Schon dies allein aber machte eine sehr aufregende Wirkung. Hatte nicht Richelieu gesagt, das königliche Wort in Einem Puncte festgehalten, gebe Sicherheit für alle andern? Und nun ließ er gerade diesen einen Punct fallen. Alle, welche die Zusatzacte unterzeichnet, alle Käufer der Nationalgüter fingen an sich zu fürchten. „Der erste Schritt ist geschehen," sagten sie, „und nur der erste Schritt ist schwer."

Diese Befürchtungen verstärkten (um es zusammenzufassen) die Opposition, welche die abgesetzten Beamten, die entlassenen Soldaten ganz von selber bildeten; sie vermehrten die Aufregung, welche durch die Reaction im Süden und die ihr analog scheinenden Aeußerungen in der Deputirten-Kammer hervorgebracht war.

Wahlgesetz. Budget.

Und doch war diese Wirkung weder die einzige, noch vielleicht die gefährlichste.

Wenn wir bemerkt haben, daß alle Staatsgewalten royalistisch constituirt worden, so fehlt doch viel daß bei sämmtlichen Mitgliedern derselben die nemliche Meinung geherrscht hätte.

Nicht als wäre ein Jeder mit einer ihm eigenen, voraus bedachten angekommen. Erst im Laufe der Verhandlungen setzten sich zwei Abstufungen auseinander, die man im Allgemeinen als die der Heftigen und der Gemäßigten bezeichnen kann.

Bezeichnungen jedoch, die wie man sieht nur durch ihr Verhältniß etwas bedeuten.

In der That finden wir das merkwürdige Geständniß der Gemäßigten, daß auch sie nicht ohne Aufregung gegen die Revolution und die Urheber der hundert Tage angekommen, aber

durch die Richtung, welche sie einschlagen sahen, erschreckt worden und einen Schritt zurückgetreten seyen. [1])

Den Heftigen bedeutete die weiße Fahne eine so viel möglich vollkommene Restauration. Es waren die Edelleute der Provinz, die Hofleute des Pavillon Marsan, von der Gesellschaft des Grafen Artois. Mehr mit dem Geiste der Chevalerie als strenger Unterthanspflicht widmeten sie ihre Verehrung dem König und ihre Neigung der Verfassung der alten Monarchie, vornehmlich jenen Instituten derselben, die eine gewisse Selbständigkeit der zweiten Gewalten in sich geschlossen hatten. Lebhaft von Natur, muthig durch ihre Anzahl, gehoben durch den Gang der Ereignisse, nicht ohne entschiedene, wiewohl etwas ausschweifende Talente, gingen sie von Schritt zu Schritt weiter. Ihre Salons entwickelten die Leidenschaften der Clubs.

Wenn man sagen kann, daß sie die Prinzipien der Revolution vernichten wollten, so war es die Absicht ihrer Gegner, eben diese Prinzipien nur zu unterwerfen ohne sie zu vernichten, sey es durch eine Versöhnung mit dem Institut so vieler Jahrhunderte der Legitimität, sey es durch eine Gründung neuer Einrichtungen, in denen die Prinzipien der Freiheit, wie sie das Jahrhundert verstand, und des Königthums vereinigt wären. Jene faßten eine unbestimmte Zukunft, diese die Gegenwart und ihre Forderungen ins Auge.

Es ist in der Regel das Schicksal der zum Siege gelangten Parteien, über den Sieg zu zerfallen. Diese Entzweiung umfaßte die drei constituirten Gewalten und Alles was von ihnen abhing. Mitten hindurch schnitt sie. Die Majorität in dem Ministerium und unter den Pairs war so gemäßigt wie die Minorität der

---

[1]) Lacretelle Histoire de France depuis la restauration I, 412: J'ai ouï quelques-uns de ceux qui marchaient au premier rang de cette opposition (der Minorität) avouer qu'eux-mêmes auraient été disposés à quelque irritation, si les principes de la majorité ne les eussent frappés d'une salutaire épouvante.

Deputirten. Die Majorität der Deputirten dagegen fand in der Minorität der beiden andern Gewalten Anhänger und Freunde. Wie es aber die Natur constitutionneller Verfassungen ist, alle Fragen in einen Streit zwischen Ministerium und Deputirten zu verwandeln, so stellte sich auch diese Spaltung gar bald als ein Kampf der Minister und der Kammer dar. Schon in der Verhandlung über das Amnestiegesetz sprach sich dies aus.

Noch mehr mußte es hervortreten, sobald man auf Fragen kam, welche die Rechte der Gewalt und der Abgeordneten unmittelbar berührten: zumal in so wichtigen Sachen wie Budget und Wahlgesetz sind, zu denen die Entwürfe noch im Dezember vorgelegt wurden.

Was kann es für eine repräsentative Monarchie wichtigeres geben als ein Wahlgesetz? Da die in diesem System entscheidende Gewalt der Deputirten von den Wählern ausgeht, so werden erst diese als die eigentlichen Bürger mit vollem Bürgerrecht angesehen werden können. Alles kommt darauf an, die Wähler richtig zu bezeichnen. Hierin liegt der Nerv des ganzen Organismus, es ist die Grundlage jeder möglichen Entwickelung.

Wenn man gesagt hat, es könne hundert gleich gute Entwürfe eines Wahlgesetzes geben, wenn man damals hat bemerken wollen, daß so zu sagen jeder Deputirte seinen eigenen gehabt, daß die Reden in der Regel nicht mit der Formel „ich stimme für oder wider", sondern mit einem abweichenden Vorschlage geschlossen worden seyen, so waren es doch in der That im Ganzen nur zwei Ansichten, die einander entschieden entgegen liefen. Es ist wichtig ihren Unterschied zu bemerken.

Die Regierung wünschte zwei Grade der Wahl einzurichten: einen unteren der Cantone, in welchem sie den 60 meist Besteuerten einige Angestellte, Friedensrichter, Pfarrer, Präsidenten von Rathscollegien und Gerichtshöfen hinzufügen wollte; den obern der Departements, in welchen den 60 meist besteuerten Grundbesitzern einmal die Candidaten der ersten Wahl, so-

dann die zehn reichſten Negotianten, endlich aber wieder Präſidenten der Collegien und Conſiſtorien, Generalprocuratoren und ähnliche Beamte zur Seite treten ſollten.

Es iſt offenbar, daß eine ſolche Einrichtung die Wahl groſſentheils der Regierung in die Hände bringen mußte; es konnte Niemand beikommen, dies zu läugnen oder zu verheimlichen. Vaublanc eröffnete ſeine Erörterung mit dem Satze Montesquieu's, daß in der Monarchie jede andere Gewalt der höchſten untergeordnet ſeyn müſſe. Da es nun, ſagte er, keine wichtigere Gewalt gebe als die der Wähler und keine der Krone gefährlicher werden könne, ſo habe man dieſelbe unfehlbar in Abhängigkeit zu halten. [1]) Die Commiſſäre des Königs bemühten ſich, die Befürchtungen die dies erregen konnte, zu zerſtreuen. Auch jene Beamten, bemerkten ſie, ſeyen doch freie Männer: der Maire werde zwar von dem Könige gewählt, aber immer unter denen, die der Wunſch der Einwohner bezeichne. Könne man irgendwo eine größere Freiheit der Meinungen vorausſetzen als bei dem Richter, welcher unabſetzbar ſey, bei dem gewiſſenhaften, ehrwürdigen Pfarrer? [2]) Auch ſey ja der Einfluß der legitimen Gewalt auf die Wahlen mit Richten eine Gefahr. Wolle man daraus, daß der Uſurpator ein eiſernes Joch ſo gut auf den legislativen Körper als auf die ganze Nation gelegt habe, einen Schluß gegen die väterliche Regierung des Königs ziehen?

Jedoch was man auch ſagen und vorbringen mochte, ſo votirten alle Büreaus der Kammer einſtimmig gegen dieſen Entwurf. Man hat die Majorität der Deputirten ultraroyaliſtiſch genannt; ſie war das jedoch nur inſofern die Ausdehnung der

---

[1]) Discours prononcé à la tribune par S. Exc. M. le comte de Vaublanc, ministre de l'intérieur. Moniteur 20 Décembre 1815. Wir können nicht annehmen, daß er ſich dasjenige habe entſchlüpfen laſſen, worauf ſein ganzes Räſonnement beruhte.

[2]) Becquey (l'un des commissaires du roi) 22 Févr. 1816.

königlichen Macht zu ihren Gunsten, zu ihrem eigenen Vortheil gereichte. Niemals hat eine Versammlung die Rechte von Abgeordneten auf Unabhängigkeit, Selbstbestimmung und Widerstand gegen die höchste Gewalt unumwundener in Anspruch genommen. Mit unbeschreiblichem Eifer drang sie auf das Axiom, daß eine Kammer die Meinung des Volkes auszudrücken habe. Werde es aber dann nicht nothwendig, alle Bürger so unabhängig wie möglich concurriren zu lassen, um die Deputirten zu ernennen, deren Wahl eben das Ergebniß jener Meinung seyn solle? — Auch die Kammer nahm zwei Grade der Wahl an. Der untere sollte ohne Weiteres Alle umfassen, deren directe Steuer 50 Franken betrage; der obere die Candidaten dieser Wahl und alle die, deren directe Steuer sich wenigstens auf 300 Franken belaufe; um Deputirter zu werden, würde ein Steuerquantum von 1000 Franken erforderlich seyn.

Hier ist denn von keiner Gegenwart eines Beamten, von keinem Zusatz eines Präfecten die Rede, und die Regierung würde keinerlei Einfluß auszuüben im Stande seyn. „Wie sollte sie das auch? sagte Labourdonnaye; sollen die Deputirten durch eine Dazwischenkunft des Fürsten gewählt werden, dem sie die Steuern zu bewilligen haben, oder durch die Wahl des Volkes, welches dieselben bezahlen muß? durch den Einfluß der Minister, deren Betragen sie beaufsichtigen sollen, oder durch das Volk, dessen Interessen sie verfechten?“ [1])

Wir erstaunen. Den nemlichen Labourdonnaye, der so eben die Revolution in allen ihren Wirkungen mit so lebhafter Heftigkeit angegriffen hat, sehen wir mit nicht minderem Eifer die

---

[1]) M. de la Bourdonnaye 23 Février 1815, Auszug im Moniteur 25. Le plus important lui semble être de constituer véritablement et nécessairement une chambre des députés, l'organe principal de l'opinion et des intérêts du peuple, et de faire des membres qui composent cette chambre autant des mandataires dévolus à la nation.

Prinzipien vertheidigen, auf welche jene ihre Anmaaßungen am meiſten gründete. Auf der einen Seite bekämpft er ſie: auf der anderen ſchlägt er ſich ſelber zu ihr.

Täuſchten ſich etwa dieſe Wortführer wirklich über die Natur der Dinge? War es vielleicht nur Haß gegen die Miniſter die ihnen Widerſtand leiſteten, was ſie hiezu antrieb? Oder hätten ſie ſich in der That mit Grunde ſchmeicheln dürfen, daß ſie kraft der Natur der Einrichtungen, die ſie vorſchlugen, den Platz behaupten würden?

Betrachten wir die Sache genauer, ſo hätte ihr Syſtem doch keinesweges gedient, die Kammer zum Ausdruck jener öffentlichen Meinung zu machen, welche ſich in den Städten bildet und die Salons beherrſcht; es hatte ein ganz anderes Ziel. Man muß, ſagte Villèle, die unterſten Stufen der Geſellſchaft in ihrem innigen Verhältniß zur Ariſtokratie wieder auferwecken. Darauf war die Annahme eines ſo geringen Cenſus um an der Wahl Theil nehmen, und die Beibehaltung eines ziemlich bedeutenden um gewählt werden zu können, berechnet; daher kam es auch, daß Corbière jenen noch auf die Hälfte herabzuſetzen, Labourdonnaye dieſen noch zu erhöhen vorſchlug: Entwürfe die einander zuwider zu laufen ſcheinen und doch ſehr gut übereinſtimmen. Eine Kammer auf dieſe Art zuſammengeſetzt, hätte nicht ſowohl die öffentliche Meinung als das Uebergewicht des großen Eigenthums über das kleine repräſentirt.

Eben dahin aber zielten ſie; in dieſem Verhältniß hatten ſie ihre Wurzel.

Sie ſetzten dies freilich nicht durch; die Pairskammer verwarf ihr Project, aber nicht minder mußte dieſelbe auch das Project der Miniſter, das von den Deputirten ſo ganz und gar umgewandelt worden, verwerfen: und ſchon hierin liegt, wenn ich nicht irre, ein ſehr wichtiger Erfolg.

Nicht als ob der miniſterielle Entwurf beſonders glücklich combinirt geweſen wäre: man kann es nicht ſagen; allein er

ſprach eine Idee aus, deren Annahme in dieſem Wendepuncte der europäiſchen Dinge die größte Bedeutung gehabt hätte.

Noch war der Verſuch einer eigentlich repräſentativen Monarchie niemals ernſtlich gemacht worden; man weiß, daß die engliſche Verfaſſung wenigſtens bisher auf ganz andern Grundlagen beruhte. Im Jahre 1815 war Jedermann der Meinung, daß es in unſern Staaten verſchiedene von einander abgeſonderte Gewalten geben müſſe; nicht ſo entſchieden war man, ob eine von ihnen ſo geradezu auf das Prinzip der Repräſentation gegründet werden ſolle.

Ich finde doch merkwürdig, daß vorzugsweiſe Männer, welche den Formen des Staates das tiefſte Studium gewidmet hatten, ohne Umſchweif läugneten, daß die franzöſiſche Deputirtenkammer eine Repräſentation ſey. Dazu, ſagte Royer Collard, ſey die Wahl derſelben nicht angethan; es wähle hier weder die ganze Bevölkerung, noch wähle ſie zu einem beſtimmten Zweck mit ausgeſprochenem Auftrag. Ja, wäre es ſo, ſo würde darin die größte Gefahr liegen. Sey nicht dieſe magiſche Lehre von der Repräſentation das unwiderſtehliche Werkzeug, durch welches ſchon einmal alle Barrieren umgeſtürzt, der Thron zerſtört, die Geſellſchaft aufgelöſt worden? Nein, fährt er fort, die Kammer iſt keine Repräſentation, ſie iſt eine Gewalt; ſie iſt nicht durch ein der Charte vorausgegangenes, ſondern durch ein von dieſer begründetes Recht bedingt; ſie hat nichts auszudrücken als ihre eigene Meinung; das Mandat iſt ihr verboten. Auch iſt ſie es nicht, welche die nationalen Freiheiten ſichert. Deren Garantie liegt in dem König ſo gut wie in den Kammern, in der erblichen Kammer ſo gut wie in der gewählten; aus der Gemeinſchaftlichkeit der Gewalten geht ſie hervor. Will man etwa die Doctrinen durch deren Exploſion man zu Grunde gegangen iſt, aus den Trümmern des geſellſchaftlichen Gebäudes ſorgfältig hervorziehen, um ſie in die Grundlage des neuen aufzunehmen?" [1])

[1]) Opinion de Mr. Royer-Collard 24 Février. Ich bemerke noch

Der ministerielle Entwurf eines Wahlgesetzes war dadurch bedeutend, daß er diese Idee aussprach und ins Leben geführt hätte. Indem er die Möglichkeit freier Formen gewährte, beugte er doch den verderblichen Schlußfolgen, die von der Unabhängigkeit der Repräsentation auf die Unumschränktheit der Majorität und auf das höchste Ansehen der souveränen Nation führen, glücklich vor. Allein es war, als ob Europa dem Geschick nicht entgehen sollte, alle diese gefährlichen Versuche noch einmal durchzumachen. Eine Kammer trug dazu bei, welche ähnlichen Ideen wie man sie befestigen wollte, ihren eigenen Ursprung verdankte; jetzt aber, trunken von ihrem Bestehen, wollte sie auf dieselben nicht weiter zurückkommen und keinerlei Abhängigkeit anerkennen. Mit Verwunderung bemerken wir, wie sie sich immer wieder auf die Natur der repräsentativen Verfassung, auf die Meinung des Landes, diese Königin der Welt, und auf die Herrschaft beruft, die derselben gebühre. Sie beruft sich darauf, sie die von der Meinung zurückgestoßen, von der großen Menge verabscheut war!

Während man hier um die Prinzipien, um die Grundlagen zukünftiger Entwickelung stritt, hatte sich der Kampf bereits an einem andern Punkte über die realsten und gegenwärtigsten Forderungen, über das Budget, eröffnet.

Ohne Zweifel forderte die Lage des Landes außerordentliche Hülfsmittel: es war ein Rückstand der vorigen Jahre zu decken, der sich auf beinahe dritthalb hundert Millionen belief; es war eine außerordentliche Contribution von hundert Millionen zu regularisiren, die im August war erhoben worden, überdies hatte

---

folgende Stelle. La dénomination de gouvernement représentatif — visiblement importée quand elle conviendrait plus ou moins ailleurs — est donc fausse et trompeuse chez nous: à moins qu'il ne soit bien convenu, que par là on n'entend rien de plus qu'un système de gouvernement dans lequel la puissance législative est divisée en trois branches dont une élective.

man die Bedürfniſſe des laufenden Jahres, des Credits, der wieder emporzubringen war, endlich die Verpflichtungen gegen die Verbündeten vor ſich. [1])

Wohl ſah die Kammer ein, daß dieſe Bedürfniſſe gedeckt werden müßten. Allein über die Art wie es zu thun, war ſie einer ganz andern Meinung als die Miniſter.

Wenn dieſe die Grundſteuer noch einmal erhöhen wollten, ſo ſchien ihr das eine Fortſetzung der Maaßregeln Napoleon's. Schon Bonaparte, klagte ſie, habe die Eigenthümer zu wahren an die Scholle gebundenen Sklaven gemacht; jetzt aber werde er weit übertroffen. Sie wollte berechnen, der Miniſter fordere in einem Jahre 550 Millionen von dem Landeigenthum.

Faſt noch bedenklicher war es ihr, daß auf den Verkauf von 400,000 Hectaren Waldung, den allerdings die Kammer von 1814 ſchon zu drei Viertheilen genehmigt hatte, angetragen wurde. Dieſe Waldungen hatten der Geiſtlichkeit gehört; die noch nicht verkauften Communalgüter ſollten dazu geſchlagen werden. Schien dies nicht eine offenbare Fortſetzung des während der Revolution ſo gewaltſam durchgeführten Verkaufs der Nationalgüter zu ſeyn? [2])

Die beiden Gewalten befanden ſich, wie wir ſehen, in dem entſchiedenſten Gegenſatz. Durch alle Zweige der öffentlichen

---

[1]) Ausführlicher Bericht Corvetto's an den König, welcher die Grundlagen der geſammten Discuſſionen. Supplément au Moniteur 24 Décembre 1815.

[2]) Rapport fait au nom d'une commission spéciale par Mr. de Corbière dans la Séance du 9 Mars. Man bemerke ſeine geſchickte Vertheidigung der Communen. Les communes ont le privilége de la minorité et c'est l'état qui est spécialement chargé de veiller sur leurs intérêts, de conserver leurs droits, d'exercer envers elles l'autorité protectrice de tuteur. Et ce serait le tuteur qui pour acquitter ses dettes vendrait les biens du mineur. Wie denn dieſer ganze Bericht voll Geiſt und Klarheit iſt. Moniteur 13 Mars.

Verwaltung griff er hindurch. Man sah zwei Systeme einander gegenüber, von denen es sich bald entscheiden mußte, welches das stärkere sey.

Noch hielten sie einander die Wage, doch brachte die Natur der Verfassung mit sich, daß die Kammer im Vortheil war.

Man hatte ihr das Exil der Regicíden nachgegeben. Sie setzte durch, daß die Minister vom Verkauf der Waldungen abstanden, ja die Rückgabe der noch nicht verkauften Güter an die Communen genehmigten. Als der Wahlentwurf zurückgewiesen worden, gelang es ihr doch die Bestimmung festzusetzen, daß die Deputirtenkammer alle fünf Jahre, wie die Charte andeutete, aber nur im Ganzen und auf einmal erneuert werden solle.

Allgemeine Vorschläge.

Welche Aussichten eröffnete allein diese letzte Bestimmung.

Als einmal von der Unabsetzbarkeit der Gerichtsbehörden die Rede war, genehmigte wohl die Kammer die Annahme dieses Grundsatzes, aber mit schlauer Gewandtheit fügte sie hinzu: „erst nach dem Verlauf eines Jahres". Natürlich hoffte sie während dieses Jahres die Justiz mit Männern ihrer Partei erfüllen zu können.

Wie viel wichtiger aber war es, wenn sie ohne Erneuerung, ohne einen Zusatz der die Majorität gefährdet hätte, fünf Jahre lang die Rechte einer Deputirtenkammer ausüben durfte, Rechte, die sie so ungeschmälert in Anspruch nahm, wie irgend eine revolutionnäre Theorie es jemals beliebt hatte. Was sie bis jetzt vorgeschlagen, war keinesweges ihr letztes Wort. „Erst mit der Zeit", sagte Villèle, „könne man Institutionen wieder herstellen". Wie oft ist gesagt worden, an die nächsten Jahre ihrer Sitzungen knüpfe sich die ganze Zukunft von Frankreich!

Es ist wohl der Mühe werth, daß wir uns das Ziel das sie verfolgt, deutlicher vor Augen zu legen suchen.

Man darf sich nicht wundern, daß sie sich bei Gelegenheit des Budgets so unerschütterlich bewies. Gerade ihre entschiedensten Richtungen kamen dabei ins Spiel.

Hauptsächlich ihre Absicht, die Geistlichkeit wieder emporzubringen.

Mirabeau hat gesagt: „wollt ihr die Revolution machen, so müßt ihr Frankreich dekatholisiren". Und gewiß, eines der wesentlichsten Elemente der Revolution ist ihre Feindseligkeit gegen die Geistlichen; einer ihrer wichtigsten Erfolge der Ruin derselben gewesen.

Nunmehr drückte man sich anders aus. „Es giebt kein Heil für den Staat", sagte St. Romain, „ohne die völlige Vernichtung von allem, schlechthin von alle dem, was die Revolution im Widerspruch mit der Kirche hervorgebracht hat. Ohne dies wird weder Religion noch gute Sitte jemals wieder die Oberhand bekommen." [1]) Ein Anderer, Roux de Laborie, ergoß sich in Lobeserhebungen des alten Instituts der französischen Kirche. „Die Meisten von uns", rief er aus, „haben jenes prächtige Gebäude noch stehn sehen, das Werk des Himmels, der Zeit, der Könige und unserer Väter, — diesen schönen Theil der Größe der Nation, welchen Frankreich stolz war Europen zu zeigen, dies Denkmal zugleich von Reichthum, Macht, Ansehen, Ruhm und Genie." [2])

---

[1]) Discours de M. Murald de St. Romain sur l'instruction publique et l'éducation. 31 Janvier 1816.

[2]) Rapport fait au nom de la commission centrale par M Roux de Laborie sur la proposition de M. de Blangy tendante à améliorer le sort des ecclesiastiques: Comité secret du 1 Février. „Votre commission a cru, que malgré la timide expression de M. Mangy — — les besoins étaient si urgens —, le péril si imminent, qu'il fallait vous proposer des mesures promptes, actuelles, efficaces."

Die Kammer war überzeugt, hiemit dem Gemeinwesen einen großen Dienst zu leisten. Ihr Schluß war, ohne Unabhängigkeit gebe es keine Geistlichen, ohne Geistliche keine Religion, ohne Religion keine Moral.

Und nicht allein Unabhängigkeit, auch viele andere Möglichkeiten eines dauernden Einflusses suchte sie der Geistlichkeit zurückzugeben. Vor allem die Führung der Civilregister; denn der Pfarrer müsse zugleich eine Art von Magistratsperson seyn. Es war leicht gesagt, man brauche dabei nur auf die frühere, genau abgegrenzte Einrichtung zurückzukommen: es sey ein Attribut, das sich nie anders als vortheilhaft erwiesen habe. Die Veränderung wäre ungeheuer und ihre Wirkung nicht zu berechnen gewesen. [1]) Wenn jener Vorschlag, an den Bonald seinen Namen geknüpft hat, die Heiligkeit der Ehe wieder herzustellen — ein Vorschlag der wirklich zur Abschaffung der Ehescheidungen führte — dazu dienen sollte, wie er sagte, die Familie zu reconstituiren, so trug er doch auch bei, die Geistlichkeit in ihre verlorene Stellung zurückzubringen. [2])

Dann aber konnte man kein Bedenken tragen auch die Erziehung den alten Zuständen wieder anzunähern. Allerdings hatten jene Schulmeister, die man unter dem Einfluß der Revolu-

---

[1]) Vorschlag von Lacheze-Murel, 8 Januar. Im Moniteur finde ich gar keine, im J. d. Debats schwache Notiz hievon; etwas bessere bei Fiévée Session de 1815 p. 376. Erst nach der Revolution von 1830 hat man aus einer Rede von Lainé erfahren, daß hiegegen der persönliche Einfluß der Herzogin von Angouleme auf die Oberhäupter der Kammer in Anspruch genommen ward. M. Theodore Anne: Mémoires, souvenirs et anecdotes sur l'intérieur du palais de Charles X, T. II, p. 53, macht dies Verdienst nach Würden geltend.

[2]) Rapport fait au nom d'une commission centrale par M. de Trinquelague sur la proposition de M. de Bonald relative au divorce 19 Février. Unter andern: „Si la réligion n'est pas un vain nom dans l'état, si le trône doit essentiellement s'appuyer sur cette base sacrée —, la France — ne doit pas admettre le divorce.“

tionscomités nach Stimmenmehrheit erwählt und hernach bestehen lassen, nicht eben getaugt, die Grundsätze des Katholicismus zu verbreiten. Nirgend, sagte St. Romain, habe Bonaparte entschiedenere Anhänger gehabt als in den Lyceen, es seyen Institute des Atheismus und der Immoralität. [1]) Er trug darauf an, wenigstens Collegien und Pensionen, so wie die Seminarien unter die Aufsicht der Bischöfe zu stellen.

Es ist, wie man sieht, in diesen Entwürfen ein durchgreifender Zusammenhang. Familien und Gemeinen, Jugend und Alter wollte man wieder einem Einflusse unterwerfen, dem sie durch den Gang und Geist der Revolution entzogen worden waren; welch ein neues Ansehen mußte dies der Geistlichkeit verschaffen, zumal wenn sie wieder mit Eigenthum ausgestattet, eine unabhängige Grundlage der Existenz, eine freie und sichere Stellung erlangen sollte.

Und dies schloß sich ferner an ein anderes noch allgemeineres Bestreben der Deputirten. „Die vorgeschlagene Maaßregel", sagt Bonald, „beabsichtigt Frankreich auf einem wichtigen Puncte zu dem Territorialsystem zurückzuführen, das es unglückseliger Weise mit dem Fiscalsystem vertauscht hat". Es war die große Tendenz dieser Kammer, dem Landbesitz wieder eine eigene Bedeutung zu geben. Während der revolutionnäre Staat alle Bedürfnisse des königlichen Hauses, der Gerechtigkeit und der Religion, des Unterrichts und der öffentlichen Wohlthätigkeit dem Einzelnen zur Last fallen lasse, hob sie den Vortheil der großen Domänen und der Begründung der öffentlichen Institute auf Landbesitz hervor. Der Centralisation setzte sie sich aus allen Kräften entgegen.

So brachte sie denn auch das Bedürfniß einer gewissen Un-

---

[1]) Zum Beweis führt er an: révolte des lycées de Dijon, de Nancy, d'Amiens, de Versailles, de Nantes en 1814: mouvemens séditieux de mirmidons à Bordeaux, Moulins, Lyon etc.; en 1815 de faibles étudians furent tout-à-coup transformés en canonniers redoutables.

abhängigkeit der localen und der provinziellen Administration wieder zur Sprache. Villèle hat ausführlich dargethan, wie man nun schon lange Zeit und Jahr für Jahr immer mehr den Räthen der Departements, Bezirke und Gemeinen die Verwaltung ihrer eigenen Sachen entrissen habe, wie man 1814 unter dem König weiter gegangen sey, als jemals unter Napoleon. „Was ist", sagte er, „aus einer so großen Centralisation der Gelder und ihrer Gewalt erfolgt? Die laufenden Geschäfte nehmen die ganze Zeit der Minister dergestalt in Anspruch, daß sie keine übrig haben, um auf irgend eine Verbesserung zu denken. Der Strom reißt sie fort, ihre Büreaus sind mächtiger als sie selber, die Autorität, die man den Localbehörden genommen hat, wird von untergeordneten Schreibern ausgeübt." [1])

Hierin wohl mehr, als in ein paar persönlichen Reibungen liegt der Grund, weshalb sich die Abgeordneten einer neuen Einrichtung der Rechenkammer widersetzten. Wie könne man die Rechnungen einer Commune, welche 100 Lieues von Paris entfernt sey, von den Beamten der Hauptstadt beurtheilen lassen? Man führe an, jene Behörde habe in einem Jahre 8 Millionen Rechnungen zu verifiziren; eben dies sey es, weshalb man sie verwerfen müsse. Es gehörte ganz zu ihrem System.

Denn gewiß, es war ein System das sie verfolgten, wenn gleich nicht jenes, das man vorauszusetzen gewohnt ist.

Wie die Vorstellungen der Menschen nur allzuleicht von Namen abhängen, so hat der Name Ultraroyalisten bewirkt, daß man diese entschlossene Majorität für eine Anhängerin absoluter Ge-

---

[1]) Discours de M. de Villèle sur le projet de loi relatif à la levée des quatre premiers douzièmes des contributions. 13 déc. Uebrigens weiß man, daß die Initiative in dieser großen Angelegenheit schon von Fiévée ergriffen war. Sie ist dessen vornehmstes Verdienst. Auch nahm er die Rede Villèles vollständig in seine Geschichte der Session von 1815 auf. Später, in Besitz der Gewalt, hat Villèle freilich diese Ideen zur Seite liegen lassen.

walt erklärt hat. Auch verständige und einsichtsvolle Leute bezeichnen sie wohl so.

Nichts kann falscher seyn. Selbst wenn es sich so verhielte, wie eine gewisse Meinung annimmt, daß es nur dort Freiheit gebe, wo in dem Mittelpuncte des Staates Kammern und Verwaltung, eine Regierung durch Ernennung und eine Regierung durch Wahl einander gegenüber stehn, selbst dann hätte man Unrecht; nie gab es eine Kammer, die eine unabhängigere Stellung angenommen hätte.

Damit war sie jedoch noch nicht zufrieden. Wir sahen, wie sie alle intermediären Selbständigkeiten begünstigte. Sie wollte in der Geistlichkeit eine unabhängige, auf Grundbesitz basirte Corporation, nicht ohne ihren alten Einfluß auf Staat und Familie; sie nahm eine größere Berechtigung der Localverwaltungen, der Communen in Anspruch, sie wünschte eine zwar mit Bedacht und in ihrem Sinne zu Stande gebrachte, aber alsdann unveränderliche Gerichtsverfassung, „denn von dieser hange alles was echt französisch, König und Königthum, innere Ruhe und äußeres Ansehen ab"; wenn sie hiebei auf eine Revision der gesammten Gesetzgebung drang „nicht als ob dieselbe in allen ihren Theilen fehlerhaft sey, allein weil sie in allen Prinzipien enthalte, die man vertilgen müsse", so ist es noch merkwürdiger, daß sie sogar den Verlust der Parlamente bedauerte, „dieser Wächter der Grundgesetze der Monarchie". [1])

Nein! knechtisch kann man das nicht nennen. Alle alte In-

---

[1]) Kergorlay. Séance du 28 Oct. Il existait parmi nous certaines lois fondamentales qui ne pouvant être enfreintes par le législateur, temperaient les écarts de sa puissance. Ces lois fondamentales les parlements ne s'en considéraient-ils pas comme les gardiens? Ne s'attribuaient-ils pas le pouvoir et l'obligation d'examiner si les nouvelles lois n'étaient pas en quelque opposition avec les lois fondamentales? Er beklagt den Ruin dieses ehrwürdigen Gebäudes.

ſtitutionen der Monarchie, die wahrhaftig nicht zur Knechtſchaft eingeführt worden, ſah die Majorität in einem idealen Lichte, und dachte ſie wieder herzuſtellen. Ganz etwas anders hätten dieſe Vorſchläge befördert als die abſolute Gewalt von der man träumte.

Hofften die Deputirten aber, wird man fragen, in der That dieſe Dinge ins Werk zu ſetzen? Hatten ſie nicht allein Wünſche, ſondern Plane? dachten ſie auf eine baldige geregelte Ausführung derſelben?

So viel ich weiß, iſt der Plan noch niemals bekannt geworden, welchen die Majorität dieſer Kammer und Alles was ihrer Geſinnung anhing, eigentlich im Auge hatte. Man nimmt ihre Richtung wahr, man kennt ihre einzelnen Entſchließungen; unbekannt iſt welche Möglichkeit der Ausführung derſelben im Zuſammenhange ſie vor ſich ſahen.

Es iſt mir eine vertrauliche Mittheilung eines der älteſten und einflußreichſten Diener Ludwigs XVIII an einen deutſchen Staatsmann zu Handen gekommen, welche dieſe Abſichten deutlich eröffnet.

Man wäre davon ausgegangen, die Eintheilung in Departements aufzuheben, die Grenzen der alten Provinzen, deren Auflöſung die Revolution ſo unwiderſtehlich gemacht hatte, ſo viel möglich wieder herzuſtellen. Hiedurch hätte man die durchgreifende Gewalt der Miniſter und der Präfecten unmittelbar gebrochen.

Sollte man aber zugleich die alten Stände, wie ſie geweſen waren, die Eintheilungen in pays d'état und pays d'élection und die Vorrechte welche die erſten genoſſen, wieder einführen? Allzu viel Schwierigkeiten hätte es dargeboten, allzu gerechten Widerſpruch veranlaßt; man faßte die Abſicht, den geſammten Provinzen gleichmäßige Berechtigungen zu gewähren.

Es entſtand die Frage, wie dieſe Sonderung einzurichten, wie ſie mit der Nationalrepräſentation in Einklang zu bringen

ſey. Der Plan war, die Mitglieder der zweiten Kammer für lebenslänglich zu erklären und beide Kammern zugleich zum Parlamente des Reichs zu conſtituiren. Sie hätten noch ferner in Paris geſeſſen; in der Zwiſchenzeit aber würden die Deputirten nach den Provinzen aus denen ſie abſtammten, zurückgekehrt ſeyn, ſie würden daſelbſt, vereinigt mit den Mitgliedern der königlichen Gerichtshöfe, Provinzialparlamente gebildet haben. Klerus und Adel wären die unmittelbaren Stützen dieſer Einrichtungen geworden: jener würde ſofort in den Beſitz der nicht verkauften Waldungen getreten ſeyn, die Emigrirten wären ermächtigt worden, ihre Güter von den Erwerbern derſelben um den Preis welcher der Nation bezahlt worden war, zurückzukaufen.

Ein Plan, der mit allem was die Verſammlung geſagt oder gethan hat, ganz wohl übereinſtimmt. So wie in dem Jahre 1789 auf einmal alle revolutionnären Einrichtungen, Municipalitäten, Nationalgarden und mit ihnen auf der einen Seite einverſtandene Deputirte, auf der andern die Empörung des Pöbels erſcheinen, ſo wären nunmehr alle alten Gewalten, die damals hatten weichen müſſen, zurückgekehrt, es hätte das ganze Gerüſte des alten Staates im Momente wieder aufgerichtet dageſtanden.

Die Kammer, welche eine ſo große Veränderung hervorgebracht, welche dieſelbe in dem Mittelpunct zu leiten und in den Provinzen auszuführen gehabt hätte, würde hiedurch eine unverſiegbare Quelle der Gewalt auf immer erworben haben.

Ordonnanz vom 5ten September.

Nun erſt überſehen wir die Lage der Dinge und ihre ganze Schwierigkeit.

Gleich bei der Eröffnung der Wahlverſammlungen hat Chateaubriand geſagt, die populäre Macht, welche gedient um die Monarchie zu erſchüttern, müſſe man nunmehr anwenden um ſie herzuſtellen. Und wenigſtens war die conſtituirende Ver-

ſammlung nicht viel feuriger zu Werke gegangen als dieſe Kammer. Es ſchien, als wäre die rechte Seite der Conſtituante, die damals in der Minorität, endlich auch ihrerſeits zur Gewalt gekommen um dem Werke ihrer Gegner ein anderes entgegenzuſetzen. Sonderbarer Wechſel! Die Gedanken welche damals hätten erhalten können, würden jetzt zerſtörend geworden ſeyn. Es iſt wahr, man beabſichtigte wiederherzuſtellen: aber dieſer Wiederherſtellung mußte Zerſtörung vorangehen. Was man auch ſagen mag, auf dem Wege den man betreten, konnte man nicht anders als zur Contrerevolution kommen. Iſt aber eine Contrerevolution nicht auch eine Revolution? Mit ihrer Theorie erfüllt, mit den Abſtractionen des alten Staates gerüſtet, ſtieß dieſe Majorität gegen alles, was zum Leben gekommen, an; ſie ſetzte dem beſtehenden Staate die Idee eines andern entgegen; jenen wollte ſie zerſtören, dieſen wollte ſie verwirklichen; ſie befand ſich offenbar im Angriff.

Wir unterſuchen nicht den Werth oder Unwerth ihrer Theorien, die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit ihrer Anſprüche: wir fragen nur, ob ſie Stärke genug beſaß um einen ſolchen Angriff zu wagen, ob ſie hoffen durfte ihn durchzuführen.

Es konnte nicht fehlen, ſie mußte einen ungeheuren Widerſtand finden.

Und zwar zunächſt in der Maſſe der Bevölkerung von Frankreich.

Wenn die Richtung der Kammer vielleicht in einigen Provinzen des Südens das Uebergewicht hatte, ſo war dies bei der Unfügſamkeit ihrer Anhänger, bei den Gräueln mit denen ſich dieſelben befleckt hatten, nicht viel weniger eine Schwierigkeit für ſie als ein Vortheil.

In zehn andern Departements mochten ſich die Parteien die Wage halten; es hätte ſchon hier eines entſchiedenen und glücklichen Kampfes bedurft, um den rückwirkenden Maaßregeln Raum zu verſchaffen.

In allen andern würden sie dagegen niemals durchzusetzen gewesen seyn. [1])

In den mittlern und nördlichen Provinzen wünschte man, wenn nichts anders, doch Ordnung und eine liberale Handhabung der Constitution. Wie hätte die Kammer hoffen können in Paris die Oberhand zu erhalten, wo alle entgegengesetzten Meinungen des Jahrhunderts aufgezogen, genährt waren, und sich noch in den stärksten Trieben befanden. Ueberdies liefen ihre decentralisirenden Bestrebungen den Interessen der Hauptstadt zuwider.

Noch entschiedener waren die östlichen Provinzen: Dauphiné, wo Niemand bei dem Einrücken der Verbündeten dem König hatte ein Lebehoch bringen wollen; Lothringen, Champagne, Ardennen, Bourgogne, wo die Bauern ihrer Freiheit sich erst bewußt geworden, und die festeste revolutionnäre Phalanx bildeten. Hier waren die großen Nationaldomänen gewesen und ihr Verkauf hatte unzählige natürliche Widersacher der alten Regierung geschaffen: der Continentalhandel, der durch das System Napoleons in diesen Gegenden emporgekommen, hatte dessen Anhänger, wie es nicht fehlen konnte, verstärkt. In dem Elsaß kamen noch die Protestanten hinzu, die sich durch das katholische Element des Royalismus bedroht glaubten.

Und nicht allein in diesen provinziellen Interessen lag der Widerstand, den die Kammer zu erwarten hatte. Wir haben gesehen, wie ihr die abgesetzten Beamten gleichsam einen Kern von Gegnern bildeten; wie sich an diesen die Offiziere und Ge-

---

[1]) Ich beziehe mich auf die in dem zweiten Berichte Fouché's enthaltene Statistik der Gesinnung. Nichts anderes ist es, was Bourrienne mit so vieler Verwunderung von ihm hörte. Fouché rechnete, daß sich die Royalisten etwa in dem achten Theil der Departements behaupten könnten; in den andern insgesammt würde man sie zum Schweigen bringen. Er nimmt an, nur ein Sechstheil der Nation wolle die alte Regierung. **Bourrienne Mémoires T. X ch. 20.**

meinen der entlaſſenen Armee, die Käufer der Nationalgüter, die Unterzeichner der Zuſatzacte über den ganzen Boden von Frankreich hin anreiheten. Dieſem großen Körper geſellten ſich nicht allein die Jakobiner und Bonapartiſten auf der einen Seite, ſondern auch die gemäßigten Leute, welche der Revolution nur darum anhingen, weil ſie nun einmal vollzogen war, auf der andern hinzu: jene, denn ſie hätten ihre völlige Vernichtung, dieſe, ſie hätten die Wiederkehr der alten kaum überſtandenen Unordnungen zu fürchten gehabt. [1]) Sie vergaßen der Schattirungen ihrer Meinung, welche ſie ſo oft entzweit, und vereinigten ſich nur in dem gemeinſchaftlichen Haß. Es war eine eben ſo heftige, als weit verbreitete und ſtarke Oppoſition. In allen Intereſſen, Meinungen und Gewohnheiten der letzten Jahre war ſie gegründet.

Allein noch ganz andere Feinde hatte ſich dieſe Kammer erweckt. Wir ſahen, wie die royaliſtiſchen Gewalten zerfielen. Nur der eine Theil warf ſich in den Angriff; der mächtigere welcher die Ausübung der Staatsgewalt in Händen hatte, war durch denſelben ſogar mitbedroht und gerieth in die Nothwendigkeit, ſich nur ſelbſt zu vertheidigen.

Denn allerdings war auch die königliche Macht, wie ſie nunmehr beſtand, ein Product der Revolution.

Wenn die alte Monarchie auf allen Seiten von den Freiheiten der Corporationen, Gemeinden, Provinzen, den perſönlichen und ſtändiſchen Bevorrechtungen eingeſchränkt geweſen, ſo hatte ſich das völlig geändert. Es gab nur Einen Willen, nur Eine Unabhängigkeit. Man redete wohl von der Souveränetät des Volkes, doch fügte man ſogleich hinzu, es habe derſelben entſagt und alle ſeine Rechte der höchſten Gewalt delegirt. Die Verwendung des Budgets und der Civilliſte, die Anführung der bewaffneten Macht, das Recht über Krieg und Frieden, die Be-

[1]) Dieſe Coalition bemerkte gleichſam im Entſtehen ein ganz wohlgerathener Bericht aus Paris; in den europäiſchen Annalen, 1815, 10 St.

fugniß nicht allein die Miniſter nach Gutdünken aus allen Ständen, ſondern auch 5 bis 6000 Richter, 12 bis 13000 Beamte anzuſtellen, gaben der Krone eine durchgreifendere Macht als ſie je früher beſeſſen. [1]) Beſonders lag dieſelbe in der Adminiſtration, dieſem großen Körper von Beamten, welche — abſetzbar ſobald man es für gut hielt, zu vollkommenem Gehorſam verpflichtet und dabei durch eine eigene adminiſtrative Juſtiz jeder weitern Rechenſchaft überhoben — nirgend einen unabhängigen Widerſtand fanden. Napoleon hatte ſie ſo ſtrenge eingerichtet, daß man geſagt hat, kein Handelsgeſchäft habe wider ſeinen Willen unternommen, kein Thaler ſeinem Fiscus entzogen, kein Leben vor ſeinen Kriegen gerettet, kein Gedanke den er nicht billigte, ausgeſprochen werden können. Dieſe Herrſchaft mochte vielleicht väterlicher und milder ausgeübt werden können; ſie aufzugeben war die königliche Regierung ſo wenig geneigt, daß ſie unter andern die Verwaltung der Städte noch mehr unter Aufſicht nahm, die Berathſchlagungen der Departementsräthe durch die Anweſenheit der Präfecten noch abhängiger machte.

Eben dieſe Gewalt aber war es, welche von allen Entſchließungen, Schritten und Planen der Kammer angegriffen und gefährdet wurde. [2]) Die Wiederherſtellung der intermediären Selbſtändigkeiten hätte dieſelbe aufgelöſt und weſentlich vernichtet. Es konnte nicht anders ſeyn, als daß ſich das Miniſterium eifrig bei dem, was es einmal beſaß, zu behaupten ſuchte, zumal da es nur ſo fähig wurde, die Parteiungen welche Frankreich theilten, in Zaum zu halten.

---

[1]) Man erinnere ſich des Capitels: état positif de la royauté et de la liberté en France in dem XIV Theile der correspondance politique et administrative par Fiévée 1818, welches dieſe Dinge belehrend, aber nicht ohne Ironie auseinanderſetzt.

[2]) Leroux du Chatelet ſagte unter andern am 29 März: noch ſeyen viele Uebel übrig. „Je parle de la multiplicité des emplois, de leur cumulation et de leurs énormes traitemens.“ Er nennt dieſe Beſoldungen une vraie loi agraire mise en exécution.

Und waren etwa die verbündeten Mächte geneigt, eine ſolche Richtung zu unterſtützen?

Das kriegermüdete Europa ſehnte ſich nach Ruhe. Die Mächte, welche bei dem Friedensſchluß allein deshalb nicht auf ihre urſprünglichen Bedingungen beſtanden, weil ſie das königliche Anſehen ſchonen wollten, das man doch im Lande für jeden Verluſt verantwortlich gemacht hätte, — die ſich demnach durch den Zuſtand von Frankreich in ihren eigenen Anſprüchen hatten beſchränken laſſen, wie ſollten ſie nicht jeder Bewegung zuwider ſeyn, welche die revolutionnären Kräfte die man eben beſiegt hatte, ſo leicht wieder emporbringen konnte. Ausdrücklich legten ſie es an Tag. Bei dem Schluſſe der pariſer Verhandlungen erklärten die vier Mächte dem franzöſiſchen Cabinet, ihr einziger Wunſch ſey die Erhaltung der beſtehenden Ordnung der Dinge, die innere Ruhe von Frankreich. Die beſte Garantie dafür liege in der Einſicht, Großherzigkeit und Tugend des Königs; man habe nicht zu fürchten, daß er jemals unklugen oder leidenſchaftlichen Rathſchlägen, welche doch nur Haß erwecken und die Unruhen erneuern könnten, ſein Ohr leihen werde; dafür bürge ſeine Anhänglichkeit an die conſtitutionnellen Geſetze, die er ſelbſt gegeben, und der Wille, den er ſo oft ausgeſprochen, der Vater ſeiner Unterthanen zu ſeyn, ohne Unterſchied einer Claſſe oder der Religion; ſeine Zuſage, das Gute aufzubehalten, das die Vorſehung aus dem öffentlichen Unglück ſelbſt habe hervorgehen laſſen. [1]) Man kann ſich nicht unzweideutiger ausdrücken. Mehr als einmal haben die Mächte die nemlichen Geſinnungen wiederholt.

Und ſo ſtand die Kammer mit ihrer einſeitigen Richtung der Meinung und dem Intereſſe bei weitem des größten Theiles von Frankreich, dem Sinne der Regierung, dem Willen des verbündeten Europa gegenüber.

Welches war die Macht, mit der ſie dieſen Gegnern die Stirn bieten konnte?

[1]) Bei Schoell histoire des traités de paix XI, 564.

Sie beruhte allein auf dem Willen Ludwigs XVIII. Wenn der König sie auflöste, war es mit allen ihren Planen und ihrem ganzen Daseyn vorbei. Die Meinung aus der sie hervorgegangen, war bereits verloren: aus einigermaßen freien Wahlen konnte eine ähnliche Majorität nicht zum zweiten Male entspringen.

Wie nun? sollte es Ludwig XVIII wohl mit ihr wagen?

Er konnte nicht zweifeln, wohin ihre Richtung führen würde. Die Kammer, deren Sitzung am 29 April geschlossen worden, durch den Beifall, den sie besonders in den südlichen Provinzen gefunden, um so stärker an die Meinungen gefesselt, welche sie einmal bekannte, mußte nur noch entschlossener zurückkommen. In den Salons, welche einen so unbezweifelten Einfluß auf dieselbe ausgeübt, sprach man von dem Aufgeben der Charte, von der Herstellung der Emigranten in ihre Güter und andern Neuerungen, welche die gewaltigsten aller Interessen wider sich hatten. [1])

Sollte der König die Bewegung erwarten, die dies nothwendig hervorbringen mußte?

Noch waren die Leidenschaften, welche die hundert Tage erzeugt, keinesweges unterdrückt. Immerfort hörte man aufrührerisches Geschrei, man erfuhr mehr oder minder offenen Widerstand, es erfolgten Volksbewegungen, wie in Lyon, Einkerkerungen, Gewaltsamkeiten. In dem Mai kam es wieder so weit, daß eine Depesche von Grenoble die furchtbare Nachricht brachte, die Straßen umher seyen mit den Leichen der Feinde des Königs bedeckt. Es ist wahr, so stark war die Bewegung, die man erdrückt hatte, nicht, als dies hätte vermuthen lassen [2]); allein

[1]) Denkschriften dem Könige eingereicht: Auszüge in der Histoire de la restauration IV, p. 342 fg.

[2]) Tableau historique et raisonné des événemens qui ont précédé et snivi le rétablissement des Bourbons en France; par Charles Riccati ch. 16, T. III, p. 132. Decazes gab diese Bewegungen der

immer waren es jene Bauern wieder, welche sich rühmten, die Revolution angefangen zu haben, denen Napoleon seine Rückkehr zu verdanken bekannte; sie waren neuerdings in stürmischer Gährung.

Wenn auch die Conspiration der Patrioten von 1816 nicht alle die Absichten hatte die man ihr Schuld gab — mit Hülfe der Vorstädte die Tuilerien anzugreifen, die königliche Familie zu ermorden, und ein neues Maifeld zu berufen — so mußte doch jene Vereinignng von Arbeitern, die durch eine jakobinische Freimaurerei verbunden wurden, von Soldaten auf Halbsold und enthusiasmirten Studenten, auf welcher sie beruhte, überaus gefährlich werden, sobald die öffentliche Meinung sich wider die Regierung entschied. Wie ließ sich dies aber vermeiden, wenn der König eine verhaßte Sache zu seiner eigenen machte?

Und dieser Gefahr gegenüber, was war es doch was die Kammer zu ihren Gunsten in die Wagschale legte?

Versprach sie etwa die königliche Macht zu verstärken? Wir sahen, daß sie dieselbe mit den Beschränkungen zugleich des neuen und des alten Staates zu umgeben dachte. Schon verwandelte sich das Recht, die Gesetzvorschläge zu verbessern, in ihren Händen in eine neue Art von Initiative. [1]) Sie befestigte die Meinung, daß die Souveränetät mehr in den Deputirten ruhe als in dem König.

Oder unterstützte sie diesen in seinen damaligen Bedrängnissen? Sie hatte sich in allen Stücken widerspenstig, indisciplinabel gezeigt. Sie regte eine Menge Fragen an, über die es klüger war zu schweigen. Mit ihren langen Debatten hatte sie kein be-

---

Kammer Schuld. Claussel de Coussergues in dem projet de la proposition d'accusation contre M. le Duc Decazes 1820 gab ihm diese Anklage zurück. Er hat über diese Unruhen einen weitläufigen Artikel.

[1]) Der Moniteur hat die Beschwerden der Regierung ausführlich entwickelt. Besonders vom 14ten September. „On ne peut se dissimuler, que la chambre — n'ait tendu à attirer dans son sein le gouvernement tout entier.“

friedigendes Budget zu Stande gebracht. Indem ſie Verpflichtungen, welche die Kammer von 1814 eingegangen, nicht für bindend erklärte, löſte ſie die Grundlage des Credits auf. Es war nicht abzuſehen, wie man die Verpflichtungen gegen die Verbündeten erfüllen, wie man ſich der Anweſenheit ihrer Armeen entledigen wollte.

So bot ſie dem König für die Gefahr eines Bürgerkrieges nichts an, als widerwärtige Streitigkeiten für den Augenblick und eine ſchwächere Macht für die Zukunft.

Aber war es nicht möglich, ſie wenigſtens durch eine theilweiſe Wahl zu modifiziren?

Jener Beſchluß einer Geſammterneuerung im fünften Jahre, auf welchen die Kammer ſo große Hoffnungen gebaut hatte, verhinderte auch dieſe Möglichkeit. Es war kein Mittel. Man mußte ſie entweder auflöſen und eine neue Wahl anordnen, oder ſich auf Leben und Tod mit ihr verbinden und ſein Glück mit ihr wagen.

Die Miniſter konnten nicht lange zweifeln was für ſie zu wählen ſey. Sie hatten ſich ſeit dem Ende der Sitzung nur noch mehr in ihrer Geſinnung befeſtigt; ſie hatten eines der bedeutendſten Mitglieder der Minorität, Lainé, einen Mann in welchem der conſtitutionnelle Royalismus perſonifizirt ſchien, an die Stelle Vaublanc's, der ſich nicht ſehr ſicher erwieſen, in ihre Mitte aufgenommen; ſie mußten Alles daran ſetzen um die Rückkehr ſo verhaßter und gefährlicher Widerſacher zu verhindern.

Wir haben die Auszüge der Memoires, durch welche ſie die perſönliche Ueberzeugung des Königs zu gewinnen ſuchten. Sie verſichern ihn, es ſey unmöglich, weder jetzt mit der Kammer weiter zu regieren, noch überhaupt das Syſtem derſelben länger zu befolgen. In neuen Stürmen werde dieſe Partei wieder zu gewinnen ſuchen was ſie in den alten verloren habe. Man ſagt uns auch, die Meinung der Höfe ſey erforſcht worden und ein entſchieden günſtiges Gutachten von Kaiſer Alexander eingelaufen.

Und bedurfte es mehr den König zu beſtimmen? War er nicht immer ein abgeſagter Feind jener Anmaaßungen des hohen Adels und des Klerus geweſen? In ſchweigendem Mißbehagen fühlte er das Uebergewicht, das ſein Bruder, der ſich als den Verfechter der entſchiedenen Meinungen darſtellte, eben hiedurch in gewiſſen Kreiſen, ja ganzen Provinzen, dem königlichen Anſehen gegenüber erlangt hatte. Er entſchloß ſich. Während des Auguſtes wurden die Unterhandlungen gepflogen und alle Vorbereitungen auf das geheimſte getroffen. Schon machten ſich jene Deputirten fertig, zu der nächſten Sitzung wieder einzutreffen, welche mit dem October beginnen ſollte, ſchon dachten ſie an eine Veränderung des Miniſteriums, als die königliche Ordonnanz vom 5ten September erſchien.

„Kein Artikel der Charte, heißt es darin, ſoll revidirt werden. Die Kammer der Deputirten iſt aufgelöſt.“

Welch ein Schlag durch ganz Frankreich! Die eine Partei hatte ihn nicht gehofft, die andere hatte ihn nicht gefürchtet. [1]) Eben ſo viel Jubel nun bei der einen, wie Erbitterung bei der andern. Der König war in einem Gefühl wie ſeine Vorfahren wenn ſie einen großen Vaſallen gedemüthigt oder den Widerſtand des Parlaments gezüchtigt hatten. Er zeigte eine freudige Selbſtzufriedenheit.

Wer aber dieſe Sachen aus der Ferne betrachtete, und in

---

[1]) Guizot du gouvernement de la France depuis la restauration p. 19. „Le ministère avait été si faible, qu'une telle résolution semblait inabordable pour lui. C'est quelque chose dans la vie d'un homme que d'avoir entrepris et exécuté ce que la veille nul au dehors ne jugeait probable.“ Chateaubriand: la monarchie selon la charte findet darin den Erfolg einer Verſchwörung aller Illegitimitäten gegen die Legitimität. — Uebrigens iſt auffallend, wie gut der Morning Chronicle und die Times, namentlich die Times (m. ſ. das Blatt vom 28ſten Auguſt) über die Plane ſchon im voraus unterrichtet waren. Man ſollte faſt verſucht ſeyn, den Details, die ſie über die geheimen Verhandlungen gaben, Glauben beizumeſſen.

ihrer ganzen Verflechtung überſah, konnte ſich ſchwerlich anderer Befürchtungen überheben.

So war es denn neuerdings offenbar geworden: die Royaliſten waren unfähig Frankreich zu regeneriren. Indem ſie ſich nicht mit dem Möglichen und Ausführbaren begnügten, ſondern heftig jene Abſtraktionen des alten Staates verfolgten, welche eben ſo wenig zum Ziele führen konnten, wie die Ideen der Revolution; indem ſie Alles auf einmal angriffen, Meinungen, Intereſſen, Exiſtenzen, und den Staat ſelber bedrohten, ſo geſchah ihnen, daß ſie auch das Erreichbare nicht durchſetzten. Wie viele große und einleuchtende Wahrheiten haben ſie zum erſten Mal wieder ausgeſprochen! Aber ſie gaben ihnen die Farbe der Partei und des perſönlichen Intereſſe: ſie vermiſchten ſie mit den unhaltbarſten Anſprüchen; die Doctrinen der Revolution nahmen ſie ſelber an, wo ſie ihnen nützlich waren. Ihre Aufgabe, das neue Frankreich mit den Ideen, die ihm in den früheren Jahrhunderten Leben gegeben hatten, auszuſöhnen, verfehlten ſie damit gänzlich; ſie machten die Trennung nur noch offenbarer, den Bruch noch ſchneidender.

Und wenn nun die königliche Gewalt diejenigen entfernen mußte, die ſich nach ihrem Namen nannten, welche Stütze blieb ihr übrig?

Richelieu ſchärfte bei der Anordnung der neuen Wahlen vor Allen ein, daß man die Revolutionnäre entfernt halten ſollte. Aber war dies auch möglich? Und wenn das erſte, das zweite Mal, wie lange blieb es dies? Wenn man den bisherigen Anhängern entgehen wollte, mußte man nicht den plebejiſchen Geiſt des Jahrhunderts zu Hülfe rufen und alle ſeine Ausſchweifungen gewärtigen?

Schon in dem Puncte von dem man ausging, lag die Richtung die man nehmen mußte.

Man wollte die Adminiſtration in ihrer ganzen durchgreifenden Macht behaupten. Offenbar war auch ſie ein Product

der Revolution und hatte eine Verwandtſchaft mit ihren Ideen. Man wollte das Beſtehende vor einer neuen Erſchütterung ſichern; aber der ganze Zuſtand in dem man war, ſchrieb ſich von den letzten Umwälzungen her; man ſah ſich genöthigt, die demſelben inwohnenden Kräfte gegen die Drohungen der eigenen Freunde aufzurufen. Die königliche Gewalt hatte, ſo zu ſagen, eine doppelte Wurzel. In ihrem Urſprunge knüpfte ſie ſich an die alten Berechtigungen, an die Inſtitutionen der früheren Jahrhunderte, in ihrer Ausübung an die durch die Revolution hervorgebrachten Veränderungen.

Das Ereigniß des 5ten Septembers iſt, daß man ſich von den erſten trennte, um ſich zu den zweiten zu ſchlagen.

Ein Schritt von der größten Bedeutung, aus dem ſich mit einer Art von Nothwendigkeit die Erfolge der ſpäteren Jahre entwickelten.

Schlußbetrachtung.

Die Lage Ludwigs XVIII erinnert an die Zeit, welche dem Ausbruch der Revolution von 1789 unmittelbar vorherging.

Nicht ohne schmerzliche Mißbilligung, zumal da man weiß was alles daraus erfolgt ist, kann man sich des halsstarrigen Widerstandes erinnern, welchen die bevorrechteten Stände vor 1789 jeder Verbesserung, jeder kleinen Neuerung, wenn sie auch von dem Bedürfniß gebieterisch gefordert wurde, dennoch entgegensetzten. Schon damals lag es am Tage, daß die Dinge nicht bleiben konnten wie sie waren. Aber wollte man Ersparnisse, so widersetzte sich der Adel am Hofe. Drang man auf eine Erhöhung der Abgaben, oder auf eine Abschaffung hemmender Vorrechte, so erhoben sich die Provinzialstände dagegen: neue Anleihen, so unumgänglich nothwendig sie auch waren, weigerte sich das Parlament zu registriren. Statt des freiwilligen Geschenkes, um das man die Geistlichkeit ersuchte, reichte sie eine Remonstranz ein. Allesammt, es ist wahr, wünschten sie eine Einberufung der allgemeinen Stände, jedoch was sie wollten, waren Stände wie 1614, in denen sie selbst ein entschiedenes Uebergewicht gehabt hätten.

Eben dadurch ward die Regierung gezwungen, an den dritten Stand zu appelliren und ihm die doppelte Repräsentation zuzugestehen. In Gefahr von dem Widerstande der Bevorrechteten mehr als je eingeschränkt zu werden, um sich zu retten, griff sie zu dieser Maaßregel. Leider wußte sie dieselbe danach nicht zu beherrschen; so daß sich daraus eine Kraft der Zerstörung entwickelte, welche alles umstürzte — die Privilegirten und die Rechte der Provinzen — Regierung, König und Hof — und den dritten Stand mit allen seinen Cahiers selber.

Auf eine ähnliche Art ging es unter Ludwig XVIII. Es wäre nunmehr darauf angekommen, den niemals raſtenden Prinzipien revolutionnärer Bewegung durch einen andern Einfluß ein einhaltendes Gegengewicht zu geben; den damals Beeinträchtigten nach und nach wieder eine Exiſtenz in ihrem Vaterlande zu verſchaffen; aber die royaliſtiſche Kammer wollte mit der Conſtituante wetteifern: ſie ſchien die Zuſtände, welche aus der erſten Verwirrung hervorgegangen, mit einem neuen Umſturz zu bedrohen: was die Bevorrechteten von 1789 durch hartnäckige Weigerung, that ſie 1815 durch ſtürmiſche Leidenſchaft; ſie ſetzte den König in die Unmöglichkeit, mit ihr zu regieren. Welch ein Zuſtand! Die Royaliſten bedrängen den König, hauptſächlich geſtützt auf conſtitutionnelle Berechtigungen, die allein aus der Revolution hervorgegangen. Der König ſieht ſich genöthigt, ſich ſeiner natürlichen Anhänger zu entledigen. Er vermag es nur, indem er die lebendigen Intereſſen der Revolution wider ſie zu Hülfe ruft. Wollte man die Revolution auf dieſe Art überwinden? —

Indem wir dies überlegen, dringt ſich uns eine andere Frage auf.

Es wird ſchwerlich einen nachdenkenden Mann geben, welcher den Gegenſatz, mit dem ſich die gewöhnlichen Tagesblätter brüſten, zwiſchen abſoluter Gewalt und conſtitutionnellen Formen, der, wie ſie ſagen, mit dem Gegenſatz zwiſchen Knechtſchaft und Freiheit, alter Regierung und den Fortſchritten des Jahrhunderts zuſammenfällt, zugeben ſollte.

Wie? war nicht auch die Kammer von 1815 conſtitutionnel? Die Wahlen wurden nicht mehr als ein ander Mal von oben her geleitet: denn in der That, mit Ausnahme der letzten — die wahrhaftig zu keinem befriedigenden Ergebniß geführt — hat es in Frankreich ſeit 1815 niemals Wahlen gegeben, welche ohne allen directen Einfluß der Regierung von Statten gegangen

wären. Nahm nicht die Kammer überdies alle conſtitutionnellen Rechte auf das lebhafteſte in Anſpruch? Hielt ſie ſich nicht in jener entſchiedenen Oppoſition wider die Gewalt, die man ſo ſehr billigt? Wie nun, wenn dieſe, wozu ſie doch auch ein Intereſſe haben konnte, ihr nachgab und ſie nach ihrem Belieben verfahren ließ? Welches neugebildete Recht, welche Einrichtung der letzten Jahre war dann noch geſchützt? welche Garantie gewährte alsdann die Conſtitution? Ihr zum Trotz wäre eine vollkommene Umkehr aller Dinge erfolgt. — In dem Willen des Königs, von dem man ſogar zweifeln konnte, ob er das Recht habe, das Wahlgeſetz ſo oft eigenmächtig zu ändern, lag die ganze Sicherheit. Nein, auf eine Form, die überdies ſo gefährlich iſt, kann es nicht ankommen; es ſcheint doch als verwechſele man hiebei auf eine auffallende Weiſe den Zweck und die Mittel.

Um uns die eigentliche Frage deutlicher zu machen, ſey es uns erlaubt, von einer bekannten Stelle des Ariſtoteles auszugehen.

Dort wo Ariſtoteles auseinanderſetzt, daß entweder Einer, oder Wenige, oder Viele herrſchen können, giebt er bekanntlich keiner dieſer Formen den Vorzug. Er findet, jede könne ſowohl recht als auch unrecht ſeyn. Es kommt ihm nicht ſowohl darauf an, wer es iſt der da regiert, als darauf ob man zum gemeinen Beſten regiert. „Eine Monarchie," ſagt er, „wird zur Tyrannei wo zum Vortheil des Alleinherrſchers; man hat eine Oligarchie, wo zum Vortheil der Vornehmen; es iſt eine verderbte Demokratie, wo zum Vortheil der Armen oder der Meiſten regiert wird. In keinem von dieſen Fällen hat man das gemeine Beſte im Auge."

Mit den Ausartungen dieſer drei Formen haben ſich die Alten, Philoſophen und Hiſtoriker, viel beſchäftigt.

Auch Polybius wiederholt, wiewohl in etwas weiterem, ſo zu ſagen, geräumigerem Ausdruck, die Meinung des Ariſtoteles.

Auch er findet, daß von den guten Formen eine jede gar leicht in die ihr verwandte falſche ausarten könne: das Königthum, ſobald es mit Gewalt und Schrecken über gezwungene Leute ausgeübt werde; die Ariſtokratie, ſo oft nicht wirklich eine Auswahl der Gerechteſten und Weiſeſten verwalte; die Demokratie, wenn etwa die geſammte Menge thun wolle was ihr in Sinn komme.

Schon waren jedoch die Erſcheinungen zuſammengeſetzter geworden, der Geſichtskreis hatte ſich erweitert. In dem römiſchen Staate bereits erkannte Polybius eine Vereinigung der drei Formen, und er erwägt wie die Gewalten die denſelben entſprechen, auf einander wirken und eine die andere beſchränken.

Hievon können wir ausgehen. Jene Vereinigung war in dem römiſchen Staat doch nur ſehr uneigentlich vollzogen. Erſt die germaniſchen, die germaniſch-romaniſchen Staaten haben ſie zur Erſcheinung gebracht. Hier ſind die drei Elemente von allem Anfang an wirkſam geweſen; ſie ſind es, bald auf die eine, bald auf die andere Weiſe gemiſcht, die Jahrhunderte herab geblieben; ſie ſind es noch am heutigen Tage.

War nun aber in jenen reinen Formen des Alterthums die Ausartung ſo leicht, wie ſollte ſie es nicht eben ſo in den zuſammengeſetzteren unſerer Zeit ſeyn, wie ſollte nicht auch in dieſen jeder Theil ſeine guten und ſeine mangelhaften Seiten zu entwickeln vermögen?

Gerade hierin liegt, wie mir ſcheint, eine der vornehmſten Schwierigkeiten die wir überhaupt haben.

Die Monarchie, väterlich und leitend, das Ganze mit ſtarker Hand zuſammenhaltend, wie eine erhabene Schutzwehr der Geſammtheit und der Einzelnen, welche große Garantie der öffentlichen Freiheit, der allgemeinen Fortſchritte bildet ſie nicht! Allein unſern von ihren ſchönſten Vorrechten ſteht ein widerwärtiges Vielregieren, die durchfahrende Gewaltſamkeit beſchränkter Beamten, der militäriſche Despotismus, der mit eiſernem Stab

jede selbständige Regung des Lebens in ihrem Keime niederdrückt.

Unsere Staaten haben noch immer einen aristokratischen Bestandtheil. Er schließt Sicherheit, Beharren, Bestehen für Jahrhunderte in sich ein; selbst überwiegend kann er das allgemeine Wohl befördern, wie es mehrere Menschenalter hindurch in England geschehen ist. Welch ein Unglück aber sobald eine exclusive aristokratische Kaste in die Mitte der Regierung dringt, und sie nach ihren einseitigen Gesichtspuncten und Interessen leitet, sobald sie sich den Opfern entzieht, welche die gemeinschaftlichen Bedürfnisse erheischen, oder sich gar, wie es wohl im südlichen Europa geschehen, mit den Ansprüchen eines fanatischen Priesterthums verbindet.

Endlich haben unsere Staaten von jeher ein starkes demokratisches Element in sich. Gewiß nicht anders als vortheilhaft, wenn es die inneren Kräfte in allgemeiner Regung erhält, dem Talente seine Bahn frei macht, wenn es einem Jeden seinen Antheil an der allgemeinen Freiheit sichert. Aber wie so ganz verderblich wenn sich die Menge zum Inhaber der Souveränetät aufwirft, in unaufhörlich willkürlicher Constituirung die Gewalt vernichtet, die Stetigkeit der Lebensentwickelung unterbricht und den Leidenschaften ihre Rennbahn eröffnet.

Erinnern wir uns nur, wir haben Alles dies erlebt. Wir haben den militärischen Despotismus in der entwickeltsten Gestalt die er vielleicht jemals gehabt hat, in der napoleonischen Monarchie, vor Augen gesehen. Die falschen Ansprüche der Aristokratie sind uns im frischen Gedächtniß, und wie betrachteten so eben wie man sie im Jahre 1815 wieder erneuern wollte. Doch sind das für jetzt gleichsam abgethane Dinge. Unsere gegenwärtige Gefahr kommt — wer wollte es läugnen — von den Bewegungen des demokratischen Elementes, das aus allen Kräften das Uebergewicht sucht.

Ist es nicht nach langer Zeit wieder einmal in Paris zu ei-

ner Volksbewegung zu Gunsten der Republik gekommen? Jedermann erinnert sich was eine Republik in Frankreich sagen will. Wohl war noch niemals in Deutschland ausgesprochen worden, was man in Hambach vorgetragen hat; man hat einen förmlichen Plan angekündigt, die Fürstenthümer aufzulösen, den Bund, wie er ist, zu vernichten und Deutschland in eine Föderativrepublik zu verwandeln. Aber auch an manchen Orten, wo man noch nicht so weit gegangen, hat man doch Wege eingeschlagen, welche leicht dahin führen können. Die Kammern der Abgeordneten sollen der herrschenden Meinung zufolge nun schlechterdings demokratisch eingerichtet werden, und sie suchen nach dem Beispiel der Nachbarn sich den Nerv der Staatsgewalt anzueignen. Wie ist man so bereit, sich Neuerungen zu ergeben und die bewährten Hervorbringungen der Vergangenheit den Hirngespinnsten des Augenblicks zu opfern! Uneingedenk dessen was man war, überdrüssig dessen was man ist, nähert man sich dem Zuge der unbekannten dämonischen Gewalten. So setzt uns der Schiffer unfern des Rheinfalls von einem Ufer zum andern über; er hat sich aber wohl in Acht zu nehmen: unmittelbar vor ihm beginnt der Strom der Gewässer, der ihn so wie er ihn ergreifen sollte, in seinen Sturz hinunterreißen und vernichten würde.

Und so kann jedes gesunde Element des Staates in ein verderbliches umschlagen. Eben darauf kommt es an, daß dies nicht geschehe. Die Gesundheit des Ganzen besteht in der Gesundheit und in der Harmonie der Glieder.

Man wird uns sagen, die modernen Verfassungen seyen eben bestimmt diese hervorzubringen. Gerade die Verschiedenheit der drei Elemente werde in ihnen anerkannt, und man suche ausdrücklich das Gleichgewicht derselben zu bewirken.

Ein Glück wenigstens, wo man dies ernstlich vor Augen hat, wo nicht das demokratische Prinzip eine Verfassung nur in Besitz nimmt, wie ein Armeecorps eine Höhe, um von ihr aus

die Landſchaft zu beherrſchen: da wird man ſich auch die Gefahr nicht verbergen der man ſich ausſetzt.

Denn iſt es nicht ſo, daß erſt durch ihre Nebeneinanderſtellung dieſe Gewalten ſich deſſen recht bewußt werden, was ſie von einander zu fürchten haben? Sie gerathen nur allzuleicht in Conteſtationen und Feindſeligkeiten; ſie überlaſſen ſich dem Irrthume, den Staat, der einen ſo beſtimmten Anfangspunct hat, auf ein allgemeingültiges, ihnen analoges Prinzip gründen zu können: eine oder die andere behält den Platz und wird zum Tyrannen der übrigen. Die Ausgleichung wird eben darum ſchwerer, die Bewegung heftiger und leidenſchaftlicher.

Nicht als ob es nun unmöglich ſey mit dieſen Formen zu regieren. Wohlverſtanden und mit Vernunft gehandhabt, in freier Haltung, können ſie gewiß zu dem erwünſchten Ziele führen. Allein man überrede ſich nicht, daß man mit der Form viel weiter gekommen; die Schwierigkeit bleibt die nemliche und wird vielleicht noch größer; man ſage nicht immer, daß ſie allein im Stande ſey, den Forderungen der Dinge zu genügen; gewiſſe kleinliche Einrichtungen — daß ich ſo ſage, Phraſen der Exiſtenz — man dringe ſie nicht Jedermann auf.

Die Aufgabe iſt, daß eine ſtarke, geſetzmäßige, die Freiheit duldende und beſchützende Gewalt vorhanden ſey, welche die Extreme von ſich ausſtoße und die aus ihrer Bahn ſchweifenden Kräfte in ihre Schranken zurückzuweiſen vermöge. Darauf kommt es an daß dies geſchehe. Auf welche Art es geſchieht, kann nicht ſo viel bedeuten.

So weit wir rückwärts ſehen, haben ſich die Staaten in tauſendfältigen und immer urſprünglichen Formen entwickelt. Die Zuſammenſetzung jener Grundbeſtandtheile iſt auf die verſchiedenſte Weiſe vollzogen worden. Bald in dem einen, bald in dem andern, doch bei uns in der Regel in der Monarchie, iſt die zuſammenhaltende, maaßgebende Kraft erſchienen. Auch hat ſich die Ausartung bald in dem einen, bald in dem andern wahr-

nehmen lassen, und nicht immer in dem nemlichen hat die Garantie der Freiheit gelegen. Wir wiederholen, eben um der verschiedenen Abwandelung des Prinzipes willen giebt es verschiedene Staaten. Wie wenig würde ein solcher werth seyn, der nicht in sich selber das Correctiv seiner Fehler trüge und, um diese zu verbessern, das Geheimniß seines Lebens antasten müßte.

In einem jeden wohnt jener innere Antrieb der ihn gebildet: dieser muß ihn, in immer lebendiger Regsamkeit, in fortgehender Metamorphose der einzelnen Erscheinungen, auch erhalten und zu der Stufe der Ausbildung führen, die ihm überhaupt möglich ist.

Weſen und Werth der deutſchen Univerſitäten.

Von Savigny.

So Vieles hat von jeher dahin gewirkt, uns Deutſche zu vereinzelen, daß es wohl nöthig ſcheinen mag auf die noch übrigen der geſammten Nation gemeinſamen Güter öfter unſren Blick zu richten, ſowohl um uns ihres Beſitzes, der uns das friſche Fortleben der Nation verbürgt, zu erfreuen, als um die Mittel ihrer Erhaltung zu erwägen. Unter die eigenthümlichſten und würdigſten dieſer gemeinſamen Beſitzthümer ſind jederzeit unſere Univerſitäten gerechnet worden, die daher nicht ſelten warme Freunde und Lobredner gefunden haben. Das zuverläſſigſte Zeugniß aber für ihren Werth lag ſtets und liegt noch jetzt in der Liebe und Dankbarkeit Derjenigen, welche einen Theil ihrer Jugend in dieſen Anſtalten verlebten; denn wie entfernt ſie auch nun durch Alter, Rang und Beſchäftigung jenem Leben ſtehen mögen, faſt immer werden ſie nicht nur mit Freude daran zurück denken, ſondern auch dankbar erkennen, daß der wohlthätige Einfluß, den es auf ihre Bildung gehabt, durch kein anderes Mittel hätte völlig erſetzt werden können. Freilich auch an ſtarken Widerſachern hat es, vorzüglich in dieſen letzten Jahren, nicht gefehlt. Die mildeſten unter denſelben meinten, die Univerſitäten hätten ſich überlebt, und die ſtets fortgehende Entwicklung un-

freŝ Bücherweſens mache ſie mehr und mehr entbehrlich; Andere finden ſie bedenklich für die Ruhe der Staaten, oder für das Wohl und die Sitten der Jugend. Jene und Dieſe wünſchen, wenn auch nicht die Auflöſung der Univerſitäten, doch eine ſolche Umbildung, welche einer Auflöſung faſt gleich gelten möchte. Vielleicht kann eine Unterſuchung über das eigentliche Weſen dieſer Anſtalten dazu beitragen, die ſtreitenden Meinungen zu verſöhnen, wenn es gelingt zu zeigen, daß was die Freunde daran lieben, auch von wohlgeſinnten Widerſachern gebilligt wird, und daß was Dieſe bekämpfen, dem Weſen der Univerſitäten fremd, ja feindlich entgegengeſetzt iſt.

Vom Mittelalter her hat ſich im größten Theil von Europa die Gewohnheit verbreitet, Schulen zu gründen, in welchen durch mündlichen Unterricht zu den wichtigſten Arten eines öffentlichen Berufs der Grund gelegt werden ſollte. Wie mannigfaltig auch die Geſtalt und Anwendung dieſer Schulen nach Zeiten und Ländern abwechſeln mochte, ſo blieb doch allgemein und vorherrſchend die Ueberzeugung, daß der eigentliche Weg zu einem öffentlichen Leben, und vorzüglich zum Dienſt der Kirche und des Staates, durch ſie hindurchführe, und man kann daher in dieſe gemeinſame Beſtimmung das Weſen der Europäiſchen Univerſitäten ſetzen.

So lange nun die Buchdruckerkunſt noch nicht erfunden war, mußten ſolche Schulen für unentbehrlich gehalten werden, indem es ganz an äußeren Mitteln fehlte, die zu jenen Zwecken nöthigen Kenntniſſe anders als durch mündliche Lehre hinreichend zu verbreiten. Durch den Bücherdruck iſt dieſe äußere Unentbehrlichkeit der Univerſitäten verſchwunden. Nicht nur iſt ſchon jetzt eine hinlängliche Anzahl von Schriften zum eigenen Unterricht in allen Wiſſenſchaften vorhanden, ſondern es würde leicht ſeyn, für jede Art des öffentlichen Berufs eine zuſammenhängende Reihe vorbereitender Lehrbücher eigens zu veranlaſſen. Auf dieſe Weiſe würde für den äußeren Zweck nothdürftig geſorgt ſeyn, ja es

würde dieses für alle Theile wohlfeiler und bequemer geschehen, als es gegenwärtig durch die Universitäten geschieht. Sollen sich diese dennoch erhalten, so kann es nur deshalb geschehen, weil durch sie wichtige und eigenthümliche Vortheile erreicht werden, welche bei dem bloßen Bücherunterricht aufgegeben werden müßten. Gerade dieses nun ist wirklich der Fall, und um es anschaulich zu machen, worin diese Vortheile bestehen, ist es nöthig, die verschiedenen Formen möglicher Mittheilung der Wissenschaften in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen und darzustellen. Es kommt also zunächst darauf an, zu untersuchen, auf welche Weise die Aufgabe des wissenschaftlichen Schriftstellers von der Aufgabe des Universitätslehrers sich unterscheidet.

Der Schriftsteller redet zu Allen, die an seiner Wissenschaft Theil nehmen, Gegenwärtigen und Künftigen, ohne Unterschied ihrer Bildungsstufe. Die Allgemeinheit und Unbestimmtheit, in welcher dieses Publicum vor der Seele des Schriftstellers steht, wird unvermeidlich auch seinem Vortrag einen allgemeinen Charakter geben. Sein Werk hat in dem Maaße Werth, als dadurch für die Begründung oder Entwicklung der Wissenschaft ein neuer Gewinn entsteht. Es kommt also nur in Betracht als einzelne Thatsache in der Geschichte dieser Wissenschaft, und der Schriftsteller selbst ist gleichsam nur ein Organ des idealen Geistes, durch welchen diese Wissenschaft fortgehend gebildet wird. So wirkt Alles zusammen, um die Persönlichkeit des Schriftstellers, und den besondern Weg seiner individuellen Entwicklung, dem Auge des Lesers zu entrücken.

Ganz anders der Universitätslehrer. Ihm gegenüber steht eine Anzahl bestimmter, persönlich bekannter Individuen, Alle auf ziemlich gleicher Bildungsstufe, dieser Wissenschaft in der Regel noch unkundig, aber mit frischer, unabgenutzter Jugendkraft. Diesen Schülern soll die Wissenschaft, soweit sie gegenwärtig entwickelt ist, in dem Lehrer gleichsam personificirt erscheinen. Er soll das, was in langer Zeit und sehr allmählich entstanden ist,

ſo lebendig in ſich aufgenommen haben, daß ein ähnlicher Eindruck entſtehe, als wäre die Wiſſenſchaft jetzt und mit einemmale in ſeinem Geiſt erzeugt worden. Indem nun ſo der Lehrer die Geneſis des wiſſenſchaftlichen Denkens unmittelbar zur Anſchauung bringt, wird in dem Schüler die verwandte geiſtige Kraft geweckt und zur Reproduction gereizt; er wird nicht bloß lernen und aufnehmen, ſondern lebendig nachbilden was ihm in lebendigem Werden zur Anſchauung gebracht ward. Auch ſchon im Bücherſtudium machen wir die Erfahrung, daß uns oft Anſichten oder Thatſachen vor Augen treten, wohl auch deutlich und überzeugend werden, ohne ſich uns bleibend einzuprägen, während dieſelben Gedanken, bei günſtiger Stimmung unſres Geiſtes, von deſſen productiver Kraft erfaßt, und ſo uns aſſimilirt und angeeignet werden. Was nun hierin meiſt die Wirkung ganz ſubjectiver und zufälliger Umſtände, zuweilen das Verdienſt geiſtreicher Darſtellung des Schriftſtellers iſt, das kann und ſoll bei recht angewendetem perſönlichen Unterricht die regelmäßige Frucht dieſer Form der Mittheilung ſeyn. Nun kann ſich zwar dieſe höhere Wirkſamkeit perſönlicher Mittheilung unter allen Umſtänden bewähren; aber daß ſie gleich mit dem erſten Eintritt in die Wiſſenſchaft verbunden wird, daß die Friſche des Jünglingsalters hinzutritt, und die Wechſelwirkung Vieler, die gleichzeitig denſelben Eindruck an ſich erfahren, das iſt es, was den Univerſitäten ihren hohen, durch Nichts zu erſetzenden Werth verleiht. So kann man auf ſie anwenden, was ein großer Meiſter in anderer Verbindung geſagt hat: [1]) „Schreiben iſt ein Mißbrauch der Sprache, ſtille für ſich leſen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Menſch wirkt alles was er vermag auf den Menſchen durch ſeine Perſönlichkeit, die Jugend am ſtärkſten auf die Jugend, und hier entſpringen auch die reinſten Wirkungen. Dieſe ſind es,

[1]) Göthe's Leben Bd. 2. S. 370.

welche die Welt beleben und weder physisch noch moralisch aussterben lassen."

Daß dieser Gegensatz beider Arten wissenschaftlicher Mittheilung im wirklichen Leben oft durch Uebergänge verdunkelt wird, kann der Wahrheit desselben keinen Eintrag thun. Manches Buch nähert sich durch Lebendigkeit und Individualität der mündlichen Rede, und manche Vorlesung wird in ihren Vorzügen und Mängeln einem gedruckten Buche ähnlich. Aber die reine Form des Buchs und die reine Form des mündlichen Vortrags bleiben immer dieselben, wenn gleich Derjenige, welcher sich eine dieser Formen erwählt hat, in das Gebiet der andern hinübergreifen mag.

Dieser Werth der Universitäten ist von ihren Freunden nicht selten, wenn gleich oft nur in dunklem Gefühl, anerkannt worden; aber indem man es versäumte, ihn auf bestimmte Begriffe zurück zu führen, entstanden wichtige Irrthümer über die eigentlichen Bedingungen desselben, welche nicht ohne Einfluß auf die Beurtheilung und Anerkennung einzelner Lehrer blieben, und welche hier angedeutet werden sollen.

So ist es irrig, den Werth eines Lehrers abzumessen nach den Entdeckungen die er selbst in der Wissenschaft gemacht hat, und die er in seinen Vorlesungen mitzutheilen pflegt. Zwar wird durch diese Neuheit des Inhalts das lebendige Interesse an den Vorlesungen in dem Lehrer selbst und in den Schülern erhöht, und so der wahre Zweck gefördert werden können; an sich selbst aber ist sie diesem Zweck fremd, und wie ein trefflicher Lehrer gedacht werden kann, welcher niemals die Wissenschaft durch neue Entdeckungen bereichert hat, so kann einem Andern die Wissenschaft viel verdanken, welcher als Lehrer wenig leistet.

Es ist auch irrig, obwohl sehr gewöhnlich, den Werth eines Lehrers nach dem guten Vortrag abzumessen. Zwar wird die Leichtigkeit, womit der Lehrer seine Gedanken richtig und geschmackvoll in mündlicher Rede ausdrückt, dem wahren Zweck förderlich seyn, und es wird von vielen Lehrern allzuwenig Auf-

merksamkeit auf diesen Punct gewendet, indem hierin mit Absicht und Bewußtseyn mehr geschehen kann, als man meist anzunehmen pflegt. Dennoch nimmt diese Eigenschaft in der Reihe Derjenigen, welche den vorzüglichen Lehrer bilden, nur eine untergeordnete Stelle ein, und wird meist überschätzt. Zu allen Zeiten hat es Lehrer gegeben, welche bei gutem, ja glänzendem Vortrag wenig wirkten: Andere, welche kaum einen Satz richtig und ohne Anstoß zu Stande bringen konnten, und doch den Geist der Wissenschaft in ihren Schülern erweckten. Das kommt daher, daß Jene bei aller Leichtigkeit der Rede nicht hatten was der Mittheilung werth war, während in Diesen das lebendige Schaffen des Geistes auch unter der stammelnden Rede dem sinnvollen Schüler nicht verborgen bleiben konnte. Es ist aber nicht zu sagen, wie oft von dieser Seite der wahre Werth eines Lehrers verkannt wird, vorzüglich durch die Bequemlichkeit der Schüler, und zu ihrem eignen großen Schaden.

Nahe verwandt mit dem eben gerügten Mißverständniß ist das andere, nach welchem der Werth eines Lehrers ausschließend nach dem Grade der Anregung bestimmt wird, die durch ihn den Zuhörern zu Theil wird. Freilich wer Nichts in Anderen anregt, der ist zum Lehrgeschäft untauglich; umgekehrt aber darf der Anregung nur in so fern Werth zugeschrieben werden, als es gute Kräfte und Richtungen sind, die in dem fremden Geiste hervorgerufen werden. Wer also den Schülern die wissenschaftliche Aufgabe recht hoch stellt, und ihnen jeden, auch den geringen Fortschritt in ihrer Lösung als ein würdiges Ziel ihrer Anstrengung erscheinen läßt, wer sie so zu unermüdeter Forschung anregt, und zu so strengen Forderungen an sich selbst, vor welchen aller Dünkel schwinden muß, der ist der wahre Lehrer. Wer sie aber dahin führt, sich an oberflächlichem Thun und leerem Schein zu befriedigen, und in eitlem Hochmuth abzuurtheilen, wo nur durch aufrichtige Anstrengung der ganzen Kraft des Geistes ein wahrer Besitz errungen werden kann, der hat seine Schüler

auch angeregt, aber zu ihrem Verderben, so viel sie ihn auch preisen mögen in ihrer Bethörung.

Endlich ist es auch irrig, den Werth der Universitäten in die persönlichen Berührungen zu setzen, in welchen der Lehrer durch Ernst und Liebe, durch Rath, Ermunterung und Warnung auf die Schüler wirken kann. Zwar wichtig sind diese Berührungen allerdings, wer das Wohlthätige derselben an sich erfahren hat, wird ihr Andenken dankbar in seinem Gemüth bewahren, und kein Lehrer, der mit Liebe und Treue seinem Beruf ergeben ist, wird sie gleichgültig versäumen, oder sich ihnen entziehen. Dennoch sind sie so sehr vom Zufall abhängig, und auf großen Universitäten nur in so beschränktem Umfang möglich, daß der eigentliche Werth der Universitäten durch sie unmöglich bedingt seyn kann.

Sieht man nun ab von diesen theils zufälligen, theils untergeordneten Dingen, so wird man den oben ausgesprochnen wahren Grund der Wirksamkeit der Universitäten in seiner Reinheit anzuerkennen geneigt seyn. Dieser wahre Grund also besteht in der Anregung des wissenschaftlichen Denkens durch die Anschauung einer gleichartigen, aber bereits ausgebildeten Thätigkeit in dem Geiste des Lehrers. Und derjenige Lehrer wird diese Wirkung vorzugsweise hervorzubringen geschickt seyn, in welchem das Geschäft der wissenschaftlichen Gedankenbildung am sichtbarsten hervortritt. Hierin haben jüngere Lehrer einen natürlichen Vortheil, welcher jedoch in älteren dadurch ersetzt und überwogen werden kann, daß es diesen gelingt, die Jugendlichkeit des Geistes neben der reiferen Kenntniß und Erfahrung zu bewahren.

Es ist oben zugegeben worden, daß die äußerliche Unentbehrlichkeit der Universitäten für unsre Zeiten nicht mehr vorhanden ist, weßhalb man ihre Wichtigkeit für vermindert halten möchte. Auf der andern Seite aber ist eben in diesem Fortgang der Zeiten ein neuer Grund entstanden, durch welchen ihr Werth wiederum erhöht wird. Es ist unverkennbar daß durch die fort-

gehende Einwirkung des Bücherdrucks die mechanischen Bedingungen der Verbreitung, und selbst der Entwicklung der Wissenschaften ungemeine Fortschritte gemacht haben, daß aber zu gleicher Zeit die einzelnen Erscheinungen wissenschaftlicher Thätigkeit unpersönlicher werden. Eine solche im großen Gang der Weltgeschichte gegründete Veränderung zu hindern ist unmöglich, sie zu beklagen unnütz; möglich aber und heilsam ist es, entgegengesetzte Kräfte zu erwecken und zu pflegen, wodurch das, was nur in seiner Einseitigkeit verderblich werden kann, zur wahren Bereicherung und Belebung unsres geistigen Zustandes umgewandelt wird. So können sich unter uns die Universitäten eine neue Art von Wichtigkeit erwerben, indem sie gleichsam dem Persönlichen in der Wissenschaft eine Zuflucht gewähren, und indem so in ihrem engeren Kreise dasjenige Verhältniß fortlebt, welches in der alten Welt und bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst für alle wissenschaftliche Mittheilung statt fand, in welchen Zeiten diese Mittheilung eingeschränkter war in ihren äußeren Mitteln, aber wärmer und menschlicher in ihrer Wirkung auf Einzelne.

Alles, was bis hierher über das Wesen und den Werth der Universitäten gesagt worden ist, kann gleichmäßig auf alle Nationen angewendet werden, in welchen sich solche höhere Lehranstalten finden. Nunmehr sind auch noch die besondern Eigenschaften anzugeben, wodurch sich die deutschen Universitäten von denen der andern Nationen unterscheiden.

Ihr gemeinsamer Charakter besteht zunächst darin, daß jede derselben die Gesammtheit der Wissenschaften umfaßt, anstatt sich auf eine einzelne Wissenschaft zu beschränken, so wie dieses in den Specialschulen mancher anderen Länder geschieht. Der Vortheil dieser unsrer Einrichtung aber ist schon von Anderen so oft und so gründlich erörtert worden, daß er hier übergangen werden kann, wo es die Absicht ist, auf die weniger bekannten Seiten des Gegenstandes aufmerksam zu machen. Auch kann diese Einrichtung nur auf eine sehr bedingte Weise als eine Eigenthüm-

lichkeit unsrer deutschen Universitäten angesehen werden. Denn im Mittelalter, nachdem die allererſten Universitäten (Paris, Bologna, Salerno) als Specialschulen entstanden waren, bildeten sich diese bald in allgemeine Schulen um, und die vielen nach ihrem Muster gestifteten Universitäten nahmen meist gleich Anfangs denselben allgemeinen Charakter an, so daß sich bald nur seltene Ausnahmen davon fanden, so wie z. B. Salerno stets eine medizinische Specialschule geblieben ist, und wie in Paris von dem Kreise der Lehrgegenstände das römische Recht durch ein besonderes Verbot ausgeschlossen war. Auch ist dieser allgemeine Charakter hier, unter den Eigenheiten der deutschen Universitäten, nur deßhalb erwähnt worden, weil er gegen das System der Specialschulen, welches neuerlich in manchen anderen Ländern Eingang gefunden hat, einen Gegensatz bildet.

Eine zweite Eigenthümlichkeit unsrer Universitäten steht mit dem wissenschaftlichen Zustand der Nation in engerer Verbindung. Bei keinem andern Volke fällt ein so bedeutender Theil der gelehrten Thätigkeit überhaupt den öffentlichen Lehrern anheim, und zu allen Zeiten haben es sich deutsche Gelehrte vom ersten Rang zur Ehre gerechnet, als Professoren an Universitäten, oft selbst an kleinen Universitäten, zu wirken. Daß dieser Umstand in den allgemeinen Zweck der Universitäten höchst glücklich eingreift, ist unverkennbar. Denn in dem Lehrer, welcher zugleich selbst an der Fortbildung der Wissenschaft thätigen Antheil nimmt, (obgleich beide Richtungen an sich verschieden sind) wird sich doch am häufigsten die Lebendigkeit des wissenschaftlichen Denkens finden, wodurch allein das Lehrgeschäft gelingen kann: und auf der andern Seite wird die Empfänglicheeit des Schülers für die lebendige Aufnahme des Unterrichts durch den gegründeten Ruf erhöht werden, welchen der Lehrer auch als Schriftsteller genießt. So wird die allgemeine Superiorität, die jedes Lehrerverhältniß von Natur begleitet, durch die individuelle Achtung vor dem Lehrer veredelt, und diese höhere Autorität wird dem Erfolg des

Lehrgeschäfts förderlich. Ja auch umgekehrt wird das mit Liebe betriebene Geschäft des Lehrers auf die Forschung des Schriftstellers befruchtend zurück wirken. Im wissenschaftlichen Gespräch mit einem Freund kommt mancher Gedanke zur Entwicklung, der sich der einsamen Arbeit entzog. Auf ähnliche Weise wird oft das Verhältniß eines Lehrers zu empfänglichen Zuhörern Gedanken erzeugen oder durch glücklichen Ausdruck beleben, wie es dem bloßen Schriftsteller ohne den Reiz persönlicher Nähe nimmer gelungen wäre. [1])

Es leuchtet ein, daß die hier beschriebene Eigenthümlichkeit unsrer Universitäten nicht auf einer vorgeschriebenen Einrichtung, sondern auf der Sitte und auf der Neigung des Gelehrtenstandes beruht. Mittelbar aber hängt sie allerdings von einer wichtigen Einrichtung ab, ohne welche sie nicht bestehen könnte, nämlich von der Art von Lehrfreiheit, welche sich bei uns findet. Den Lehrern ist die Wahl der einzelnen Lehrgegenstände, so wie die Einrichtung ihrer Vorlesungen, mit fast unbeschränkter Freiheit überlassen, und eben so den Schülern die Wahl der Lehrer und der Vorlesungen, die sie besuchen wollen. Durch diese Freiheit kommt Ehre in das Lehrverhältniß, und Wetteifer, und durch sie wird jeder Verbesserung der Wissenschaft in Form oder Inhalt der unmittelbare Einfluß auf den Unterricht der Universitäten gesichert. Der Gegensatz dieser Freiheit ist in verschiedenen Abstufungen denkbar und in manchen Ländern wirklich zu finden. Am vollständigsten ist sie da ausgeschlossen, wo dem Lehrer jedesmal nicht nur der Gegenstand seines Vortrags, sondern auch die Form und Einrichtung desselben genau vorgeschrieben ist, der Schüler aber angewiesen wird, von welchem Lehrer, und durch welche Vorlesung, er gerade jetzt Unterricht empfangen soll. In

---

[1]) Auf gemüthliche Weise, und aus glücklicher eigener Erfahrung geschöpft, ist dieses anerkannt in Niebuhr's römischer Geschichte, Bd. I. dritte Ausg., S. XII. der Vorrede.

ſolchen Fällen iſt gewiſſermaßen der Plan der Lancaſterſchulen auf ein Gebiet übertragen, in welchem er nur verderblich wirken kann, und von der eigenthümlichen Wirkſamkeit des mündlichen Unterrichts bleibt nur noch der ganz zufällige Vortheil übrig, welcher aus einzelnen perſönlichen Berührungen zwiſchen Lehrern und Schülern hervorgehen kann. Wenn man dieſen zufälligen Vortheil abrechnet, ſo würde der Zweck einer ſolchen Anſtalt durch eine Reihe von Lehrbüchern, ohne alle mündliche Lehre, eben ſo gut, ja noch ſicherer und vollſtändiger erreicht werden können. Ein weit geringerer Grad von Beſchränkung jener Freiheit beſteht darin, daß nur dem Schüler eine anſehnliche Zahl beſtimmter Vorleſungen vorgeſchrieben wird, die er irgend einmal gehört haben muß, wobei ihm die Wahl des Lehrers, und die Folge und Zuſammenſtellung der Vorleſungen, völlig überlaſſen bleibt. Obgleich dabei der größte Theil jener Freiheit unangetaſtet bleibt, ſo hat ſich dennoch auch dieſe Einrichtung in der Erfahrung als fruchtlos, ja nachtheilig erwieſen. Zum Grunde liegt dabei die an ſich lobenswerthe Abſicht, die Studierenden durch den Beſuch mannigfaltiger Vorleſungen zu einer recht freien, vollſtändigen Ausbildung zu führen; wo aber dieſe Abſicht zwangsweiſe, und im Widerſpruch mit der eigenen Neigung, durchgeſetzt werden ſoll, da wird Nichts bewirkt als das unedle Spiel, wodurch zum Schein Zeugniſſe zuſammengebracht werden, um der formellen Vorſchrift zu genügen. So wenig kann geiſtige Mittheilung gedeihen, wenn ihr irgend ein äußerer Zwang angelegt wird.

Was berechtigt uns nun, unſren deutſchen Univerſitäten einen ganz eigenen Werth, vor den Anſtalten anderer Länder, beizulegen? Es iſt nicht die vollendete Gelehrſamkeit der Lehrer, noch die werdende der Schüler, die unſere Univerſitäten von den Schulen anderer Völker unterſcheidet. Denn wenn wir dieſe als ihr Gemeingut, und als ihre Auszeichnung behaupten wollten, ſo möchte uns nicht ſelten ein beſchämender Spiegel vorgehalten

werden. Aber Das ist es, daß in ihnen eine Form gegeben ist, worin jedes ausgezeichnete Lehrertalent seine Entwicklung findet, und jede lebendige Empfänglichkeit des Schülers ihre Befriedigung; eine Form, wodurch jeder Fortschritt der Wissenschaft leicht und schnell Eingang findet, und gerade in den empfänglichsten Gemüthern; eine Form, wodurch es leicht wird, den höheren Beruf ausgezeichneter Menschen zu erkennen, und worin selbst dem ärmeren Leben beschränkter Naturen ein erhöhtes Gefühl des Daseyns mitgetheilt wird. Auf den Besitz einer solchen Form dürfen wir stolz seyn, und wer unsre Universitäten kennt, wird mir beistimmen, daß in diesem Lobe buchstäbliche Wahrheit und keine Uebertreibung enthalten ist. Aber gerade aus der regen Empfänglichkeit, worin hier der Werth derselben gesetzt ist, wird ein Haupteinwurf gegen ihre Form hergenommen. Wie sie der Wahrheit zugänglich sind, sagt man, so auch dem Irrthum und dem Bösen; und um diese Gefahr zu verhüten, muß aus dem Unterricht alle Freiheit und Individualität verbannt werden. Aus solchen Betrachtungen sind die oben erwähnten entgegengesetzten Formen der Lehranstalten in manchen Ländern entstanden. Die vollständige Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes liegt außer den Grenzen der gegenwärtigen Betrachtung, indem sie mit anderen und schwierigern Untersuchungen verzweigt ist; wenige Worte mögen für den vorliegenden Zweck genügen. Finden sich in einem Zeitalter falsche, ja arge Tendenzen, so sind ihm diese von Gott als besondere Prüfung beschieden, der es sich nicht entziehen kann, sondern die es zu bestehen hat. In einem solchen Fall die geistigen Kräfte selbst zu zerstören oder zu schwächen, weil diese im Kampf zu dem Feind übergehen könnten, ist unnatürlich und verderblich. Diejenigen, welche für die Wahrheit zu streiten geneigt sind, versammeln, ermuntern, unterstützen, ist Alles was in Zeiten solcher Kämpfe durch äußeres Ansehen bewirkt werden kann. Ja es treten gerade bei den Universitäten zu jenen allgemeinen Betrachtungen noch besondere Gründe hinzu,

um hier die Freiheit der Lehre unbedenklicher zu machen. Denn in ihnen geht alle Thätigkeit aus von einer bestimmten Zahl bekannter Lehrer, die sich nicht selbst anstellen, und deren Amtsführung leicht zu übersehen ist. In einem solchen Verhältniß kann das persönliche Vertrauen jeden Grad von Freiheit ungefährlich und selbst wünschenswerth machen.

Um jedem Mißverständniß zu begegnen, ist es noch nöthig zu untersuchen, mit welchem Rechte die bisher dargelegte Eigenthümlichkeit gerade den deutschen Universitäten zugeschrieben werde. Als im Mittelalter zuerst Universitäten entstanden, fand es sich allgemein, daß die bedeutendsten Gelehrten zugleich Universitätslehrer waren, und daß die höchste Freiheit im Unterricht herrschte. Beides war damals so sehr in den äußeren Verhältnissen gegründet, daß es nicht anders seyn konnte, und daß keinem Einzelnen die Ehre gebührt, etwas so heilsames ersonnen zu haben. Aehnliche Verhältnisse haben sich auch späterhin in verschiedenen Ländern erhalten oder neu gebildet, so oft die Universitäten zu einem bedeutenden Ansehen gelangten; so war es im sechzehnten Jahrhundert in Frankreich, so in Italien zu ganz verschiedenen Zeiten. Nehmen wir aber die Thatsache, wie sie jetzt vor uns liegt, so sind solche Universitäten in der That ein eigenthümlicher Vorzug unsres Vaterlandes geworden, was auch die Ursachen dieser Erscheinung seyn mögen. Und selbst für ein Gemeingut unsrer Nation dürfen wir sie billig halten, so daß es irrig und tadelnswerth ist, wenn man zuweilen die Universitäten des hier beschriebenen Charakters protestantische oder auch norddeutsche genannt hat. Achtung verdient die Vorliebe auch für jedes noch so spezielle Vaterland; aber irrig und verderblich wird diese Vorliebe, wenn sie zum hochmüthigen Verkennen irgend eines Theils der Nation ausartet, in welcher uns Gott hat geboren werden lassen. Wahrlich wir Deutsche haben am wenigsten Ursache, die Risse, die in unsre Nation durch ihre besonderen Schicksale gekommen sind, durch eitle Anmaaßung noch zu

erweitern! Ein Anderes dagegen und keinesweges zu tadeln ist es, die provinziellen Eigenheiten anerkennen, die sich auch in den Universitäten wiederfinden müssen, und wodurch jede ihren besonderen Werth und ihren eigenen Charakter erhalten kann; löblich auch ist der edle Wetteifer, der uns treibt, es Anderen wirklich zuvor zu thun, und der mit gegenseitiger Liebe und Achtung wohl vereinbar ist. Wenn es aber bedeutende Theile unsres deutschen Vaterlandes giebt, in welchen sich Universitäten der hier beschriebenen Art nicht finden, so liegt dieses nicht daran, als ob die Empfänglichkeit des Volks und das geistige Bedürfniß in der That ein anderes wäre, sondern es liegt daran, daß dort andere Ansichten und Ueberzeugungen über den öffentlichen Unterricht herrschen, als welche hier ausgesprochen worden sind.

Die Universitäten sind auf uns als ein edles Erbstück aus früheren Zeiten gekommen, und es ist für uns eine Ehrensache, ihren Besitz wo möglich vermehrt, wenigstens unverkürzt, den kommenden Geschlechtern zu überliefern. Was wir in dieser Hinsicht mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten haben, ist wohl einer ernsten Erwägung werth: noch weit mehr aber, was uns zu thun obliegt. Auch hier wieder ist vor Allem nöthig, das Zufällige abzusondern, um nicht in der Betrachtung des Wesentlichen verwirrt und irre geführt zu werden.

So haben die älteren Universitäten in Deutschland meist als Corporationen eine große Selbständigkeit gehabt, die sich theils in der Ausübung landständischer Rechte, so wie einer ausgedehnten Gerichtsbarkeit, theils in der unabhängigen Verwaltung eines bedeutenden Grundbesitzes zeigte. Manchen wurden diese Rechte ganz oder zum Theil entzogen, und denen, welche in neueren Zeiten gestiftet wurden, sind sie gar nicht gegeben worden. Alle diese Verhältnisse hatten ihren relativen Werth, und sind in mancher Beziehung nützlich gewesen; dem eigentlichen Zweck der Universitäten waren sie fremd, ja sie sind ihm nicht selten hinderlich geworden. Weit näher liegt diesem Zweck die Ausstattung

durch glänzende wiſſenſchaftliche Sammlungen und Anſtalten, wodurch ſich manche Univerſitäten auszeichnen, und wie wäre es auch möglich, den hohen Werth ſolcher Anſtalten für wiſſenſchaftliche Forſchung, und den edlen Sinn, woraus ſie hervorgegangen ſind, undankbar zu verkennen. Dennoch kann man ſich über die Eigenthümlichkeit dieſes Werthes leicht täuſchen. Denn ſie gehören ihrem Weſen nach doch mehr einer Akademie an als einer Univerſität, und es darf nie vergeſſen werden, daß noch in ſehr neuen Zeiten Univerſitäten mit ganz ärmlichen Sammlungen ein reges geiſtiges Leben hervorgerufen haben, während die reichſten Sammlungen gegen Verſinken des Unterrichts in gänzliche Lebloſigkeit keinen Schutz zu gewähren vermögen. Ja es müßte für den unglücklichſten Irrthum gehalten werden, wenn Regierungen, die nicht reich genug ſind, um mit den größten Sammlungen zu wetteifern, es darum aufgeben wollten, ihre Univerſitäten, die vormals der Stolz manches kleinen Landes waren, auch jetzt noch auf wahrer Höhe zu erhalten; oder wenn ſich die Meinung feſtſetzte, daß ohne Sammlungen vom erſten Rang, eine Univerſität gleichſam nur zur zweiten Claſſe der Lehranſtalten gerechnet werden könne.

Wenden wir nun, von allen dieſen Zufälligkeiten abſehend, unſren Blick ausſchließend auf das Weſen der Univerſitäten, fragend was geſchehen müſſe, um ſie nicht ſinken zu laſſen, ja um ſie noch höher zu heben, ſo müſſen wir uns überzeugen, daß ihr Wohl und ihr Verderben von drei verſchiedenen Seiten aus beſtimmt werde, indem dazu zuſammenwirken die Regierungen, die Lehrer, und die Schüler.

Fragen wir, was die Regierungen thun ſollen zum Wohl der Univerſitäten, ſo ſind wir ſo glücklich, uns faſt auf bloße Erzählung und Beſchreibung beſchränken zu können, indem wir nur zuzuſehen haben, wie es ſtets gehalten worden iſt und noch gehalten wird, da wo wir ein wahres Gedeihen der Univerſitäten wahrnehmen. Diejenigen, welchen die Verwaltung dieſer Ge-

schäfte aufgetragen war, wußten wohl, daß es nicht in ihrer Macht stand, die geistigen Kräfte, wovon dieses Gedeihen abhing, zu erzeugen, sondern daß es ihre Aufgabe war, diese Kräfte aufzufinden, anzuerkennen, zu pflegen. Bei der Anstellung und Beförderung von Lehrern ließen sie sich nicht einseitig durch das Aufsehen bestimmen, welches ein Gelehrter etwa erregte, selbst nicht durch das Verdienst allein, welches er als Schriftsteller um die Wissenschaft erwerben mochte; sie achteten vornämlich auf das was den Beruf des Lehrers bewährt, auf die Fähigkeit in den Schülern den Sinn für die Wissenschaft zu wecken und auszubilden; sie vergaßen nicht, daß für diesen höchsten Zweck der Lehranstalt die sittliche Würde und Haltung des Lehrers eben so wichtig und unentbehrlich ist, als Kenntniß und Talent. Traten unter den Bearbeitern einer Wissenschaft scharfe Gegensätze hervor, so hüteten sich jene Pfleger der Schule Partei zu ergreifen, und fuhren fort, allein jenen allgemeinen und sicheren Kennzeichen des Werths eines Lehrers zu folgen, unbekümmert um die Partei, zu welcher Einer gehören mochte. Unkundige, welche, von außen her diese Verhältnisse betrachtend, sich in Gedanken an die Stelle jener Pfleger versetzen, mögen wohl zu der Ansicht kommen, ihren Händen eigentlich sey die Fortpflanzung der Wissenschaften anvertraut, die von ihnen berufenen Lehrer seyen nur die Organe, deren sie sich zu diesem Zwecke bedienten, und es gehöre auch zu ihrem Beruf, diese Lehrer in der Ausführung ihres Geschäftes stets zu lenken und zu meistern. So können Unkundige die Sache ansehen; Jene selbst aber wissen sehr wohl, daß dem nicht also ist. Sie erkennen, daß ein Anderes ist der sittlich-litterarische Takt, der den Maaßstab darbietet, um den Werth und die Tauglichkeit eines Gelehrten im Ganzen zu würdigen, und darnach mit Sicherheit eine Wahl zu treffen: ein Anderes die Superiorität, wodurch allein der Anspruch auf die Bildung einer höheren Instanz in der Wissenschaft gerechtfertigt werden könnte. Indem sie diesen natürlichen Unterschied aner-

kennen und festhalten, wird es ihnen nicht schwer, die hohe Würde ihres eigenen Berufes zu behaupten, ohne der inneren Unabhängigkeit des Lehrerstandes Eintrag zu thun, wodurch allein ein harmonisches Zusammenwirken Beider zu dem gemeinsamen großen Ziel möglich ist.

Was von den Lehrern gethan werden muß, wenn die Universitäten gedeihen sollen, liegt so am Tage, daß es kaum ausgesprochen zu werden bedarf. Haben sie einen klaren Begriff von der Eigenthümlichkeit ihres Berufs gefaßt, so ist nur noch zu wünschen, daß sie sich diesen Beruf recht hoch stellen, und daß sie demselben ihre besten Kräfte treulich widmen mögen. Manches ist was sie darin stören und zerstreuen kann. Dahin gehört zunächst die Thätigkeit des Schriftstellers, deren mögliche heilsame Wechselwirkung mit dem Lehrgeschäft schon oben erwähnt worden ist. Sie kann jedoch auch schädlich einwirken, wenn sie so überwiegend wird, daß der Lehrberuf dagegen vernachlässigt werden muß, indem ihm die beste und frischeste Kraft entzogen wird. Zu diesem Abweg kann, um der weniger edlen Beweggründe nicht zu gedenken, auch schon die Betrachtung führen, daß der Wirkungskreis des Schriftstellers so viel ausgebreiteter ist als der des Lehrers. Es ist aber dagegen zu bedenken, daß der tüchtige Lehrer in seinem engern Kreise sicherer und tiefer eingreifen kann, und daß also hier die geringere Ausdehnung durch die Intensität der Wirkung reichlich aufgewogen wird. — Eine zweite und noch wichtigere Störung liegt in der mannigfaltigen Theilnahme an praktischen Geschäften, die sich oft den Lehrern darbietet; in gehörige Grenzen eingeschlossen, kann diese jedoch ein heilsames Gegengewicht gegen die Einseitigkeit des Gelehrtenstandes abgeben, und so durch Erweiterung des Gesichtskreises und durch Belebung der bloßen Bücherstudien die fruchtbarste Rückwirkung auf den Lehrberuf ausüben. In ganz neuer Gestalt erscheint die Anregung zu solcher praktischen Thätigkeit da wo neu gebildete ständische Verfassungen eine allgemei-

nere Theilnahme an öffentlichen Zuständen möglich machen. Kein Unbefangener wird verkennen, daß das lebendige und vielseitige Interesse an diesen Dingen einen eigenthümlichen Vorzug unsrer Zeit bildet, und wie nahe liegt es besonders dem Gelehrtenstande, dasjenige was er in seinem Innern gebildet und durchlebt hat, auch mit der wirklichen Welt in Berührung zu bringen. Nur ist dabei von unsrem gegenwärtigen Standpunct aus zweierlei wohl zu erwägen. Erstlich ist das Geschäft des Regierens und Gesetzgebens, worauf dort ein so mannigfaltiger Einfluß durch Urtheil und Rath, theils von Mitgliedern der Ständeversammlungen, theils von politischen Schriftstellern, ausgeübt wird, ein Geschäft von so großer Schwierigkeit und Verantwortung, daß Jedem, der sich dazu geneigt fühlt, ein recht großes Mißtrauen in die eigenen Kräfte, gleichsam als erste Bedingung der Tüchtigkeit, zu wünschen ist, damit er nicht ohne die strengste Prüfung seinen Entschluß fasse. Es gibt in unsren Tagen nicht wenige wohlmeinende Menschen, welche zu der Betrachtung der öffentlichen Dinge eine jugendfrohe Ansicht, eine Hoffnung ohne bestimmten Grund, hinzubringen. Diese werden meist durch gewisse herrschende Vorstellungen und Formeln befriedigt, die überall wiederhallen, und hinlänglich auf der Oberfläche liegen, um von der Menge ergriffen, und als gemeinsames Abzeichen getragen und geliebt zu werden. Haben sie sich diese Vorstellungen recht geläufig gemacht, und erblicken sie sich damit in einer mehr zahlreichen als ausgewählten Gesellschaft, so sehen sie darin eine Bürgschaft für ihren wahren Beruf zum öffentlichen Leben; blickten sie tiefer, so würden sie eben darin vielmehr Grund zum doppelten Mißtrauen gegen sich selbst finden. — Zweitens wird es leicht geschehen daß die Theilnahme am öffentlichen Leben so viel Zeit und Kraft, besonders aber, so viel lebendiges Interesse in Anspruch nimmt, daß daneben der Lehrberuf zurückgesetzt und als Nebensache behandelt werden muß. Ein solches Verhältniß aber ist schlechthin verwerflich. Denn wie entschieden auch der Beruf

zum öffentlichen Leben seyn möge, so ist doch das Lehramt zu ernst und würdig, um anders als mit voller Kraft und Liebe geführt zu werden, und wer die Sache redlich und gewissenhaft ansieht, wird es dann lieber aufgeben als durch vernachlässigte Führung herabwürdigen wollen.

Auch in Beziehung auf die Lehrer muß hier nochmals die schon oben berührte verschiedene Beschaffenheit unsrer Universitäten erwähnt werden. Manche derselben sind in neueren Zeiten vor anderen reichlich ausgestattet, einige auch in großen Hauptstädten errichtet worden. Dadurch hat der Charakter und die Wirksamkeit der Universitäten überhaupt eine mannigfaltigere Entwicklung erfahren, die als ein wahrer Gewinn betrachtet werden muß. Auf der anderen Seite aber bieten die Universitäten in kleineren Städten eigenthümliche Vortheile dar, die jenen nothwendig abgehen müssen, so daß nur in dem Gegensatze beider Arten der Werth und Charakter unsrer Universitäten überhaupt vollständig erkannt werden kann. Es müßte daher als ein großer Verlust beklagt werden, wenn die Universitäten dieser zweiten und zahlreicheren Classe — nicht etwa eingehen sollten, denn das ist freilich nicht zu befürchten — sondern wenn sie wegen der ihnen fehlenden Eigenschaften in geringeres Ansehen kämen, und sich weniger als vormals der warmen Theilnahme und kräftigen Unterstützung ihrer Regierungen zu erfreuen hätten. An Mitteln, sie auf ihrer Höhe zu erhalten, wird es nicht fehlen. Gerade hier ist die liebevolle Rücksicht auf das Einzelne und Persönliche möglich und von unfehlbarer Wirkung: die Aufmerksamkeit auf jede Thätigkeit, Anerkennung und Ermunterung jedes Verdienstes. Manchen wird diese Weise, eine große Anstalt zu regieren, anstößig seyn, indem hier anders als durch Statuten und Rescripte gewirkt werden soll, und andere als tabellarisch zu verzeichnende Erfolge gesucht werden; allein das Lebendige kann in der That nur durch lebendige Einwirkung hervorgerufen und gefördert werden. — Eine besondere Erleichterung für die Pflege

dieſer Art von Univerſitäten liegt noch darin, daß ſich in ſo manchem kleinen deutſchen Lande glücklicherweiſe eine herzliche Anhänglichkeit an dieſes beſondere Vaterland erhalten hat, wodurch das Wirken auf der Landesuniverſität einen Reiz darbieten kann, der viele andere Vorzüge aufzuwiegen vermag.

Was hilft aber die edelſte Anſtrengung der Regierungen, was das glänzendſte Talent der Lehrer, wenn ihnen nicht die rechte Empfänglichkeit der Schüler entgegenkommt? Für Dieſe allein iſt Alles bereitet, und wenn ſie es nicht mit dem rechten Sinn aufnehmen, ſo iſt Alles unnütz. Glücklicherweiſe treten ſie in die Univerſität zu einer Zeit, worin falſche Richtungen noch nicht ſo feſt gewurzelt haben können, daß die Einwirkung guter Lehrer dadurch gehemmt würde. Auf der Univerſität ſelbſt freilich begegnen ihnen gar manche Richtungen und Gewohnheiten, wodurch ſie heruntergezogen, oder doch dem wahren Ziel entfremdet werden mögen. Das Meiſte davon iſt alt, und bedarf hier keiner Erwähnung: Manches iſt in unſrer Zeit neu hinzugekommen. Dahin gehört vorzüglich das falſche und oberflächliche politiſche Intereſſe. Wie könnte man tadeln, wenn junge Männer, die großentheils dazu beſtimmt ſind, in das öffentliche Leben einzugreifen, an dieſem ſchon jetzt einen warmen Antheil nehmen? Aber lieben ſie ihr Vaterland wahrhaft, ſo ſollen ſie dieſe Liebe dadurch bewähren, daß ſie ſich mit gründlichem Ernſt zum öffentlichen Beruf ausbilden. Und Nichts kann dieſe Ausbildung mehr ſtören, als der thörichte Dünkel, womit ſie ſich ein eigenes Urtheil anmaaßen, wie es ihnen noch nicht zukommt: eben ſo das Parteiweſen, welches überall wo es ſich kund gibt, den freien edlen Blick in Leben und Wiſſenſchaft trübt. Gar Vielen iſt durch ihre Natur nur ein beſchränktes Maaß der Theilnahme an öffentlichen Dingen verliehen: und wenn ſie nun dieſes beſchränkte Maaß in flachem und unwahrem Enthuſiasmus verbraucht haben, bleibt für das thätige Mannesalter Nichts übrig, als kalte Selbſtſucht, und vielleicht der Eigenſinn ange-

wöhnter Vorurtheile. — Solchem falschen Streben mit ernster, liebevoller Warnung zu begegnen, ist besonders die Pflicht der Lehrer. Manche freilich ziehen es vor, dieses Streben vielmehr zu fördern, indem sie dem Stolz und der Anmaaßung schmeicheln, anstatt sie zu dämpfen; mögen sie dies thun in selbstsüchtiger Buhlerei um Gunst und Beifall, oder nur um zu werben für die Partei, von welcher sie das allgemeine Heil erwarten; mögen sie es thun in der redlichsten Absicht, ja mag selbst in ihrer politischen Meinung ein nicht geringer Bestandtheil von Wahrheit enthalten seyn, immer trifft sie schwere Verantwortung, denn auch unter der günstigsten dieser Voraussetzungen haben sie ihre Schüler auf einen Weg geführt, der diesen so wenig Heil bringt als dem gemeinen Wesen. Von den Besten unter ihnen kann man doch nur sagen: Sie wissen nicht was sie thun.

Wie ist aber diesen und anderen Verführungen entgegen zu wirken? Gesetze und polizeiliche Anstalten sind gut und nöthig, um grobe Ausbrüche abzuwehren, weiter reichen sie nicht. Die persönliche Wirkung der Lehrer durch Rath und Warnung ist heilsam, aber ihrer Natur nach sehr beschränkt, weit unbedeutender als die fortwirkende gute Sitte und Gesinnung, die Jeder aus dem väterlichen Hause mitbringen mag. Im Großen kann solchen falschen Richtungen nur durch die erhöhte Kraft der wahren Richtung entgegengewirkt werden. Wenn durch Eifer und Talent vieler tüchtigen Lehrer das Interesse der Schüler gefesselt wird, so werden sich immer Wenigere finden, die sich einem falschen Streben hingeben. Was wohl am meisten fehlt und zu wünschen wäre, ist eine vielseitigere Einwirkung auf den Fleiß der Schüler, mehr Anregung ihrer eigenen Thätigkeit und Aufsicht auf dieselbe. Freilich ist dieser Gegenstand von so zarter Natur, daß man sich fast scheuen möchte ihn öffentlich zu berühren. Denn Alles, was hierin als allgemeine Form, und mit äußerem Zwang eingeführt wird, muß sich bald als fruchtlos, wenn nicht verderblich, erweisen; soll es gedeihen, so muß es ganz aus

der eigenthümlichen Weise und Richtung der einzelnen Lehrer hervorgehen, also auch großen Verschiedenheiten nach Personen und Zeiten unterworfen seyn können. Allerdings setzt dieses voraus, daß die Pfleger der Universitäten ein liebevolles Interesse an dem Wirken und Erfolg der einzelnen Lehrer nehmen, und daß zwischen beiden Theilen ein Verhältniß gegenseitigen Zutrauens bestehe. Solche Einrichtungen könnten auf großen Universitäten dadurch erleichtert werden, daß zwischen den Lehrer und die Schüler gewisse Mittelspersonen einträten: theils angehende Lehrer, theils auch ältere, ausgezeichnete Schüler, die zur Leitung der Arbeit der jüngeren herangezogen würden. Schon jetzt bilden sich oft ganz von selbst unter eifrigen Schülern kleine Vereine zur wissenschaftlichen Ausbildung: diese brauchten nur allgemeiner gemacht, und mit einzelnen Lehrern in bestimmte Berührung gesetzt zu werden. Alles aber ohne äußeren Zwang, so daß es Sitte und Ehrensache werde, und nur durch das Beispiel ausgesuchter Individuen befördert. Nebenher würde diese Einrichtung noch den Vortheil gewähren, daß am Ende der Studienzeit ein ungleich sichereres Urtheil über die Tüchtigkeit der Einzelnen möglich wäre, als es durch die jetzt üblichen Prüfungen begründet werden kann.

Vergleicht man unter einander die Schüler, die sich auf derselben Universität zusammen finden, so ist eine ungemeine Verschiedenheit in Geistesanlage und Vorbildung unverkennbar, und es drängt sich daher die Frage auf, für welche Classe der Zuhörer eigentlich der Lehrer sich einrichten soll. Manche spannen hierin die Forderung so hoch als möglich. Der Lehrer soll den Maaßstab nehmen nach den Ausgezeichnetsten, nach denen, welche durch ihre Natur selbst wieder zur Fortbildung der Wissenschaft berufen sind, wobei die Uebrigen zusehen mögen, wie viel von dem dargebotenen Unterricht auch noch für sie genießbar seyn möge. Diese Ansicht ist aber verwerflich, nicht bloß weil es unbillig wäre, für den Vortheil der Wenigen zu sorgen, und das

Bedürfniß der Vielen zu vernachlässigen, sondern aus einem ganz andern Grunde. Für jene Wenigen hat Gott unmittelbar gesorgt, und sie bedürfen unsrer Anstalten nicht. Sie würden sich auch ohne Universität forthelfen, und in jeder Universität mögen sie leicht den Boden finden, worin sie ihre Wurzeln schlagen, und woraus sie Nahrung saugen können, auch wenn Nichts auf sie besonders berechnet ist. — Andere stellen gerade umgekehrt die Forderung so niedrig als möglich. Gar manche Schüler nämlich zeigen sich für jeden lebendigen Unterricht ganz unempfänglich, an welchem Zustand oft Dürftigkeit der Anlage und Gemeinheit des Charakters gleich großen Antheil haben mögen. Dagegen sind sie nicht gerade unfähig, einen trivialen Auszug aus der Wissenschaft mechanisch dem Gedächtniß einzuprägen, und später wieder in irgend einem Lebensberuf auf gleich mechanische Weise anzuwenden. Für dieses niedere Bedürfniß nun sollen die Universitäten nach jener Meinung hauptsächlich sorgen, indem eine so dürftige Kost von den Besseren doch auch genossen werden könne, dann also Keiner ganz leer ausgehe. Allein für diese Classe sind die Universitäten zu gut, wie auch jeder wissenschaftliche Lebensberuf für sie zu gut ist, so daß es zu wünschen wäre, sie würden davon ganz abgeschreckt, und erwählten sich irgend eine mechanische, ihrer Fähigkeit oder Sinnesart mehr angemessene Beschäftigung. — Werden nun diese Extreme, wie billig, von der eigentlichen Bestimmung der Universität ausgeschlossen, so bleibt uns noch übrig als wahrer Gegenstand ihrer Thätigkeit, der zahlreiche und ehrenwerthe Mittelstand, also Diejenigen, die einer höheren Anregung oft bedürftig, aber auch meist empfänglich sind, und deren geistige Leitung eben deßhalb so wichtig und heilsam ist. Für diese aus allen Kräften zu sorgen, soll sich jeder Lehrer zur Ehre rechnen, er soll ihnen das Beste was er vermag darbieten, das Schwierige zumuthen, aber er soll es auch nicht verschmähen, um ihretwillen nach echter Popularität zu streben. Manche sehen dieses Streben als Herablassung an, und schreiben ihm wohl gar

einen zweideutigen Werth zu, da es doch in sehr vielen Fällen bloß in der vollkommneren Ausbildung des Gedanken selbst besteht. — Es hat also hierin mit den Universitäten eine ähnliche Bewandtniß wie mit den Staaten. Auch in diesen werden große Helden und Staatsmänner, Gelehrte und Künstler vom ersten Rang, werden einzelne durch großen Einfluß und Reichthum ausgezeichnete Stände viel dazu beitragen können, den Zustand des Ganzen zu verherrlichen, aber die Kraft und Dauer des Staats beruht auf ihnen nicht. Noch weniger beruht dieselbe auf den Knechten und Tagelöhnern, oder gar auf dem wandernden, heimathlosen Gesindel. Sie beruht aber auf den zahlreichen Mittelständen, die sich theils einer geistigen Beschäftigung, theils dem Landbau und Gewerbe, in den mannigfaltigsten Arten und Abstufungen, widmen, und auf dem gesunden Verstand und der tüchtigen Gesinnung die in diesen Ständen herrschend sind.

Wie die deutschen Universitäten sind, ist hier gezeigt worden; ob sie so bleiben, ob sie steigen, ob sie sinken werden, das ist zunächst in unsre, des gegenwärtigen Geschlechtes, Hände gelegt. Das Urtheil der Nachkommen wird uns darüber Rechenschaft abfordern.

Die Revolution des Cantons Zürich vom Jahre 1830 in ihrer Entwickelung.

Die Elemente.

Die Schweiz wird von Ausländern gewöhnlich sehr unrichtig beurtheilt. Der Irrthum, welcher meist zu Grunde liegt, besteht darin, daß man sich dieselbe als Einen gleichmäßigen Staatskörper denkt, und nun von einzelnen Anschauungen sogleich auf das Ganze schließt, während ihre Merkwürdigkeit und ihr wesentlicher Charakter gerade in der größten Mannigfaltigkeit von Sitten, Ansichten, Bildungsstufen, Völkerstämmen, und Verfassungen besteht. Wie das Land voll Berge, Seen, Flüsse, Thäler, und nur selten von größeren Ebenen durchzogen: so sind auch die verschiedenen Völkerschaften, welche auf dem engen Raum zusammengedrängt sind, durch Sprache und Denkungsart gesondert, und nur selten zeigt sich eine gewisse Gleichförmigkeit in ihrem moralischen Leben.

Darum muß man bei Beurtheilung der Schweiz von den einzelnen Cantonen ausgehen, welche sich allmählig an einander durch Bündnisse anschlossen, und welche ihre Eigenthümlichkeit, trotz allen Versuchen, sie zu beseitigen, bisher immerfort bewahrten: und nur wenn man zuerst alle die kleinen Länder in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt hat, kann man von diesem Standpuncte aus das Gemeinsame zu entdecken und einen sichern Blick auf das Ganze zu werfen hoffen.

Mehrere dieſer Cantone nun haben in der neueſten Zeit eine Umwälzung ihres Staatslebens erfahren. Die Form, in welcher, die Bedingungen, unter denen es geſchah, ſind zwar nicht immer dieſelben geweſen; wohl aber haben ſie eine innere Aehnlichkeit, welche theils in der Zeit ihrer Entwickelung, theils in dem vorgeſetzten Ziele, theils in der Art der gebrauchten Mittel liegt. Ich wähle die Revolution des Cantons Zürich zur Betrachtung als die lehrreichſte unter den übrigen. Einmal war die Art, wie ſie ſich entwickelte, weniger roh und gewaltſam als in mehreren anderen Cantonen; die Umwandlung ſelbſt geſchah ohne offnen materiellen Kampf, auf eine mehr friedliche Weiſe, zuerſt auch nicht ohne Einfluß einzelner gemäßigter Männer. Anderſeits ſtand das Volk, bei welchem ſie geſchah, im Vergleich mit dem größten Theile der übrigen Schweiz, auf einer höhern Stufe der Cultur, und wurde von einigen an wiſſenſchaftlicher Bildung ſogar hervorragenden Männern geleitet, welche die Revolution zu vergeiſtigen trachteten. Und dennoch führte ſie im Ganzen zu keinen erfreulichen Reſultaten, und es blieben die Hoffnungen, welche mancher Redliche zuvor hatte, großen Theils unerfüllt. Ich hoffe, das Bild welches ich mit Ruhe und Ueberzeugung treu zu entwerfen trachte, werde auch für Einige außer der Schweiz, in unſerer deutſchen Nachbarſchaft Intereſſe gewähren und vielleicht eine warnende Lehre enthalten [1]). Denn für uns ſelbſt iſt jede Lehre fruchtlos. Wir ſind hereingeriſſen in den Strudel, dem wir für jetzt nicht entrinnen.

Fremde, welche die Schweiz beſuchen und nur oberflächlich kennen, begreifen nicht, was denn hier das Volk zur Revolution getrieben habe. Am allerwenigſten Grund dazu war wohl im

[1]) Dieſe Stelle wurde ziemliche Zeit vor dem Hambacher Feſte und den Bundestagsbeſchlüſſen geſchrieben. Der ſüddeutſche Liberalismus war unzweifelhaft eben ſo unbelehrbar als der ſchweizeriſche; und nur die feſte Macht in Verbindung mit dem Recht konnte ihn und die ihm anhingen, vor größerm Unglück retten.

Canton Zürich vorhanden. Das Land war im ganzen unter seiner Regierung glücklich und zufrieden. Abgaben lasteten nur wenige auf dem Volke, der Wohlstand mehrte sich stets und bot erfreuliche Erscheinungen dar. Der große Rath, unser einziger und rechtmäßiger Gesetzgeber, früher und namentlich auch während der ganzen Mediationszeit, von dem kleinen Rathe — der vollziehenden und jenem verfassungsmäßig untergeordneten Behörde — bevormundet, erkannte seine Stellung besser, wußte ihr Ansehen zu verschaffen, und machte auf allmähligem aber darum nur um so sichererm Wege Fortschritte im Interesse der Bildung und der Freiheit.

Das wichtigste Element, welches die Revolution vorbereitete, war der Gegensatz von Stadt und Land. Die Hauptstadt, früher Beherrscherin des gesammten Gebietes, welches sie theils erobert, theils durch Vertrag an sich gebracht, hatte diese Herrschaft durch die erste Revolution für immer verloren. Im Jahre 1814 wirkte die Restauration zu ihren Gunsten, ungeachtet sie das alte unhaltbare Verhältniß nicht wieder herstellte; und in dem großen Rathe von 212 Gliedern saßen von da an 130 Städter, die großen Theils auf dem Wege der Selbstergänzung gewählt wurden. Die Oberamteien auf dem Lande, so wie die höhern Staatsstellen waren meist mit Städtern besetzt. Im Gegensatze hiezu war das Land an Bevölkerung und physischen Kräften in jeder Hinsicht größer und mächtiger. Zumal in den schönen Dörfern am Zürichsee wohnten viele reiche und angesehene Kaufleute, welche die Zurücksetzung der Landbürger nur mit Mißmuth ertrugen, und sich und ihre Söhne für nicht weniger regimentsfähig hielten als die Städter. Alter Groll zum Theil auf historischen Gründen beruhend, wirkte fort, und gesellte sich zu dem Mißbehagen, daß der Vorzug der Stadt, mit welcher der Zürichsee in Reichthum und äußerm Ansehen zu wetteifern begonnen, noch immer allgemein anerkannt war. Die Ansprüche und Neigungen seiner Bewohner zum Liberalismus steigerten sich

durch die halbe, großen Theils aus Frankreich geholte Bildung vieler Matadoren, den unter Kaufleuten allgemeinen Sinn für das Weltbürgerthum, und das Gefühl, daß die Masse in ihren Dörfern ihnen theils ergeben, theils vollständig von ihnen abhängig sey. Wie hätten sie nicht versuchen sollen, die Kreise ihrer Herrschaft zu erweitern?

Ein ferneres Element war die innere Schwäche der Regierung, die sich immer mehr zeigte, ungeachtet der scheinbar großen Gewalt, welche sie in sich vereinigte, indem sie nicht nur oberste Vollziehungsbehörde war, sondern auch einen entscheidenden Einfluß auf den großen Rath ausübte, die Gerichte, wenigstens die unteren, Amtsgerichte, beaufsichtigte, und die Wahlen der wichtigsten Stellen, namentlich der Oberamtmänner und Amtsrichter inne hatte. Die Regierung des Cantons Zürich war nicht eigentlich aristokratisch. Einen Adel kannte man so wenig, als ein wahres Patriciat. Wohl aber neigte sie sich diesem insofern zu, als vornehmlich gewisse angesehene Familien berücksichtigt und bei Besetzung der Staatsstellen augenscheinlich bevorzugt wurden. Es fehlte indeß der Muth und der hohe Sinn, welcher den Adel so oft auszeichnet, und der sich durch einen einfältigen Namensstolz ohne historische große Erinnerungen nicht ersetzen läßt. Nicht die Städter als solche regierten, sondern Städter aus einigen Familien. Diesen gegenüber standen die übrigen Stadtbürger nicht höher als die Landbewohner.

Im Gegentheil um die letztern zu gewinnen, wurden dieselben öfters zum Nachtheile jener begünstigt, insofern nicht die Interessen regierender Familien dabei zugleich mit verletzt wurden. Daher hatte auch die Regierung in der Stadt nur wenig Credit und das Land liebte sie doch nicht, indem es in ihr einen ihm und seinen Interessen zum Theil fremden Herrn erblickte.

Das Hauptgebrechen der Regierung lag indeß in dem Mangel einer festen, auf sicheren Grundsätzen beruhenden Handlungsweise. Sie war in der Regel wohlmeinend und sorgsam, aber

zugleich einem gewiſſen Schlendrian ergeben, gab weder ſich ſelbſt noch Anderen von ihrem Verfahren Rechenſchaft und ließ die Sachen, wo nicht perſönliche Neigungen und gegenſeitige Dienſtleiſtungen dazu kamen, ohne viel darüber nachzudenken, ſo gehn, wie es eben herkömmlich war. Die Wiſſenſchaft ſchätzte ſie nicht, und war den geiſtigen Beſtrebungen, beſonders wenn ſie ſich auf das Gebiet der Politik oder des Rechtes wagten, abgeneigt. Es war eine Regierung, deren Glieder noch dem achtzehnten Jahrhundert angehörten, zugleich aber die Revolutions-Jahre erlebt hatten, und den alten Geiſt mit den neuen Formen zu verſöhnen wünſchten.

Durch den ökonomiſchen und daher politiſchen Fall Finsler's, des mächtigſten und kräftigſten Mitgliedes der Regierung und den bald darauf folgenden kaum natürlichen Tod Hirzel's, eines gewandten Staatsmannes, wurde das Anſehen des kleinen Rathes aufs heftigſte erſchüttert und das Mißtrauen gegen die Städter lebhaft aufgereizt. Eine freiwillig unter den Stadtbürgern geſammelte Beiſteuer, um einen durch Finsler's Inſolvenzerklärung entſtandenen Verluſt des Staatsvermögens zu decken, wurde von ſehr vielen Landbürgern, welche, an die Grundſätze eines engherzigen Sparſyſtems von Hauſe aus gewöhnt, die Freigebigkeit nicht begreifen konnten, fabelhaft entſtellt und eine Quelle großen Argwohns.

Inzwiſchen ward die Oppoſition immer ſtärker an inneren und äußeren Kräften. Sie ging weſentlich aus der Stadt hervor, und nur ſehr allmählig ſchloſſen ſich ihr einzelne einflußreiche Landbürger an, der größere Theil derſelben horchte in ſtummer Ehrfurcht auf die Winke der Regierung. Das Streben der Oppoſition ging damals keineswegs auf Umwälzung, ſondern auf zeitgemäße Entwickelung unſers nationalen Staatslebens. Sie griff die Unwiſſenſchaftlichkeit der Regierung als Grund des mangelhaften Organismus des Staates an, drang auf gründlichere Behandlung der Geſchäfte, verwarf das ungewiſſe Hin- und

Hertappen, welchem, eben weil man sich keine Rechenschaft geben wollte noch konnte, Willkür zu Grunde lag, und suchte nach und nach bessere Einsicht und Bewußtseyn in dem Staate zu Ehren zu bringen. Ihre Richtung war zunächst nicht doctrinärer Natur. Die blendenden aber unhaltbaren Sätze des französischen Liberalismus wurden damals noch von ihren Gliedern nicht als die Lehre des Heils verkündet; denn ihre Bildung hatten die meisten in Norddeutschland gewonnen. Daher erklärten sie sich auch, mit steter Rücksicht auf die Natur des Bestehenden und der sich zeigenden Bedürfnisse, für Fortschritt auf gesetzlichem Wege und für organische Ausbildung der vorhandenen Stoffe. Besonders kräftig wirkten damals in diesem Sinne durch literarische Thätigkeit Rüscheler, im großen Rathe Ferdinand Meyer und Hirzel; in dem zürcherischen Amtsgerichte, dem Grundpfeiler dieser neuen Richtung — begünstigt von dem einsichtigen Oberamtmann von Meiß — Keller, Ulrich und Finsler, von denen der erste nach der Revolution das herrschende Haupt der Revolutionspartei, die letzten, Verfechter der gemäßigten Partei wurden. Damals war ihr Streben gemeinsam auf eine nationale und zugleich wissenschaftliche Entwickelung der zürcherischen Rechtspflege gerichtet.

Es war eine schöne Zeit, als diese Männer voll frischen Muthes arbeiteten. Freilich war ihr Ringen mühsam und wurde durch manche bittere Kränkung vergällt, durch manche mißlungene Versuche gehemmt. Dennoch ward der Erfolg immer sicherer. Er schien dauernd zu werden, weil nur Schritt für Schritt Bahn gebrochen wurde, und nur allmählig, die neue Ansicht gerade darum um so festere Wurzel schlug. Es war dies die Zeit nationaler Reform.

Dabei aber wollen wir uns nicht verhehlen, daß einerseits sich an die Reformirenden auch solche anschlossen, denen dieser allmählige Gang nicht behagte, und die nicht so fast eine bewußte nationale Entwickelung suchten als entweder Beförderung ihres

Weltbürgerthums und französischer Freiheitssysteme, oder aber Befriedigung ihrer inneren Leidenschaften. Anderseits trug vornehmlich dieser Kampf dazu bei, die Schwäche der Regierung zu beurkunden und die Aufregung des höher stehenden Theils der Bevölkerung zu befördern.

Die Revolution selbst in ihrem Ausbruch.

Diese Elemente waren zunächst nicht sehr gefährlich; und ohne die pariser Julitage wäre es bei uns nimmermehr zur Revolution gekommen. Von Frankreich und Belgien her kam die Revolution wie eine Epidemie auch über die Schweiz. Jetzt erst wurden die Massen aufgewühlt, der Glaube an jede Art von Autorität erschüttert und durch das Gefühl der rohen Kraft die Leidenschaften heftig aufgeregt. Was vorher Trieb gesunden Lebens und frischer Regsamkeit gewesen, wurde nun zum verderblichen Gährungsstoff.

Die noch junge Preßfreiheit diente mit dazu, die Kraft dieses äußern Anstoßes zu verstärken. Zwar suchte das wichtigste Zeitblatt im Canton Zürich, der Schweizerische Beobachter, redigirt von Heinrich Rüscheler, — der zur Journalistik vorzugsweise befähigt war, und dem hernach die Revolution, nachdem sie ihn plötzlich von dem Gipfel der Popularität herabgestürzt hatte, durch ihre heftigen moralischen Eindrücke, Krankheit und den Tod gebracht hat, — im Sinne der Reform zu kämpfen, neigte sich indeß doch, wenn auch zuweilen nur widerstrebend, zu den immer mehr die Herrschaft gewinnenden Neigungen und Gedanken der Revolution. Desto heftiger wirkten im zerstörenden Geiste andere, dem gemeinen Mann, der sich nicht zu Begriffen erhebt, verständlichere Blätter, deren Treiben vorzugsweise auf Erregung der Leidenschaften gerichtet war. Schmeichelworte gegen die Masse auf der einen, Beschimpfungen und Verdächtigungen aller angesehenen und selbständigen Männer auf der andern

Seite, sollten das Volk zur Freiheit erheben, und von dem Glauben an alle Autorität entwöhnen.

Das Verhältniß der Repräsentation im großen Rathe beschäftigte vorzüglich die Neigungen der angesehenen Männer vom Lande; und immer mehr verbreitete sich die Ansicht im Volke, daß von einer stärkern Repräsentation der Landschaft die größten Vortheile zu erwarten seyen. In der Stadt waren namentlich die Jüngeren, welche damals noch dem Charakter des Reformirens treu blieben, aufrichtig geneigt, ihrerseits zu einer billigern Vertretung der Landbürger mitzuwirken. Sie faßten den Gegensatz zwischen Stadt und Land, der seitdem sich wieder scharf ausbildete, nicht als einen feindseligen auf: es war ihnen zunächst nur darum zu thun, das Talent und die Einsicht zu Ehren zu bringen, mochte denn der Fähige der Stadt oder der Landschaft angehören.

Vielleicht hätte der Sturm beschworen werden können, wenn die Regierung den dringenden Bitten beider Parteien Gehör gegeben und schnell auf gesetzlichem Wege eine Reform der Verfassung eingeleitet hätte. Das Bedürfniß, welches von Tage zu Tage lauter und drohender wurde; und die Maaßregeln, welche demselben abhelfen konnten, waren zwiefach. Für's erste wäre das Land damals durch eine vermehrte Repräsentation auf die Hälfte befriedigt und die Stadt durch die Theilung nicht gekränkt worden. Zugleich hätte diese Bestimmung die Parteien in Gleichgewicht gesetzt und ihre Gegensätze unschädlich gemacht. Die Rechtspflege hätte ohne bedeutende Veränderungen von dem kleinen Rathe und dessen Einfluß unabhängig gestellt und dadurch das Hauptbegehren der Jüngern erfüllt werden können. Andere weniger wesentliche Modificationen der Verfassung hätten sich an diese leicht anreihen lassen. Hier galt es, daß die Regierung schnell einschritt, den Forderungen der Zeit, insoweit sie als unverkennbare Thatsache vorlagen, Rechnung trug, dann aber auch mit Kraft und Entschlossenheit ihr: „bis hieher und nicht weiter"

ausſprach, und nöthigen Falls mit Gewalt die Ruhe des Staates aufrecht erhielt.

Allein weder raſches Einſchreiten behagte ihr, noch hatte ſie innere Kraft. Sie hielt ſich für ſicher, ſpottete über ihre Gegner, welche ſie nicht verſtand, und zauderte, ſtatt zu handeln. Da traten 31 Mitglieder des großen Rathes, ausſchließlich Bürger der Landſchaft und zwar Bewohner der Gemeinden am Züricſee, in der Mitte des October 1830 in Uſter zuſammen, richteten ein in gemäßigter Sprache abgefaßtes Memorial an den kleinen Rath und verlangten Zuſammenberufung des großen Rathes, um eine Reviſion der Verfaſſung, hauptſächlich mit Rückſicht auf die Repräſentationsverhältniſſe einzuleiten. Der große Rath trat endlich nothgedrungen und darum ſchon zu ſpät in den erſten Tagen des Novembers zuſammen.

Dieſe Sitzung des vormaligen großen Rathes gehörte zu den merkwürdigſten. Es ſtanden ſich, wie vormals nie, drei Parteien gegenüber: die Partei des kleinen Rathes, die ſogenannten Alten, die der Jüngeren [1]) und die der Landſchaft oder die Partei der XXXI von Uſter. Dieſe letztere wollte zunächſt nur Vermehrung der Landesrepräſentation, und veränderte Wahlart durch die Zünfte. Das Uebrige, dachte ſie, werde ſich geben, wenn der in dieſem Sinne erneuerte große Rath zuſammen trete. Die Jüngeren verlangten ſofortige Totalreviſion der Verfaſſung und namentlich Anerkennung der Unabhängigkeit der Gerichte; einige mit großer Heftigkeit. Einer derſelben äußerte ſich damals ſogar zu ſeinen Freunden: Wenn nichts geändert werden ſoll als Repräſentation und Wahlform, ſo will ich lieber Revolution. Der kleine Rath ſuchte die erſte Partei zu gewinnen,

[1]) Dieſe Jüngeren waren indeß keineswegs ſämmtlich jüngere Männer, es gehörten auch erfahrene Aeltere, gleich achtbar in Rückſicht auf Kopf und Herz, wie z. B. der verdiente Alt-Gerichtsherr Heß, ihrem Streben nach zu ihnen. Parteinamen ſind wie Sprüchwörter meiſt ſchlagend, ohne ſtreng genommen wahr zu ſeyn.

um die zweite zu besiegen. Am liebsten hätte er von gar keiner Veränderung gehört; aber weniger verhaßt waren ihm „die Bauern" als „die Gelehrten". Lange war der Entscheid zweifelhaft; bis Hirzel, damals Oberamtmann, jetzt Bürgermeister, durch List und Entschlossenheit den Bund der Alten mit den XXXI zu trennen wußte. Fast einstimmig beschloß nun der große Rath, vorerst sollen die Repräsentationsverhältnisse berathen, zugleich aber der kleine Rath beauftragt werden, die ganze Verfassung einer Revision zu unterwerfen und Anträge zu Modificationen vorzubringen.

Unter dem Vorsitze Usteri's arbeitete nun eine gemischte Commission von 21 Mitgliedern daran, die Ansprüche des Landes um vermehrte Repräsentation mit dem Interesse der Stadt und dem Bedürfnisse des Cantons in Einklang zu bringen. Einstimmig trug sie darauf an: die Hauptstadt soll mit der Stadt Winterthur, welche früher immer zur Landschaft gerechnet worden war, 106, die übrige Landschaft ebenfalls 106 Mitglieder in der höchsten Behörde erhalten; oder anders ausgedrückt: die Landschaft mit Winterthur 120, die Stadt Zürich mit 92 Mitgliedern repräsentirt werden.

Dieser Vorschlag war im Ganzen zweckmäßig. Die Einbuße der Stadt war zwar sehr groß, aber noch erträglich. Denn es war einigermaaßen Rücksicht genommen auf die historischen Rechte und die ungleich höhere Bildung der Hauptstadt. Das Land hatte von ihrer Herrschaft nichts mehr zu fürchten indem es in Verbindung mit Winterthur durch numerisches Uebergewicht geschützt und selbst ohne Winterthur den beiden Städten an Zahl gewachsen war. „Es war nicht zu zweifeln" so drückte sich damals Hirzel aus, „daß in dem Rathe dasjenige das Mehr erhielte, was zum Wohl des Cantons gereichte und für Stadt und Land billig wäre". Aber schon war auch das niedrige Volk durch die Zeitungen und Umtriebe der Führer, unter die ich besonders auch den Nassauer Demagogen Snell, seitdem als Haupt-

redacteur des Republikaners bekannt, einen Mann voll zerstörenden Geistes [1]), aber mit vielseitigen Talenten ausgerüstet, zähle, allzu aufgeregt, die Hoffnung zu sehr gespannt. Der Vorschlag genügte nicht mehr, sondern wurde im Gegentheil auf dem Lande mit Unwillen aufgenommen. Das Mißtrauen gegen die Städter war bereits allgemein; man wollte gegen sie durch eine bedeutende Mehrheit der Stimmen gesichert seyn, man wollte ferner auf der Stelle den alten großen Rath abtreten lassen, und den neuen an seine Stelle setzen. Beiden Begehren hatte der Entwurf der XXXI nicht entsprochen. Das Land hielt sich für gefährdet und seine Interessen für verrathen. Schon hatten sich in anderen Cantonen, besonders in dem benachbarten Thurgau, wo der Pfarrer Bornhauser Freiheit predigte, Volkshaufen zusammengerottet, in großen Versammlungen Beschlüsse angenommen, und so die gesetzlichen Gewalten ihrem Willen unterworfen. Die gleiche Maaßregel wurde auch bei uns von einem in Stäfa versammelten Ausschusse der feurigsten Bewegungsmänner (der Oberst Brändli soll diesen Gedanken zuerst gefaßt haben) als das wirksamste Mittel, Alles durchzusetzen, beschlossen und durch lithographirte Zettel wurden alle „freien züricher Landleute" auf den 22sten November zu einer Versammlung nach Uster eingeladen.

Die Landsgemeinde in Uster.

Ich gründe die Schilderung dieser bei uns, wie sie es auch in den meisten Ländern gewesen wäre, durchaus neuen Erscheinung auf die Erzählungen genau unterrichteter Augenzeugen.

Aus allen Gegenden des Cantons zogen ganze Schaaren von Landleuten die Wege daher, um in dem durch Fabriksthätigkeit

[1]) Seine Verdienste um die Revolution haben ihm nunmehr das Bürgerrecht der Gemeinde Küßnacht und eine Stelle im großen Rathe verschafft.

bekannten Dorfe Uſter zuſammen zu treffen. Je mehr ſich Bekannte und Unbekannte trafen, im Gefühl Eines Sinnes, deſto heller erglänzte friſche Heiterkeit auf den Geſichtern, deſto freudiger und traulicher waren die Begrüßungen. Die Gegenwart vieler Winterthurer, welche die ihnen angebotene Stimmenzahl von der Hand zu weiſen und zum Lande zu halten erklärten, erhöhte die Stimmung. Das Kraftgefühl, welches ſich in jeder großen Verſammlung entwickelt, wenn ſie von Einem Geiſte und nach Einer Richtung hin getrieben wird, wirkte auch hier, verbunden mit der Neuheit und Kühnheit der Sache ſelbſt, und es entſtand eine allgemeine Begeiſterung. Auch die Menge iſt dieſer in außergewöhnlichen Fällen fähig, und es treten die Leidenſchaften des Tages zurück, während die Bruſt für höhere Genüſſe glüht. Aber dieſe Begeiſterung hält nicht lange an; die rohen ſinnlichen Triebe, Neigungen, Leidenſchaften kehren mit erneuerten Kräften nur um ſo heftiger wieder.

Es waren bei 10,000 Menſchen in Uſter verſammelt, durchweg Landleute, und kaum Einer wußte, wer die Committirten ſeyen, welche ihn hieher berufen, noch wer die Verſammlung leiten werde. Vergebens fragte man nach den Angeſehenen vom See, ſie waren nicht zugegen. Auf der Rednerbühne, welche auf einer kleinen Erhöhung des Bodens angebracht war, zeigten ſich fünf, großentheils unbekannte Männer [1]). Ringsum ſtand das Volk, und während die Redner ſprachen, horchte die Menge, den Hut in der Hand, neugierig und andächtig zugleich ihren Worten. Zuerſt trat Gujer von Bauma hervor, ein großer Mann, mit feurigen Augen und voll jugendlicher Kraft. Dem Volke war er bisher nur als der „kluge Müller" bekannt. Er lebte früher eingezogen, galt für einen Separatiſten, und bildete neben ſeinen

[1]) Einige, welche ſich zuvor als Redner angeboten hatten, waren theils aus Furcht, theils aus Scheu vorher noch zurück getreten. Auch den erſchienenen Führern war es unheimlich zu Muthe.

ökonomischen Geschäften im Stillen auch den Geist durch eifrige Uebungen im Schreiben sowohl als durch wissenschaftliche Versuche besonders in der Mathematik. Seine damalige Rede freilich hatte wenig Eigenthümliches; sie beschäftigte sich mit den Gemeinplätzen der Tagespolitik, versprach dem Volke Erfüllung seiner Wünsche und Hoffnungen und erregte so rauschenden Beifall. Dabei ermahnte er allerdings zur Besonnenheit und warnte vor Excessen; aber er wußte nicht, wie vergeblich diese Ermahnung sey, nachdem man zuvor die Leidenschaften losgelassen. Gehaltener und geschraubter sprach der Arzt Dr. Hegetschweiler von Stäfa, und suchte die den Zuhörern fremden Begriffe von Freiheit und volksthümlichen Verfassungen zu entwickeln. Stumm und staunend hörte man ihm zu; aber lebhafter Beifall wurde dem Redner Steffan von Wädenschweil, einem überspannten Kopfe, zugerufen, der die eigentlichen Treffer vor das Volk brachte, die Einführung einer Vermögenssteuer für die Reichen, Abschaffung der die Armen drückenden indirecten Abgaben, Herunterseţung des Zinsfußes auf 4 pro Cent. Dabei machte er theatralische heftige Geberden und sprach viel von Religion, um die Menge zu rühren. Nur mit Mühe und nicht ohne Drohungen konnte ihn Gujer abhalten, noch weiter zu gehen in der Extase. Und nun erscholl es im Volke: Fort mit den Webereien! Fort mit den Seidenspinnereien! Neue Behörden! Einen neuen großen Rath! Keine Abgaben mehr! und was Alles die wilde Begierde wünschte. Klug suchte Gujer für den Augenblick zu beschwichtigen, indem er versprach, es sollte Alles berücksichtigt werden.

Ohne weitere Discussion beschloß die Versammlung durch offenes einstimmiges Handmehr eine Petition an den großen Rath zu richten, in die sämmtliche zum voraus gedruckte Wünsche, deren Sinn die meisten nicht kannten, aufgenommen wurden. Die wichtigsten derselben sind: Die Repräsentation im großen Rath soll zu $\frac{2}{3}$ dem Lande und nur zu $\frac{1}{3}$ der Stadt zukommen; die Wahlen der Großräthe sollen zu $\frac{2}{3}$ durch das Volk in den

Zünften geschehen und höchstens $\frac{1}{6}$ indirect gewählt werden; Trennung der Gewalten im Staate durch alle Stufen; Preßfreiheit; Petitionsrecht; freie Wahl der unteren Behörden durch die Gemeinden; Abschaffung mehrerer indirecter Abgaben; zuletzt auch Verbesserung des Schulwesens.

Die Menge kehrte auf solche Weise fanatisirt nach Hause, fest entschlossen, die wichtigsten Wünsche, vor allen die geforderte Repräsentation, nöthigen Falls mit Gewalt durchzusetzen. Jeder theilte seine Hoffnungen und seine Begierden den zu Hause gebliebenen Bekannten mit; das ganze Land war aufs äußerste gespannt.

Die Nachricht von dieser Versammlung verbreitete in der Hauptstadt bange Besorgnisse. Man fürchtete und nicht ganz ohne Grund, Ueberfall und Gewaltthat. Da traten eine große Zahl der Bewohner, nicht ausschließlich Bürger von Zürich, im Schützenhause zusammen, und beriethen sich über die Maaßregeln, welche zu ergreifen seyen. Hier sprach sich die entschiedene Mehrheit in gemäßigtem Sinne aus, ungeachtet Einzelne das äußerste zu wagen bereit schienen. Es wurde beschlossen, keine ungesetzlichen Schritte zu thun, der Landschaft nicht starr entgegen zu treten, aber für Sicherung der Personen und des Eigenthums gemeinsam zu sorgen. Vor allem wurde hier klar, daß die Regierung auch in der Stadt kein Zutrauen mehr besaß. In Folge dieser Zusammenkunft wurde schnell eine Bürgergarde errichtet, um im Nothfall feindselige Angriffe auf die Stadt abzuwehren.

Dieses waren die Anfänge der Revolution. Auf dem Lande ein kräftiger positiver Wille, unterstützt durch den Fanatismus zahlreicher Massen; in der Stadt nur der negative Wille, Privatunglück zu verhüten. Die Regierung hatte nirgends Ansehen, die gesetzlichen Autoritäten wurden überall verletzt; die Rechte wurden verhöhnt, die Begierden waren losgebunden.

Der Uebergang zu der neuen Verfassung.

Zum letzten Male versammelte sich der große Rath, um seine eigene Auflösung zu beschließen. Die Petition, oder vielmehr das Gebot von Uster wurde vorgelegt; und einmüthig setzte der große Rath fest, es sollen die Mitglieder des alten großen Rathes sofort abtreten und ein neuer an dessen Stelle gewählt werden, zu $\frac{2}{3}$ aus Landbürgern, zu $\frac{1}{3}$ aus Stadtbürgern bestehend ($\frac{1}{6}$ durch die Zünfte, und nur $\frac{1}{6}$ indirect Gewählte). Auch die Form des Beschlusses war schmählich [1]). An Widerstand war freilich jetzt nicht mehr zu denken; denn vergeblich hätte man sich nach Waffen dazu umgesehen. Der große Rath mußte der Gewalt, die von allen Seiten ihm drohte, weichen; aber er hätte zeigen sollen, daß er nur dieser weiche. Statt dessen fügte er, der die Interessen des ganzen Landes zu vertreten hatte, dem allein das Recht zustand durch seinen freien Willen, in Folge allseitiger Berathung, Gesetze zu erlassen und Verfassungsänderungen vorzunehmen, sich ohne Widerrede, ohne Rüge des revolutionären Treibens, unwürdig zagend, dem Willen, den ein aus einseitigen Elementen zusammengesetzter Volkshaufe, bei welchem die Stadt und ihre Interessen nicht nur keinen Verfechter, sondern nicht einmal ein Mitglied zählte, von einigen Volksführern geleitet, die sich selbst ohne Befugniß aufgeworfen hatten, in ungesetzlicher Versammlung ausgesprochen hatte. Und gerade die, um deren Regiment es sich zunächst handelte, zeigten sich als die Zaghaftesten. Nur Wenige, die zu den Jüngeren gehörten, wagten es nach Hirzel's Antrage gegen die schnelle schmähliche Auflösung zu protestiren. Unter diesen Wenigen war damals auch noch Keller. Nicht einmal der Ausweg, der Land-

[1]) Der eben so geistreiche als originelle Oberamtmann Escher von Grüningen legte damals, den Sitzungsaal im Unwillen verlassend, seine Stelle nieder, da die Freiheit des Willens aufgehört habe.

schaft zwei Drittheile der Wahlrechte zu lassen, die Wahlen selbst aber zum Theil frei zu geben, wurde angenommen. Die Landschaft wollte gezwungen seyn, $\frac{2}{3}$ Landbürger zu wählen, und die große Mehrheit des zu $\frac{2}{3}$ städtischen großen Rathes gehorchte ihrem Willen.

Seitdem änderte sich die Lage der Dinge vollständig.

Der erste wichtige Schritt gegen das bestehende Recht im Sinne der Revolution war gewagt, und im vollsten Maaße gelungen. Die Scheu davor, als vor etwas Verderblichem und Verbrecherischem, welche vorher besonders die Angeseheneren und Besseren unter den Führern zurückgehalten hatte, und die selbst unmittelbar nach der That noch von Vielen wenigstens leise, und unter den Freunden geäußert wurde, verschwand immer mehr. Kaum durfte einer das Geschehene mißbilligen; es wurde vielmehr immer lauter und immer lebhafter als Anfang der Freiheit und als eine herrliche Erscheinung gepriesen. Die Masse fühlte ihre Kraft, und forderte immer ungestümer und trotziger. Kühne und gewandte Führer bemächtigten sich derselben und lenkten die rohe Kraft entschieden gegen die Stadt und deren Einfluß, als den eigentlichen Feind aller freieren Bestrebungen: und schnell vergessen war es, daß das wahre freisinnige Leben in der Stadt begonnen und dort ihren noch immer festen Stammsitz hatte.

Der nun gewählte große Rath trat bald zusammen, und setzte eine Commission nieder, die neue Verfassung zu entwerfen. Sie arbeitete unter Usteri's Vorsitz, welcher von der Landschaft als Haupt der liberalen Partei angesehen wurde. Seine Thätigkeit war hier jedoch nicht sehr positiv, er bewahrte ganz die Stellung des Präsidenten, der die Berathung zwar leitet aber nicht in ihre Gestaltung eingreift. Desto kräftiger wirkte er im großen Rathe selbst, und zwar großen Theils in versöhnendem und vermittelndem Sinne. Usteri scheint unsere Revolution nur mit Besorgnissen betrachtet und nicht, wie die meisten erwarteten, mit Feuereifer erfaßt zu haben. Von jeher zwar den französi-

schen liberalen Systemen huldigend, verließ er sie auch jetzt nicht; aber entweder hatte er eine halbdunkele Einsicht von höherer geistiger Richtung, welche ihn gegen seine Grundsätze etwas mißtrauisch machte, oder er hielt die Anwendung derselben für unsere Verhältnisse und so wie sie durchgesetzt werden sollten, für unzweckmäßig und schädlich. Er liebte sein Vaterland aufs innigste und suchte noch Versöhnung zwischen Stadt und Land zu stiften, als er der Anstrengung unterlag. Sein Tod war der Gipfel seines Ruhmes; er starb, von allen Parteien geehrt. Hätte er länger gelebt und im nämlichen Geiste fortgewirkt, so wäre auch er unzweifelhaft in den Ruf der Aristokratengesinnung gekommen. Denn er allein war nicht im Stande, die siegtrunkene Partei in ihrem Siege zu hemmen. Keller war ihm, wenn auch nicht an Vielseitigkeit, doch an Klugheit, Scharfsinn und Kälte überlegen, und hätte ihm durch mehrere Anstrengung und Anspannung aller Kräfte in der Popularität sicher den Rang abgelaufen.

Keller gehört zu den wenigen ausgezeichneten Männern, welche sich an die Spitze der Revolution in der Schweiz und ihres Treibens setzten, und ist wohl unter allen der ausgezeichnetste. Die Zeit der Verfassungsarbeiten ist als Wendepunct seiner politischen Thätigkeit zu betrachten; denn vorher hatte er immer mehr in reformirendem als in radicalem Sinne gewirkt, selbst noch die Usterversammlung gemißbilligt und das schwächliche Nachgeben und Abtreten der alten Regierung getadelt. Als Jurist war er ein eifriger Verehrer der historischen Schule, der offenbaren Feindin französischer Flachheit und wurzelloser Träumereien. Geburt, Reichthum und Talente vereinigten sich, um ihn zu erheben; und unzweifelhaft wäre er unter jeder Regierungsform der erste geworden. Aber der regelmäßige Weg war ihm zu beschwerlich; er errichte schneller sein Ziel, indem er sich mit der Revolution verbündete, ihre Waffen benutzte, und sich jene selbst zu unterwerfen suchte. Die nöthigen Eigenschaften zu diesem jedenfalls großartigen Beginnen, dessen moralische Beurthei-

lung freilich eine andere seyn mag, fehlten ihm keineswegs. Ein heiteres einnehmendes Aeußere, das sich doch zur Würde erheben kann, wo es nothwendig ist, zu imponiren, ist geeignet, seine Umgebungen zu gewinnen. Die Hauptkraft seines Geistes besteht in einem zersetzenden klugen Verstande. Mit ungemeiner Gewandtheit und großem Scharfblicke findet er schnell die nöthigen Mittel, um seine Plane zu realisiren, erspäht die verschiedenen Schwierigkeiten, und weiß sie leicht und unvermerkt zu umgehen oder plötzlich auf Einen Schlag zu überwinden. Mit großer Selbstbeherrschung berechnet er jedes Wort, jede Mine und deren mögliche Wirkung und drängt so die innerliche Leidenschaft zurück. Ueber Gegenstände, die ihm vor allem wichtig sind, spricht er zuweilen, um desto sicherer zu täuschen, mit der scheinbarsten Gleichgültigkeit. Als Redner ist er ausgezeichnet durch die Sicherheit und Klarheit seiner Sprache und die Biegsamkeit seiner Wendungen: den schwierigsten Gegenständen weiß er aufs glücklichste eine Seite abzugewinnen, die auch für die Mehrheit unserer Versammlungen, welche unmöglich in die innere Natur derselben Einsicht haben können, leicht faßlich und zugleich anschaulich ist; die Schlagwörter der neuen Zeit, mit denen man zuweilen Wunder wirkt, obgleich ihr Inhalt meist leer und schief gedacht ist, hat er vollständig in seiner Gewalt; und selbst das Feuer, welches er Anderen mitzutheilen wünscht, weiß er als ein eigenes darzustellen. Als Präsident des großen Rathes ist er ganz eigentlich in seiner Sphäre; er hält die Zügel der Verhandlungen mit Meisterhand, faßt die verschiedenen Ansichten schnell auf, und weiß sie auf bewundernswürdige Weise, wenn gleich nicht selten nach seinem Interesse und seinem Willen gestellt, in klaren Gegensätzen zur Abstimmung zu bringen.

Bei dem allen ist Keller nur ein ausgezeichneter, nicht aber ein großer Mann. Nicht zwar, daß ich ihm den Trieb zu herrschen, wie Viele es wohl thun, zum Verbrechen anrechnen könnte; denn wie könnte dieser bei einem Manne mangeln, welcher die

angegebenen Eigenschaften besitzt? Aber ihm fehlt die Harmonie der geistigen Entwickelung. So sehr der kalte blendende Verstand ausgebildet ist, so wenig sind es die übrigen Seelenkräfte, besonders die des Gemüths. Selbst in seiner wissenschaftlichen Bildung [1]) scheinen sich Spuren von dieser immerhin einseitigen Richtung des Verstandes, obgleich weit weniger als im Leben zu zeigen. Sein ganzes Wesen und Handeln beruht auf Berechnung. Die Welt, in der er wirkt, ist ihm ein Spielbrett, die Personen, mit denen, oder auf welche er wirkt, sind ihm die Figuren. Inneres Interesse an ihnen hat er nur wenig und die Natur der Mittel ist ihm ziemlich gleichgültig. Ist das Spiel geendigt, der Gewinn errungen oder ist er ihrer überdrüssig, so wirft er sie von sich. So hat er für sein dermaliges politisches Leben für sich selbst die Hauptrolle ausgewählt, und er spielt sie meisterlich. Denn daß diesem Manne das philanthropisch-liberale Wesen innerlich ein Abscheu ist, daß er die Maske der Volksthümlichkeit nur als Mittel zu anderen Zwecken aufgesetzt hat, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Und wenn er auch einzelne Lehren des Radicalismus wirklich mit Ueberzeugung vertheidigen mag, was mit seinem Verstande, der seiner Natur nach zersetzend und auflösend ist, sich gar wohl verträgt, so gehört er doch im Wesentlichen der Lehre, die er jetzt zu verfechten genöthigt ist, nicht an, und schützt sie nur, weil er und seine Ideen durch sie gehalten werden. Mit Einem Wort, Keller hätte vielleicht Eigenschaften, um in einer Monarchie, wo die höchste Autorität des Fürsten seine Herrschsucht zügelt, ein vortrefflicher Minister zu werden; aber in einem Freistaat scheint er ein gefährliches Oberhaupt zu seyn.

Während Keller's Trachten in der Verfassungs-Commission

[1]) Als Gelehrter und vorzüglich als Lehrer ist Keller wahrhaft ausgezeichnet, und es ist ein Unglück für ihn und die Wissenschaft, daß er diesen schöneren Wirkungskreis und diese reinere Ehre gegen die politische vertauscht hat.

hauptsächlich auf die Unabhängigkeit der Gerichte von jedem möglichen Eingriffe von Seiten der vollziehenden Gewalt gerichtet war, so suchte dagegen der damalige Staatsschreiber Meyer, bedeutenden Reformen zwar nicht abgeneigt, doch im Sinne der Mäßigung zu wirken und gegen die gänzliche Herabsetzung der vollziehenden Gewalt und das blinde wüthende Zerstören anzukämpfen. Gründliche Kenntnisse, ausdauernder Fleiß, freisinnige Ansichten und tiefe Einsicht in unsere Verhältnisse und das Staatsleben überhaupt, Liebe zu dem Vaterlande, verbunden mit einem anerkannt edlen Charakter machen ihn achtungswürdig. Leider ist er zu schüchtern, zu bescheiden, um in einer gährenden Zeit, die Keckheit verlangt, da sie selbst keck ist, Großes zu leisten. Als er dem verderblichsten Radicalismus entgegen trat, der sich in gegliederten Vereinen durch den ganzen Canton, ein geordneter Staat im Staat, organisirte, und diese dennoch vom großen Rathe gebilligt und aufrecht erhalten wurden, da mußte auch er aus einer Regierung weichen, welche das Spiel der Clubbs zu werden drohte.

Mehr als in einer Beziehung ist Hirzel das Widerspiel Keller's. Mit großer Wärme faßt er einzelne Ideen auf, und hängt sich mit schwärmerischer Liebe an sie. Auch er spielt mit der Politik, aber auf ganz andere Weise; er gleicht dem Kinde, welches sich über sein Flittergold freut, und sein Spielwerk geschäftig bald so bald anders ordnet. Welt und Menschen erscheinen ihm gleich einem Garten voll Blumen, welcher fortwährend von der Frühlingssonne beglänzt wird. Die Popularität ist ihm seine Religion, das Volk sein Gott. Dennoch verschmäht er, wie viele Schwärmer, auch die kleinen Listen und Kniffe nicht, um seine Absicht zu erreichen. Es ist ein wundersames Gemische in ihm von wirklich edlem Sinne, schönem hohen Muthe, Entschlossenheit und Schnellblick auf der einen, Schwäche, Befangenheit, Verworrenheit und erkünsteltem Wesen auf der andern Seite. Nach der Usterversammlung erklärte er feierlich: sein Le-

bensberuf sey, es mit den Mindern zu halten. Darum trete er über zu der Stadt, nachdem diese der mindere, die Landschaft der mehrere Theil geworden. Und dennoch dauerte es kaum einen Monat, daß er von dem Rufe der Popularität bestochen, wieder entschieden auf die Seite der siegenden Landpartei trat, und seitdem daselbst verweilte. Sein Einfluß auf die Verfassung war im Ganzen genommen nicht günstig. Wir haben vielmehr seinem Bestreben, abgesehen von dem Bedürfnisse und der Natur des Stoffes alles symmetrisch zu ordnen, und für die verschiedensten moralischen Körper, als Staat, Kirche, Schule gleichmäßig gegliederte Organe zu bestellen, manche überflüssige und schädliche Einrichtung zuzuschreiben.

Die Zeit der neuen Verfassung.

Die Gegenwart, bevor sie sich in Resultate verkörpert hat, richtig aufzufassen, aus dem Fließenden das Feste heraus zu fühlen, hält äußerst schwer, und hier ist Täuschung im Einzelnen fast unausweichlich. Dennoch mögen einige Urtheile über Vorhandenes, zumal im Gegensatz gegen das Frühere, so wie einige Besorgnisse für die Zukunft hier ihre Stelle finden.

Was unserm Ländchen am meisten Noth that, Einigung im Innern, ist nichts weniger als erreicht. Es hat sich vielmehr theils durch die Verfassung selbst, theils noch in weit höherem Grade durch die darauf folgenden Ereignisse der Gegensatz zwischen Stadt und Land immer schroffer ausgebildet. Gegenwärtig betrachtet sich die Stadt als unterdrückten und unaufhörlich angefeindeten Theil, die Landschaft sich als mächtigen Sieger, dessen Willen jene sich zu unterwerfen hat. Es ist das umgekehrte Verhältniß vom Jahre 1815, nur daß auch hier das Gefühl des physischen Uebergewichts, wo es nicht durch geistige Bildung gemäßigt wird, die Herrschaft der Masse roher und drückender macht. Während der Hauptentwickelung der Revolution

war es eine der gangbarsten Behauptungen der bewegenden Partei und ihrer Führer, es handle sich zunächst nur um die Stellvertretung in dem gesetzgebenden Rathe, diese müsse zu Gunsten der Landschaft geändert werden; sie verlange nur Einsicht in die Verwaltung des Staates und Garantien, daß diese nicht zu ihrem Nachtheile, und um sie zu belasten, geleitet werde; der Regierung selbst werde sie sich nicht anmaßen, im Bewußtseyn, daß die Städter dazu vorzugsweise gebildet und mit Geschäften vertraut seyen. Anders aber als die Versprechen war die That. Bis auf sehr wenige einzelne Geschäftsmänner wurden die Städter aus allen Verwaltungsstellen, nicht nur auf der Landschaft, sondern selbst in den Cantonalbehörden, welche in der Hauptstadt residiren, theils unmittelbar, theils mittelbar verdrängt, und es fand sich eine hinlängliche Anzahl Landbürger vor, um die leer gelassenen Plätze auszufüllen.

Diese zum wenigsten gewaltsamen und den Wohlstand vieler Familien erschütternden Maaßregeln mußten den Unwillen der Stadt bedeutend vermehren, und es läßt sich recht wohl begreifen, daß Viele zu harten Aeußerungen gegen dieses Verfahren und die neuen Behörden verleitet wurden. Dadurch verstärkte und befestigte sich das Mißtrauen und die Furcht vor Reactionen bei der Landpartei und trieb sie zu immer feindseligeren und gewagteren Mitteln. Unselige Verblendung, welche, statt durch vernünftige Mäßigung und besonnenes Vorwärtsschreiten jede Reaction unmöglich zu machen, sie durch wildes Treiben herbei ruft! Es wurde durch den ganzen Canton ein politischer Verein mit Häuptern und Statuten organisirt, zunächst damals um den Regierungsrath, wo eben um der mehreren Städter willen, eine gewisse Mäßigung die Oberhand behielt, einzuschüchtern, dann auch um die schweizerischen Centralitätspläne vorzubereiten. Die Städter in der Regierung wollten sich nicht von dem Vereine regieren lassen, und mußten, als der große Rath auf die Mahnung Keller's, welcher übrigens selbst nachher aus dem Vereine

austrat, dieſen billigte, um ihrer Ehre und Geiſtesfreiheit willen abtreten.

Daß ein ſehr großer Theil der neuen Beamten unwiſſend und roh ſey, verſteht ſich von ſelbſt. Denn woher hätten ſie, die bis ins Mannesalter auf der Schreibſtube des Kaufmannes oder als Bauern auf ihren Gütern arbeiteten, Staats- und Rechtsbildung erwerben ſollen? Freilich war ein großer Theil auch der Abgetretenen nichts weniger als wiſſenſchaftlich gebildet, und ſtand jenen an friſcher Lebendigkeit und Klugheit nicht ſelten nach; aber die höheren Beamten unter ihnen hatten doch öfter eine in der Stadt leicht zu erwerbende humane Bildung, welche den jetzigen meiſt ganz abgeht.

Und nimmermehr kann das der Revolution eine Entſchuldigung geben, daß es vormals nicht beſſer war. Denn wozu diente es, an die Stelle des Verwerflichen ein anderes eben ſo Schlechtes zu ſetzen, und dabei den Staat in die furchtbarſte Verwirrung zu ſtürzen?

Das iſt gerade das Grundübel unſerer ſchweizeriſchen Staaten, dieſe niedere Culturſtufe der Beamten, ihre Unwiſſenſchaftlichkeit; und darum hauptſächlich wirkt der Haß gegen die Städter, welche gegenwärtig noch an Bildung hervorragen (Ausnahmen verſtehen ſich, denn es giebt auch unzweifelhaft Landbürger, welche an gründlicher Kenntniß ihres Fachs und Einſicht den beſten Städtern kaum nachſtehen) verderblich für das Ganze. Während die Fähigkeit zu dem Amte für die Wahl entſcheidend wirken ſollte, iſt es gegenwärtig nicht weniger als vormals die Neigung oder der Haß der Partei, welche die meiſten Wahlen leitet. Im Gegentheil, es wirkt die Leidenſchaft, da ſie ſtärker iſt, jetzt noch heftiger.

So iſt von dem, was die Reform wünſchte und was von ihr gepflanzt wurde, durch den Sturm der Revolution Vieles verwüſtet worden; ſtatt der Eintracht, die nur durch Anerkennung der verſchiedenartigen und durch ſorgſame Wahrung har-

monischer Verhältnisse gedeihen kann, ist unter uns die Zwietracht getreten und hält das stamm- und geistverwandte Volk feindlich aus einander.

Wie hätte es aber auch anders kommen können in der schonungslosen Zerstörung! bei der schneidenden Einseitigkeit, welche als Consequenz gepriesen wird!

Man hat es sonst der Preßfreiheit nachgerühmt, sie befördere durch vielseitige Prüfung der Ansichten, durch Beleuchtung von allen Seiten die Wahrheit. Wo sie herrsche, da bleibe keine Meinung verborgen, jede werde nach Verdienen gewürdigt. Bei uns hat sich dieser Ruhm, sey es, daß dieses Institut zu jung und der Verstand zur Auffassung und Benutzung desselben zu unreif war, oder sey es, daß jenem Ruhme eine Verwechselung der politischen Rede mit wissenschaftlichen Bestrebungen zum Grunde liegt, schlecht bewährt. Es ist vielmehr das Gegentheil eingetreten. Die Zeitblätter theilten sich mit den Parteien, jede Partei hatte die ihrigen und las nur diese. Es war ihnen meist nicht um Wahrheit zu thun, jede wollte ihre Neigungen ausgedrückt, ihre Leidenschaften gekitzelt haben. Ueberhaupt lesen die meisten Menschen nur die Zeitung, welche ihre Farbe trägt, und glauben nur der, welche ihrer Partei huldigt. Wenn sie ein entgegen gesetztes Blatt zur Hand nehmen, so thun sie es mit Widerwillen, Mißtrauen und Unglauben, und wie sich die Zeitungen im Namen und als Organe ihrer Parteien befeinden, so wächst auch gegenseitig die Leidenschaft, und immer größer wird die Kluft, immer schroffer die Parteiung.

Die Presse diente hauptsächlich dazu, das Mißtrauen gegen die Stadt unaufhörlich rege zu erhalten, und die Städter als Aristokraten zu verdächtigen. Im engsten Zusammenhange damit stand das Bestreben, so viel möglich jedes Centralsystem zu zerstören. Ueberhaupt sind kleine Staaten, zumal Republiken vorzugsweise geneigt, in noch kleinere Theile zu zerfallen. Damit die Centralkraft wirksam sey, bedarf sie einer ansehnlichen

innern Gewalt, und bedeutender Ausdehnung. In den Städtecantonen der Schweiz waren die Städte historisch die natürlichen Centralpuncte. Wie hätte dieses aber fortdauern können, als aller Kampf gegen sie gerichtet war, und man sie auf jede Weise zu lähmen und zu beschränken suchte.

Sehr natürlich war es indeß, daß je mehr die Stadt und ihre Interessen gefährdet waren, sich in ihr eine tüchtige und eifrige Opposition [1]) entwickelte und zwar gerade aus einem Theile jener Männer, welche vor der Revolution dem alten Systeme abhold sich für die Reform entschieden hatten, Männer wie Ferdinand Meyer, Oberrichter Ulrich, Dr. Finsler und andere. Doch ist diese Partei zur Zeit noch nicht zur Reife gelangt, und gehört noch nicht der Geschichte an.

Aber bestimmt spreche ich die Ueberzeugung aus, in welcher Hoffnung und Furcht noch im Keime liegen (welche von beiden Wurzel fassen und entweder zum fruchtbaren Baume oder zur verderblichen Giftpflanze erwachsen werde, wer weiß es?): Es wird für unseren Staat kein Heil werden, bis Stadt und Land mit ihren Ansprüchen und Interessen, die sich gegenwärtig feindselig entgegenstehen, in ein harmonisches Verhältniß kommen, bis

---

[1]) Es ist gegenwärtig, wo die Stadt allen äußeren Einfluß verloren hat, für diese von dem höchsten Interesse, sich im Innern zu kräftigen durch Anstrengung aller geistigen und vorzüglich auch der industriellen Thätigkeit. In dieser Hinsicht geschieht nicht genug. Bloße Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und Aeußerungen des Unwillens führen so wenig zu erklecklichen Resultaten, als das Verkennen der für uns wenigstens unabwendbaren Forderungen einer verändernden Zeit und steifes Festhalten an allen althergebrachten Pedantereien. Im Innern der Stadt ist ein wohlwollendes, die Verhältnisse der Betheiligten schonendes reformirendes Fortschreiten, verbunden mit kräftiger Vertheidigung der Rechte der Stadt gegen alle feindseligen Anfechtungen möglich und nothwendig. In diesem Geiste ist die neue Stadtverfassung wirklich entstanden. Möge ein friedlicher, lebendiger Wettkampf die Stadt in allen Beziehungen ausdehnen, größer und stärker machen! Das gesammte Vaterland könnte dabei nur gewinnen.

beide sich in dem Sinne gleich stehen, daß kein Theil den andern beherrscht, keiner von dem andern bedrückt werden kann. Durch die Verfassung von 1814 wurde die Aufgabe so wenig gelöst als durch die von 1831. Der Zwiespalt muß ausgeglichen, die Kluft gefüllt werden. Dann wird das gemeinsame, durch beiderseitige Kräfte unterstützte Bestreben nach bessern Institutionen einen wahrhaft segenreichen Erfolg haben; dann gilt es nicht, dem einen Theile den Sieg über den andern zu verschaffen oder zu erhalten, sondern es gilt, die Wohlfahrt des geinten Ganzen zu fördern.

Zu dieser Ausgleichung ist indeß gegenwärtig nur geringe Hoffnung vorhanden, [1]) denn noch immer wüthet der Geist der Revolution fort. Viele glaubten, durch die Annahme der Verfassung werde die Ruhe dauernd wieder hergestellt werden; allein unter dem Vorgeben, diese consequent ins Leben einzuführen, wirkt die neue zerstörende Richtung weiter fort und greift noch tiefer in die bestehenden Verhältnisse ein, als es zur Zeit der Verfassungsänderung geschah.

So wie es auf der einen Seite als ein Glück angesehen werden muß, daß einzelne ausgezeichnete Talente, wie namentlich Keller, sich der Bewegung angenommen und die Leitung derselben ergriffen haben, indem der Geist seiner Natur nach geistiges befördert, und der Rohheit Schranken setzt, so ist auf der andern Seite gerade diese Leitung um so verderblicher, als nur durch sie und ihre tief eingreifenden klug berechneten Maaßregeln die Revolution innerlich kräftig und dauernd wird. Am auffallendsten zeigt sich dieß bei der Gesetzgebung.

Diese ist seit einigen Jahren thätiger als je zuvor, und unläugbar zeichnen sich einzelne dieser neuen Gesetze sowohl in Form

---

[1]) Obgleich der Anschein gegenwärtig nicht dafür ist, so ist dennoch dieser Friede am ersten möglich, wenn Stadt und See, die früheren Nebenbuhler, in manchen Hauptbeziehungen von den nämlichen Interessen geleitet, sich vereinigen würden.

als Inhalt aus vor den älteren Arbeiten dieſer Art. Im Ganzen aber wird dennoch wenig Sorgfalt darauf verwendet und umfaſſende auf den Wohlſtand des Landes bedeutend einwirkende Veränderungen werden ſchnell gedacht und eben ſo ſchnell entworfen und ausgeführt. Große Verſammlungen ſind überhaupt nur wenig zur Geſetzgebung geeignet, welche, damit ſie gut ſey, umfaſſende Vorarbeiten der mit einem beſondern Fache vorzugsweiſe bekannten und bis ins Einzelne mit dem betreffenden Geſchäftsgange vertrauten Männer und eine wiederholte Berathung kundiger Behörden vorausſetzt. Dagegen hier werden gerade die wichtigſten Geſetze von Commiſſionen des großen Rathes entworfen, [1]) in welchen höchſtens ein paar ſachkundige Männer ſitzen, und dann ſogleich an den großen Rath gebracht, und von dieſem ganz gewiß mit den Einzelnheiten der verſchiedenen Zweige der Verwaltung und des Staatsorganismus nicht bekannten Körper berathen und ſchließlich angenommen. Solche Eile in der Geſetzgebung und dieſer Trieb, Geſetze zu machen, iſt nun aber beſonders dann gefährlich, [2]) wenn derſelbe, wie jetzt, in die Zeit politiſcher Aufregung und Leidenſchaft fällt. Dieſe wirkte auch auf doppelte Weiſe auffallend nachtheilig ein. Einmal wurden die ſo überaus wichtigen und in der Regel entſcheidenden

---

[1]) Wie ſollte auch der gegenwärtige Regierungsrath zu gründlichen Vorarbeiten für die Geſetzgebung geeignet ſeyn, da ſich in ihm nur wenige Talente und noch weniger Geſchäftsmänner finden!

[2]) Selbſt in ruhigen Zeiten iſt eine übergroße Thätigkeit der Geſetzgebung, welche ein Geſetz ſchnell auf ein anderes folgen läßt, auch darum ſchädlich, weil weder die Beamten noch das Publicum im Stande ſind, die ſämmtlichen Beſtimmungen derſelben ſich beſtändig zu vergegenwärtigen. Sie werden verwirrt, und die richtige Anwendung iſt unmöglich. Denn die Geſetze werden (worauf mich ein Freund aufmerkſam machte) nicht durch bloßes Leſen erlernt, ſondern erſt durch lange und wiederholte Beobachtung in der Erfahrung und in einzelnen Anwendungen. Wie wäre aber an ſolche Beobachtung zu denken in den bändereichen Geſetzeszeiten!

Vorarbeiten meist Einer, und zwar der herrschenden Partei übergeben, und sachkundige Männer nicht selten nur darum nicht in die Commissionen ernannt oder sonst zugezogen, weil sie nicht den politischen Glauben dieser theilten: während doch bei den meisten Gesetzen auf die politische Gesinnung nichts und auf die Sachkenntniß alles ankommt. Andererseits wurde bei der Berathung im großen Rathe selbst eben um dieser politischen Aufregung willen das freie Urtheil über die Sache getrübt und gestaltete sich die Berathung oft zum bloßen Parteikampf, in welchem man blindlings den Führern folgte, statt die Ansichten und Gründe der Sachkundigen ruhig zu prüfen und eine feste Ueberzeugung sich zu erwerben. Nicht selten wurden auch Hauptfragen, zuweilen sogar die Grundzüge der Gesetze als Parteisache behandelt und schnell, ohne Rücksicht auf Gegengründe, beseitigt, so daß die ganze Arbeit einsichtsvoller Geschäftsmänner dann lediglich darin bestand, auf das anders woher als aus der Wissenschaft und Sachkenntniß gegebene Fundament ein so erträgliches und haltbares Gebäude zu gründen, als es nur immer anging, wobei auch die Gefahr, während der Arbeit zur Aufnahme schlechter, unpassender und morscher Bausteine gezwungen zu werden, nicht immer ausblieb.

Am schlimmsten wohl steht es mit der Verwaltung im engern Sinne. Während nämlich gerade die Vollziehungsbehörden großer innerer Kraft bedürfen, um schnell einwirken zu können, so sind diese nunmehr in Folge der leitenden Principien der Revolution von allen Seiten beschränkt und gelähmt; wozu freilich auch beiträgt, daß ein großer Theil der neuen Regierungsräthe nichts weniger als für dieses Fach gebildete und fähige Leute sind. Es kam in der neuesten Zeit einmal so weit, daß die Bürger einer einzelnen Dorfgemeinde es ungestraft wagen konnten, nicht nur den Befehlen des Statthalters, den sie bedrohten, sondern selbst den Aufträgen des Regierungsrathes zu trotzen und daß die zur Beschwichtigung und zur Vollziehung ausgesandte

Regierungs-Commission unverrichteter Sache wieder zurückkehren mußte. Die Gemeinde setzte ihren Eigenwillen durch. Es läßt sich denken, wie bei einem solchen Zustande, wo das niederste Volk sich im Genusse der Souveränetät fühlt, die Disciplin der Milizen beschaffen seyn mag.

Am wohlthätigsten zeigt sich vielleicht die neue Ordnung in der Rechtspflege. In dieser Hinsicht wurden allerdings manche wahre und durchgreifende Verbesserungen eingeführt, und die Stellung des Obergerichtes, welches freilich mit unbeschränkter Gewalt der gesammten Rechtspflege vorsteht, kann eben darum die vernünftige Gestaltung derselben wesentlich fördern, und mögliche Mißbräuche hindern. Dessenungeachtet können sich die Bezirksgerichte frei und selbständig bewegen: bei ihnen ist es besonders, wo man das Wohlthätige der Unabhängigkeit der Gerichte von den Verwaltungsbehörden empfindet. Dennoch ist auch hier zugleich mit der zweckmäßigen Reform der volksthümliche Mißbrauch mit eingeschlichen. Die Aufstellung der Zunftgerichte, in welchen sich meistens ganz unwissende Männer finden, die von Rechtsbegriffen und Proceßgang durchaus keine klaren Vorstellungen haben, und die Wahl selbst der Bezirksrichter durch Wahlversammlungen aus dem Volke, ohne vorherige Prüfung, sind zwei Institute, welche sich wie Pilze an das neue Gebäude anhängen und dasselbe morsch zu machen drohen.

Endlich müssen wir noch einer Erscheinung erwähnen, welche weit wichtiger ist, als die meisten bei uns ahnen, und die vielleicht in der Zukunft dem gegenwärtigen System einen für dasselbe lebensgefährlichen Kampf eröffnen und die Kräfte dafür aus sich liefern wird, nämlich der Kirche und des Kirchlichen. Der neue Geist, dessen Wesen Verneinung und flache Verstandesrichtung ist, die alles Alte, Wurzelhafte, Organische zersetzt, ist ein natürlicher und geschworener Feind der Kirche, in welcher er Aberglauben und Mysticismus, beide vermengend, erblickt. Die Geistlichen, welche eben vor der Menge durch Bildung und reli-

giösen Sinn hervorragen und als Lehrer und Erbauer wirken, sind ihm Aristokraten, welche das Volk bevogten wollen und sich vermessen, der Gleichheit Aller zu widerstreben. So war auch bei uns die Bewegung ganz vorzüglich dahin gerichtet, die Kirche, die man mißtrauisch ansah, und welche kurz vor der Revolution angefangen hatte, ein regsameres und frischeres Leben zu begründen, so sehr möglich zu beschränken, die Geistlichen, die ihrem Berufe nach vorzugsweise die Träger der religiösen Bildung sind, und unter denen sich namentlich die jüngern durch Eifer für ihren Wirkungskreis und christlichen Sinn auszeichnen, zu verdächtigen und in der öffentlichen Meinung als Feinde der Freiheit zu verketzern. An die Stelle der Religion sollte eine flache Ansicht von Moralität treten. In diesem Sinne namentlich soll die Schule, auch die untere Volksschule, deren natürliche Basis die Kirche ist, von dieser, wie man sich ausdrückt, emancipirt, und der Schulmeister dem Pfarrer wenigstens gleich gestellt werden. Hier aber fragt es sich ob der Kampf, wenn er auch für einmal zu Gunsten des herrschenden Liberalismus entschieden wird, nicht vielleicht in anderen günstigen Zeiten erneuert werden, und durch die ächter Moralität und dem Glauben inwohnende Ausdauer und Aufopferung, durch den Geist unseres Volkes, das die Leichtfertigkeit der Nordfranzosen nicht theilt, und für welches die Religion Bedürfniß ist, durch allgemeine vorherige Nationalleiden, welche die Selbstsucht und den eiteln Hochmuth mürbe machen, und durch Verbündung mit den am Rechte streng haltenden und mäßigen Männern sich für die Kirche und das Recht siegreich enden wird.

Vergleicht man aufmerksam diesen Zustand, wie er gegenwärtig durch die Revolution herbeigeführt wurde, und dessen Früchte überdieß trotz des Treibens noch nicht einmal gereift sind, mit dem Zustande der letzten Zeit vor der Revolution, so wurde unstreitig vieles, was man damals mit großer Anstrengung zu erkämpfen suchte, nunmehr leicht und gleichsam spielend

erworben; viele Vorurtheile sind zerstört, Mißbräuche abgeschafft, heilsame Einrichtungen möglich gemacht. Aber zugleich haben sich, weil man den Weg ruhigen und besonnenen Fortschreitens verließ und die Massen aufregte, die Begierden und Leidenschaften eingedrängt; es sind neue Mißbräuche, neue heftigere Vorurtheile und neben den guten auch innerlich faule und verderbliche Institutionen geschaffen, die Entzweiungen im Innern erweitert und beinahe unheilbar gemacht, eine Menge wichtiger Interessen schonungslos zertreten — der für die Ruhe jedes Staates unentbehrliche Glauben an Autorität und Sinn für Gehorsam ist erschüttert, und der Staat seinem Verfall und seiner Auflösung entgegengeführt worden. Das Gute, was erreicht wurde, lag bereits mehr oder weniger entwickelt in den immer kräftigeren Bestrebungen der früheren Reform. Es hätte sich nach und nach fester ausgebildet; und wenn auch lange Jahre darüber hingegangen wären, nur um so sicherer und unzerstörbarer hätte es sich geltend gemacht. Dabei wären die großen Nachtheile der Revolution, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil unterblieben, und ein gesunder, kräftiger Organismus hätte sich allmählig entwickeln können, während wir jetzt der Revolution ein krankhaftes Leben, welches einzig durch die Anstrengungen und Einsichten der Häupter von neuem baldigen Tode gerettet werden kann, zu verdanken haben.

Traurige Lehre, die uns zu öftern Malen ernst aus der Geschichte entgegen tritt, und doch nur selten beachtet wird! Auch der Canton Zürich, obwohl einer der besten und gebildetsten Cantone der Schweiz, hat ihre Warnung verschmäht. Aber schon ist zum Theil die Strafe eingetreten und noch andere üble Folgen drohen hereinzubrechen. Möge Rückkehr auf den Weg der Mäßigung, der Ausgleichung und Berücksichtigung aller verschiedenartigen Interessen sie so viel möglich abwenden, und Zürich den verscherzten Ruhm besonnener Weisheit wieder gewinnen!

Rom

1815 — 1823.

Staatsverwaltung des Cardinals Conſalvi.

Mit dem Namen Rom verbindet man faſt unwillkürlich die großartigen und heiteren Erinnerungen des Alterthums.

Wir ſind in dem Nachtheil, den Blick auf die nächſte römiſche Vergangenheit richten zu müſſen, die einen ſolchen Reiz freilich nicht hat und ein ſo rein-menſchliches Intereſſe bei weitem nicht darbietet.

Für uns und das Verſtändniß unſerer Gegenwart indeſſen iſt dieſelbe von großer Wichtigkeit. Nicht etwa nur deshalb, weil eine noch unentſchiedene europäiſche Frage den römiſchen Staat betrifft. Gleich dieſe Frage führt uns auf ein weiteres Feld, auf dem auch ſie ihre Löſung erwartet.

Sie berührt die Vereinigung geiſtlicher und weltlicher Gewalt, welche den Charakter des römiſchen Staats, ich weiß nicht, ob urſprünglich und mit Nothwendigkeit, aber doch ſchon mehrere Jahrhunderte hindurch ausmacht, und ihm eben ſeine Bedeutung giebt.

Noch immer bildet Rom einen Mittelpunct hauptſächlich der romaniſchen Völker, zu denen es ſelber gehört. Durch ſeine geiſtliche Stellung, durch die Wirkung, die es ausübt, durch die Rückwirkung, die es erfährt, erhält es dieſe Nationen in einer

ſteten inneren Bewegung. Um ſo mehr, da es vermöge ſeiner weltlichen Lage ihre Entwickelung mit Nothwendigkeit theilt.

Aus einer lange fortgeſetzten religiös-politiſchen Gährung, an der alle romaniſche Nationen, wie in der Sache der Jeſuiten offenbar iſt, mehr oder minder Theil nahmen, erzeugte ſich in der mächtigſten und lebendigſten unter ihnen der Sturm der Revolution.

Kein Wunder, wenn dieſe, wie ſie aus einer entſchiedenen Feindſeligkeit gegen den Katholicismus hervorgegangen war, ſich auch unmittelbar wider den römiſchen Stuhl wendete. „Wir müſſen" ſchrieb das Directorium bereits 1797, als man den Tod des Papſtes erwartete, „die Gelegenheit benutzen, um die Errichtung einer repräſentativen Regierung in Rom zu begünſtigen, und die Welt endlich von der päpſtlichen Herrſchaft zu befreien". [1]) Wiewohl es dahin nicht gekommen iſt — die Franzoſen waren gerade in dem Augenblicke nicht die Meiſter, als Pius VI ſtarb, und das Conclave konnte unter dem Schutze der verbündeten Mächte gehalten werden — ſo iſt doch die Hierarchie niemals zugleich in ihren beiden Beziehungen ſo tief erſchüttert worden, als es zwiſchen 1789 und 1814 geſchehen iſt.

Endlich folgte die Reſtauration. Wollte man ſie mit Einem Worte und im Ganzen bezeichnen, ſo müßte man ſie als eine Reaction der germaniſchen Welt und des Nordens gegen die revolutionirten romaniſchen Völker betrachten, die in ihrem neuen Zuſtand durch den Gang der Begebenheiten zu einer Weltmacht geworden waren, welche alles mit ſich fortriß, und verſchlang, neben der keine andere beſtehen konnte. Die Reſtauration iſt, daß dieſe Macht gebrochen wurde. Man ſagt wohl, ſie ſtellte die alten Gewalten wieder her. Beſſer würde geſagt, ſie gab ihnen

---

[1]) Dépêche confidentielle de Réveillère Lepeaux au général Bonaparte, 21 Octobre 1797.

Raum ſich herzuſtellen. Ihnen ſelber blieb die Hauptſache überlaſſen. Wie den übrigen, ſo der Hierarchie.

Zu erörtern, wie dieſe nun nach dem Umſchwung der Weltbegebenheiten und mit welchem Glücke ſie eine eigentlichere innere Herſtellung verſuchte, iſt die Abſicht des folgenden Aufſatzes. Ich wünſchte ſowohl das Getriebe des römiſchen Staates in ſich ſelber als ſeine Stellung zu der Welt, ſo viel mir möglich zur Anſchauung zu bringen.

Um dabei nicht fehl zu gehen, wird es nothwendig ſeyn, den Blick noch einmal zurückzuwenden und den Kampf zu betrachten, in welchen das Papſtthum mit dem Beherrſcher jener revolutionnären Weltmacht einige Jahre lang verwickelt war.

Erſtes Capitel.

Napoleon und Pius VII.

Als Napoleon Egypten erobert hatte, und St. Jean d'Acre belagerte, dachte er an die Errichtung eines orientaliſchen Reiches. Die Bewohner der benachbarten Gebirge erwarteten nur ſeinen Sieg um ſich ihm anzuſchließen; ſchon hatte er die Schlüſſel von Damaſk; die ganze arabiſche Bevölkerung bedurfte nichts als einen Anführer; Conſtantinopel hätte ihm nicht widerſtanden, Indien wäre ihm nicht zu fern geweſen. Es wäre wohl zu viel geſagt, wenn man ihm einen in beſtimmten Umriſſen hiezu entworfenen Plan zuſchreiben wollte; er dachte daran, nur als an eine große Möglichkeit; auf Spazirgängen, in unbeſchäftigten einſamen Augenblicken ſchmeichelte er ſich mit dieſer gigantiſchen Ausſicht. Zum Theil in ſo großen Hoffnungen, zum Theil in dem Gefühle der augenblicklichen Nothwendigkeit das Erworbene in Ruhe zu behaupten beſchäftigte er ſich dann mit dem Glauben jener Völkerſchaften. Er ſah den Einfluß der Ulemas und ſuchte ſich deſſelben zu verſichern. Er wohnte ihren Feſten bei; ſeine Berichte an die Scheiks und Imams beginnen mit der Glaubensformel der Moslimen; ſeine Tagesbefehle an die franzöſiſchen Generale unterſcheiden ſeine Sache von der Sache des Chriſten: man führt ein Schreiben an Menou an, in welchem ſogar „von unſerm Propheten" die Rede iſt [1]).

Wie viel kam da auf St. Jean d'Acre an! Napoleon ſagte: das Schickſal des Orients hängt an dieſem Neſte. Aber man weiß: er vermochte es nicht zu bezwingen.

---

[1]) **Bourrienne, T. II, ch. 12.** Er verſichert, daß die Geſpräche, die er anführt, bis auf die einzelnen Worte genau ſeyen. Er ſchrieb ſie auf der Stelle nieder.

Napoleon kehrte nach Frankreich zurück. Gar bald ſah er Europa und zwar zunächſt die katholiſche Hälfte zu ſeinen Füßen. Nicht ein orientaliſches, ſondern ein occidentaliſches Reich zu errichten war ihm beſtimmt.

Statt der Ulemas des Oſtens fand er im Abendland die Prieſter, zwar heruntergebracht, halb vernichtet, aber ſelbſt in dieſem Verfall noch mächtig und von großem Einfluß. Wie dort jene, ſo zogen nunmehr dieſe ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Es iſt doch ſehr beſonders, daß er in den Bemerkungen zu einem neueren Werke von den Beobachtungen die er über die mahometaniſchen Secten und ihr Verhältniß zu Conſtantinopel gemacht habe, ausgeht, um auf die Nothwendigkeit eines Concordates mit Rom zu kommen [1]).

Gewiß, ſelten hat ein Fürſt alle poſitive Religion mit einer ſo ſelbſtbewußten Gleichgültigkeit, ſo entſchieden als etwas ihm Aeußerliches, als Material und Hülfsmittel angeſehen. Er erklärte ſich für das Chriſtenthum, nicht weil es von göttlichem Inhalt ſey, ſondern weil es diene die Menſchen in Zaum zu halten, ſie gute Sitten lehre, und ihren Hang zum Wunderbaren befriedige [2]). Er hätte ſich für Confucius und Mahomet ſo gut erklärt wie für Chriſtus. In Egypten, ſagte er, war ich ein Mahometaner, in Frankreich bin ich ein Katholik. In dem Moment, daß ihm die Zügel der Regierung zufielen, hätte er vielleicht eben ſo gut den Proteſtantismus ergreifen können. Er wählte den Katholicismus, nicht weil er ihm beſſer geſchienen hätte, ſondern weil die Mehrzahl der Franzoſen dieſem Bekenntniß entweder noch anhing, oder leicht wieder zu demſelben zu bringen war; er that es auch noch aus einem andern Grunde, auf den es uns hier ankommt. Er zog den Katholicismus vor, weil

---

[1]) Six notes sur l'ouvrage intitulé „Les quatre Concordats.“ Mémoires de Napoléon, Mélanges I, 93.

[2]) A voice from St. Helene I, 444.

derſelbe den Papſt hatte. Und warum dies? Hatte er nicht gerade von dem Papſt einen Widerſtand zu erwarten, wie ihn in der Regel alle weltlichen Gewalten gefunden haben. Unverholen legt er uns ſeinen Gedanken vor. „Ich verzweifelte nicht," ſagt er, „durch ein Mittel oder das andere, die Leitung dieſes Papſtes an mich zu bringen; und alsdann welch ein Einfluß!" [1])

Beobachten wir, wie er ſich dieſes Einfluſſes, dieſer Leitung Schritt für Schritt zu bemächtigen ſuchte.

Zuerſt brachte er es zu dem Concordat von 1801. Man höre, wie er ſelbſt die Wirkung deſſelben ſchildert. „Es ſtellte," ſagt er, „die Altäre und den Einfluß, den ſie auf die Ruhe und die Ordnung eines Staates haben können, wieder her; allenthalben ward wieder für die Republik und darnach für den Kaiſer gebetet; es machte den Secten der Prieſter ein Ende, beſchwichtigte die Scrupel, welche die Käufer der Nationalgüter hegen konnten, und indem es die altgeſinnten Prieſter abſetzte, zerriß es den letzten Faden, durch welchen die Bourbons mit dem Lande zuſammenhingen". [2]) Damals war es, daß er ſich vernehmen ließ, hätte es keinen Papſt gegeben, ſo hätte man ihn für dieſen Fall beſonders machen müſſen.

Freilich gehörte gerade ein ſolcher Papſt dazu wie Pius VII war.

Man hat uns ſo viel davon geſagt, wir haben ſo oft davon geleſen, daß wir am Ende faſt unwillkürlich mit dem Gedanken eines katholiſchen Prieſters die Idee von Verſchlagenheit und Herrſchſucht, von Heuchelei und Aberglauben zu verbinden gelernt haben.

---

[1]) „Le catholicisme me conservait le Pape; et avec mon influence et nos forces en Italie, je ne désespérais pas tôt ou tard, par un moyen ou par un autre, de finir par avoir à moi la direction de ce Pape; et dès-lors quelle influence! Quel lévier d'opinion sur le reste du monde!" Mémorial de St. Hélène, V, 326.

[2]) Avouez, ſagte ihm Lafayette, que cela n'a pas d'autre objet, que de casser la petite fiole.

Es giebt gewiß viele Beiſpiele von dieſer Mißbildung.

Sollte aber wohl die chriſtliche Religion, ſo ganz unweltlich in ihrem Weſen, von einer ſo innern Lauterkeit, daß ſie von ſelbſt zur Nachahmung erzieht, nicht auch da, wo ſie in minder reinen Formen erſcheint, ihre urſprüngliche Wirkung entwickeln können? Sollte nur die Ausartung wirken, und niemals die innere Kraft, um welche ſich jene nur angelegt hat?

Ich bekenne, daß ich in dieſem Stande ſo gut als in irgend einem andern, Männer von dem reinſten und kindlichſten Sinn, ohne Anſpruch an die Welt, beſcheiden und duldſam, glückſelig in ungeſtörtem Herzensfrieden, voll wahrer Frömmigkeit gefunden habe. Welch ein Abſtand zwiſchen jener Verdorbenheit, von der man uns erzählte, und dem Ideal von Güte und innerm Adel, das in ihnen lebt.

Vielleicht war dieſe Geſinnung lange Zeit nicht zu einer ſo vollkommenen Ausbildung gekommen, wie in dem Oberhaupt, das der katholiſchen Kirche vier und zwanzig ſchwere Jahre während der Stürme der Revolution vorgeſtanden hat.

Pius VII hatte einen Ausdruck, der ſelbſt die weltlichſten Menſchen hinriß. „Er iſt ein Lamm", ſagte Napoleon „wahrhaft ein guter Menſch, ein Engel von Güte". „Wenn die Augen der Spiegel der Seele ſind", ſagt de Pradt [1]), „ſo muß die Seele Pius VII himmliſch ſeyn, mehr als die Seele irgend eines andern Sterblichen."

Nicht daß dieſe Sanftmuth und unerſchütterliche Güte ihm ſo ganz von Natur beigewohnt hätten. Als er Conſalvi zuerſt in ſein Vertrauen aufnahm, ſagte er ihm: „Sie haben meinen Vorgänger gekannt; Sie wiſſen, wie leicht er aufzubringen war. Nun wohl! ich bin eben dieſer Leidenſchaftlichkeit unterworfen. Gott giebt mir aber die Gnade, daß ich ſie beſiege". Der Car-

[1]) Les quatre concordats par M. de Pradt. Paris 1818. T. II, p. 211.

dinal fand daß dem so war. In dem ersten Augenblick eines Ereignisses, einer Eröffnung, war dem Papst eine innere Erregbarkeit anzusehen. Diese milden Augen verriethen noch ein anderes Feuer, — das indessen bald der gewohnten Erhebung der Seele Platz machte.

Solche Gewöhnung wurde ihm Natur. Wenn irgend ein anderer, so bedurfte er sie.

Schon damals als die Franzosen zuerst den Kirchenstaat demokratisirten. Er war noch Bischof von Imola. Er zeigte sich erhaben über die Leidenschaften des Tages. Diesen wilden Republikanern hielt er weislich vor, daß die Tugend das Prinzip der Republik sey; daß die christliche Religion selber Verbrüderung fordere; sie würden gute Demokraten seyn, wären sie nur erst tugendhaft und gute Christen [1]).

Wie viel mehr in seinem Verhältniß als das geistliche Oberhaupt zu dem aus der Revolution hervorgegangenen neuen Staate und zu dem Kaiserthum.

Zufrieden die Religion wieder anerkannt, das Christenthum wieder hergestellt zu sehen, mußte er in den größten Verlust einwilligen, den die Kirche seit der Reformation erlitten hatte; so viele Diöcesen auf einmal, so unermeßliche Güter entschloß er sich um des höhern Zweckes willen aufzugeben.

Hatte er hiemit den neuen französischen Staat in seinen Elementen bestätigt, so hieß er auch bald darauf die Besitznahme desselben durch Napoleon gut. Mitten im Winter kam er über die Alpen um ihn zu krönen. Mamlucken eröffneten den Zug, als er mit dem Kaiser die Stufen des Palastes von Fontaine-

---

[1]) Ich habe nur die Uebersetzung vor mir: Homélie du citoyen Cardinal Chiaramonte, évêque d'Imola, actuellement souverain pontife Pie VII. Paris 1814. Aus dem Original hat Botta längere Stellen, libro XII. Ich will nicht sagen, daß nicht einige Neigung zu demokratischen Formen in dieser Homilie durchscheine; doch ist alles unter den höchsten Rücksichten gefaßt.

bleau hinanſtieg; es waren Biſchöfe zugegen, welche die Tonſur nicht empfangen hatten; er nahm keinen Anſtoß daran [1]). So wie es Gemüther giebt, die in den Ereigniſſen der Welt zuerſt und faſt ausſchließlich das Schlimme ſehen, ſo wohnte ihm jene tiefe Gutmüthigkeit bei, die in allem Unerwarteten nur das Tröſtliche wahrnimmt. Ihm war es genug, daß ihm das revolutionnirte Frankreich allenthalben ein Volk auf den Knien zeigte. In Paris erinnert man ſich wohl, wie er in dem kaiſerlichen Muſeum erſchien; wie er in ſeinem langen gegürteten weißen Prieſtergewand ſegnend durch die Reihen der knienden Männer und Frauen ſchritt, wie er dann ſeine Hand auf das Haupt eines Kindes legte, und ihm ſeinen Ring zu küſſen darbot [2]). Die kirchliche Bedeutung dieſer Handlungen führte er, daß ich ſo ſage, auf ihren Urſprung zurück. Inbrunſt und Güte, Erhebung der Seele, Alter und äußerliche Würde erneueten, vermenſchlichten ſie wieder. Wie ſtark mußten ſie wirken, da ſie die Hauptſtadt des Unglaubens hinriſſen.

Dieſelbe Geſinnung zeigte der Papſt in jedem größeren Verhältniß. Er ſprach den Kaiſer ſogar von der öffentlichen Communion vor der Ceremonie los; er wußte wohl, daß derſelbe nicht eigentlich gläubig ſey, allein er hoffte, es ſolle noch dahin kommen; mit unſchuldiger Wärme ſtellte er ihm vor, welche Ruhe und Zufriedenheit er in dem Glauben finden werde. Pius willigte ein, daß der Kaiſer ſich ſelber die Krone aufſetzte. Man hatte ihn hoffen laſſen, daß derſelbe, nicht zufrieden den katholiſchen Glauben in Frankreich hergeſtellt zu haben, ihn fortpflanzen und über die Welt ausbreiten würde. In dieſer Hoffnung

[1]) Mit Willen erwähne ich hier nicht, durch wie liſtig erſonnene Ceremonien Napoleon dem Papſt bei Tafel und im Wagen die rechte Seite abgewonnen haben ſoll. Bourrienne erzählt das. Bignon bemerkt dagegen, der Moniteur ſelbſt ſage, der Papſt habe die rechte Seite eingenommen. Bignon, Histoire de France depuis le 18 Brumaire Tom. IV, p. 125.

[2]) Constant, Mémoires sur Napoléon, ch. XVI.

wandte er das ganze althergebrachte Ansehen des heiligen Stuhles, die apostolische Majestät, vor der sich Europa so lange gebeugt, dazu an, den neuen Thron zu befestigen [1]).

Für so große Nachgiebigkeit und so viele Zugeständnisse, für so wesentliche Dienste, da alles, was in Frankreich noch im Ernste katholisch war, in seinem Gehorsam gegen den Kaiser erst hiedurch recht befestigt wurde, — was war sein Lohn? — Im April 1805 trennte er sich in Turin von Napoleon. Bereits im Februar 1806 erklärte ihm dieser, „der Kaiser der Franzosen sey auch Kaiser von Rom.“ So rasch hatte sich seine Feindseligkeit entwickelt.

Es kann uns so sehr nicht verwundern. Einmal beleidigt es die Moral der Italiener, wenn man wesentliche Dienstleistungen nicht durch einige Erkenntlichkeit erwiedert, und die Curie mochte sich dann und wann merken lassen, daß sie doch nicht so ganz zu verachten sey. Die Hauptsache aber war unfehlbar die natürliche Richtung der napoleonischen Politik. Nie hätte der Papst glauben sollen, den Gewaltigen, den eine ungeheuere Begier und der Zug der Dinge von Eroberung zu Eroberung fortriß, der alle Macht des festen Landes in seine Hand zu vereinigen suchte, anders befriedigen zu können als durch vollständige Unterwerfung.

Daß das neue Reich durch das geistliche Ansehen befestiget und bestätiget würde, war erst die Hälfte des Planes. Wie hätte Napoleon dulden sollen, daß das Oberhaupt seiner Priesterschaft, das nunmehr wieder einen gesetzlichen Einfluß auf dieselbe hatte, eine eigene Politik befolgen wollte? Es ist möglich, daß er, wenn er Ansprüche auf Rom machte, nicht gerade durch ein besonderes Verlangen nach diesem Lande angetrieben ward. Am meisten deshalb stand ihm sein Sinn danach, weil es der

[1]) Man hat gesagt, der Papst habe als Preis seiner Nachgiebigkeit die Legationen gefordert, und es mag seyn, daß er davon geträumt hat. In der That hat er aber nur um geistliche Vergünstigungen gebeten.

Träger der Unabhängigkeit des Papſtes war. Der Beſitz eines Landes brachte es mit ſich, daß die päpſtliche Politik nicht immer ſo ganz und gar die Linie der kaiſerlichen hielt. Dies zu geſtatten widerſprach ſeinem Syſtem. Gar bald war er denn an dem, an den er wollte. Von jenen Anklagen, wie ſie dem Sturme vorauszugehen pflegten, geheimen Einverſtändniſſes mit den Feinden von Frankreich, gefährlicher Anſchläge, ſtummer Feindſeligkeiten — ſogar die Erhebung einer neuen Auflage ward als eine antifranzöſiſche Maaßregel betrachtet — ging er bald zu offenen Angriffen fort; zur Beſetzung der Häfen und feſten Plätze, zur Vergabung von Benevent und Pontecorvo, zum Einmarſch franzöſiſcher Truppen [1]). Ein um ſo gehäſſigeres Schauſpiel, da der Starke den Schwachen immerfort anklagte und immerfort beraubte. Bis zuletzt der Papſt von ſeiner Hauptſtadt weggeführt und dieſe ſelber — 1810 — dem großen Reiche einverleibt ward.

War aber damit das Ziel erreicht? War jene Vereinigung der geiſtlichen Gewalt mit der weltlichen die der Kaiſer wünſchte, auf dieſem Wege durchgeſetzt? Hatte er nun die Leitung des Papſtes?

Nie war er weiter davon entfernt geweſen.

In dem Moment, daß der Papſt von Rom weggeführt wurde, ließ er noch die Bulle der Excommunication gegen den Kaiſer ergehen. Hierauf ernannte wohl Napoleon zu den Bisthümern; allein der Papſt verweigerte die canoniſche Inſtitution. In ſeiner Gefangenſchaft ſelbſt fand er Mittel durch ein eigenes Breve die Maaßregeln, die man für dieſen Fall ergriffen hatte, zu mißbilligen.

Es bedurfte, daß ich ſo ſage, eines neuen Ganges mit ihm.

---

[1]) Dieſe Ereigniſſe kann man in den Urkunden der Archives historiques et politiques ou recueil de pièces officielles etc. par F. Schoell, 1819, Tom. II und III im Detail verfolgen.

Sonderbarer Kampf zwiſchen dem, der die Welt bemeiſterte, wie nie ein anderer, und einem armen Gefangenen. Der Eine in dem Genuß allen Glanzes und aller Gewalt, die die Erde zu geben vermag; voll Verſchlagenheit und Kühnheit, Scharfſinn und Entſchloſſenheit; verbündet mit allen Kräften, welche den Menſchen gebieten: immer, ohne Wanken, ſein erſtes Ziel vor Augen. Der Andere, nachdem man ihn eine Zeitlang mit auffallender Sorgſamkeit behandelt hatte, bald darauf der Gemeinſchaft mit der Welt, ſelbſt der Möglichkeit ſchriftlicher Mittheilung beraubt, von der wachſamſten Polizei umgeben, abgeſchnitten von jedermann, völlig vereinſamt. Seine Vorgänger hatten die Kräfte der Welt oftmals für ſich aufgerufen: er war ganz auf ſich ſelber angewieſen. Und doch war allein ſein Daſeyn eine Macht. Nicht mit den offenbaren, aber mit den geheimen inneren Kräften, welche ihm die alte Gewohnheit des Glaubens und der Verehrung ſo lange Jahrhunderte daher in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit von ſelber zuwandte, war er verbündet. Aller Augen ſahen nach ihm hin; ſein Widerſtand gegen die Gewalt, ſein Leiden, das man um ſo mehr mitfühlte, da es ein allgemeines war, hatten ſein Anſehen unendlich vermehrt und es mit dem Glanze des Märtyrerthums umgeben.

Napoleon rechnete anfangs auf den Beiſtand ſeiner Geiſtlichkeit. Aber ſchon ſeine erſte Commiſſion, wie ſehr ihm auch die Mitglieder derſelben perſönlich ergeben waren, machte nicht allein Einwendungen gegen die organiſchen Artikel, die er zu dem Concordat hinzugefügt hatte, ſie erkannte von den Beweggründen, die der Papſt für ſeine Verweigerung der Inſtitution anführte, wenigſtens einen, und zwar denjenigen, der in dem damaligen Zuſtande deſſelben lag, in ſeinem vollen Gewichte an [1]). Noch

[1]) Demandes adressées à la première commission avec ses réponses bei de Pradt t. III, p. 369—383. A ces dernières plaintes du pape, nous n'avons d'autre réponse à faire que de les mettre

weiter ging die zweite Commiſſion. Auf das dringendſte ſtellte ſie die Nothwendigkeit einer gütlichen Abkunft vor. „Schon rege ſich allenthalben der Widerſtand; es gebe einen geheimen Dienſt ſogenannter reiner Katholiken; eine alte Partei erwache wieder und nicht ſo leicht ſey das Volk über den wahren Standpunct der Frage aufzuklären [1])." Es folgte das Nationalconcil von 1811. Wer hätte nicht erwartet, daß in einer ſo mannigfaltig zuſammengeſetzten Verſammlung die oberſte Macht, von der ein jeder den Urſprung der eigenen herzuleiten hatte, das Uebergewicht bekommen müſſe? Ganz im Gegentheil! Von Stunde zu Stunde wuchs der Widerſtand gegen die Regierung. Endlich als man Beſchlüſſe von der eigenen Competenz zu faſſen hatte, fing man an über die Gefangenſchaft des Papſtes zu ſprechen, und es fehlte wenig, ſo hätte man die Excommunication des Kaiſers gebilligt. Der Kaiſer war genöthigt ſein Concil aufzulöſen. Es blieb ihm kein anderes Mittel, als auf die Perſon des Papſtes zurückzukommen. Allerdings bringt es die Natur der katholiſchen Kirche ſo mit ſich. Es liegt in der allgemeinen und jedwedes ihrer Mitglieder bindenden Bedeutung, die ſie der Selbſtbeſtimmung ihres Oberhauptes zuſchreibt. Der Herrſcher der Welt mußte ſich bequemen auf die Ueberredung ſeines Gefangenen zu denken.

Er wäre aber nicht Napoleon geweſen, wenn er darum im mindeſten hätte von der Linie abweichen ſollen, die er ſich einmal vorgezeichnet.

Er ſendete bereits im Mai 1811 eine Deputation ſeiner Geiſtlichkeit, der er indeß ſelbſt ihre Inſtructionen gab, an den Papſt.

Es kam ihm dabei auf zwei Stücke an. Einmal mußte der

---

nous-mêmes sous les yeux de S. M. qui en sentira toute la force et toute la justice.

[1]) Réponses de la 2e commission bei de Pradt III, p. 428.

Papſt dahin gebracht werden, entweder geradezu oder ſtillſchweigend auf ſein Land Verzicht zu leiſten. Die Unabhängigkeit, die ihm dieſer Beſitz gab, konnte ihm nach dem napoleoniſchen Syſtem niemals zugeſtanden werden. Ohne viel Bedenken ward ihm vorgeſchlagen, er möge entweder nach Rom zurückkehren, in welchem Falle er den Eid der Treue zu leiſten habe, oder in Zukunft in Avignon reſidiren. Nicht minder wichtig war der andere Punct. Der Einfluß des römiſchen Stuhles beruht heut zu Tage faſt ausſchließlich auf der Inſtitution, das iſt auf der Beſtätigung der vom Fürſten ernannten Biſchöfe. Es iſt noch das letzte Ueberbleibſel jenes alten Streites über die Inveſtitur. Der Staat als ſolcher ſieht ſeinen Vortheil darin, die Einwirkung der geiſtlichen Macht ſo viel als möglich zu beſchränken. Das Concordat nun hatte ſich begnügt die alten Formen wieder herzuſtellen, welche vor der Revolution gegolten hatten. Schon damals wäre man gern noch weiter gegangen; doch hatte man gefürchtet durch neue Forderungen die bereits erlangten Zugeſtändniſſe zu gefährden. Jetzt aber ſchien ein neuer Schritt unerläßlich; die ganze Mißlichkeit der Lage, in der man war, ſchrieb ſich von der Ausübung dieſes Rechtes her. Napoleon, der für eine Dynaſtie zu arbeiten glaubte, wiederholte oft, er wolle ſeinen Sohn nicht der Willkür des Stuhles von Rom überlaſſen. Er forderte den Papſt auf, die Inſtitution, falls er ſie binnen drei Monaten nicht ſelber leiſte, auf den Metropolitan zu übertragen [1]).

Man ſieht, ſeine Forderungen gehn gerade auf ihr Ziel los; aber wird es ihm möglich ſeyn ſie durchzuſetzen?

Seine Verſprechungen, z. B. Bisthümer in Amſterdam und Herzogenbuſch, in Hamburg und Bremen zu errichten, oder das heilige Grab wiederherzuſtellen, konnten wenigſtens die Hoffnung des Papſtes, ſeine Religion ausgebreitet zu ſehen, wieder beleben.

---

[1]) Die Inſtructionen bei de Pradt II, 466.

Wichtiger wurde, daß ihn jene Deputation von einer Seite angriff, an welcher er am leichteſten zu verwunden war. Von dem Widerſtand ſelbſt, den er bisher geleiſtet, nahm ſie den Anlaß ihrer Vorſtellungen her. Sie ſchilderte ihm den unglückſeligen Zuſtand ſo vieler Bisthümer in aller Welt, die ihrer Hirten beraubt ſeyen, die Gefahr der Religion bei dieſem Zuſtande; ihm ſelber ſchrieb ſie das Unglück, welches geſchehen ſey, das Unglück, welches geſchehen könne, zu. Kein Wunder, wenn ſie Eindruck machte. Gebeugt, wie der Papſt durch das eigene Leiden war, alles Beiſtandes beraubt, überließ er ſich um ſo mehr der Wirkung ihrer Vorſtellungen, da die Uebelſtände, die ſie beſchrieb, in der That unläugbar waren. Noch gab er nicht völlig nach; aber in ſeiner Seele getroffen, trat er einen Schritt zurück. Er geſtand der Deputation zu, daß die Inſtitution, falls er ſie länger als ſechs Monate hindurch aus einem anderen Grunde als wegen perſönlicher Unwürdigkeit verzögere, von dem Metropolitan gegeben werden könne [1]).

Zwar unterſchrieb er dieſe Artikel nicht ſogleich; ihm ſelbſt kam es bedenklich vor, daß er ſich ohne die Cardinäle, ſeine Rathgeber von Natur, in ſo wichtigen Sachen entſcheiden ſolle; als aber ein paar Monate darauf eine neue Deputation vor ihm erſchien, bei der allerdings auch Cardinäle waren, unter ihnen Roverella, ein Landsmann des Papſtes, von Ceſena, der immer großen Einfluß auf die Entſchließungen deſſelben gehabt, ſo daß jene Bedingung erfüllt zu ſeyn ſchien, und als dieſe die alten Vorſtellungen und Bitten dringend wiederholte, ſo ging er ſogar noch weiter. Er leiſtete ſelbſt auf jene Clauſel von der perſönlichen Unwürdigkeit Verzicht. Falls er die Beſtätigung länger als ſechs Monate

---

[1]) Article 3 (19 Mai 1811) „Et dans le cas où elle différerait plus de six mois pour d'autres raisons que l'indignité personnelle des sujets, elle investit du pouvoir de donner en son nom les bulles après les six mois expirés le metropolitain etc.“

verzögere, ſolle jedesmal, ohne Ausnahme, der Metropolitan dieſelbe zu gewähren bevollmächtigt ſeyn [1]). In einem Breve, in dem er gleichſam ſeine Freude über dieſen Ausgang bezeugte, nahm er die Artikel förmlich auf. Von der Excommunication war nicht mehr die Rede. Er ſchrieb eigenhändig an den Kaiſer

Und ſo iſt es wahr, er gab nach; aber man verdamme ihn darum nicht. In jenen ſchweren Augenblicken, als er offene Angriffe erfuhr, hatte er ſich immer unerſchrocken und ſtandhaft erwieſen. Mit wahrer Erhebung begegnete er jenen Franzoſen, die den Quirinal erſtiegen hatten, um ihn fortzuführen. Das Gefühl ſeines Berufes, an den ihn ſo viele Eide feſſelten, der Kirche, deren Haupt er war, gab ihm einen höheren Schwung. Er erfüllte Pflichten, über die ihm kein Zweifel obwaltete.

Jetzt aber war es anders; er gerieth in einen Kampf zwiſchen dem was die Lage des Augenblicks, die Noth und das Bedürfniß der Kirche erforderte, und demjenigen was die alte Ordnung des heiligen Stuhles war. Einen ſo tiefen Eindruck machte ihm die Vorſtellung des erſten, daß er ſich allgemach von der letzten losriß. Allein er vermochte es nur unter großen inneren Stürmen. „Er kam", ſagt de Pradt, „den andern Tag immer auf das zurück was er am Abend zugeſtanden. Er gab mit Leichtigkeit und ſelbſt mit Anmuth dem Gewicht der Gründe nach, die man ihm anführte: man glaubte am Ziel zu ſeyn; allein den andern Tag hatten unruhige Scrupel, die ſeinen Schlaf geſtört, auch ſeinen Entſchluß erſchüttert und geändert" [2]).

Als er in Savona die erſten entſcheidenden Zugeſtändniſſe gemacht, hörte ihn ſein Ajutante di Camera, Ippolito Palmieri, der in der Nebenſtube ſchlief, die Nacht hindurch ſeufzen; er

[1]) Bref de N. S. P. le pape en date du 20 septembre 1811. Si au bout de six mois S. S. n'a pas donné l'institution, le métropolitain sera chargé d'y procéder. Art. 3. Pacca verſichert, daß er das Concept dieſes Breves vor Augen gehabt habe.

[2]) Suite des quatre concordats p. 18.

ſchloß kein Auge; er fühlte eine tiefe Reue und klagte ſich ſelber an; den andern Morgen fragte er, ob die Franzoſen abgereiſt; als er hörte, ſie ſeyen das, fiel er in eine Art von dumpfer Beſinnungsloſigkeit [1]).

Und dennoch war er weit entfernt, mit alle dem den Streit zu beendigen. Napoleon war noch nicht wohin er wollte. Nur ein Theil ſeiner Forderungen war ihm gewährt, und ſchon hatte die Deputation den Papſt Befreiung und Rückkehr nach Rom hoffen laſſen. Napoleon war nicht gemeint dies zu beſtätigen. Vorlängſt war ſein Plan gefaßt: vollkommen wollte er ihn ausgeführt haben.

Nur ſchien es unmöglich den Papſt in Savona zu einer Abkunft über die weltliche Herrſchaft zu bewegen. Bitten, Ermahnungen, Drohungen waren gleich unwirkſam. Ruhig ließ er ſich ankündigen, der Kaiſer werde die Concordate völlig auflöſen und ihm alle Mitwirkung bei der Einſetzung der Biſchöfe zu entziehen wiſſen [2]). In dieſem Puncte blieb er unerſchütterlich. Der Kaiſer ſagte: „ich will alles mit Einem Schlage endigen".

Ja, wir erkennen in Napoleon die Größe der Geſichtspuncte, die Folgerichtigkeit der Ausführung, den Blick und den Flug des Adlers nach ſeiner Beute; ſo ſcharf überſieht er den ganzen Horizont; ſo geradezu ſtürzt er auf den entſcheidenden Punct. Allein die Erhabenheit perſönlicher Geſinnung, die eine ſolche Stellung einzuſchließen ſcheint, kann ich nicht in ihm finden; jenen Stolz eines großen Herzens, das ſich mit dem Gemeinen nicht befleckt. Ihm iſt der Zweck alles. Doch nicht ein jeder läßt ſich mit Gewalt erreichen; dann iſt ihm kein Mittel zu ſchlecht, keine Maaßregel zu kleinlich; er ſcheut keine langwierige und

[1]) Memorie storiche del Cardinale Bartolomeo Pacca. Roma 1830. III, 296.

[2]) Botta storia d'Italia dal 1789, libro 25to. Edit. del 1825, X, p. 99.

gehässige Tyrannei um seinen Gegner herabzuwürdigen und wie man sagt mürbe zu machen; endlich in geschmeidigen Windungen fährt er heran ihn zu erdrücken. Wie er denn so viel daran setzte die Seele dieses gutmüthigen Menschen zu bedrängen, zu irren, zu übertäuben.

Im Sommer 1812 ließ er den Papst nach Fontainebleau abführen; in einer Eile, welche die Schwachheit des alten Mannes noch vermehrte. Er umgab ihn mit Männern seines Gefallens. Es waren Cardinäle, wie Giuseppe Doria, der gut und fromm seyn mochte, aber nur die Größe des Kaisers und ihr gegenüber die Gefahr der Kirche wahrnahm [1]). Diese Leute wurden nicht müde dem Papste vorzustellen, wie die Kirche gleichsam ohne Haupt sey, da weder die Gemeine der Gläubigen mit ihm, noch er mit den Gläubigen in Verbindung stehen dürfe, da Rom seines Klerus fast durchaus beraubt worden, da man die Häupter aller Geistlichkeit, die Cardinäle, von Ort zu Ort in der Verbannung herumführe; wie sehr nehme in dieser Anarchie der Kirche die Macht ihrer Feinde überhand, so mächtiger Feinde, daß Napoleon selbst ihnen Zugeständnisse machen müsse! Es war ihre eigene Ueberzeugung; sie machten tiefen und tieferen Eindruck; endlich begannen die Unterhandlungen wieder. Jean Baptiste du Voisin führte sie, noch ein Zögling und Professor der Sorbonne, lange schon das Orakel der französischen Geistlichkeit, der voll ruhiger Ueberlegung, Schritt für Schritt, mit überzeugender Beweisführung seinen Gegner zu fassen gelernt hatte. Endlich war es so weit.

Napoleon selbst — nicht ohne seine Gemahlin, die den Glanz ihrer hohen Herkunft mit dem Ansehen verband, welches ihm Tapferkeit und Glück verliehen, — ging zu ihm hinaus; er selber durch persönlichen Einfluß wollte die Sache zu Ende führen [2]).

[1]) Auch Sifrein Maury erschien. Vie du Cl Maury. 1828 p. 126.

[2]) Pain. Manuscrit de 1813 T. I, p. 55. Er war bei der Conferenz.

Wenn er hier anfangs ſehr ausſchweifende Forderungen aufſtellte, wie er z. B. unmittelbaren Antheil an der Ernennung der Cardinäle, und ausdrückliche Anerkennung der vier Artikel der gallicaniſchen Kirche in Anſpruch nahm, ſo war ihm das nur ein Kunſtgriff der Unterhandlung, und allmählig ſtand er davon ab. Aber indem er auf der einen Seite nachgab, ward er auf der andern um ſo dringender. Er drohte zugleich und verſprach: er war liebenswürdig und heftig; gewaltſam, wie behauptet worden, hat er den Papſt nicht angetaſtet; aber er nahm den Ton der Ueberlegenheit an, und ſagte ihm wohl ins Geſicht, er, der Papſt, ſey in kirchlichen Sachen nicht bewandert genug; endlich wurden die Artikel entworfen. Pius folgte dem Geſchwindſchreiber mit Aufmerkſamkeit; er geſtand Punct für Punct zu; als es zur Unterſchrift kam, ſah er ſich noch einmal nach den Cardinälen und Biſchöfen um, die zugegen waren; wer wäre aber da geweſen um zu reden, und wer hätte es zu thun gewagt? Einige neigten das Haupt, andere zuckten die Achſeln: er ging hin und unterſchrieb. Es iſt das Concordat von Fontainebleau, 25 Januar 1813.

Dies Concordat ſpricht nun die Verzichtleiſtung auf die weltliche Herrſchaft nicht eigentlich aus, allein es iſt durchweg in Vorausſetzung derſelben abgefaßt. Der Kaiſer hielt eine förmliche Verzichtleiſtung nicht für nöthig [1]). Es war genug, daß der Papſt aufhörte die Zurückgabe des römiſchen Staates zu fordern. Er hatte verſprochen in Avignon zu reſidiren. Dahin ſollten Propaganda, Penitenziaria und Archive gebracht werden; da ſollte er Hof halten. Für die verkauften Güter des römiſchen Stuhles nahm er ein Einkommen bis auf zwei Millio-

[1]) Es exiſtirt darüber ein Billet von Napoleon an den Papſt, vom 25 Januar.

nen Franken an. Die alten Zugeständniſſe in Hinſicht der Inſtitution wurden beſtätigt [1]).

Napoleon durfte glauben nahe am Ziele zu ſeyn. Seine alte Abſicht war, im Jahre 1813 wieder eine Kirchenverſammlung zu berufen: an deren Spitze der Papſt in aller Form auf die weltliche Herrſchaft verzichten ſollte. Der erzbiſchöfliche Palaſt ward auf das prächtigſte eingerichtet um ihn zu empfangen. Auf jeden Fall, ſagt er, hatte ich jene lange gewünſchte Trennung des Geiſtlichen von dem Weltlichen endlich vollbracht. Von dieſem Augenblick an hätte ich den Papſt wieder erhoben, ihn mit Pomp und Huldigungen umgeben; ich hätte ein Idol aus ihm gemacht; nie hätte er ſeine weltlichen Beſitzthümer vermiſſen ſollen. Ich hätte dann meine kirchlichen Seſſionen gehalten, wie meine legislativen; meine Concilien wären die Repräſentation der Chriſtenheit: die Päpſte, die Präſidenten derſelben geweſen; ich hätte ſie eröffnet und geſchloſſen, ihre Decrete gebilligt und bekannt gemacht, wie Conſtantin und Karl der Große gethan. Wie fruchtbar in großen Reſultaten wäre dies geworden! Dieſer Einfluß auf Spanien, Italien, Rheinbund, Polen hätte die Bundesverhältniſſe des großen Reiches enger geſchloſſen. Der Einfluß, den das Haupt der Chriſtenheit auf die Gläubigen in England und Irland, Rußland und Preußen, Oeſtreich, Böhmen und Ungarn ausübt, wäre das Erbtheil von Frankreich geworden.

So ganz gehörten dieſe Unternehmungen zu der Idee von dem großen Reiche des Occidents, welches Napoleon zu errichten

---

[1]) In dem Report from the select committee appointed to report the nature and substance of the laws and ordinances existing in foreign states respecting the regulation of their roman catholic subjects, etc. etc. ordered by the house of commons to be printed 25 June 1816, wird in dem Index des Appendix S. 60 dies Concordat als „false concordat, purporting to have been signed by the Pope and Bonaparte“ bezeichnet, doch iſt es nur allzu richtig, wie man bei Pacca ſieht.

eine Zeit lang beſtimmt ſchien. Der erſte Schritt ſchließt mit dem letzten zuſammen. Dieſe kaltblütige Berechnung, dieſe unerſchütterliche Verfolgung des nämlichen Gedankens, ohne Einhalt, ohne Rückſicht, waren nahe an ihr Ziel gelangt.

Indeſſen ward der Papſt allmählig inne, was er gethan hatte. Gleich am andern Tage weigerte er ſich das Geſchenk anzunehmen, das ihm der Kaiſer ſandte. Aber erſt als die Cardinäle ankamen, welchen dieſer ihre Freiheit gegeben, ſah er es völlig ein. Eine tiefe Melancholie überfiel ihn. Pacca fand ihn gekrümmt, verbleicht und mager; die Augen unbeweglich und tief in ihren Gruben. Er ſprach von den Leiden, die er erduldet habe, „aber am Ende," fügte er hinzu, „haben wir uns befleckt. Ich habe," ſagte er, „keine Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht: ich kann kaum ſo viel Speiſe zu mir nehmen, als nöthig iſt um zu leben; ich werde in der Raſerei ſterben, wie Clemens XIV." — Heiliger Vater, — ſagte Pacca, das Uebel wird ſich heben laſſen. — „Wie", antwortete er, erſtaunt und freudig, „ſollte es noch möglich ſeyn?" [1])

Der gute Menſch wußte wenig von der Lage der Dinge; man hatte ihn mit Willen derſelben unkundig erhalten; er meinte noch, ſein Gegner ſtehe in dem Gipfel ſeiner Macht.

Allein es war ſchon nach der Rückkehr von Rußland, daß das Concordat geſchloſſen wurde; eben ſeine mißliche Lage hatte Napoleon angetrieben, alles daran zu ſetzen, um die geiſtliche Streitigkeit zu Ende zu bringen; den Coloß, von dem der Papſt noch immer erdrückt zu werden fürchtete, ſahen die Cardinäle bereits wanken.

Dieſer Umſchwung der Begebenheiten allein machte den Widerſtand möglich.

Der Papſt faßte — es iſt nicht zu beſchreiben, unter wie viel Pein, mit welchem Geheimniß — den Brief an Napoleon

---

[1]) Pacca II., p. 237—239.

ab, in welchem er, wie er ſagt, von ſeiner Pflicht genöthigt, und mit freimüthiger Aufrichtigkeit, dem Kaiſer anzeigte, daß ſeit jenem 25. Januar ſeine Seele von den größten Gewiſſensbiſſen, von der tiefſten Reue zerfleiſcht ſey, und weder Ruhe noch Frieden finde. Die Zugeſtändniſſe des Concordates von Fontainebleau widerrief er. Den nämlichen Tag, am 24. März, that er's den Cardinälen kund. Er hat geſagt, und wir können es ihm glauben, daß er in dieſem Augenblicke des vollzogenen Entſchluſſes ſich von einer ſchweren Laſt befreit fühlte [1]). Mit einem Mal war der Schmerz verſchwunden, den man bisher in ſeinem Geſichte las; er klagte nicht mehr, daß er keinen Appetit habe oder keinen Schlaf; er lebte wieder auf.

Von Moment zu Moment erweiterten ſich ſeitdem ſeine Hoffnungen. Bei dem Congreß von Prag wagte er ſchon ſeine Rechte dem Kaiſer von Oeſtreich in Erinnerung zu bringen; auf neue Eröffnungen der franzöſiſchen Regierung durfte er entgegnen, daß er Freiheit und Rückkehr in ſein Land zur erſten Bedingung der Unterhandlung mache; er ſprach bereits die Ueberzeugung aus, wenn ja ihm, ſo werde es doch ſeinem Nachfolger nicht fehlen, dahin zurückzukehren.

Wie weit aber waren die Erfolge über alles erhaben, was man jemals erwarten können!

Es war nicht viel über ein Jahr nach jener tiefſten Erniedrigung des Concordats von Fontainebleau, daß Napoleon nach Elba geführt ward, Pius VII. über die Alpen zurückkehrte.

Ihm ſelber war das Glück beſchieden, das er nur für einen Andern zu hoffen gewagt hatte. Von dem Volke ſeiner Hauptſtadt, das ihn liebte, ſah er ſich noch einmal mit Freudengeſchrei und Thränen bewillkommt. Vor ſeinem Blicke breitete ſich wieder die alte Welt aus.

---

[1]) Pacca III., 340.

Napoleon hatte dem Papſte zugleich die weltliche Unabhängigkeit und die Selbſtändigkeit des geiſtlichen Einfluſſes entreißen wollen. Er ſah ſich beides zurückgegeben. Die Beſchlüſſe von Wien ſtellten ihn in den Beſitz des geſammten Kirchenſtaates her, wie er ihn nie beſeſſen. Die europäiſchen Reiche ſuchten die zerriſſenen Fäden der alten Verhältniſſe wieder anzuknüpfen.

Pius übernahm jene Verwaltung wieder, deren Gang und Erfolge wir zu betrachten haben.

Ein ſtarker, ein unerſchütterlicher Geiſt, wir ſahen es wohl, war dieſer Papſt nicht.

Lieber hätte er in der Zurückgezogenheit gelebt. Ich will es wohl glauben, daß er in ſeiner Gefangenſchaft die Zeit, die ihm von ſeinen geiſtlichen Uebungen übrig blieb, mit den kleinen Beſchäftigungen eines Kloſterbruders ausfüllte, daß er ſich, wie man ihm den Vorwurf gemacht hat [1]), ſelber einen Knopf annähete; von Bequemlichkeit und Genuß wußte er nichts. Auch in Rom litt er keine perſönlichen Dienſtleiſtungen; ganz angekleidet trat er des Morgens aus ſeinem Zimmer; ſeine Dienerſchaft, welche wohl wußte, daß er ihrer nicht bedürfe, verließ ihn, ſobald er ſich zurückzog.

Außer den Geſchäften ſprach er ungern von ihnen. Er liebte unter ſeinen Vertrauten Anekdoten des Tages zu hören; er erzählte ſelbſt, und nicht immer ohne die Wiederholungen, die dem Alter eigen ſind, was ihm in Ceſena und Imola begegnet ſey. Mag man das nun loben oder tadeln, ſo erzählte er vortrefflich. Er umgab die Dinge mit der Heiterkeit ſeiner Stimmung. Er würzte ſein Geſpräch mit einer gutmüthigen Ironie, mit dem Lächeln ſtiller Behaglichkeit.

Für die Geſchäfte beſaß er nicht gerade namhaftes Talent noch auch eindringende Kenntniß. Er hatte aber geſunden Menſchenverſtand, und man will bemerkt haben, daß ſeine erſten An-

[1]) Mémoires du Duc de Rovigo. T. VII.

sichten in der Regel die richtigen waren. Doch traute er ihnen deßhalb nicht, weil ihm die positiven Kenntnisse mangelten. Er überließ es Anderen: er hörte, und den Gründen, die man ihm entgegenhielt, gab er häufiger nach, als Manche gewünscht hätten.

So hatte denn sein Staatssecretär, es hatten die Vorsteher der geistlichen Congregationen, welche bei ihm vortrugen, den entscheidendsten Einfluß auf ihn.

Vor Allen war der Staatssecretär Cardinal Consalvi in seinem Vertrauen. Dante sagt von Peter de Vinea, er habe beide Schlüssel zu dem Herzen seines Herrn in Händen gehabt, er habe es geöffnet und geschlossen. Man hat in Rom diese Worte auf das Verhältniß Consalvi's zu Pius VII. angewendet. Daß der stille Chiaramonti dort im Conclave zu S. Georgio bei Venedig die Tiara nicht ausschlug, war, wie man glaubt, das Werk Consalvi's. „Seine Rechtschaffenheit, sagte der Papst bei einer feierlichen Allocution an die Cardinäle von ihm, und seine Einsicht haben ihm billig unser Wohlwollen erworben, und vom Anfang unserer Regierung haben wir ihn zum Genossen unserer Rathschläge, zum Gehülfen unserer Verwaltung angenommen. Nur mit bitterem Schmerz und gezwungen haben wir ihn einst vom Amt eines Staatssecretärs entfernen lassen — (es war in den Streitigkeiten mit Napoleon geschehen); kaum war es uns möglich, so haben wir ihn mit eben so großer Freude unserer Seele wieder zurückberufen [1])." Selbst damals, als es noch keinen Staat wieder gab, wartete Pius, auch wenn alle anderen Cardinäle zugegen waren, auf die Ankunft Consalvi's; er beschloß nichts ohne ihn gehört zu haben. Wie viel weniger nun, da man wieder in die alten Verhältnisse eingetreten war, da auch die Rückgabe des gesammten Staates hauptsächlich den Talenten dieses Ministers zugeschrieben wurde.

---

[1]) Allocutio S^mi D^ni N^ri Pii VII., habita in consistorio secreto d. 4to Sept. 1815.

Nicht, daß er demſelben allemal unbedingt gefolgt wäre. Zuweilen neigte er den Kopf auf die Schulter: zum Zeichen, daß ihm die Sache mißfalle. Doch war es in ihm nicht gerade Einſicht, oder eigene Meinung, weshalb er annahm oder verwarf. Er arbeitete die Angelegenheiten, ich möchte ſagen, nicht mit dem Verſtande, ſondern mit ſeinem Gewiſſen durch; die vornehmſte Aufgabe war ihm, ſie mit den innerlichſten und höchſten Ueberzeugungen, die in ihm perſönlich geworden, in Uebereinſtimmung zu bringen.

Sein Gemüth war wie die Goldwage, die das kleinſte Uebergewicht auf der einen oder auf der andern Seite mit Sicherheit andeutet.

Da ihm nun Niemand weiter gewaltſam zuſetzte; da er mit ſeinem Gewiſſen in Frieden lebte, ſo blieb er in jener unerſchütterlichen Heiterkeit und Gemüthsruhe, die ſeiner Nähe, ſeinen Geſprächen einen unvergleichlichen Reiz gab.

Man glaube nicht, daß er ſich dabei von ſeiner Confeſſion gedrückt, im mindeſten beengt gefühlt hätte. Wir haben von Niebuhr gehört, wie er einſt nach einer geſchloſſenen Unterhandlung deſſen Hände zwiſchen die ſeinen faßte, und ihm dankte, daß er ſich als ein ehrlicher, guter Mann verhalten habe.

Was ihn jetzt betrüben konnte, waren die Erfolge.

Der Gewalt der Dinge gegenüber eine ſo friedfertige, unſchuldige, beſchränkte, in ſich ſelbſt lebende Natur; — wir werden ſehen, in wiefern er etwas ausrichtete.

Faſſen wir zuerſt die geiſtlichen Verhältniſſe ins Auge.

Zweites Capitel.

Concordate.

Damit, daß der Papst wieder auf dem Vatican Platz genommen hatte, daß er wieder unter den unabhängigen Häuptern von Europa gezählt wurde, war ihm doch eine eigentliche Regierung der Kirche lange nicht anheimgegeben.

Niemals ist die Herrschaft von Rom unbeschränkt gewesen und am wenigsten war sie es am Ende des 18 Jahrhunderts. Allenthalben waren Verträge errichtet, Concordate abgeschlossen, und das örtliche Interesse hatte sich überall den allgemeinen entgegengesetzt.

Es konnte wohl den Anschein haben, als wäre nunmehr der Papst wenigstens in die Stellung zurückgetreten, die er 1789 einnahm, als breitete sich wieder die frühere Welt vor seinen Blicken aus. Allein dies Europa, wie es aus der Revolution hervorging, hatte doch eine ganz veränderte Gestalt angenommen. Wie viele bischöfliche Sitze waren nicht mehr! Welch einen Verlust an Gütern, weltlichem Einfluß und Selbständigkeit hatte man erlitten! Die Hierarchie der Klostereinrichtungen war so gut wie vernichtet. Der katholische Glaube selbst, in seiner Wurzel angetastet, hatte an Macht unendlich verloren und die öffentliche Meinung war ihm nicht mehr so günstig. Die alten Verträge waren fast allenthalben von selber untergegangen.

Sollte nun von einer Herstellung der Hierarchie überhaupt die Rede seyn, so kam es vor allem entweder auf eine Erneuerung der alten Uebereinkünfte oder auf frische Begründung gesetzlicher Verhältnisse an. Unter den vielen Aufgaben der Restauration eine der schwierigsten.

Man setze den Fall, daß alle Betheiligten einmüthig den Entschluß gehabt hätten, mit gegenseitiger Nachgiebigkeit allein das Nothwendige zu thun, es würde selbst dann schwer gehalten

haben; wie viel mehr aber jetzt, da die Natur der Menſchen und der Dinge es mit ſich brachte, daß man auf der einen Seite unhaltbare Anſprüche erneuerte, auf der andern das Erbtheil, das die Revolution hinterlaſſen, nicht aufzugeben, ſondern eher in die Fußtapfen des Kaiſerthums zu treten dachte.

Nach allen Seiten hin begannen Unterhandlungen. Es iſt zwar ein wenig viel geſagt, wenn man dies das Jahrhundert der Concordate genannt hat, aber ein Jahrzehend lang machten ſie allerdings einen wichtigen Theil der europäiſchen Geſchäfte aus.

Sollen wir uns aber daran wagen? ſollen wir dieſe Mannigfaltigkeit von Anſprüchen — verſchieden in jedem Lande und an jedes Land — in denen ſich Staat und Kirche, Theologie und Philoſophie, Fanatismus und Unglaube, die Hervorbringungen der vergangenen Jahrhunderte und die Forderungen des heutigen Tages begegnen, darzulegen und den Streit, welchen die feinſte Diplomatie der Welt, langſam und geſchickt, eine Reihe von Jahren hindurch darüber geführt hat, zu ſchildern unternehmen?

So weit geht weder unſere Abſicht, noch würden unſere Quellen ſo weit reichen.

Es kann uns nur um eine allgemeine Anſicht dieſer Verhandlungen, ihres Ganges und des Verhältniſſes, in welches Rom dadurch zu den verſchiedenen Staaten geſetzt ward, zu thun ſeyn.

Wir beginnen mit der Bemerkung, daß die Curie nie einen glücklichern Zeitpunkt hatte, als unmittelbar nach der Reſtauration. Ihre Entwürfe wurden faſt allenthalben durch entgegenkommende Willfährigkeit begünſtigt.

In einigen ſüdlichen Staaten nahm man auf die Neuerungen der Revolution ſo gut wie gar keine Rückſicht. In Spanien wurden das Concordat von 1753 und die pragmatiſche Sanction Karls III von 1762 neuerdings die geltenden Normen [1]).

[1]) Dispatch from Mr. Vaugham to Lord Visc. Castlereagh. Madrid Jan. 28. 1816.

Die Dataria zog von Neuem ihre beſten Einkünfte aus Spanien. Ferdinand VII ſtellte die Inquiſition, welche nicht allein gleich Anfangs von Napoleon, ſondern auch darnach allen Widerſprüchen des Nuntius zum Trotz, von den Cortes aufgehoben worden, wieder her, und 1815 las man wieder Edicte des Groß-Inquiſitors. Sie lauteten gegen die neuen und gefährlichen Lehren, von denen der größte Theil von Europa auf beklagenswürdige Weiſe ins Verderben geſtürzt worden und jetzt auch Spanien gefährdet werde [1]). Die Wiederherſtellung der Jeſuiten begrüßte dieſer König mit Freuden. Er erklärte die Beſchuldigungen die man denſelben mache, für erdichtet: erfunden von den Feinden nicht ſowohl dieſes Ordens, als vielmehr der Religion Chriſti überhaupt, „welche doch, ſagt er, das erſte Grundgeſetz einer Monarchie iſt, in deren Vertheidigung meine Vorfahren ihren Beinamen der Katholiſchen gerechtfertigt haben; ihrem Eifer und Vorgang wünſche und denke ich mit Gottes Hülfe beizukommen [2])."

Auch Sardinien verſchmähte die Erwerbungen der Revolution. Dem engliſchen Geſandten iſt im März 1816 eine ſehr unterrichtende officielle Darſtellung der geiſtlichen Verhältniſſe des Königreichs eingehändigt worden, welche alle Rechte und Anſprüche lediglich von den frühern Verträgen herleitet [3]). Im Juli 1817 wurden die neuen Diöceſen, in faſt allzugroßer Zahl, nicht ohne eine gewiſſe Freigebigkeit eingerichtet. In allen Dingen zeigte man in Turin dem römiſchen Hofe Ergebenheit und Gehorſam.

---

[1]) Auszug aus dem Edict Franz Xaviers de Mier y Campello bei Llorente Hist. de l'inquisition IV, 153.

[2]) Real cedula de S. M. y Señores del consejo, por la qual se manda restablecer la religion de Jesuitas. 9 de Junio 1815.

[3]) Memoria giurisditionale (delivered to Lord Burghersh) Report p. 176. Dafür wurden auch die Bisthümer Vercelli und Novara vom Erzbisthum Mailand abgeſondert und unter das Erzbisthum Vercelli gegeben. Literae apostolicae in forma brevis etc. Romae 26 Sept. 1818.

Bei dieſer Art von Herſtellung gab es freilich viele Schwierigkeiten. In Toscana erklärte man zwar, man befolge die alten Maximen und das frühere Syſtem der öſtreichiſchen Dynaſtie wieder; allein nur ſo viel die veränderte Zeit und die Verwirrung der Dinge es erlaube [1]). Wenigſtens ſtellte der Großherzog die regularen Mönchsorden von beiden Geſchlechtern wieder her; in Betracht, wie er ſagte, von welchem Nutzen für Kirche und Staat ſie ſeyen.

Dieſe Staaten waren wenigſtens äußerlich im Ganzen in ihr altes Verhältniß zurückgetreten.

Schwerer ward es in denen, die ſich entweder neu gebildet hatten oder in ganz veränderten Formen erſchienen.

Indeſſen ging es auch hier für den römiſchen Hof über Erwarten glücklich.

Polen war ſogar an einen Fürſten von griechiſcher Confeſſion gekommen; doch ließ dies Kaiſer Alexander nicht ſpüren. Es war alles was man wünſchen konnte, wenn er die polniſche Geiſtlichkeit, ſowohl katholiſche als unirte, aus liegenden Gründen zu dotiren verſprach, und dieſe im Voraus für ihr unveräußerliches Eigenthum erklärte. Er gab den Biſchöfen aufs Neue politiſche Bedeutung: er nahm ſie in die Kammer der Senatoren des Königreiches auf [2]).

Auch das baierſche Concordat, welches zunächſt zu Stande kam, war den Anſprüchen der Geiſtlichkeit günſtiger, als man irgend erwartet hatte.

Die Diöceſen die man beſtimmte, waren zahlreich und ſie wurden gut ausgeſtattet. In den Seminarien, deren Einrichtung man beſchloß, ward die Aufnahme der Schüler und die Ernennung der Lehrer, Unterricht und Verwaltung den Biſchöfen an-

---

[1]) L. I. R. Segreteria di Stato ai Vescovi etc. nach biglietto di Segreteria intima del di 29 Novbr.

[2]) Charte constitutionnelle du royaume de Pologne, 15—27 Nov. 1815. Titre II, art. 13 et 14.

vertraut. Der König sagte sogar die Herstellung und Dotation einiger Klöster für beide Geschlechter zu.

Dafür — es heißt ausdrücklich „in Rücksicht auf die daher entspringende Förderung geistlicher Dinge" — ward ihm die Ernennung der Bischöfe überlassen, obwohl sich der römische Stuhl die Annaten und einen unmittelbaren Einfluß auf die Capitel vorbehielt [1]). Ich weiß nicht, ob ich recht unterrichtet bin, doch höre ich von glaubwürdigen Männern, daß die meisten Vorschläge von Seiten des Münchener Hofes gemacht worden. Den guten alten Häffelin — der die Unterhandlung zu Rom führte — hat man mit Unrecht darüber so bitter angetastet. Man versichert mich, nur in einem einzigen Punct, in der Art und Weise die Capitel einzurichten, habe er den Anträgen der Curie nachgegeben. Auch ward das Concordat, nach einigen Zögerungen, wirklich ratificirt. Gewiß ein bedeutender Schritt, zumal wenn diese Abkunft als ein Vorbild für die übrigen deutschen Provinzen betrachtet wurde.

Schon hatte man aber noch weiter reichende Entwürfe in Händen.

Ohne Zweifel das Wichtigste von allem was man unternehmen konnte war, die Verhältnisse mit Frankreich wiederherzustellen. Man hatte dazu die beste Aussicht.

Wir sahen, wie nahe es Napoleon bis zu einer völligen Unterwerfung der Kirche gebracht hatte; eben darin lag es, daß die neue Gewalt die Kirche, so viel ihr möglich, begünstigte.

Gerade auf die Institute der Kirche dachten die Wortführer von 1815 den restaurirten Staat zu gründen, welchen sie im Sinne hatten. Unmöglich konnten sie auf so revolutionäre Einrichtungen bauen, wie das Concordat Napoleons gewesen war. Sie drangen darauf, daß dies ausdrücklich aufgehoben würde.

[1]) Conventio inter Smum D. Pium VII S. Pontificem et M. S. Maximilianum Bavariae regem. Romae d. 5 Junii 1817. Ratificirt: München, 24 Oct. 1817. Art. 2—4, 5, 7, 9.

In Rom war man nicht ſo unbedingt dafür. Conſalvi ſah, wie er offen bekannte, in jenem Concordate das große Denkmal ſeines Lebens. Ihm wäre es genug geweſen, wenn die organiſchen Artikel, welche Napoleon hinzugefügt hatte, abgeſchafft worden wären, wenn man dann vielleicht die Diöceſen vermehrt hätte. Auf dieſen Grundlagen, ſchien es ihm, laſſe ſich das feſteſte Gebäude aufführen.

Und gewiß, man konnte Bedenken tragen, einen ſo feierlichen Vertrag wieder aufzuheben. Ehrenvoll war dies nicht; es konnte als eine Rechtfertigung der Proteſtationen des ausgewanderten Klerus erſcheinen, die man immer verworfen hatte.

Wenn ſich Rom dennoch dazu entſchloß, ſo ward ihm das durch neue Zugeſtändniſſe anderer Art reichlich vergütet. Nicht allein wurden mit dem Concordat zugleich jene organiſchen Artikel abgeſchafft, ſondern man beſchloß auch eine bedeutende Vermehrung der Diöceſen — von 60 auf 92 — mit einer angemeſſenen Ausſtattung in liegenden Gründen und Renten auf den Staat unverzüglich ins Werk zu ſetzen [1]). In einigen unbeſtimmt gefaßten Artikeln erhielt man ſich große Ausſichten für die Zukunft. Jetzt war von keiner Beſchränkung der Inſtitution, von keiner Uebertragung der päpſtlichen Gewalt an die Metropolitane die Rede. Was nicht ausdrücklich bewilligt worden, nahm man ohne dieſe Bewilligung an ſich. Wenigſtens behauptete der Ambaſſadeur, daß jene Clauſel der Bullen, in welcher der Papſt ſagte, daß er die Bisthümer errichte und dotire, ohne ſein Wiſſen eingeſchaltet worden ſey.

Es war dies faſt mehr als eine Herſtellung der dort ſo oft beſtrittenen und in enge Grenzen eingeſchloſſenen päpſtlichen Gewalt. War doch von der Freiheit der gallicaniſchen Kirche faſt nicht mehr die Rede.

---

[1]) Concordat 11 Juin 1817. Projet de loi art. 3.

Oft iſt es bei den Revolutionen ſo geweſen. Indem man eine chimäriſche Freiheit zu gründen ſuchte, hat man die wirkliche vernichtet, welche man beſaß.

Jetzt war es ſo weit gekommen, daß ſelbſt ausgezeichnete und die tadelloſeſten Geiſtlichen in der Behauptung der vier Propoſitionen nur eine Veranlaſſung zu Mißbräuchen ſahen. Und doch waren die gallicaniſchen Freiheiten ſelbſt noch größer als ſie in denſelben erſchienen. Die Geiſtlichkeit war weiſe genug geweſen, nicht alle ihre Vorrechte in Declarationen zu faſſen: ſie hatte gefürchtet, ſie gerade auf dieſem Wege zu verlieren. Unter andern hatten die franzöſiſchen Biſchöfe ein ſehr ausgedehntes Dispenſationsrecht. Die einen hatten es immer ausgeübt und die andern hatten es wenigſtens nicht völlig fallen laſſen. Schon im Jahre 1801 forderten ſie es nicht weiter zurück; Conſalvi als Legat, fertigte alles auf der Stelle aus und machte einige Zugeſtändniſſe für die nächſten Jahre. Nach der Reſtauration aber gedachte Niemand mehr der alten Vorrechte. Man ſchickte die Sachen ohne Weiteres nach Rom.

Merkwürdiger Erfolg! Wäre das neue Concordat zur Ausführung und der Klerus in Frankreich jemals wieder zu einiger Selbſtändigkeit gekommen, ſo würde die Zerſtörung, welche die Revolution gebracht, der Curie nicht zum Schaden, ſondern zum Vortheil gereicht haben. Der alten Widerſetzlichkeit, der örtlichen Freiheiten, jenes Pochens auf die gallicaniſchen Vorrechte, wäre ſie auf lange überhoben geweſen.

Während man mit dem bourboniſchen Stammhaus ſo glückliche Unterhandlungen pflog, hatte man dagegen mit der Nebenlinie zu Neapel lebhafte Zwiſtigkeiten.

Der König ſäumte, den Zelter nach St. Peter zu ſenden, der die alte Abhängigkeit ſeines Reiches von dem heiligen Stuhle bezeugte. Ueber die Frage ob dies eine rein weltliche Verpflichtung ſey oder nicht, gerieth man in lebhaften Eifer, und der

Papſt drohte dem König mit dereinſtigen Strafen Gottes [1]). Ferdinand dagegen weigerte ſich die Jeſuiten in ſein Land aufzunehmen; er beſchränkte die Correſpondenz ſeiner Geiſtlichen mit Rom auffallend; er ſchien zugleich die alten Irrungen, die er mit Pius VI gehabt, fortſetzen, und die Erwerbungen der franzöſiſchen Verwaltung behaupten zu wollen. Der Papſt ſeinerſeits verſagte den neapolitaniſchen Biſchöfen die Inſtitution. Es kam ſo weit, daß von 130 Bisthümern in beiden Sicilien 86, in dem eigentlichen Neapel drei Viertheile der biſchöflichen Sitze vacant waren. Wenn irgendwo, ſo war hier ein neues Concordat unumgänglich nothwendig. Lange unterhandelte man vergeblich darüber zu Neapel. Um die Sachen zu Ende zu bringen mußten im Februar 1818 die vornehmſten Miniſter beider Höfe, Conſalvi und Medici, zu Terracina an den Grenzen der Staaten zuſammenkommen.

Medici hielt ſich für einen außerordentlichen Kopf; er meinte — und gutmüthigerweiſe glaubten es ihm einige Landsleute — alle europäiſche Diplomaten zu überſehen. Jetzt erwarb er in der That die Ernennung auch zu denjenigen Stellen, welche bisher von Rom aus beſetzt worden waren, und die Abſchaffung jener kleinen politiſchen Rechte, die ſich Rom noch immer vorbehalten hatte.

Dafür aber erlangte Conſalvi andere Zugeſtändniſſe, wie es ſcheint, von weſentlicherem Vortheil.

Der Papſt behauptete einen bedeutenden Einfluß auf die Beſetzung der unteren Stellen; ſeine Correſpondenz mit der Geiſtlichkeit ward von aller Beaufſichtigung und jenem Liceat scribere, das man bis jetzt von Staatswegen gefordert, losgeſprochen; die bisherige geiſtliche Jurisdiction des Königs ward beſchränkt oder unterdrückt; Klöſter wurden wieder eingerichtet;

[1]) Auszüge aus den hiebei gewechſelten Schriften bei Coppi Annali d'Italia IV, 438.

die Geistlichkeit ward wieder befähigt Güter zu besitzen; man ließ Klagen über die Besteuerung des Klerus einfließen, obgleich dieser im römischen Staate selbst nicht eximirt ist. Die Regierung versprach nicht allein der Geistlichkeit ihre eingezogenen Güter zurückzugeben, sondern auch bei der einstweiligen Verwaltung derselben neben zwei neapolitanischen auch zwei römische Commissarien zuzulassen [1]).

Was konnte die Ernennung zu den Stellen dem Könige so großes fruchten, wenn seine Bischöfe nachher unabhängig von ihm und abhängig von Rom waren.

Man hatte allgemein erwartet, Consalvi werde das meiste zuzugestehen haben; als man dies Resultat kennen lernte, schrieb ihm jedermann einen vollkommenen Sieg zu; nie war seine Geschicklichkeit glänzender erschienen.

Und doch würde man Unrecht haben den guten Fortgang der römischen Interessen der alten Klugheit dieses Hofes oder den Talenten Consalvi's allein beizumessen. Wie wäre sonst in diesem Fortgang ein so plötzlicher Stillstand eingetreten.

Eben damals als das neapolitanische Concordat geschlossen ward, im Anfang des Jahres 1818 regte sich bereits allenthalben eine lebhafte Opposition.

Frankreich ging auch hierin voran. Die Ordonnanz vom 5 September und die Sitzung des Jahres 1816—1817 hatten jener Richtung der öffentlichen Gewalt, unter deren Schutze das Concordat war entworfen worden, bereits ein Ende gemacht, als man damit hervortrat. Die günstige Stunde war vorüber. Rom hat so viel Vorurtheile und gegründete Ueberzeugungen, so viel alte Abneigungen und Leidenschaften wider sich; alle waren aufgewacht. Unglücklicher Weise gab ihnen das Concordat Anlaß

---

[1]) Conventio inter Smum. D. Pium VII P. et M. S. Ferdinandum I, regni utriusque Siciliae regem. Anxure XVI Febr. 1818. Art. 28, 8, 22—26, 15, 12.

genug. Da waren unbeſtimmte Verſicherungen, welche eine Gefahr für weſentliche Zugeſtändniſſe der Verfaſſung, für die Toleranz ſelbſt zu enthalten ſchienen; da war jenes Stillſchweigen über die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche; da war der 6te Artikel „die zugeſagte Beibehaltung der bisherigen Biſchöfe könne wohl aus guten Gründen Ausnahmen leiden", durch welchen Einige von ihnen mit willkürlicher Abſetzung bedroht ſchienen [1]); man nahm die Formeln der Bullen für ernſtliche Anmaaßung; man erinnerte ſich der Anſprüche die der römiſche Stuhl auf Avignon zu machen fortfuhr. Auf das lebhafteſte regten ſich die entſchiedenen Gegner. Mit neuen wohlfeilen Ausgaben von Voltaire und Rouſſeau hatten ſie den Empfang des Concordates ausdrücklich vorbereitet. So erhob ſich denn ein allgemeines Geſchrei und eine Unzahl von Broſchüren mahlte die Gefahren der Zukunft aus. „Es war", ſagt Guizot [2]), „als ob Gregor VII noch einmal die Tiara nehme; als ſtrecke das Mönchthum bereits ſeine Hand nach ſeinen verloren gegangenen Gütern aus; als faſſe die Inquiſition Fuß auf dem franzöſiſchen Boden". Vor dieſem Geſchrei allein, ohne anderen Angriff, fiel das Concordat. Schon bei dem darauf bezüglichen Geſetzentwurf ſuchten die Miniſter ſeine Beſtimmungen zu ermäßigen. Dies Zurückweichen aber machte der Oppoſition nur noch mehr Muth. In der Mitte der Commiſſion, die zur Berathung des Entwurfs niedergeſetzt wurde, that ſie ſich ſo lebhaft hervor, daß man es gar nicht wagte zu den Berathungen in der Kammer zu ſchreiten. Das Concordat ging nach Rom zurück. Im Jahr 1819 mußte ſich der Papſt zu Maaßregeln verſtehen, die ſeiner urſprünglichen Abſicht entgegenliefen. Wie viel beſſer wäre es geweſen das Concordat von 1801 derweile ſtehn zu laſſen und den weſentlichen Mängeln durch weſentliche Verbeſſerungen abzuhelfen!

---

[1]) De Pradt Quatre concordats III, p. 96.

[2]) Guizot du Gouvernement de la France, p. 41.

Dann wären vielleicht auch andere Wirkungen dieſer Niederlage vermieden geblieben.

In ganz Europa machte ſie — es konnte nicht fehlen — den größten Eindruck. Sie gab den Unterhandlungen, die nunmehr folgten, eine neue Farbe.

Vornehmlich machten einige kleinere Staaten Anſprüche, wie ſie bisher nicht ſo leicht vorgetragen worden; unter andern die Schweiz.

Aber darf man überhaupt ſagen, daß mit der Schweiz unterhandelt worden ſey? Allerdings erſchienen 1818 ſchweizeriſche Abgeordnete in Rom. Allein es fehlte viel daß ſie einen Auftrag von der Tagſatzung gehabt hätten. Es waren nur die Geſandten von Bern und Luzern. Dieſe Cantone wünſchten die Baſeler und einen Theil der Conſtanzer Diöceſanſtände zu einem Bisthum zu vereinigen, das ſeinen Sitz in Luzern haben ſollte. Sie dachten wohl demſelben eine allgemeinere Bedeutung zu geben. Allein niemals hätte die Eiferſucht der Eidgenoſſen dies zugelaſſen. Dem Plane von Bern und Luzern widerſetzte ſich Solothurn. Es hatte Aargau und Thurgau und ſelbſt Zürich auf ſeiner Seite. Wohlverſtanden, es hatte dieſelben auf ſeiner Seite, ſo lange man ſich den andern widerſetzte, jedoch nicht mehr, ſobald es darauf ankam ſelbſt etwas Gemeinſchaftliches auszuführen. Bern hatte wenigſtens auf die Beiſtimmung der Urcantone gerechnet. Aber jene Abgeordneten mußten erleben, daß ihnen zur Seite, ohne ihr Wiſſen, Schwytz über die Erhebung der Abtei Einſideln zu einem Bisthum unterhandelte. Wer ſollte es glauben; auch dies Vorhaben in ſeinem engeren Kreiſe erweckte lebhaften Zwiſt; es fand Widerſpruch bei den Betheiligten in der Abtei ſelbſt. Genug, es war Zwieſpalt über Zwieſpalt; aus jeder Trennung entwickelte ſich eine neue; die abgeſonderten Glieder entzweiten ſich ihrerſeits von friſchem.

Obwohl es demnach nur zwei Cantone waren, welche unter-

handelten, ſo machten ſie doch, wie geſagt, ſehr weit reichende und ſelbſt neue Anſprüche.

In Luzern wollte man ſich nicht allein über die Verwaltung der geiſtlichen Güter und Caſſen, ſondern vornehmlich über das Seminar, das zu gründen war, und den Unterricht in demſelben die Aufſicht von Staatswegen vorbehalten. Kein Zweifel daß man gewiſſe Lehren katholiſcher Geiſtlichen für gefährlich hielt, und ſie zu vermeiden wünſchte. Die Correſpondenz der Geiſtlichkeit mit Rom ſollte beſonderer Aufſicht unterliegen.

Ich will Nothwendigkeit und Zuläſſigkeit dieſer Forderungen nicht erörtern; allerdings hat die unmittelbare Einwirkung von Rom in kleinen Gemeinheiten etwas Bedenkliches; auf jeden Fall aber ſtieß man auf dieſe Weiſe mit allen Grundſätzen der Curie zuſammen. Rom wollte eine freie Correſpondenz mit dem Klerus; allen Einfluß der weltlichen Gewalt auf den geiſtlichen Unterricht erklärte es für grobe Uſurpation. Es forderte ausdrückliche Verzichtleiſtung auf dieſen Anſpruch.

So konnte man ſich denn freilich nicht vereinigen.

Indem die Geſandten erklärten, ſie ſeyen in der Unmöglichkeit nachzugeben, ſtellten ſie nur noch vor daß ſie nicht wüßten, was aus der ſchweizeriſchen Kirche werden ſolle. „Sie wird bleiben, wie ſie iſt", entgegnete man ihnen. „Mit nichten", verſetzten ſie, „ſie iſt in allzugroßer Unordnung; aus dieſer kann nichts hervorgehen als eine von Grund aus neue Ordnung, oder wenn man es nicht dazu bringt, eine vollſtändige Auflöſung. Gott weiß, ob dieſe nicht den Umſturz aller Dinge herbeiführt".

Gewiß hängen kirchliche und weltliche Ordnungen ſo enge zuſammen, daß die einen ohne die anderen nicht beſtehen können. Die allgemeine Verwirrung, welche nachher eingetreten, mag nicht viel weniger von dieſer, wie von der andern Seite kommen.

Unverrichteter Dinge mußten die Geſandten über die Alpen zurückkehren; zu Hauſe fanden ſie die Anſichten ſchon wieder verändert. In Luzern hätte man damals bereits Bedenken getragen,

den Bischof aufzunehmen; wenigstens einige Machthaber fürchteten von ihm einen antiliberalen Einfluß.

Während dieser Zeit hatte auch Genf in Rom für sich unterhandelt. Es wünschte die Absonderung der katholischen Pfarren seines Gebietes von Chambery, es wollte dieselben unter das Bisthum Freiburg geben. Dies Vorhaben fand mehr Schwierigkeit als man hätte glauben sollen. In Rom war man, wie sich versteht, den Genfern nicht eben günstig, und der Hof von Sardinien widersetzte sich einer so geringen Schmälerung eines ihm unterworfenen Bisthums mit außerordentlicher Hartnäckigkeit. Die Genfer übertrugen die Führung ihrer Sache der preußischen Gesandtschaft; doch hatte auch diese anderthalb Jahre zu thun, ehe sie die Pfarren losriß.

Und hier kommen wir auf unsere deutschen Angelegenheiten.

Man erachtet leicht daß der Zustand der deutschen Kirche dem Papst vor allem betrübend erschien. „So viel Kirchen", ruft er aus [1]), „mit Würden und Reichthümern gesegnet, haben ihren Glanz und ihren Besitz zugleich verloren. Fast alle entbehren ihrer gesetzmäßigen Hüter, ihrer Diener. Die geistliche Regierung liegt in Fesseln; die Kirchenzucht ist vernichtet, die blühendsten Klöster sind zu Einöden geworden". Der Curie wäre es freilich das Liebste gewesen, diese Kirche wiederhergestellt zu sehen. Indeß wenn Consalvi, zu Wien, in der That wider die Auflösung protestirte, die sie erfahren hatte, so geschah dies wohl nur der Form wegen. Er selbst sah recht wohl, daß es ganz vergeblich sey. Bald bekam er zu fühlen, wie schwer sich selbst Verträge, auf den bestehenden Zustand berechnet, durchsetzen ließen.

Schon hatte das baiersche Concordat lebhaften Widerspruch gefunden. Die organischen Gesetze, die man in Baiern erließ,

---

[1]) Allocutio Pii VII, d. XV nov. 1817.

waren mit demſelben nicht allemal in deutlicher Uebereinſtimmung. Selbſt nach der Ratification traten neue Schwankungen ein. Es waren ausweichende Erklärungen von baieriſcher Seite, es war die ganze Geneigtheit, welche das damalige Rom hatte, wenigſtens den Schein zu retten, erforderlich um die Sache nicht zu neuem Bruche kommen zu laſſen.

Weit größere Schwierigkeiten aber boten die Unterhandlungen mit den mindermächtigen Staaten dar. Gleich ſo wie der Entwurf erſchien, zu welchem ſich eine in Frankfurt zuſammengetretene Commiſſion vereinigte [1]), — im April 1818 — fürchtete man in Rom eher ein Schisma, als ein Concordat daraus hervorgehn zu ſehen.

Wenn man in dem ſchweizeriſchen Entwurfe, der die Aufſicht über die Kirchen oligarchiſchen Magiſtraten eingeräumt hätte, eine ariſtokratiſche Tendenz wahrnahm, ſo kamen die Schwierigkeiten, die man in dem deutſchen ſah, von einer andern Seite: man glaubte darin demokratiſche Abſichten zu erblicken.

Es kam auch hier vornehmlich auf die Beſetzung der Bisthümer an. Nach jenem Entwurf nun wollte man die Landpfarrer zu den Wahlen heranziehen. Im Falle einer Vacanz ſollten ſämmtliche Landpfarrer der Diöceſen einen Ausſchuß wählen, an Zahl den Domcapitularen wenigſtens gleich; aus beiden zuſammen ſollte das Wahlcollegium beſtehen. Niemand dürfe gewählt werden, der nicht acht Jahre lang das Amt eines Seelſorgers oder eines Lehrers verwaltet habe [2]).

Beſtimmungen, welche dem Papſt eine entſchiedene Tendenz zu haben ſchienen, einen Geiſt der Demokratie in die Kirche

---

[1]) Es waren Würtemberg, Baden, die beiden Heſſen, Naſſau, Oldenburg, Mecklenburg, Schwarzburg, Anhalt, Waldeck, Lippe, Schaumburg-Lippe, Hohenzollern, Reuß, Frankfurt, Lübeck und Bremen.

[2]) Grundzüge zu einer Vereinbarung über die Verhältniſſe der katholiſchen Kirche in deutſchen Bundesſtaaten. Bei Münch: Concordate, II, S. 338.

einzuführen. Er fürchtete, es sey nur der erste Schritt, um nach und nach dem ganzen Klerus und vielleicht auch dem Volke Antheil an den Bischofswahlen zu verschaffen. Alte Mißbräuche, daher entspringend, die man in frühern Zeiten mit Mühe gehoben, werde man auf diese Weise herstellen. Wie solle er aber die Beschränkung der Wahlen auf gewesene Pfarrer oder Lehrer billigen? Es würden alle ausgeschlossen seyn, die durch Geburt und Glücksgüter abgehalten würden sich solchen Aemtern zu widmen. Man erinnert sich, daß Rom die vornehmste Stütze der deutschen Kirche immer in dem Adel gesehen hat. Dieser wäre hiedurch von den bischöflichen Sitzen vollends entfernt worden. Der Papst erklärte, dies zugeben würde einen Verrath an der Kirche begehen heißen.

Unterdessen hatte man zu Frankfurt der demokratischen Tendenz eine sehr monarchische beizugesellen gewußt.

Nicht so geradezu sollten die Wahlcollegien einen Bischof ernennen. Sie sollten nur drei Personen zu diesem Amt vorzuschlagen haben. Schon im voraus würde dem Landesherren das Recht beiwohnen von diesem Vorschlag auszuschließen; nach demselben würde er aus den dreien definitiv ernennen.

Eine Combination, durch welche so gut wie ein unmittelbares Recht der Ernennung an den Fürsten gekommen wäre.

Denn auch dem Papst sollte keinerlei Einfluß gestattet werden. Eine besondere Clausel besagte, er habe die Institution binnen vier, höchstens binnen sechs Monat zu ertheilen; wofern er sie länger verzögere, so werde der Erzbischof sie zu geben berechtigt seyn.

Man denke, wie dies in Rom aufgenommen werden mußte.

Den protestantischen Fürsten wäre ein Patronatrecht über katholische Kirchen eingeräumt worden. Der Papst hätte ihnen überdies zugestanden, was er Napoleon verweigert hatte. Gerade die Forderungen Napoleons, ganz mit den Gründen, die der Kaiser gebraucht hatte, wiederholte man in Frankfurt. Bit-

ter beklagte ſich Conſalvi, daß es nach alle dem, was geſchehen, wieder dahin gekommen ſey.

Es war eben jene Miſchung von miniſterieller Gewalt und demokratiſchen Formen, mit Vernichtung aller alten Gerechtſame, die man in jenen Ländern überhaupt beliebte.

Kein Unterhandeln konnte helfen. Da kein Theil weichen wollte, brachte es wenigſtens Conſalvi nicht bis zum Concordat. Er begnügte ſich eine neue Eintheilung der Diöceſen durchgeſetzt zu haben.

Auch die hannoveriſchen Unterhandlungen ſchlichen langſam hin. Es that ſich dabei ein Widerſtreit zwiſchen doctrinären und politiſchen Anſichten unter den Bevollmächtigten ſelbſt hervor. Wie lange ſtritt man darüber, ob die Regierung, der das Recht der Elimination zugeſtanden wurde, auf der Liſte der Wählbaren drei oder nur zwei Namen zurück zu laſſen habe. Conſalvi brachte es nicht bis zum Ziel.

Später begann, auf das raſcheſte ſchritt die preußiſche Unterhandlung vorwärts.

Im Auguſt 1820 erhielt Niebuhr ſeine Inſtructionen. Sie gingen doch noch etwas weiter, als er gelangen zu können glaubte. Im October war man bereits über die Grundlagen einig. Der römiſche Hof verſtand ſich dazu die Diöceſen auf die Weiſe, wie man es ihm vorgeſchlagen, zu beſchränken und einige alte biſchöfliche Sitze fallen zu laſſen. Dafür finden wir auch in der preußiſchen Unterhandlung nicht jene peinlichen und den wechſelſeitigen Verdacht rege erhaltenden Beſtimmungen über den Umfang der Elimination und den Termin der Inſtitution. Es iſt ein großartigeres Verfahren, wie es der Bedeutung und Würde dieſes Staates zukam. Von den Zeitumſtänden ward es begünſtigt. Eine Anweſenheit des Staatscanzlers von wenig Tagen, reichte hin die Verhandlungen zu einem Ziele zu führen, das ſowohl die Anſprüche des Staates befriedigte, als die gerechten Wünſche der Katholiken erfüllte.

Vielleicht mochte man ſich in Rom ſchmeicheln, daß dies Beiſpiel Nachfolge bei den Nachbarn finden werde.

Wenigſtens lag es in der Natur der Sache, wenn es in den Niederlanden nicht geſchah.

Allzu ſehr hatte die Parteiung in der Mitte des Landes ſelber um ſich gegriffen.

Gleich bei der Zuſammenſetzung des Königreichs hatte die Geiſtlichkeit die Wiederherſtellung aller Verträge und Conſtitutionen gefordert, welche die alten Fürſten in Bezug auf die freie Ausübung, die Rechte, Privilegien, Exemtionen und Prärogative der katholiſchen Kirche jemals beſchworen [1]). Die vornehmſten Biſchöfe hatten ſich aus religiöſen Gründen wider nicht weniger als acht Artikel der Verfaſſung erklärt. Um ſo mehr glaubte ſich die Regierung verpflichtet, den Widerſtand derſelben zu brechen; ſie begünſtigte das liberale Element in dem Lande und in der Geiſtlichkeit.

Wie hätte die Aufregung, in die man hiedurch mit Nothwendigkeit gerathen war, ſich nicht auch in den Unterhandlungen mit Rom zeigen ſollen? Die niederländiſche Geſandtſchaft konnte ſelbſt in perſönlichen Berührungen eine gewiſſe Heftigkeit nicht verbergen. Es gehörte Conſalvi dazu, um es ſich gefallen zu laſſen. An eine Uebereinkunft war damals lange nicht zu denken. Als ſie ſpäter erfolgte, trug ſie den Keim neuer Zwiſtigkeiten in ſich.

So ergingen dieſe Dinge.

Ganz andere Hoffnungen hatte man 1815 gehegt. Man hatte ſich ſchmeicheln dürfen, das Verlorene wieder zu erwerben, die alte Weltſtellung noch einmal einzunehmen. Wie weit aber blieb man davon entfernt! Statt beſſer, war es mit wenigen Ausnahmen immer ſchlimmer gegangen; einen Anſpruch nach dem andern hatte man aufgeben müſſen; aus dem Fortſchritt war man in die Vertheidigung gerathen. Und noch hatte Pius VII nicht alle Er-

[1]) Mémoire adressé le 8 Octobre 1814 aux hautes puissances.

fahrungen gemacht, die ihm bevorſtanden. Er mußte noch erleben, daß ſelbſt die rechtgläubigen Länder, Spanien und Portugal, und diesmal nicht durch eine fremde Gewalt, ſondern durch eigene innere Bewegung ſich dem Einfluſſe des römiſchen Stuhles zu entziehen ſuchten.

Fragen wir, woher dies kam, ſo führt es uns zu einer allgemeineren Bemerkung.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, allein es iſt mir bei neuern apologetiſchen Werken der katholiſchen Kirche oft aufgefallen, wie doch ihr Grundgedanke ſo viel mehr politiſcher als religiöſer Natur iſt. Sey es, daß man einer höchſten Inſtanz in irdiſchen Dingen zu bedürfen glaubt, oder daß man das Recht der königlichen Gewalt auf das göttliche Recht der Kirche gründet. Zwar kommen religiöſe Momente hinzu, aber die Lebensader, der große Geſichtspunct iſt in der Regel politiſch.

Nun iſt dies wohl nicht zufällig; es hat ſeinen Grund in der heutigen Stellung der beiden Gewalten zu einander, die in der That von der frühern weit abweicht.

Schon bei Betrachtung der Concordate muß es uns auffallen.

Sonſt war ein Streit zwiſchen Staat und Kirche zu ſchlichten; es kam darauf an, die öffentliche Gewalt allenthalben mit dem Klerus und ſeinem gemeinſchaftlichen Oberhaupte auseinanderzuſetzen; der Staat hatte ſeine politiſchen, die Curie ihre kirchlichen Geſichtspuncte. Jeder Theil ſtand auf ſeinem eigenen Grund und Boden dem andern gegenüber.

Jetzt war dies Verhältniß weſentlich verändert. Da die Revolution ein ſo entſchieden antireligiöſes Element entwickelt hatte, da es die nämlichen Anfälle derſelben geweſen waren, durch welche die Staaten umgeſtürzt und die Kirche in ihrer Grundlage erſchüttert worden, ſo hatte ſich zwiſchen Staat und Kirche eine viel engere Gemeinſamkeit ausgebildet. Die reſtaurirten ſüdlichen Staaten glaubten in der Kirche ihren ſicherſten Halt zu finden und ſie ſuchten ſich der religiöſen Motive zu be-

mächtigen. Die Kirche, die sich durch die entgegengesetzten Bestrebungen dem Verderben geweiht sah, schlug in diesen Bund ein: sie glaubte mit diesen Staaten zu stehen und zu fallen. So bekam die Restauration der Staaten eine kirchliche, die Herstellung der Kirche eine politische Farbe.

Ich weiß nicht, ob diese enge Vereinigung dem einen oder dem andern Theile von Nutzen war.

Ruhen nicht Staat und Kirche zwar auf verwandten, aber doch auf abweichenden geistigen Grundlagen? Wäre es nicht für's erste nothwendig gewesen, daß die restaurirten Staaten, ohne sich so viel auf die geistlichen Dinge einzulassen, ihr politisches Prinzip neu gegründet und innerlich belebt hätten? Hätte nicht auch die Kirche zunächst ihren religiösen Standpunct ganz allein wieder zu gewinnen suchen sollen? Ohne viel Mühe kann sie ihre Feinde unterscheiden. Strengte man wahrhaft seine Kräfte an, um den Naturalismus, der so oft zu systematischer Irreligion wird, und in der einen oder der andern Gestalt die Welt weit und breit beherrscht, wieder zu überwinden? Suchte man ihm von innen heraus überlegen zu werden? — Denn dem Starken gehört die Welt, und nur wahrhafte Ueberlegenheit in voller Entwickelung ihrer Kräfte wird den Sieg erfechten.

Genug, Staat und Kirche vereinigten sich. Der Erfolg war, daß sie den nämlichen Fanatismus für und wider sich erweckten, daß sie die nämlichen Interessen, den vereinigten Strom der alten Feindseligkeiten zu bekämpfen bekamen.

Schadeten in Frankreich die Missionen mehr dem Staat oder der Staat mehr den Missionen?

Auf jeden Fall ergab sich, daß Fortgang und Mißlingen in den Dingen der katholischen Kirche nicht mehr von ihr selber abhing. Nicht sie etwa gab ihnen den allgemeinen und beherrschenden Antrieb. Sie gingen, wie es der Lauf der politischen Ereignisse mit sich brachte, je nachdem die Prinzipien der Revolution in

Aufnahme oder unterdrückt waren, je nachdem ſie ſich eines Staates mehr oder minder bemächtigt hatten.

In den kirchlichen Ereigniſſen tritt in der That nur der große Gang der europäiſchen Begebenheiten wieder vor die Augen.

Darum hatte man im Anfang Erfolge, weil die Prinzipien der Reſtauration durch den Sieg geltend geworden waren. So wie dieſer weiter zurücktrat, ſo wie die Grundſätze der Revolution allmählig wieder empor kamen, um ſo mehr ſah ſich auch die katholiſche Kirche in Nachtheil und Bedrängniß.

Drittes Kapitel.

Innere Verwaltung.

I.

Der Minister.

Eben in den Verhandlungen über die Concordate erwarb Consalvi seinen Ruhm.

Consalvi war voll von Geist, und alles was diplomatische Geschicklichkeit heißen kann, besaß er in hohem Grade. Er hatte Feinheit und Welt. Das Talent, die Dinge mit überwältigendem Geist nach durchgreifenden Ideen einzurichten, wird man wenigstens in seiner Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten nicht suchen: es geltend zu machen, wenn er es auch besaß, war er bei weitem zu schwach. Eben aber die Stelle des Schwächern füllte er aus. Er ging so weit vorwärts, als er es mit Sicherheit konnte; auch wich er so weit zurück, als es ihm nothwendig und thunlich erschien; zwischen diesen beiden Linien wußte er sich zu halten; niemals brach er ab, niemals gab er auf. Er versprach sehr leicht, ohne sich darum gerade für gebunden zu erachten; auch mit fremden Zusagen nahm er es nicht so genau. Unterzeichnen Sie nur, rief er dem Zögernden zu, im Nothfall wird man Sie nicht drängen! Jede abschlägliche Antwort umgab er noch mit der Hoffnung einer Gewährung, eines Ausweges. Die Kunst, in persönlicher Begegnung zu gewinnen, besaß er vollkommen.

So leichthin, nicht selten mit dem Anscheine, als ob er darüber stände, behandelte er die wichtigsten Geschäfte. Man kann zweifeln, ob sie umfassender oder schwieriger zu nennen sind. Auf jeden Fall gaben sie ihm, auch bei einem unermüdlichen Fleiß, vollauf zu thun. Dennoch lagen ihm noch andere, und die Wahrheit zu sagen, nicht minder wichtige Arbeiten ob.

Man hat später eine Sammlung von Gedichten hervorgezogen, welche die Zöglinge des Seminars von Frascati im Jahr

1772 vor dem Gründer und Beſchützer deſſelben, dem Cardinal von York, recitirten. Vor allen zeichnet ſich eins durch edle und jugendlich kühne Begeiſterung aus. Der junge Verfaſſer glaubt die Mühſeligkeit perſonifizirt zu erblicken, mit mürriſchen Brauen, wie er ſagt, und fleiſchloſer Wange, ſie droht ihm lange Nachtwachen und kummervolle Arbeit an. Allein er fürchtet ſie nicht. Freudig will er ſich den Schweiß von der Stirn wiſchen, er hofft dafür ein günſtiges Lächeln ſeiner Göttin, die er anruft, der friedlichen Pallas. In ihrem Geleite denkt er zum Ziele ſeiner Wünſche zu gelangen. „Mich erwarten, ruft er aus, ich weiß es, Ruhm, Ehre und Reichthümer, aber eben dies iſt mir ein Sporn, eine erwünſchte Ermunterung zu edler Arbeit [1]).“

Ercole, Marcheſe Conſalvi, war 15 Jahr alt, als er dies Gedicht verfaßte. Man ſagt wohl, was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle, und gewiß, in dem zuſammengenommenen Wunſche einer geſunden Jugend liegt ein großes Vorgefühl, eine Art von Forderung der noch verborgenen Kräfte an das Schickſal, der dieſes oftmals Folge leiſtet. Dieſem jungen Menſchen ward ſein Wunſch reichlich erfüllt.

Anfangs ſchien es zwar, als ſtehe ihm eine nicht beſonders ſchwierige Laufbahn bevor. Obwohl der Erſtgeborne ſeines Hauſes, widmete er ſich den geiſtlich-weltlichen Studien der römiſchen Prälatur. Er erhob ſich von Stelle zu Stelle; er hatte die Gunſt Papſt Pius VI und die Förderung der einflußreichſten Cardinäle, vornehmlich Johann Franz Albani's, für ſich. Jene glänzende Periode, welche auch zu Rom der Revolution unmittelbar vorherging, genoß er in der Kraft und Blüthe des angehenden Mannesalters. Mit den Erſten der Geiſtlichen und Staatsmänner, der Gelehrten und Künſtler, die es ſchmückten, mit den ausgezeichnetſten Fremden, die es beſuchten, war er vertraut. Cimarosa trug Nächte lang ſeine Compoſitionen ihm zuerſt vor.

[1]) Im Anhang zu Luigi Cardinali Elogio detto alla memoria di Ercole Consalvi, Cardinal diacono di S. Maria a'Martiri. Pesaro 1824.

Aber mit der Revolution war dies alles aus. Man ward gleich Anfangs aus dem Behagen ruhiger Entwickelung, friedlichen Genusses gerissen. Dann kam jener schwache Widerstand, den man voll Verzweiflung leistete; es erfolgte die erste Einnahme; Consalvi ward einmal mit gemeinen Verbrechern zusammen auf einem Wagen von Rom nach Terracina geschafft; mit Mühe entkam er der Gefangenschaft und dem Tode.

Wie sehr sind seitdem alle Selbständigkeiten der Privatpersonen, der Staaten selbst erschüttert worden! Wie haben die allgemeinen Weltgeschicke so alles und jedes in ihrem großen Gange mit sich fortgerissen!

Consalvi theilte mit Pius VII zuerst die Verwaltung, dann das Exil, endlich die Rückkehr. Glücklicherweise hielt ihm die Gewogenheit desselben aus, und die Restauration des Papstes war auch die Herstellung des Cardinals.

Er übernahm das Amt eines Staatssecretärs wieder, das seit geraumer Zeit die Summe aller Geschäfte zu Rom in Händen hat. Den ungetheilten Staat und beide Richtungen der päpstlichen Gewalt hatte er zu leiten.

Früher war dies so schwer nicht, als es nur darauf ankam, die gewohnten Maximen in Anwendung zu bringen. Wie viel aber gehörte jetzt dazu, den geistlichen und den weltlichen Geschäften zugleich vorzustehen, da sie beide aus ihren Fugen gerückt waren!

Und war denn dies Talent, das für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten so glänzend erschien, auch hinreichend für die innere Staatsverwaltung? Hatte Consalvi die positiven Kenntnisse des Landes, die zu derselben gehörte? Hatte er einerseits einverstandene Männer zu seiner Unterstützung und auf der andern Kraft genug, um den Widerstand der Dinge, der Personen, der so unvermeidlich war, zu brechen?

Betrachten wir, wie er es angriff, was er versuchte, wie es ihm gelang.

Beginnen wir mit seiner Gesetzgebung.

II.

Motoproprio vom 6ten Juli 1816.

Man hat ſich gewöhnt in der Verwaltung der römiſchen Päpſte ein Muſter von Unthätigkeit und Willkür, ſo wie in der Bevölkerung des Kirchenſtaats ein nachläſſiges und verwahrloſtes Geſchlecht zu ſehen. Als im vollkommenen Gegenſatz dazu denkt man ſich die Ideen des 18ten Jahrhunderts und vor allem die Beſtrebungen der franzöſiſchen Revolution, die napoleoniſche Adminiſtration.

Vor einem Jahre hat Graf Tournon, der von 1810 bis 1814 Präfect von Rom war, ein Buch über dieſe Stadt, die Provinz umher und ſeine Verwaltung derſelben herausgegeben [1]).

In dieſem Buche findet man zwar vielleicht nicht das, was man darin ſucht, genaue Darſtellung der Lage der Dinge, welche die Franzoſen antrafen, der Veränderungen, zu denen ſie ſich entſchloſſen; es iſt mehr allgemeine Beſchreibung des Landes, des Ackerbaues, der Induſtrie, des Handels, der öffentlichen Arbeiten; wobei Beſtand und Veränderungen mehr angedeutet als ausgeführt werden. Es gibt aber Veranlaſſung zu einer anderen Bemerkung.

Wie ſehr muß es die Tadler verwundern, daß der napoleoniſche Präfect weit entfernt iſt die Verwaltung der Päpſte, die Niemand beſſer überſchauen konnte als er, zu verwerfen. Er findet ſie in den meiſten Stücken löblich und nachahmungswerth.

Es ſcheint zwar, ſagt er, als müſſe die Vereinigung der Gewalten eines Papſtes, eines Biſchofs und eines Fürſten, wie ſie hier Statt findet, die abſoluteſte Herrſchaft hervorbringen. Aber die Ausübung derſelben iſt gemäßigt durch Gebräuche; an For-

[1]) Études statistiques sur Rome et la partie occidentale des états Romains. Par le comte de Tournon, paire de France, etc. préfet de Rome de 1810 à 1814. Paris 1831.

men gebunden; seit langer Zeit hat man nur tugendhafte Männer auf den päpstlichen Stuhl erhoben, so daß die absoluteste Regierung von der Welt mit der größten Milde ausgeübt wird [1]).

Wie oft und wie laut ist über die schlechte Wirthschaft des päpstlichen Hofes Klage geführt worden. Wenn man, sagt Tournon, die Verwaltung des päpstlichen Schatzes untersucht, so wird man ohne Zweifel ein Gefühl von Ehrfurcht für den Fürsten empfinden, der sich für seine persönlichen Ausgaben und zu seinem Hofhalte mit der bescheidenen Summe von 679,000 Franken begnügte, einer Summe die in mehreren Staaten von Europa einfachen Privatleuten nicht genügt [2]).

Wenige Reisebeschreibungen mag es geben, in denen die Verödung der Campagna von Rom nicht der Nachlässigkeit der geistlichen Regierung zugeschrieben würde. Tournon untersucht die Maaßregeln derselben. Dieser Blick, sagt er, den wir auf die Acten einer Regierung werfen, welche so oft angeklagt wird die Interessen des Ackerbaues zu versäumen, beweist wenigstens, daß dieser Tadel ungegründet ist, und daß, wenn man den Zweck nicht erreicht hat, dies nicht an dem Mangel von Gesetzen und Anordnungen liegt [3]).

Vor allen bewundert er die Unternehmungen Pius VI in den pontinischen Sümpfen. Er nimmt in ihm nicht allein, wie er sagt, die Leidenschaft großer Dinge, sondern auch eigene Einsicht wahr. Die Hauptmaaßregel, die Gewässer in einen einzigen Canal zu leiten, habe der Papst selbst angegeben. Im Verhältniß zu dem Erfolg und dem Nutzen findet Tournon die Kosten dieser Arbeit nicht sehr bedeutend. Unter allen Rücksichten, ruft er aus, unter denen man diese schöne Unternehmung be-

---

[1]) II, p. 29.
[2]) p. 65.
[3]) I, p. 364.

trachten mag, wird man von Ehrfurcht und Dankbarkeit für einen Fürſten durchdrungen, der den Gedanken eines ſo großen Entwurfes faßte und die Standhaftigkeit hatte, ihn auszuführen [1]).

Selbſt die commerzielle Lage des Landes weiß er nicht ſo geradezu zu verdammen. Die Thatſachen, ſagt er, welche wir geſammelt, beweiſen, daß dies Land, wenn es auch nicht auf den Glanz ſeiner Manufacturen ſtolz ſeyn darf, dennoch darin lange nicht ſo weit zurück iſt, als man ſo oft wiederholt hat, daß es in der That nur in den Gegenſtänden des Luxus von dem Ausland abhängt. Dafür hat es aber gewiſſe Induſtriezweige, welche, halb Kunſt und halb Handwerk, ihm ganz eigen ſind, und in zahlreichen Abtheilungen ſehr wohl gedeihen [2]).

Nicht einmal daß der Unterricht vernachläſſigt ſey, giebt dieſer Präfect zu. Die erſte Unterweiſung, ſagt er, wird dem Volke mit einer Freigebigkeit dargeboten, in der ſich wenige Regierungen mit ihr meſſen können. Er rechnet über hundert Schulen, die in Rom allein entweder umſonſt oder um einen höchſt mäßigen Preis eröffnet ſeyen [3]).

Gewiß, in dem ganzen Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hatten ſich auch die Päpſte bemüht ihr Land emporzubringen. Starke und durchgreifende Maaßregeln hatte man beſonders ſeit 1801 genommen. Die franzöſiſche Verwaltung, welche eine Ehre darin ſuchte Rom zu begünſtigen und die Intereſſen dieſer zweiten Stadt des Reiches vielleicht mehr als die Bedürfniſſe irgend einer altfranzöſiſchen ins Auge faßte, fand ihren Weg ſchon geebnet. Selbſt wenn ſie geiſtliche Güter verkaufte, ſo war dies nicht ohne Beiſpiel. In den meiſten Stücken brauchte ſie nur fortzufahren, und umfaſſender, kühner zu Werke zu gehen, zu vollführen.

---

[1]) Tome II, p. 224—233.

[2]) Tome II, p. 17.

[3]) Tome II, p. 84.

Und so geschieht ihr wieder, wie sie gethan hat. Wie merkwürdig, daß auch die hergestellte Regierung des Papstes die französische Verwaltung im Ganzen keineswegs zu tadeln findet.

Die Gesichtspuncte, die man in Rom nach der Restauration faßte, stellt Consalvi in der Vorrede zu dem Motoproprio vom 6ten Juli 1816, durch welches die Verwaltung des Kirchenstaates festgestellt wurde, selbst heraus. Die göttliche Vorsehung, sagt er, welche die menschlichen Dinge dergestalt leitet, daß aus dem größten Unglück zahlreiche Vortheile entspringen, scheint gewollt zu haben, daß die Unterbrechung der päpstlichen Regierung zu einer vollkommeneren Form derselben den Weg bahnen sollte.

Wer hätte geglaubt, daß man am römischen Hofe die Herrschaft der Fremden als eine Begünstigung des Himmels ansehen würde, um desto leichter zu den eigenen Zwecken zu gelangen?

Billig fragen wir, worin denn die Förderung bestand, welche Consalvi durch den Vorgang der Franzosen gewonnen zu haben glaubte. Er spricht es sofort aus.

Die göttliche Vorsehung, sagt er, scheint uns diese kostbaren Augenblicke vorbereitet zu haben, um zu einer allgemeineren und gleichförmigen Einrichtung des ganzen Staates zu schreiten. Diese Gleichförmigkeit ist sein Ideal.

Einheit und Gleichförmigkeit, läßt er den Papst in jenem Vorwort sagen, müssen die Grundlagen jedweder politischen Institution seyn. Schwerlich können ohne dieselben die Regierungen fest, die Völker glücklich werden. Eine Regierung kann um so mehr für vollkommen gelten, je mehr sie sich dem Systeme der Einheit nähert, das von Gott sowohl in der Natur als in dem Gebäude der Religion befolgt ward. Unser Staat, nach und nach durch die Vereinigung verschiedener Herrschaften gebildet, enthielt ein Aggregat von Gebräuchen, Gesetzen, Privilegien von großer Mannichfaltigkeit, so daß eine Provinz häufig der andern fremd, so daß zuweilen sogar in der nämlichen Provinz ein

Stadtgebiet dem andern entgegengeſetzt war. Die Päpſte, unſere Vorgänger, und wir ſelbſt im Anfang unſeres Pontificats haben jede Gelegenheit benutzt, die verſchiedenen Zweige der Verwaltung auf die Prinzipien der Einheit zurückzuführen. Allein das Zuſammentreffen mit mancherlei Intereſſen, der Widerſtreit gegen die alten Gewohnheiten und alle die Hinderniſſe die man zu finden pflegt, ſobald man das Beſtehende zu verändern ſucht, haben die Ausführung dieſes Werkes bis jetzt verhindert.

Erſt jetzt konnte er dazu ſchreiten den Staat nach jenen Prinzipien der Gleichförmigkeit einzurichten, von denen, wie er ſagt, Ehre und Erfolg eines Syſtems abhängen.

Hatte ſich demnach die franzöſiſche Verwaltung an die päpſtliche angelehnt, ſo ſtützte ſich die päpſtliche hinwiederum auf die franzöſiſche.

Nur iſt dabei ein Unterſchied.

Die Franzoſen fanden an der päpſtlichen Verwaltung Sorgfalt, Sparſamkeit, Milde zu rühmen; ſie billigten die poſitiven Einrichtungen derſelben. Mit alten Mißbräuchen im Kampfe hatten die Päpſte nicht ſelten fördernde und weiſe Maaßregeln ergriffen. Dieſe — erkannte man an. Conſalvi dagegen, der in früherer Zeit den Widerſtand gefühlt, freute ſich jetzt, daß er deſſelben entledigt war. Er billigte nicht ſowohl die Schöpfung der Franzoſen, als ihre Zerſtörung; er fühlte ſich endlich frei.

Daher ſind die Beſtimmungen des Edicts vom 6ten Juli zunächſt negativer Art.

Von den alten municipalen und provinzialen Einrichtungen ſtellte Conſalvi keine einzige wieder her.

Man hatte früher Regierungsbehörden von verſchiedenen Berechtigungen und Eigenſchaften gehabt, von größerem und kleinerem Umfange, für Prälaten oder für Doctoren, einige abhängig, andere unabhängig von der oberſten Conſulta. Sie blieben vernichtet wie ſie waren.

Es hatte mannichfaltige Tribunale gegeben, die nicht ſelten

unter einander über ihre Competenz in Streit gerathen waren: man hütete sich wohl, sie herzustellen.

Noch bedeutender vielleicht war der Unterschied der Municipalgesetze und der Statuten gewesen. Fast alle Städte und alle Baronalbesitzungen des Staates unterschieden sich von einander; man klagte, von drei Meilen zu drei Meilen gebe es verschiedene Gerechtsame. Sie wurden sämmtlich aufgehoben.

Alle Municipalgesetze, heißt es in diesem Edict [1]), alle Statuten, Verordnungen und ihre Verbesserungen, unter welchem Titel, von welcher Autorität, in welchem Ort dieses Staates auch immer sie ausgegangen seyn mögen, mit Inbegriff derjenigen, die für eine ganze Provinz oder für einen besonderen District erlassen worden, sind aufgehoben, die allein ausgenommen, welche sich auf den Anbau des Landes, den Lauf der Gewässer, Weideland und ähnliche Dinge beziehen.

Hiemit fielen denn auf einmal alle Privilegien der Communen, die sich so häufig in jenen Statuten ausgesprochen, alle Exemtionen und privativen Vorrechte weg. Feudalgerechtsame, Vorbehalt der Jagd und des Fischfangs wurden unterdrückt.

Gerade in diesem Lande hatte dies etwas zu bedeuten.

Immer war ein Theil der Souveränetätsrechte in den Händen der ehedem völlig unabhängigen Communen verblieben. Der alte Vertrag zwischen Bologna und dem Papst war gewesen, daß zwar der Senat die Beistimmung des Legaten zu seinen Beschlüssen bedurfte, aber auch der Legat nichts that ohne die Beistimmung des Senates. Bis zur Revolution wohnte der Senat noch immer mit den Zeichen die früher die Unabhängigkeit bedeuteten, in dem Palaste; er verwaltete den größten Theil der Ausgabe und Einnahme, so daß die päpstliche Casse nur zwei Auflagen, auf Wein und auf Salz, erhob; er besetzte einen höchsten Gerichtshof mit vier auswärtigen Doctoren [2]). Nicht

[1]) Tit. IV, art. 102.

[2]) Gleich 1797 erschien eine Erinnerung an die alten Freiheiten

ſo ausgedehnte, aber ähnliche Freiheiten hatten auch die anderen Städte.

Wie ganz anders war das nun geworden! Schon das 18te Jahrhundert ſah in dem allerdings unvermeidlichen Widerſtreite nach und nach gewordener Inſtitutionen nur die Diſſonanzen des öffentlichen Willens. Es trat alsdann geradezu im Gefolge der hieraus entſpringenden Wirkungen und Rückwirkungen, nicht ohne Anlaß der Communen ſelbſt, welche ſich der höchſten Gewalt zu entziehen ſuchten, die Revolution in dies Land ein. Es iſt der oberſte Grundſatz derſelben, das Ungleichartige auszugleichen, die localen Gerechtſame zu vernichten. Vollſtändig that ſie dies auch in dem Kirchenſtaate. In dies ihr Erbtheil trat Conſalvi ein.

Allerdings wurden wieder in jeder Commune Rathsverordnete und aus ihnen hervorgehende Magiſtrate eingerichtet; man hörte wieder die alten Worte, die uns an die Freiheiten des Mittelalters erinnern, Gonfaloniere, Anzianen, Conſiglio; jedoch die Rathsverordneten, auf denen die ganze Verwaltung beruhte, ſollten von dem Delegaten unmittelbar ernannt werden und es ſchien genug, dieſen zu erinnern, daß die Wahl auf die rechtſchaffenſten und am meiſten unterrichteten Leute fallen müſſe. Die Beſtätigung der Gewählten war überdies der Conſulta in Rom vorbehalten. Erſt in Zukunft, bei eintretenden Vacanzen, ſollten die Mitglieder eine Art Selbſtergänzung ausüben, doch immer unter Vorbehalt höherer Genehmigung. Bis in die unterſten Kreiſe der Geſellſchaft, in das geſammte Gemeindeweſen griff dem-

---

von Bologna, doch war es ihr Intereſſe ſich an die erſte Capitulation zu halten ohne auf den ſpäteren Zuſtand einzugehen. Brauchbar finde ich die Relation Galeazzo Gualdo Prioratos in den Relazioni delle città Bologna, Fiorenza, Genova e Lucca 1675; noch unterrichtender ſind einige handſchriftliche Relationen, die ich hie und da in den Bibliotheken ſah.

nach die Regierung unmittelbar ein; und wie der Urſprung, ſo waren auch die Rechte dieſer Räthe beſchränkt genug. Die Zeit der Quaranta, die Bologna ſo lange regiert haben, war mit allen ihren Analogien vorüber, und ihre Paläſte blieben Alterthümer, deren Bedeutung der Cicerone Mühe hat, dem Fremden zu erläutern.

Unter dieſen Umſtänden konnte unmöglich der Provinzial-Verwaltung eine größere Unabhängigkeit geſtattet werden. Der Staat ward in 17 Delegationen eingetheilt; obwohl diejenigen Legationen heißen, die einen Cardinal zum Vorſteher haben, ſo macht das doch keinen Unterſchied. Die Delegaten haben die Gewalt der Präfecten. Zwar wurde ihnen eine Regierungsverſammlung aus Inſaſſen der Provinzen zur Seite gegeben; allein die Mitglieder derſelben wurden von Rom aus ernannt, und wie natürlich bloß mit einer berathenden Stimme verſehen. Die Entſcheidung und die ganze Verantwortlichkeit haftet auf den Delegaten allein.

Unter ihnen ſtehen Governatoren, nach Maaßgabe der Seelenzahl ihres Bezirks von höherm oder geringerm Range; ſie haben zugleich, da alle Sachen unter hundert Scudi vor ihr Forum gehören, eine nicht unbedeutende Gerichtsbarkeit, die dann wieder zu den Tribunalen erſter Inſtanz, Appellationsgerichten und der Rota Romana hinaufſteigt.

So war Alles in eine gleichmäßige Form gebracht, auf eine andern Staaten entſprechende Weiſe; es war jener durchgreifenden oberſten Gewalt, welche man immer auszuüben gewünſcht hatte, Raum verſchafft.

Es iſt leicht zu erachten, daß dies nicht ohne lebhaften Widerſpruch geſchah. Allein man nahm darauf nicht allein aus allgemeinen, ſondern auch aus einem beſondern Grunde wenig Rückſicht. In einer kleinen Flugſchrift, welche im Jahre 1823 zur Vertheidigung dieſer Geſetzgebung erſchien, finde ich ihn angeführt. Es wird darin geradezu geſagt, Pius VII habe das Recht

des Krieges, der Eroberung geltend machen dürfen. „Er eroberte ſein Land wieder mit fremden Waffen [1])."

III.

Prälatur.

Allerdings ließ ſich bei der Wiedereinnahme auch dieſes Landes mehr als Ein Weg einſchlagen und man konnte fragen, welches der beſte ſey.

Wenn man ſieht, wie es gegangen, ſo wird man freilich geneigt, die Maaßregeln Conſalvi's von vorn herein für fehlerhaft zu erklären.

Indeſſen hätte er wohl die Privilegien und einſeitigen Berechtigungen der früheren Zeit wiederherſtellen ſollen?

Ich zweifle, ob dies möglich war. Was iſt ein Privilegium? Iſt es nicht der Ausdruck eines von dem Staate und der höchſten Gewalt noch nicht unterworfenen, ſelbſtändigen, mit ihr unter Vertrag lebenden Daſeyns? Kann man die Selbſtändigkeit, wenn ſie verloren worden, zurückgeben? Sie iſt unwiederbringlich, wofern ſie nicht aus eigener Kraft wieder errungen wird. Ueberdies waren ſeitdem andere Rechte erworben, die jenen zuwiderliefen.

Allein auch jene Gleichförmigkeit, die Conſalvi für ſein Ziel erklärte, kann an und für ſich doch nur wenig bedeuten. Es kommt erſt darauf an, ob man mit derſelben den Mißbräuchen ſteuerte, die mit der alten Verfaſſung zuſammengehangen, ob man die Kraft, welche vermöge der neuen Einrichtungen dem Staate zufiel, zu großen Erfolgen anſtrengte, ob man einen Zuſtand herbeiführte, der nicht allein von außen her einen guten

[1]) „Riconquistò colle arme altrui." Considerazioni sul moto proprio del sommo pontefice Pio VII dei 6 Luglio 1816. Verfaßt im September 1823, während des Conclaves, um der Oppoſition, die ſich damals zeigte, entgegen zu arbeiten.

Anſchein hätte, ſondern auch in ſich ſelber feſt, wohlgeordnet und gedeihlich wäre.

Daß es dahin käme, erforderte vielleicht in dem Kirchenſtaate größere Anſtrengungen, als in irgend einem anderen Lande.

Wenn Conſalvi eine ſo durchgreifende Gewalt in die Hände ſeiner Beamten legte, ſo fragte ſich, wer dieſe Beamten waren.

Waren es Männer für ihren Beruf gebildet, im Dienſt der Geſetze allmählig emporgekommen, in ſtrenger Aufſicht und Unterordnung gehalten, Organe der allgemeinen Einſicht, der öffentlichen Bedürfniſſe?

Es waren Geiſtliche. Conſalvi hatte ſo Vieles abgeſchafft gelaſſen, dies führte er wieder ein.

Die geſammte höhere Verwaltung, die zuletzt in dem Staatsſecretariat zuſammenlief, war doch zunächſt in den Händen der Congregationen, di Conſulta, del buon Governo, economica, und einiger Cardinäle, des Teſoriere, des Camerlingo. Monſignoren leiteten alles, ordneten alles an. Die Delegaten, ſagt ein Artikel des Motoproprio, müſſen Prälaten ſeyn [1]). Ein anderer gibt nicht allein den Deputationen des Klerus eine Stelle in den Stadträthen; er geſtattet auch, daß überdies jeder Geiſtliche, wenn er die Bedingungen erfülle und ernannt werde, in denſelben ſitzen könne. „Die Geiſtlichen," heißt es [2]), „ſitzen in den Räthen über den Laien." Genug Conſalvi gab dem Klerus in dieſem Staate ein entſchiedenes Uebergewicht zurück.

Seit mehreren Jahrhunderten iſt es die Natur des Kirchenſtaates, nicht allein, daß das Oberhaupt der Kirche durch ſeinen weltlichen Beſitz eine größere Unabhängigkeit erlange, ſondern auch, daß der Staat die Kirche, die Kirche den Staat durchdringe; geiſtliche und weltliche Verwaltung ſind mit einander vermiſcht, gehen in einander auf. Die doppelſeitige Stellung

[1]) Tit. I. §. 17.

[2]) Tit. V. §. 158.

des Oberhauptes wiederholt ſich mit Nothwendigkeit in den unteren Kreiſen.

Dies zu verändern, würde als die größte Neuerung angeſehen worden ſeyn. Conſalvi konnte ſich nicht dazu entſchließen. Nur verwickelte er ſich auch, indem er es beibehielt, in ungemeine Schwierigkeiten.

Gehen wir von den allgemeineren aus.

Nicht immer ſtellt man wirklich her, wenn man dies zu thun glaubt. Zuweilen hat ſich die Lage der Dinge in der Zwiſchenzeit ſo verändert, daß die Herſtellung einer neuen Einrichtung gleich kommt. Ganz eine andere Phyſiognomie als früher, hatte doch jetzt dieſer geiſtlich-weltliche Staat.

Früher beruhten die kirchlichen Inſtitute auf eigenem Grundbeſitz in dem Lande, und einem großen europäiſchen Einkommen. Durch die Beiträge der geſammten katholiſchen Chriſtenheit war auch der Staat reich geworden; und eigentlich um die Curie her hat ſich die Stadt gebildet. Jetzt waren dagegen die geiſtlichen Güter eingezogen und verkauft; die europäiſchen Einkünfte außerordentlich geſchmolzen. Wollte man die beſtimmte Anzahl von Cardinälen haben, ſo mußte man, ſo wenig auch ihre Dienſte dem Staate austrugen, dennoch ihre Beſoldung von Staatswegen aufbringen. Wollte man Klöſter und geiſtliche Inſtitute, ſo mußte man ſie aus Staatseinkünften dotiren, wie man dies nur allzuoft that. Der Staat wurde der Träger der Kirche; zu ſeinen übrigen Laſten kam auch noch dieſe [1]).

Und war etwa die Prälatur, der die Regierung zufiel, was ſie früher geweſen?

In den verfloſſenen Jahrhunderten hatte die Curie eine allgemein italieniſche Färbung. So lange die Majorate und Fidei-

---

[1]) S^mi D^ni N. Pii II Allocutio, habita d. 4to Sept. 1815 hebt bei der Wiedererwerbung des geſammten Landes vor allem hervor, daß man dadurch Kräfte bekomme, um die Kirche zu unterſtützen.

commiſſe beſtanden, kamen viele jüngere Söhne aus den beſten Häuſern nach Rom, um ihr Glück daſelbſt zu machen; Leute, für die geiſtlich-weltlichen Geſchäfte der Curie vorgebildet; frei von dem Bedürfniß, auf augenblicklichen Erwerb denken zu müſſen. Sie wurden eine Zeit lang in der Staatsverwaltung beſchäftigt, bis ſie hier ſich einen guten Namen verſchafft, ſo daß ſie in den großen Stellen der Kirche zu einer europäiſchen Wirkſamkeit fortgehen konnten. In Mailand gab es Familien, welche eigene Einkünfte dazu beſtimmt hatten, die jüngeren Söhne in das Cardinalat zu befördern.

Durch die Revolution waren Majorate und Fideicommiſſe in den Provinzen des Königreichs Italien aufgehoben worden: der Glanz der alten Familien war verdunkelt. Viele mochten nicht mehr die Mittel haben, ihre Söhne eine langwierige Laufbahn in Rom einſchlagen zu laſſen: Anderen fehlte es an dem Ehrgeiz dazu. Wer ein Einkommen von ein paar tauſend Scudi beſitzt, wird nicht nach Rom gehen, um den Diener des Papſtes zu machen.

In dem Kirchenſtaate war es ſelbſt nicht viel anders ergangen. Die großen Häuſer trugen Bedenken, ihr Glück aufs Neue mit dem Hofe zu verbinden: auch der begüterte geringere Adel hatte dazu nicht immer Luſt. Ich weiß nicht, ob dies gerade darum geſchah, weil man an dem Beſtehen und der Feſtigkeit der Regierung zweifelte. Sonſt hatte man freilich geglaubt, ſie ſey ewig wie die Religion und jetzt hatte man ſie ſchwanken, fallen geſehen, wie andere Regierungen auch. Auf jeden Fall waren die Dinge nicht mehr in dem alten Zuge.

Man erachtet leicht, welch eine Wirkung dieſe Veränderung durch den ganzen Körper dieſes Staates hervorbringen mußte. Ich will doch noch einen Moment anführen.

Früher hatten die Cardinäle nicht ohne einen gewiſſen Glanz Hof gehalten: ſie hatten Leute von Talent bei ſich aufgenommen, die ſo allmählig in die Geſchäfte kamen. Eine natürliche

Schule, welche die ausgezeichnetſten Männer der früheren Jahrhunderte hervorgebracht hat. Jetzt waren ſie weit entfernt, Hof zu halten; ihre Einkünfte reichen kaum hin, um den Aufwand zu beſtreiten, den ihr Rang nothwendig macht; ſie geben ihren Familiaren neun bis zehn Scudi des Monats, wonach kein Menſch trachten mag, der auf irgend eine andre Art fortzukommen weiß.

Genug: früher hatte die Curie bei aller innern republikaniſchen Einrichtung der Prälatur, doch einen ariſtokratiſchen Charakter, der eine freiere und unabhängigere Stellung der Einzelnen vermittelte; und dabei talentvolle Leute von geringerer Herkunft nicht ausſchloß.

Dieſem Zuſtande entſprach ein Land, ſo voll von ariſtokratiſchen und localen Berechtigungen. Wenn die Geiſtlichen die Regierung verwalteten, ſo waren deshalb die Weltlichen noch nicht zu voller Unterthänigkeit verdammt. Es war eine im Ganzen behagliche, wohlhabige Exiſtenz, nicht ohne ihre eigene Art von Freiheit; in die man ſich eingelebt hatte, in der man ſich zufrieden fühlte.

Jetzt aber waren die Zügel des Staates auf das ſtraffeſte angezogen. Die Geiſtlichkeit, zum Theil veraltet, zum Theil eben erſt aus unteren Ständen emporgekommen, oft mehr durch ein Glück, wie es die Lotterie gibt, als durch Talent und Verdienſt, ſtand mit der Ariſtokratie des Landes eher in Gegenſatz. Alle Rechte des Staates machte ſie auf unnachſichtige Weiſe geltend. Blieb ſie aber immer bei dieſen ſtehen?

Die alten Freiheiten hatten gedient, den Unternehmungen des Ehrgeizes oder der Habgier zu begegnen. In dieſem Lande, wo ein Jeder ſein Amt im eigentlichen Sinne als eine Verſorgung anſieht, als einen Beſitz, der ihm nicht ſowohl Pflichten auflegt, als Rechte gewährt, Rechte, die ein kluger Mann auf das beſte zu ſeinem Vortheil anzuwenden hat, war dies nothwendiger, als irgendwo ſonſt. Jetzt waren dieſelben von Grund aus weggeräumt.

Wie wollte Conſalvi nun zuerſt ſeine Geiſtlichkeit regieren? Sie in Unterordnung halten, ihr jenen Sinn der Mäßigung und des Wohlwollens einflößen, der für jede Verwaltung ſo unentbehrlich iſt? Obwohl die römiſche Prälatur immer ein weltliches Element eingeſchloſſen hat, — ſie erfordert nur die unteren Weihen — ſo waren doch die Kenntniſſe, welche die Adminiſtration erheiſcht, ihr nicht eben geläufig.

Und wie wollte man auf der andern Seite dem Haß ausweichen, der in dieſem Jahrhundert jedes Vorrecht einer Corporation verfolgt?

Man kann zwar ſagen, dies iſt kein Adel: aus dem Lande ſelbſt ſteigt die Geiſtlichkeit auf, die es regieret; Jedermann wird zugelaſſen und kann ſich ſo weit erheben, als Glück und Talent ihm reichen; allein die Berechtigung iſt doch immer mit einem Charakter verknüpft, der mit ihr ſelber, mit den Erforderniſſen des Geſchäftes nichts gemein hat.

Man ſieht: es waren hier lauter Gegenſätze; des Landes gegen die Kirche, die es ernähren mußte; der Provinzen gegen den Hof, der ihre Unabhängigkeit aufhob und die Geſchäfte ſämmtlich nach Rom zog; der Ariſtokratie gegen eine zum Theil ſo eben von unten aufgeſtiegene Verwaltung; alle aber fielen zuſammen in den Gegenſatz zwiſchen Klerus und Laien, welcher zugleich den Widerſtreit der Revolution und der Reſtauration in ſich enthält.

Welch eine Aufgabe, dieſe Gegenſätze in ihrer Wirkung aufzuheben! Ihnen zum Trotz dieſen Staat zu einem organiſchen Ganzen zu ſchließen!

IV.

Finanzen.

Es gab noch viele andere Dinge, die ſich einem ſolchen Vorhaben in den Weg ſtellten.

Ganz ſo verderblich wie der kleinſten Haushaltung, iſt auch dem Staate finanzielle Unordnung; Conſalvi übernahm das Land in einem Zuſtande, der es äußerſt ſchwer machte, einer ſolchen zu ſteuern.

Um denſelben einigermaaßen zu überſehen, müſſen wir wohl einen Schritt zurück treten, und einen Blick auf die frühere Zeit werfen.

Von jeher war der Zuſtand der Finanzen im römiſchen Staate ſehr verwickelt. Durch ein altes, Jahrhunderte lang unter mancherlei Wechſel in Uebung gebliebenes Staatsſchuldenſyſtem war das öffentliche und private Vermögen mit einander vermiſcht worden. Da der Staat die wohlfeilſten Anleihen von der Welt machte; ſelbſt Holland ſchloß keine vortheilhafteren: ſo iſt es zu begreifen daß man ſich gehen, daß ſich namentlich Pius VI, der große Dinge ausführen wollte, etwas zu weit fortreißen ließ [1]). In zwanzig Jahren hat er für acht Millionen Scudi neue Zettel geſchaffen. Wenn ſich dennoch der Credit erhielt — wie denn die Zettel im Jahre 1783 fünf, im Jahre 1795 noch immer nicht mehr als ſieben Procent verloren — ſo muß man bemerken, daß dies auf dem beſtehenden Zuſtand, der anſcheinenden oder wirklichen Wohlhabenheit und dem Frieden von Italien beruhete. Ein ungünſtiger Zufall konnte alles vernichten.

Langſam kam das Unglück, aber um ſo vollſtändiger war

---

[1]) Zulian. Relatione della corte di Roma. 1783. MS. aus Venedig

der Ruin. Erneuen wir einen Augenblick diese unglückliche Erinnerung.

Zuerst, wie die Gefahr von Frankreich her dringender ward, entschloß man sich zu kostspieligen Rüstungen. Es war noch nicht genug an einer Anleihe von 2 Millionen; man verkaufte einige Staatsgüter; man lud die Privatpersonen ein, ihr überflüssiges Silber in die Münze zu schicken und es gegen 4½ Procent darzuleihen. In der That hatten die Anleihen den besten Erfolg.

Was konnten aber jene Rüstungen helfen? Kaum waren die Franzosen diesseit der Alpen erschienen, so war man schon zu dem Waffenstillstand von 1796 genöthigt und Pius VI mußte ihnen eine Contribution von 21 Millionen Livres versprechen. Hierauf lud man nicht mehr ein; man wendete ernstliche Maaßregeln an; Privatleute und Corporationen mußten das Gold und Silber das sie besaßen authentisch angeben; selbst wenn es Fideicommisse oder specielle Hypotheken waren. Noch war man so wohlhabend, daß solche Maaßregeln guten Erfolg haben konnten. Seltsam! der Wetteifer der römischen Fürsten warf sich darauf. Es war eine Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihre Reichthümer auf unbedeckten Wagen, in allem Pomp, am hellen Tag nach der Münze fahren zu lassen. Prinz Doria schickte allein eine halbe Million Scudi: 600,000 Pfund Silber wäre genug gewesen; es kamen 2,900000 Pfund zusammen; mit dem Golde brachte man es bis auf 40 Mill. Scudi; und man kann sagen, daß alle Großen, alle Gutsbesitzer, ihr Vermögen in Schuldverschreibungen und Staatsanweisungen verwandelten.

Der letzte Glanz des altpriesterlichen Roms!

Eben dieser Erfolg, der das Bedürfniß so weit überstieg, machte auf der einen Seite Muth zu neuen Rüstungen und erregte auf der andern Verdacht und Begier. Neue Angriffe folgten; der Friede von Tolentino entriß dem Papst die Hälfte des Landes und legte ihm noch größere Contributionen auf. Nun erst sah man sich zu Zwangsmaaßregeln genöthigt. Man for-

derte das Gold und Silber der Kirchen; man ſchonte weder Juweliere noch Goldſchmiede; von den Privatperſonen verlangte man ihre Edelſteine, ſowohl gefaßt als ungefaßt. Jetzt aber war nicht mehr an freiwilliges Entgegenkommen zu denken; jedermann ſuchte ſich dieſer allgemeinen Beraubung zu entziehen [1]).

Allein man ſieht wie weit es gekommen war. Von der freiwilligen Anleihe ging man zu einer ernſtlich befohlenen, von dieſer zu den ſtrengſten Maaßregeln, zu einer Art von Beraubung fort. Als endlich die Franzoſen Rom einnahmen, folgte Bankerutt des Staates, Plünderung der Privaten. Es war jener allgemeine Ruin, der ſich unter der Form der Republik von einem Ort auf den andern warf. In Rom blieben nur drei bis vier Häuſer im Beſitz eines bedeutenden Vermögens; einige Bankiers, unter ihnen Torlonia, kamen empor. Sie zogen Vortheil von dem allgemeinen Verluſte.

Gleich als ſey es aber an dieſer Vernichtung aller Beſitzthümer des Staates und der Privaten nicht genug, nach der erſten Herſtellung des Papſtes ward eine Maaßregel beſchloſſen, welche auch die Communen in dieſelbe verwickelte. Der Staat übernahm ihre Schulden, aber er zog zugleich ihre Güter an ſich. Sowohl jene als dieſe wurden in eine einzige Maſſe zuſammengeworfen. Nicht alle Communen waren verſchuldet; gerade die welche es am wenigſten waren, hatten die bedeutendſten Gemeindegüter; doch machte man zwiſchen ihnen keinen Unterſchied. Die Güter konnten der Natur der Sache unter der Verwaltung des Staates nicht ſo viel eintragen, als ſie den Communen ſelbſt werth geweſen waren; dennoch nahm man ſie an ſich. Der Erfolg war nun auch danach. Gar bald ſah man ſich doch genöthigt, die Communalcaſſe wieder von der Staatscaſſe zu trennen; dann ſchritt man zum Verkaufe. Während man verkaufte, ſetzte man die Zinſen der Schuld herab. Die Gläu-

[1]) Tavanti Fasti di Pio VI. 1804. Tom. III enthält die documentirte Aufzählung aller dieſer troſtloſen Ereigniſſe.

biger wurden nicht bezahlt; die Städte welche früher bedeutende Einkünfte genossen, brachten jetzt mit Mühe und nur durch Auflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse das unumgänglich Erforderliche kümmerlich auf; die Güter kamen in die Hände der großen Geldbesitzer.

Wie sehr nimmt in neuern Zeiten Alles diesen Zug! Wie sehr geräth alles Vermögen, der Staaten, der Communen, der Privatleute, äußerst beweglich geworden, in die Hände der großen Geldinhaber, in das Spiel der Wechselgeschäfte.

Auch die Franzosen schlugen bei ihrer Besitznahme einen Weg ein, der dahin führte. Sie schritten nunmehr ernstlich zum Verkaufe der geistlichen Güter. Sie hatten dabei einen doppelten Vortheil. Sie hoben einmal die Corporationen auf, welche größtentheils noch im Besitz der Zettel des Staates und die Gläubiger desselben waren; hierdurch entledigten sie sich einer großen Last: sodann benutzten sie den Verkauf der Güter zur Tilgung der übrigen Schulden. So geschah es freilich, daß die Zettel welche übrig blieben, einen Cours von 28 Procent behaupteten; aber die Güter fielen ebenfalls den großen Besitzern in die Hände.

Ohne eigene Hülfsquellen, ohne die alten geistlichen Güter, in einem Theil des Landes ohne Communalbesitzungen, ohne einigermaßen verbreiteten Wohlstand der Privaten war demnach Rom, als es Consalvi nach der zweiten Restauration wieder übernahm.

Zu dem Rest der alten Schulden in ihrem damaligen Cours bekam er bedeutende neue Lasten.

Es verstand sich, daß der Kirchenstaat einen Theil der Schulden des Königreichs Italien zu übernehmen hatte. Es war kein kleines Geschäft sie auseinanderzusetzen. Allesammt, sowohl die früheren der einzelnen Provinzen, als die späteren, die unter dem Titel des Königreichs gemacht worden, waren in das große Buch des Monte Napoleone zu Mailand eingetragen. Welchen Maaßstab sollte man aber wählen, sie wiederum zu vertheilen? Als Napoleon die Schuld consolidirte, bestimmte er ihr verschiedene

gung zu erlangen, forſchte man nach, und kam den Verbrechern auf die Spur. Aber die Entdeckung ſelbſt brachte in neue Verlegenheit. Die Unterſchriften waren ſo gut nachgemacht, daß der Papſt Bedenken trug, dieſelben für falſch zu erklären. Er ſagte nur ſo viel, die Breven unter denen er ſie finde ſeyen ihm niemals vorgelegt worden.

Was ließ ſich in einem Staate hoffen, in welchem es in einem ſo hohen Grade an der Moralität fehlte, welche allein die öffentlichen Dinge zuſammenzuhalten vermag. Welche Verfaſſung ließ ſich erſinnen um ſo großen und ſo tiefen Uebelſtänden zu begegnen?

Wenn irgendwo anders, ſo wäre hier wenigſtens ein genau beſtimmtes Recht und eine ſtrenge Handhabung deſſelben erforderlich geweſen.

V.

Juſtiz.

Noch ehe der Papſt im Jahre 1814 in Rom eintraf, hatte ſein Delegat Rivarola das geſammte franzöſiſche Recht, bürgerliche und peinliche Geſetzgebung, Prozeßordnung und Handelsrecht in den Herrſchaften des heiligen Stuhles für „auf ewig abgeſchafft" erklärt, und die alte Geſetzgebung wieder hergeſtellt, wie ſie in dem Augenblick beſtanden, als die päpſtliche Regierung aufhörte [1]). Nur über die Erbfolge hatte er neue Beſtimmungen hoffen laſſen.

In dem Edict vom Juli 1816 gab Conſalvi allerdings dieſe Beſtimmungen. Uebrigens aber hob er ſeinerſeits, wie geſagt, alle provinziellen Statuten und das Herkommen der Städte auf.

Es mag ſeyn, daß das franzöſiſche Recht den Sitten widerſprach, daß das ſtatutariſche Recht Unbequemlichkeiten in Menge verurſachte; allein ein Recht mußte man haben; und es fragte ſich nur, was man an die Stelle ſetzen wollte.

[1]) Edict vom 13 Mai 1814.

Zunächst, antwortet das Edict, die Bestimmungen des gemeinen Rechtes, ermäßigt nach dem kanonischen Rechte und den apostolischen Constitutionen [1]).

Sollte aber dieß genügen? Wer kannte die Unzahl apostolischer Constitutionen, die einander so häufig widersprechen? Wollte man die alten Entscheidungen der Rota Romana wieder in's Leben rufen? Mußten sie nicht, da sie immer neben den örtlichen Statuten bestanden hatten, eine ungemeine Lücke übrig lassen?

Es entstand eine Verwirrung ohne Gleichen. Selbst die Regierung klagt über dieses Meer von Rechtsgelehrsamkeit, die man aus so mannichfaltigen schwer zu erreichenden Quellen schöpfen müsse, die mit den Sitten und gesellschaftlichen Verhältnissen in Widerspruch stehe, deren Anwendung durch tausend Streitfragen, den Conflict der Lehren und selbst die Subtilitäten der Autoren unsicher und schwankend werde [2]).

Sie erkannte sehr wohl, daß die neue Organisation ihrer Tribunale nichts helfe, so lange das Verfahren derselben mehr auf dunkeln widersprechenden Ueberlieferungen, als auf sichern Regeln beruhe, so lange ihr nicht ein analoges, genau bestimmtes System der Gesetze zur Seite stehe.

Wir brauchen nicht zu wiederholen, wie viel sich gegen die Einführung neuer Gesetzbücher sagen läßt. Hier aber, wo man ein bereits ziemlich in Gang gekommenes neues Recht abgeschafft und das alte nicht wiederhergestellt hatte, — wie es denn auch, da die Statuten so lange schon außer Gebrauch gesetzt, die Juristen ihrer unkundig, und zu den schwierigen Studien, die sie erforderten, nicht mehr fähig waren, schwerlich wieder hergestellt werden konnte, — hier waren sie unumgänglich nothwendig.

Consalvi sagte sie zu. Er versprach an die Stelle jener ab-

---

[1]) Tit. II, art. 74.

[2]) Motoproprio de' 22 Nov. 1817. Vorrede.

geſchafften Zweige der napoleoniſchen Geſetzgebung päpſtliche Geſetzbücher, und es traten in kurzem einige Commiſſarien zu ihrer Ausarbeitung zuſammen.

In der That kam man im Jahre 1817 mit der Prozeßordnung zu Stande. Man ſuchte in derſelben, wie ſich Conſalvi ausdrückt, möglichſte Gleichförmigkeit, Einfachheit und Kürze; man ſchaffte z. B. das Recht ab, nach welchem die eine der Parteien Richter und Tribunal wählen durfte; man ſuchte die Willkür der Richter zu beſchränken. Eine andere Frage iſt, wie weit man damit reichte. Gar bald ſah man ſich genöthigt zu erklären, daß in allen Prozeſſen, welche in Hinſicht auf Perſonen oder Gegenſtand vor die geiſtlichen Gerichte gehörig, die herkömmlichen Formen zu beobachten ſeyen. Selbſt ihre lateiniſchen Vorladungen wollten ſich dieſe Leute nicht nehmen laſſen [1]). Die Adminiſtration behielt, wie in Frankreich, ihre eigene abgeſonderte Juſtiz, und entſchied ihre Prozeſſe ſelber. Von der neuen Einrichtung fanden die Kundigen, daß ſie die Sachen nur noch mehr in die Hände der Advocaten überliefere.

Wie konnte dies auch anders ſeyn, ſo lange es in der bürgerlichen Geſetzgebung ſo ſehr fehlte.

Vielleicht der ausgezeichnetſte der damaligen römiſchen Juriſten, Bartolucci, hatte es übernommen, das bürgerliche Geſetzbuch zu entwerfen. Es galt als ein großer Triumph Conſalvi's daß er dieſem ſeinem Freunde, obwohl derſelbe unter Napoleon gedient hatte, und als ein Gegner der Prieſterregierung angeſehen ward, eine ſo wichtige Arbeit in die Hände brachte. Im Jahre 1820 kam er ſo weit, daß er von den 18 Büchern, die das neue Geſetzbuch umfaſſen ſollte, die fünf erſten der Congregazione economica zur Begutachtung übergab. Leider verſtanden die Mitglieder derſelben wenig von der Rechtsgelehrſamkeit. Während ſie dennoch eine Menge Einwürfe machten,

[1]) Bartholdy Züge aus dem Leben des Cardinals Conſalvi. S. 65.

und Bartolucci dieſelben beantwortete, verging die Zeit und der Autor ſtarb darüber hin. Wer hätte glauben ſollen, daß ſein Werk mit ihm untergehen würde! Die Bekanntmachung deſſelben, die ſo oft verſprochen worden, die ſo dringend nöthig war, iſt niemals erfolgt.

Unter dieſen Umſtänden gerieth die Rechtspflege in den unſeligſten Zuſtand von der Welt und wurde ein Spott der Gerechtigkeit. Bis in die geringſte Sache hing alles von Gunſt und Perſönlichkeiten ab. Leute, die es nicht läugneten einen Diebſtahl begangen zu haben, bei denen man das Geſtohlene gefunden, wurden dennoch von den Gerichten frei gelaſſen, weil ſie mächtige Freunde hatten. Mit dem Recurs an die Gnade des Papſtes wurde großer Mißbrauch getrieben. Es gab Fälle, daß man acht gleichlautende Urtel für ſich hatte, und doch niemals zu ſeinem Rechte gelangte.

VI.

Landbau.

So wenig ſetzte Conſalvi die Idee ſeines Staates durch. Jene durchgreifende Macht ſeiner Beamten, die den alten Uebelſtänden hatte abhelfen ſollen, vermehrte ſie eher. Sey es nun, daß ein Grundfehler in ſeinen Einrichtungen lag, oder daß er nicht genug zuſammennehmende Kraft entwickelte, die Dinge blieben in ihrem natürlichen Laufe. Ja ſelbſt wenn es zu entſcheidenden Veränderungen kam, wirkten dieſelben nicht immer vortheilhaft.

Es iſt wahr, die alte Verfaſſung litt an bedeutenden Mängeln. Allein ſie war der Geſinnung dieſes Volkes angemeſſen. In manchem Inſtitute, das nicht an jeder andern Stelle empfehlenswerth ſeyn mochte, lag doch ein Heilmittel für die in dieſem Lande herkömmlichen, ihm natürlichen Verirrungen. Als man anfing zu reformiren, ſah man nur noch in wiefern ſolche Ein-

richtungen den allgemeinen Begriffen zuwider liefen, aber man bemerkte nicht mehr, welchen Uebeln ſie hier am Orte abzuhelfen beſtimmt waren.

Niemand wird unter andern das Inſtitut der Aſyle, wie es früherhin in dem Kirchenſtaate beſtand, im Allgemeinen billigen. Dennoch ward es ein Mittel dem Ueberhandnehmen des Banditenweſens zu ſteuern. Es ließ einen Weg offen, auch nach begangenem Verbrechen ſich mit der Geſellſchaft zu verſöhnen.

Man hat die Klagen über die Verödung der Campagna und die Sorgloſigkeit der heutigen Römer wohl ſehr übertrieben. Wenn man überſchlägt, welche Mannichfaltigkeit von Arbeit und Arbeitern, welche berechnende Umſicht und bedeutende Auslagen der Ackerbau in dieſem Lande erfordert (wo man ihn treibt, widmet man ihm die größte Sorgfalt), und wenn man dann dagegen wahrnimmt, wie bei dem erſten Regen des Octobers dieſe unermeßlichen Gefilde ſich mit jungem Grün bekleiden und unzähligen Heerden die vollkommenſte Weide darbieten, im Herbſt und Winter ſo voll und friſch wie im Frühling, ſo hört man auf ſich zu verwundern. Auf das mühevollſte bearbeitet, bringt das Land nur in guten Fällen einen Gewinn hervor, wie ihn dieſe verführeriſche Freigebigkeit der Natur ohne alles Zuthun gewährt [1]).

Man muß ſich eher wundern, daß bei dieſer Lage der Dinge der Ackerbau nicht gänzlich verdrängt wird.

Eben darum hatte ſich die alte Regierung zu einigen Zwangsmaaßregeln entſchloſſen, die man unter dem Namen der Annona begriff. Es iſt wahr, dieſe Maaßregeln widerſprachen allem, was man in andern Ländern über den Landbau dachte und lehrte. Wenn man dann berechnete, wie ein geringer Theil der Campagna

[1]) Man hat berechnet, daß der reine Ertrag von 100 Rubbi Saatfeld, abgezogen Ausſaat und Koſten, noch nicht 4000 Franken beträgt, während 100 Rubbi Wieſe ungefähr 4600 Franken eintragen. Tournon I, 362.

beſäet werde, ſo maß man wohl der Annona ſelbſt die Schuld davon bei. Ganz Europa rief, und ſie wurde aufgehoben. Allein welches war der Erfolg! Unter Pius VI im Jahre 1783 hatte man 16,340 Rubbi beſäet; damals beſtand die Annona; 1809, nachdem ſie acht Jahre abgeſchafft geweſen, bebauete man wenig über 8000; 1816 nur 7000, und noch immer nahm es ab.

Wie viel hat man von jeher über den Umfang und die Menge der geiſtlichen Güter geklagt, gleich als wären dieſe vornehmlich an der Verödung einiger Provinzen Schuld. Die Franzoſen hoben ſie auf. Der Erfolg aber war ganz anders, als man hätte erwarten ſollen. Die Güter wurden nicht in kleine zerſchlagen, wie in Frankreich, ſondern ſie wurden von den großen Beſitzern und Geldinhabern angekauft, welche ihre Latifundien damit nur noch erweiterten. Die geiſtlichen Güter hatten wenigſtens reichlich Almoſen geſpendet; ſie hatten die Communalabgaben mitgetragen. Den großen Beſitzern fiel es nicht ein, für die Armen zu ſorgen. Durch ihre einflußreichen Verbindungen gelang es ihnen leicht ſich den Communalverpflichtungen zu entziehen.

Als Pius VII im Anfange ſeines Pontificats die Annona abſchaffte, dachte er allerdings zugleich auf eine Vertheilung der großen Beſitzungen; man hatte vor, Colonien auf den Agro Romano auszuführen und Dörfer daſelbſt anzulegen. Allein es blieb alles bei den ausführlichen und mit großer Beredſamkeit verfaßten Werken, die man darüber ſchrieb. Vielmehr trat das Gegentheil ein. Es bildete ſich das Inſtitut der Mercanti di Campagna nunmehr erſt recht aus. Ein ſolcher Mercante, der einen bedeutenden Fonds zu ſeiner Speculation bedarf — unter andern muß er die Arbeiter beſolden, die ſo weit aus den Abruzzen bis hieher kommen — pachtet mehrere von den großen Herrſchaften zuſammen; es gibt Pachtungen von anderthalb Quadratmeilen; die Eigenthümer bedürfen in der Regel ihren Pach-

ter und deſſen Vorſchüſſe, ſie müſſen alles zugeben was er vornimmt. Nun ſind deren nur Wenige und es gibt keine Concurrenz. Wenn die Mercanti di Campagna ſich unter einander und mit den Bankiers verſtehn, ſo können ſie den Markt nach Gutdünken beherrſchen. Das ganze Geſchäft kommt in äußerſt wenige Hände. Glücklicherweiſe ſetzt die Zufuhr aus den Häfen des ſchwarzen Meeres ihrer Betriebſamkeit Grenzen. Sie ihres Orts ſind über dieſelbe nicht wenig mißvergnügt. Ja man könnte überzeugt ſeyn, wie ſie denn das ſelbſt ſagen, daß ſie auch noch den kleinen Theil der Campagna, den ſie bebauen, ungefähr ein Zehntheil, brach liegen laſſen würden, wofern nicht die Natur ihnen in den Weg träte, wofern es nicht nothwendig wäre das Land wieder zu brechen und zu beſäen, um feines und friſches Gras zu bekommen. Sonderbarer Zuſtand! Für die Verluſte, welche der Ackerbau häufig verurſacht, entſchädigt man ſich durch den Vortheil, den derſelbe für die Viehzucht darbietet. So erhält ſich noch der Ackerbau mühſelig. Er iſt, ſo zu ſagen, ambulant geworden. An ſich bedeutet er nichts; man kommt damit nur dem Wieſewachs und der Viehzucht zu Hülfe.

VII.

Räuber.

In dem nördlichen Italien habe ich über nichts ſo oft klagen hören, wie über die Einführung eines deutſchen Geſetzbuches. Nicht weil es zu hart, auch nicht gerade weil es ausländiſch ſey, ſondern weil es mit ſeinen breiten und milden Formen der hinterliſtigen Gewandtheit allzuviel Ausflüchte darbiete.

Wir ſehen auch an den Beiſpielen des Kirchenſtaates, wie ſo überaus ſchwer es iſt, in dieſem Lande Geſetz und Ordnung zu handhaben. Die Neigungen, denen man ſich zum allgemeinen Beſten entgegenſtellen, die Richtungen, die man in leidliche Gren-

zen einschließen möchte, entschlüpfen der Hand, die sie fassen will, und lachen der vermeinten Schranken.

Wie viel hat man nicht von jeher versucht, die Räuberei zu dämpfen. Aber selbst die Franzosen haben es nicht vermocht. Bald nach dem Anfang ihrer Herrschaft konnten sie berechnen, daß sich ungefähr hundert Menschen dem Wirkungskreis der Gesetze entzogen hatten, und jener tapfere und gutmüthige, lustige Räuberhauptmann Pietro machte sich unter ihren Augen einen Namen. Er nannte sich Peter I, Kaiser der Gebirge, König der Wälder, Protector der Conscribirten. Man sieht, wen er damit verspottete, und wirklich hatte die Räuberei damals zugleich eine politische Farbe. Um so schärfer, wie sich versteht, verfolgte sie die französische Gerechtigkeit. Aber 1811 nahm sie eher zu als ab; 1814 wußte man noch fünf und funfzig zu zählen, deren man niemals hatte habhaft werden können [1]).

Wie sollte nun die so viel schwächere päpstliche Verwaltung sich ihrer sofort zu entledigen vermögen?

Zwar fiel der politische Grund weg, allein es gab tausend andere. Es kam so weit, daß ein Bürger von Tivoli mitten in der Stadt von Räubern angefallen und ermordet wurde. Eine Dame von Sermoneta klagt, daß sie sich seit Jahren nicht mehr nach ihrem Schlosse auf dem Lande wage; ihr Haushofmeister kenne die Raubgesellen, aber er werde nie den Muth haben sie anzugeben; er beköstige sie bei einem Besuch. In Ferentino zahlte man eine Brandschatzung, um ohne Gefahr auf das Feld, an die Arbeit gehen zu dürfen. An vielen andern Orten hielten sich die Einwohner, eingeschüchtert, hinter ihren Mauern [2]). Wer eine Villa gemiethet, traute sich nach Sonnenuntergang nicht mehr in den Garten.

---

[1]) Tournon. Études statistiques II, 101.

[2]) Herr von Rumohr hat so eben von dieser Lage der Dinge sehr anschauliche Beispiele erzählt.

Zuweilen ſchien es als wolle der Staat ernſtliche Maaßregeln gegen dieſes Unweſen ergreifen. Er errichtete 1817 Communalmilizen unter der Anführung der vornehmſten Grundbeſitzer zur Verfolgnng der Banditen und verſprach Belohnungen für Jeden den man einbringen würde. Mit vielem Pomp wurde dieſe Einrichtung angekündigt; alle vierzehn Tage ſollte über ihren Erfolg Bericht erſtattet werden. Niemals iſt Bericht erſtattet worden: es kam zu keinem Erfolg; niemals hat man einen Räuber eingebracht. Als die Banden drohten, ſich ernſtlich zu wehren, ſich auf Leben und Tod zu ſchlagen, hatte kein Menſch Luſt, die Belohnung zu verdienen.

Gewiß, um irgend eine Unternehmung durchzuſetzen, wird etwas mehr erfordert, als Einſicht, daß ſie nützlich ſey. Das Uebel dem man ſteuern wollte hing ſo tief mit der Sinnesweiſe dieſes Volkes zuſammen, daß es auf ſolche Weiſe nicht auszurotten war.

Die Leidenſchaft, die zu einem Verbrechen führt, wird in dieſen Gegenden nicht als ein moraliſcher Fehler, ſie wird als ein Unglück betrachtet; ſie erweckt nicht ſowohl Abſcheu, als eine Art von Mitleiden. Der Staat verfolgt das Verbrechen: das iſt ſeine Pflicht; der Verbrecher rettet ſich, ſo gut er es vermag. Niemand hindert ihn daran.

Wer irgend eine ſchwere Ahndung verwirkt hat, der er ſich entziehen will, begibt ſich in die Gebirge; von den Geſetzen iſt er geächtet, aber nicht von der öffentlichen Moral. Er iſt in dem Gebirge, heißt es von ihm, er hält ſich in den Wäldern auf.

Auch er ſelbſt glaubt, indem er ſich dergeſtalt in Kriegszuſtand mit der Geſellſchaft ſetzt, keine weſentliche Pflicht, am wenigſten der Religion zu verletzen. Das Crucifix kommt nicht von ſeiner Seite; er küßt es jeden Augenblick. Er nöthigt vielleicht einen ſeiner Gefangenen, ihm aus einem Gebetbuche vorzuleſen. Seht da, ſagt er, indem er ihm ſein Aſyl im Gebirge zeigt,

welch ein rauhes Leben wir führen und doch behandelt man uns so hart, uns arme Leute.

Von diesem Schlupfwinkel aus aber beherrscht er seine Welt. Er züchtigt seine Feinde, und beschützt seine Anhänger. Die Nachbarn dienen ihm, verkaufen ihm den Raub, bebauen sein Stück Land, verbergen ihn im Nothfall, und tragen ihm Lebensmittel hinaus. So umgibt er sich mit Furcht und Glanz. In den Gegenden, wo dies Leben besonders Wurzel gefaßt hat, hört man wohl ein Weib dem andern vorwerfen, sie habe keinen Mann, der sich im Gebirge zu halten vermöchte; die jungen Mädchen heirathen am liebsten die ausgezeichneten Räuber.

Bei den Kämpfen, in die sich die Staatsgewalt mit den Ausgetretenen einließ, fand sich denn leicht, daß die größere Energie auf Seite der letzteren war; eben darum behaupteten sie den Platz.

Sixtus V hat sich einst durch Vertilgung der Räuber hervorgethan. Er vermochte es nur, indem er sie unter einander selber entzweite. Auch Consalvi, dem andere Maaßregeln fehlgeschlagen, sah sich genöthigt, sein Heil bei ihnen selber zu suchen.

Wer hätte glauben sollen, daß diplomatische Talente erforderlich seyen, um Banditen zu dämpfen?

Als Consalvi 1818 mit Medici in Terracina war, richtete er sein Augenmerk auf die Umgegend, — Sonnino u. s. w. — wo die Neigungen, die jenes Gewerbe erfordert, besonders blüheten; bald hatte er einen, bald hatte er sie alle gewonnen. Er schloß eine Art Vertrag mit ihnen.

Die Räuber versprachen, sich auf ein Jahr lang ins Gefängniß zu stellen. Der Staat versprach, ihnen alsdann die erforderlichen Mittel zu geben, um ein friedliches Leben zu führen.

Und so kamen die Assassini von Sonnino, drei Wagen voll nach Rom, um ihr Jahr abzusitzen; Leute, welche viele Jahre dies Gewerbe getrieben, Einer, der sich rühmte, sechzig Menschen umgebracht zu haben; der berufenste von allen, Masocco, fehlte

nicht; ſeine Frau begleitete ihn ins Gefängniß. Alles lief, ſie zu ſehen, Fremde und Einheimiſche; man wiederholte ſich ihre Thaten. Die Herzogin von Devonſhire trat heran, nahm ihr Halsband ab und ſchmückte das Weib Maſocco's damit.

Es kam nur darauf an, ob man ſich nun auch der anderen erwehren würde. In der That war in Kurzem nur noch Ceſari mit einer Bande von vierzehn Mann übrig, und auch dieſer fing an zu unterhandeln. Endlich verſprach er, wenn man ihm vollkommene Verzeihung zuſichere, mit Hülfe eines Vertrauten ſeine übrigen Cameraden ſämmtlich auszuliefern. Er ſandte ein paar Uhren zum Unterpfand.

Maſocco, der die Unterhandlung geführt hatte, ſollte auch die Leute in Empfang nehmen. Mit einer kleinen Anzahl von Bewaffneten erſchien er, an dem feſtgeſetzten Tage, an dem beſtimmten Orte. Auch Ceſari ließ nicht lange auf ſich warten. Allein er hatte es nicht vor wie man glaubte. Er rief den beiden zu, ſie möchten allein herankommen, das ſey die Abrede, ſonſt werde man auf ſeiner Seite Verdacht ſchöpfen. Sie glaubten ihm und näherten ſich allein. In dem nämlichen Moment wurden ſie aus dem Dickicht erſchoſſen. Hiedurch bekam dieſe Sache eine entſetzliche Verwickelung. Man hat wohl geſagt, daß mit den Albaneſen die Blutrache im Neapolitaniſchen eingewandert ſey und ſich von da aus durch die umliegenden Landſchaften verbreitet habe. Vielleicht hängt ſie mit einem Zuſtande wie dieſer iſt, ohnehin und natürlicher Weiſe zuſammen. Wenigſtens iſt wohl ſelten ein Menſch grauſamer gerächt worden als Maſocco.

Einer ſeiner alten Gefährten, Amarini ging noch im erſten Ingrimm der Rachſucht geradezu auf San Praſſede los, wo die Familie Ceſari's wohnte. Schon hatte die Regierung ihre Abführung veranſtaltet, vielleicht um ſie ſicher zu ſtellen, vielleicht um ſelbſt ein Pfand in den Händen zu haben. Amarini begegnete dem Zuge unterweges. Es waren

ſechs Weiber und Mädchen. Er forderte von dem Offizier der ſie geleitete ihre Auslieferung. „Wo haſt du den Befehl dazu?“ — „Dieſe Flinte enthält ihn.“ Ein römiſcher Soldat wird ſich nicht für Kinder eines Räubers ſchlagen. Er überließ ſie dem Menſchen der ſie ein Miglie ſeitab führte. Hier befahl er ſeinen Gefährten auf ſie zu ſchießen. Sie warfen ſich in ihrem Inſtinkt zur Erde. Amarini ſprang wie ein Raubthier auf ſie los, und ermordete ſie zum Todtenopfer für ſeinen Hauptmann. Dann ging er und lieferte ſich ſelber der Gerechtigkeit aus.

Ceſari fing hierauf einen offnen Krieg an. Er drang in Praſſede ein; erſchoß einige Menſchen und ſteckte ein paar Wohnungen in Brand. Hierauf faßte er an den römiſch-neapolitaniſchen Grenzen Fuß. Er nahm Neapolitaner und päpſtliche Unterthanen gefangen, jedoch machte er den Unterſchied daß er jenen geſtattete ſich loszukaufen, dieſe aber ohne Erbarmen tödtete. Er war bald hie bald da, mit außerordentlicher Geſchwindigkeit entging er ſeinen Verfolgern.

So führte ihn ſein Weg auch einmal wieder nach der Gegend von Praſſede zurück. Als er auf die Stelle gelangte wo Amarini ſeine Familie getödtet hatte, ergriff ihn eine wilde Wuth. Er ſah eine Bäuerin und ohne daran zu denken wer ſie ſey oder wo er ſelber war, jagte er der Fliehenden nach. Ein römiſcher Carabiniere, glücklicher Weiſe von etwas härterem Stoffe als gewöhnlich, und den Anderen deshalb unleidlich, befand ſich in der Nähe. Es gelang ihm den Räuber zu erſchießen ehe er noch ſeine Beute erreicht hatte. An der Silberplatte auf ſeiner Bruſt erkannte man daß es der Hauptmann, daß es Ceſari war. Im Triumph empfingen die Einwohner von Praſſede ihren Befreier.

So bewegen ſich die wildeſten Leidenſchaften, welche zu zähmen eben der Staat beſtimmt iſt, auf freier Bahn; in entſetzenvollen Ausbrüchen machen ſie ſich Luft und nur durch ſich ſelber reiben ſie ſich auf.

Und noch war es hiemit nicht geendigt. Noch öfter em-

pörte ſich das räuberiſche Gebiet von Sonnino, man mußte noch öfter unterhandeln; und man war einmal im Begriff, Sonnino ganz zu zerſtören. Allein nach und nach ward das Uebel mäßiger. Als die Carbonari in dieſen Gegenden emporkamen, ſchien es als ſeyen die Räuber verſchwunden.

VIII.

Oppoſition der Geiſtlichkeit.

So viel iſt offenbar, daß dieſer Staat die Elemente aus denen er zuſammengeſetzt war, nicht einmal zu überwältigen und zuſammenzuhalten, geſchweige in Harmonie zu vereinigen vermochte.

Selbſt wenn es Conſalvi'n beſſer gelungen wäre, ſo würde er doch ohne Zweifel Widerſtand genug zu bekämpfen gehabt haben. Wie viel ſtärker mußte ſich dieſer erheben, da es ihm nicht gelang.

Unter den Cardinälen hatte er nur wenige gleichgeſinnte Freunde oder Anhänger. Vornehmlich war ihm Lante befreundet, ein Mann, der vielleicht von allen die meiſte Kenntniß des Landes und des Details der Verwaltung beſaß. Der ſchwierigen Aufgabe, Bologna zu regieren, welches die alten Anſprüche mit der neuen Unzufriedenheit vereinigte, wußte er glücklich zu genügen. Einen Zuſtand der Dinge, welcher große Laſten auflegte und von der Meinung gemißbilligt wurde, hielt er dennoch aufrecht und gewann die allgemeine Zuneigung. Allein ſchon im Jahr 1818 ſtarb er. St. Petronio war den ganzen Tag mit Leuten erfüllt geweſen, die für ihn beteten. Die geſammten Bevölkerungen der benachbarten Ortſchaften wallfahrteten dazu baarfuß herein.

Auch der Nachfolger Lante's, Cardinal Spina, zeigte ſich geſchickt und brauchbar. Man trug lange Zeit Bedenken, ihn an den Congreß von Laibach zu ſenden; ſeine Gegenwart ſchien nothwendig, um die Parteien von Bologna in Zaum zu halten.

Wie hätten indeſſen alle Cardinäle von Conſalvi's Meinung ſeyn ſollen?

Er machte die Geſchäfte nach ſeinem Sinne; er ſchloß ſeine Collegen von Berathung und Theilnahme aus; er huldigte ſo ſehr den modernen Ideen. Sie, bejahrte Männer, von Natur dem Alten zugethan, durch die Neuerungen des Jahrhunderts ſo oft bedroht, ſo lebhaft bedrängt, und auch nun zurückgeſetzt, in der Ueberzeugung, der Urſprung aller Uebel, ſo der übrigen Welt, wie dieſes Staates, liege in dem Abfall von den alten Maximen — wie hätten ſie ſich nicht Dem entgegenſetzen ſollen, der den Kirchenſtaat auf die neue Weiſe einzurichten und zu regieren unternommen hatte?

In Rom ſelbſt waren die einflußreichſten und bedeutendſten Cardinäle von einer ihm widerſtrebenden Geſinnung. Cardinal Mattei, der einzige von altem römiſchen Adel in dem Collegium, behauptete in ſeinem Bisthum Velletri die abgeſonderte Regierung und Gerichtsbarkeit mit großer Hartnäckigkeit. Er war ein abgeſagter Feind aller Maaßregeln, durch die man ſich der Adminiſtration anderer Länder zu nähern ſuchte.

Cardinal Litta war wohl ein exemplariſcher Biſchof der ſuburbicaniſchen Diöceſen. Er ritt, trotz ſeines hohen Alters, zu den kleinen Burgflecken in den Gebirgen, die den größern Theil ſeines Sprengels ausmachten; alle Einkünfte, die er anderswoher zog, verwandte er auf ſein Bisthum, deſſen Wohlthäter und Vater er war, wo er auch den Unterricht zu verbeſſern ſuchte. Allein in den öffentlichen Geſchäften zeigte er beinahe Starrſinn. Jede Abweichung von dem Gehorſam gegen den römiſchen Hof, ſah er als Rebellion an. Er haßte nicht allein Preußen — er war nämlich Nuntius in Polen geweſen, — auch Oeſtreich war ihm bei weitem nicht katholiſch genug, und er war ein geſchworner Feind der Politik dieſes Staates.

Einen bedeutenden Einfluß hatte Cardinal Pacca, zumal da er ſich bei dem gemeinen Volk von Rom in Anſehen zu erhalten

die Mittel wußte und brauchte. In ſeinen Memoiren über die Zeit der Gefangenſchaft des Papſtes zeigt er ſich nur in dem Dogma ſehr ſtreng. Obwohl er die frühern Maaßregeln Conſalvi's nicht billigt, ſo iſt doch auch er nicht völlig unbeugſam; er erzählt mit Vergnügen, wie ſehr der puriſtiſche franzöſiſche Klerus durch die gemäßigten Geſinnungen in Erſtaunen geſetzt worden ſey, die er geäußert. In Rom aber, inſofern er auf die Verwaltung Einfluß hatte, erſchien er vor Andern ſtreng und hartnäckig. So wie ihn Napoleon für ſeinen entſchiedenſten Feind gehalten, ſo ſchrieb man die Abſetzungen, Excommunicationen und Verfolgungen, mit denen man Diejenigen beläſtigte, welche unter Napoleon Stellen angenommen und ihm den Eid geleiſtet hatten, vor Allen dem Cardinal Pacca zu.

Cardinal Somaglia war gelehrt und voller Einſicht. Allein mit dem Fiscus, als Biſchof von Porto, in Prozeſſe verwickelt, hielt er die Widerpart Conſalvi's. Unter andern gelang es ihm die Akademie der ſchönen Künſte, der Conſalvi den Palaſt San Apollinare eingeräumt hatte, wieder aus demſelben zu vertreiben, und ihn ſeiner geiſtlichen Beſtimmung zurückzugeben. Ein Vortheil, der ihm in der Meinung der Menſchen ein gewiſſes Uebergewicht gab.

Schon erſchienen auch Caſtiglione und della Genga, ſpäter die Nachfolger Pius VII, jener ein gemäßigtes aber entſchiedenes, dieſer ein heftiges Mitglied der Partei der Eifrigen, der Zelanti. Cardinal della Genga war Generalvicar von Rom. In dieſer Eigenſchaft verbot er den Geiſtlichen einen Ueberrock zu tragen, wie die Weltlichen. Er ſtellte die Verpflichtung der Juden her, alle Sonnabend ſich mindeſtens 300 an der Zahl in einer Kirche einzuſtellen, um eine Bekehrungspredigt anzuhören. Er hatte die Abſicht, alle Abend ihr Quartier zu ſchließen. Conſalvi's Feind war er auch deshalb, weil dieſer ihm einen Viceregenten zur Seite zu ſtellen gewußt hatte, der andere Geſinnungen hegte.

Und wie nun dieſe Verwaltung zwei Richtungen hatte, ſo

erfuhr ſie in beiden, der geiſtlichen und der weltlichen, eine ſtarke Oppoſition von dieſen Gegnern. Am meiſten machte Dieſelben in geiſtlichen Dingen ihre Meinungen geltend. Ihrer Einwirkung ohne Zweifel war die Wiederherſtellung der Jeſuiten zuzuſchreiben. Pacca ſelbſt erzählt es. Noch in Fontainebleau, nachdem das Concordat widerrufen war, benutzte er ſeine täglichen Unterhaltungen mit dem Papſt, um ihn auf die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieſer Geſellſchaft aufmerkſam zu machen. Er merkt es als etwas Beſonderes an, daß ein Mann wie er, dem man noch in der Kindheit die Provinzial-Briefe des Pascal zu leſen gegeben, und ein anderer, ein Benedictiner, der antijeſuitiſche Lehrmeiſter gehabt, wie der Papſt, daß ſie beide beſtimmt geweſen ſeyen die Jeſuiten wiederherzuſtellen [1]). Es mag wohl ſeyn, daß der Unterricht noch mehr verfallen war, ſeit ihn die Jeſuiten nicht mehr gaben; ſelbſt in ihren Schriften bewieſen ſie gar bald eine gewiſſe Ueberlegenheit. Es kam dies unter andern daher, weil der Orden die Cenſur der Schriften ſeiner Mitglieder ſelbſt ausübte, während die Dominicaner in allen übrigen Büchern jeden Schein eines neuen Gedanken zu erſticken wußten. Im Ganzen aber läßt ſich nicht bezweifeln, daß ihre Herſtellung zu den Hauptmaaßregeln der Reaction gehörte, die man beabſichtigte. Allmählig machten ſie wieder, obwohl nur langſam, Fortſchritte. Ende 1818 hatten ſie in dem Kirchenſtaat zwar viel Novizen, aber nur das Collegium von Ferrara in ihren Händen. Weder in Neapel, noch in dem öſtreichiſchen Italien waren ſie zugelaſſen; nur in Piemont hatten ſie drei Häuſer. In Portugal und Braſilien duldete man ſie nicht, doch erſchienen ſie wieder in Mexiko. Das Collegium, das ſie in Lancaſterſhire errichteten, ward von proteſtantiſchen Lords begünſtigt, aber es gewann nur mittelmäßigen Fortgang. In Frankreich hatten ſie dagegen be-

[1]) Memorie di Pacca, parte III, capo 8, pag. 362.

reits damals ſieben Seminare, welche eine ſo große Hoffnung der Ultra bildeten.

In dieſem Sinne der Wiederherſtellung des alten Kirchenglaubens, griff man auch zu einigen andern Maaßregeln. Die Congregation des Index der verbotenen Bücher gab dann und wann wieder ein Lebenszeichen von ſich. Welche Bücher aber waren es, die ſie verbot! Bücher, die Niemand las, und die bereits ganz vergeſſen waren, z. B. im Jahre 1820 die politiſchen Gedanken von Vincentius Ruffo, an die Niemand mehr dachte, 1823 die Memoiren von Gorani, die ihre Wirkung vollſtändig gehabt und ſchwerlich eine weitere hervorzubringen vermögen. Auch Sachen von Alfieri, die in Jedermanns Händen ſind, die ſich die Nation nicht wieder wird entreißen laſſen, verbot man nun erſt. Man verbot ſelbſt Bücher, wie das öſtreichiſche Kirchenrecht von Rechberger und die Kirchengeſchichte von Dannenmaier. Die engliſche Geſchichte von Goldſmith verurtheilte man zu einer Correctur. Schwerlich hat jemals eine Behörde ſtärkere Beweiſe von Unfähigkeit gegeben, als dieſe Congregation.

So einſeitige Maaßregeln dienen freilich mehr eine Meinung auszuſprechen, als eine Wirkung zu erzielen.

Eins rief gleichſam das Andere hervor. Gerade das Triviale und Falſche von den neuen Theorien hatte den meiſten Einfluß auf dieſe Staatsverwaltung. Gegenüber erhoben ſich entgegengeſetzte Maaßregeln, aber ſie waren auch flach und einſeitig. Wie weit war man von dem lebendigen Bewußtſeyn des Nothwendigen, dem vollen Gefühle des Daſeyns in ſeiner Gemeinſchaftlichkeit entfernt. Von verſchiedenen Seiten folgte man ſeichten Meinungen. War die geiſtige Geſundheit dieſes Volkes angegriffen, ſo konnte ſie auf ſolche Weiſe nicht hergeſtellt werden.

Auch in den weltlichen Geſchäften trat jene Oppoſition hervor. Unter andern machte die Beſtimmung des Geſetzes vom 6

Juli, durch welche die Jurisdiction über Mündel, Frauen und Arme den gewöhnlichen Tribunalen und den Delegaten überwiesen wurde, viel böses Blut bei den geistlichen Behörden. Früher hatten Bischöfe und Vicare diese Jurisdiction ausgeübt. Sie fühlten sich nicht wenig beeinträchtigt, als sie ein so bedeutendes Attribut verlieren sollten. Der Cardinal Severoli, dem der Delegat von Viterbo nach langer Zögerung (es hatte anderthalb Jahr gedauert) diese Geschäfte abnehmen wollte, erließ einen Brief an den Secretär der Congregation der Immunitäten, dem er die möglichste Oeffentlichkeit gab, worin er sich nicht allein über diese Maaßregel, sondern über den Geist der Regierung überhaupt, auf das bitterste ausließ. Er tadelte den Minister, daß er in den Fußtapfen der weltlichen Regierungen wandele, jener Regierungen, die durch die geschworenen Widersacher der Religion verleitet, der bischöflichen Würde ihre edelsten Prärogative eine nach der andern entrissen. Einem weltlichen Hofe, der ein solches Gebot wie das obige ergehen lasse, würde er sich widersetzen. Dem Papst gehorche er. Denn freilich habe dieser die Macht, die heiligen Canones zu verändern; aber sey nicht die Veränderung von dem Geiste eingegeben, der Alles zerstöre, um die Religion zu vernichten? Die ganze neue Gesetzgebung athme keine andere als diese Gesinnung. Er trug darauf an, eine Congregation von Cardinälen niederzusetzen, aber wohlverstanden, unabhängig vom Staatssecretär, mit dem Auftrag, die Beschwerden der Prälaten zu hören.

Wer hätte glauben sollen, daß die Delegaten, die hier als Feinde der Geistlichkeit betrachtet werden, eben auch Geistliche waren?

Heftiger noch als Severoli griff, bei Gelegenheit seines Prozesses, Cardinal Somaglia die Verwaltung an. In Rom werden die Vertheidigungsschriften der Advocaten gedruckt an die Mitglieder der Tribunale vertheilt. In jenem Prozeß ließ der Advocat Somaglia's, ohne Zweifel mit dessen Vorwissen, eine

ſehr heftige Invective auf die beſtehende Verwaltung einrücken. Er ſagte, er würde kein Wort verlieren, wenn er wüßte, daß auch dieſe Sache nach den Maximen des Jahrhunderts entſchieden werden ſollte. „In der That," fuhr er fort, „was ſind dieſen Maximen zufolge die Bedürfniſſe eines Staates? Elegant gekleidete Truppen, welche dem Volke imponiren; Entwürfe einer neuen Geſetzgebung, die uns der angeblichen Barbarei der alten Geſetze zu überheben verſpricht; eine ſtrenge Polizei, welche ſich erlaubt die Geheimniſſe jeder Familie auszuforſchen; lärmende und koſtbare Schauſpiele; neue Finanzſyſteme, welche die Reichthümer der Bevölkerung in die Caſſen des Fiscus ableiten; Vermehrung der Aemter und der Beamten ohne Ende; Straßen, Brücken und Canäle. Nach den liberalen Ideen muß der Dienſt des lebendigen Gottes, müſſen Kirchen und die Diener des Altars ſich begnügen, wenn ihnen einige erbärmliche Broſamen von den öffentlichen Reichthümern zu Gute kommen. Glück genug, wenn die Prieſter des neuen Geſetzes tolerirt werden, wie es die Heiden wurden, unter der Regierung Theodoſius des Großen. Allein glücklicher Weiſe," fährt die Schrift boshaft fort, „ſind das nicht die Maximen von Rom." Sonſt bleiben dieſe Drucke unbekannt; dieſe Stelle aber welche nicht ohne Wahrheit iſt, wurde mit reißender Geſchwindigkeit in unzähligen Abſchriften verbreitet.

Sonderbare Manier der Oppoſition; in den Acten der Prozeſſe, in Privat-Briefen denen man eine gewiſſe Verbreitung zu geben weiß. Zuweilen erſchienen auch Pamphlete, aber man bemerke wohl: bloß in der Handſchrift.

Es gab viel zu reden als der Governatore Pacca, Neffe des Cardinals, auf den Conſalvi ein unbedingtes Vertrauen geſetzt, der Rom eine Zeit lang beherrſcht hatte, im April des Jahres 1820 plötzlich verſchwand. Conſalvi ſelbſt, obwohl er zuletzt an ſeinem Günſtling irre geworden, und gewünſcht hätte ihn zu entfernen, wäre es ihn nur um des Oheims willen möglich geweſen, zeigte ſich darüber mißvergnügt, und erſchüttert.

Welche Gründe legte man in Rom nicht dieſer Flucht unter! Bald behauptete man, der Papſt habe insgeheim einen Prozeß gegen den Governatore inſtruiren laſſen, und Conſalvi habe darin einen Verſuch geſehen ihn, den Staatsſecretär, ſelbſt anzugreifen. Andere ſagten, der Governatore ſey mit den geheimen Geſellſchaften einverſtanden geweſen, und man habe es entdeckt. Andere ſchrieben ſeine Flucht ſeinen Schulden zu, und wahr iſt, daß er ſich durch Quittungen im Voraus von einem Pächter der Einkünfte bedeutende Summen verſchafft hatte, die er ſpäterhin zu decken außer Stand war. Wir wollen nur bemerken, daß dieſer Vorfall zu einem neuen Angriff auf Conſalvi dienen mußte.

Ein gewiſſer Mariotti, dem man ein nicht-politiſches Journal, das er angefangen, mehr aus literariſcher Eiferſucht als aus andern Gründen unterdrückt hatte, ein Hausgenoſſe des Cardinals Pacca, ergriff dieſe Gelegenheit, in einem Pamphlet, das man — immer handſchriftlich — in den Kaffeehäuſern verbreitete, einen Anfall auf den Staatsſecretär zu wagen. „Es gibt zwei Hypotheſen," hieß es darin: „entweder der Tyrann unſeres unglücklichen Vaterlandes hatte ſich mit den fremden Mächten verſchworen um freiheitsmörderiſche Entwürfe auszuführen, und der unglückliche Pacca war in dieſelbe eingeweiht. Jetzt verzweifelt man dieſelben auszuführen, und er muß verſchwinden. Dies iſt die erſte Vermuthung. Ich will auch noch eine zweite aufſtellen. Man weiß daß der Dictator, unſer Despot, dem ſeine unermeßliche Macht noch nicht genügt, unſern ausgezeichneten Cardinal Pacca dahin bringen wollte das Amt eines Camerlingo — in der That das zweite unter den römiſchen Staatsämtern — aufzugeben. Der würdige Cardinal fühlte was er dem Lande ſchuldig iſt. Er hat dieſe unverſchämte Forderung abgeſchlagen. Der treuloſe Tyrann, der ſein väterliches Herz kennt, hat ihm einen Dolch in daſſelbe ſtoßen wollen und ſeinen Neffen geopfert. Allein er enttäuſchte ſich. Der Cardinal wird ſtatt ſeine Stelle

aufzugeben alle Prärogative wieder erobern die man ihr entriſſen hat.

Gerade die Abhängigkeit der Tribunale von den oberen Gewalten verhinderte Conſalvi, Mariotti vor denſelben zu verfolgen. Wäre er beſtraft worden, ſo hätte es ausgeſehen wie perſönliche Rache. Er ließ dieſen Menſchen unberückſichtigt; in einem Gegenpamphlet ließ er dafür die wahren Gegner angreifen. Es war ein Geſpräch zwiſchen Marforio und der Dame Lucrezia, die mit Pasquin und Abbate Luigi die vier Perſonen bilden, welche in den Pasquinaden auftreten. Jene beiden beſprechen ſich darin, wer wohl tauglich ſeyn könne dem Staatsſecretär einmal nachzufolgen. Sie gehen alle Prälaten nach der Reihe durch, und man kann denken wie ſie ihnen mitſpielen. Endlich kommen ſie überein, der einzige taugliche Nachfolger ſey Pasquin: „denn," heißt es, „erſtens iſt er kein Prieſter, zweitens hat er keine Arme."

Rückblick.

Um vieles beſſer und belehrender, ich bin es überzeugt, würde ein Einheimiſcher dieſe Dinge ſchildern. Ich möchte eher der Nachſicht bedürfen, daß ich ſchon in dieſer Ausführlichkeit darauf eingegangen bin.

Vielleicht aber können wir die Lage dieſes Staates und die Stellung ſeiner Verwaltung um ſo eher mit Sicherheit abnehmen.

Früher waren die geiſtlich-weltlichen Elemente deſſelben durch eine lange natürliche, hiſtoriſche Entwickelung mit einander verſchmolzen, in einander aufgegangen geweſen. Schon in ſich ſelbſt nach und nach erſtarrt, war dieſe Entwickelung durch die Revolution völlig unterbrochen worden.

Beide Elemente beſtanden jetzt wieder neben einander. Einmal hatte man die Revolution adoptirt; ſodann hatte man der Geiſtlichkeit die Gewalt gegeben. Das erſte ſchien nothwendig,

weil man nicht hoffen konnte, nach so langjährigen Bewegungen, ihre Wirkungen wieder zu vertilgen; das zweite schien der Begriff des Kirchenstaates so mit sich zu bringen. Und es mag seyn, daß es nicht wohl anders gemacht werden konnte. Allein offenbar hatte man dadurch die schneidendsten Gegensätze vereinigt, die einander ohne Zweifel bekämpfen mußten. Die weltlichen Zustände beruhten auf einer Opposition gegen alle geistliche Macht. Diese dagegen bekam eine Gewalt, wie sie früher niemals gehabt und wie sie ihr schwerlich gut war.

Wie sollten nicht beide Theile den Geist entwickeln, auf dem sie ursprünglich beruheten?

Auf irgend eine Weise mußte man beflissen seyn, diesen Widerstreit aufzuheben.

Consalvi sollte es thun, ein Mann in den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts erzogen, ohne tiefe Kenntniß weder des Staatshaushaltes überhaupt, noch dieses Landes insbesondere, allerdings wohlgesinnt und voll Talent, aber mehr geschmeidig und vielseitig, als kraftvoll und von schöpferischem Genius.

Unmittelbar neben ihm die Großwürdenträger der Kirche, Männer, größtentheils von anderer Richtung; schon darum seine Gegner, weil er im Besitze der Gewalt war; die ihm geradezu sagten, seine Einrichtungen würden nicht länger dauern, als das Leben eines alten Mannes; die indessen schon jetzt das Ohr eben dieses alten Mannes immer mehr gewannen. Consalvi mußte ihnen ausbeugen, er mußte sich hüten, ihnen einen Vorwand darzubieten; um nur das eine oder das andere durchzusetzen, hatte er seinerseits in vielen Puncten nachzugeben.

Auch gab es noch eine zahlreiche Aristokratie, welche durch die Revolution herabgebracht, bei Seite geschoben, aber nicht vernichtet worden. Die Restauration hatte sich mit derselben nicht einzuverstehen gewußt. In großer Entrüstung über einige Beschränkungen hatten die römischen Fürsten auf ihre Patrimonialgerichtsbarkeit Verzicht geleistet. Aber sie hielten noch im-

mer Oppoſition und zuweilen waren ſie ſtark genug, ſich den Pflichten des Staates zu entziehen. Conſalvi hätte wohl eine und die andere angemeſſenere Auflage einzuführen gewünſcht; man ſagte ihm geradezu, man werde ſie ihm nicht zahlen.

Unmittelbar an dieſe ſchloſſen ſich die großen Capitaliſten an, zwar dem Staate, mit dem ſie unaufhörlich in Rechnung ſtanden, ſo weit ergeben, aber um ſo mächtiger, je weniger an Zahl ſie waren. Man lebte von Tag zu Tage, brauchte ſie immer, und durfte ſie nie verletzen.

Es folgten die höheren Beamten. Conſalvi hatte auf ſie den größten Einfluß, doch nicht einen ausſchließlichen, und eigentlich Keiner war in ſeinem Vertrauen. Hat er doch die Cenſur der römiſchen Zeitung, des Diario, dann und wann ſelbſt übernehmen zu müſſen geglaubt. Einſicht, Talent, Integrität waren ſeltene Eigenſchaften. Ueberdies behaupteten dieſe Beamten ſchon vermöge ihres geiſtlichen Charakters eine gewiſſe Unabhängigkeit; in ihren Händen war das Land.

Ein Land ohne Inſtitutionen: in welchem der Privatvortheil unaufhörlich mit dem öffentlichen Krieg führte; ohne rechte Geſetze, denn beide Legislationen waren aufgehoben, ſowohl die altpäpſtliche durch die Franzoſen, als die franzöſiſche durch den Papſt; ohne Ordnung in den Finanzen; in wandelbarem, immerfort proviſoriſchen Zuſtande.

Will man Conſalvi verdammen, daß es nicht beſſer ging? Er bewährte auch hier ſein diplomatiſches Talent. Er ſuchte eine Abkunft zwiſchen den Prinzipien und Intereſſen; und ſo viel gelang ihm, einen Ausbruch ihrer Feindſeligkeit zu vermeiden; mit ungemeiner Thätigkeit wußte er die Forderungen der jedesmaligen Gegenwart zu erledigen. Allein ein Gründer, wie die großen Staatsmänner des Alterthums geweſen, ein Gründer auf immer war er nicht. Wenn es ein Tadel iſt, in der allgemeinen Bewegung von Europa eben auch nicht mehr als Andere gethan, und nicht den entgegenſtrebenden Elementen zum

Trotz etwas Haltbares hergestellt zu haben, so trifft ihn dieser Tadel. Die Gegensätze durch ein Höheres zu vereinigen, in diesen Gliedern des Staates einen zusammenhaltenden, wirksamen, unsterblichen Genius aufzuwecken, dies Geheimniß hat er freilich nicht gefunden.

Digreſſion.

Erinnerungen an römiſche Zuſtände.

Während alle Einrichtungen ſo vollſtändig mißlangen, die Anſtalten des Staates ſich ſämmtlich ſo ungenügend erwieſen, nahm doch die Stadt an Einwohnern zu und die Fremden wallfahrteten in Schaaren dahin.

Man ſollte glauben, in dieſem Zuſtande hätte ſich der Gemüther eine allgemeine Unbehaglichkeit bemeiſtern, und der Aufenthalt Fremden wie Einheimiſchen unbequem werden müſſen.

Man möchte es vorausſetzen, doch wird Niemand ſagen können, daß es der Fall geweſen ſey. Weder in den häuslichen, noch in den öffentlich zu Tage kommenden Verhältniſſen trat es hervor.

Vielleicht rührt dies auch daher, weil, wie wir wohl geſehen, der Staat ſich in dieſen ſüdlichen Ländern viel weniger des geſammten Lebens bemächtigt. Einrichtungen werden geändert; der Beſitz wird gewechſelt; hartnäckiger ſind die Sitten und Lebensformen, in denen der Charakter ſich urſprünglich ausgeſprochen und die ihn nun wieder beſtimmen und feſthalten.

Glücklich preiſe ich den, der eine Vaterſtadt hat, die ihn durch edle Sitten aufzieht, mit großen Erinnerungen nährt, und zugleich ſeinem Leben einen angemeſſenen Schauplatz darbietet. Von verwandten Elementen umgeben, wächſt er auf. Ohne viel Suchen, Entbehren und Schwanken, umfangen ihn die natürlichſten Verhältniſſe; er hat feſten Boden unter ſeinen Füßen.

Vorzüglich den niedrigeren Volksklaſſen wäre es zu gönnen. Sie bedürfen einer geiſtigen Atmoſphäre, die ſie unbewußt einathmen und aufnehmen; und es ließe ſich denken, daß ihnen ihre Umgebung zu einer höhern Erziehung würde, die ihr Leben, das dem Gemeinen ſo nahe ſteht, mit geiſtigen Stoffen zu durchdringen, mit dem Anflug freier Humanität zu erheben vermöchte.

In einem so großen Sinne ist dies nun hier zu Lande wohl nicht der Fall; jedoch die vielleicht beschränkende, aber erfüllende Genüge der Heimath, kann nicht leicht ein anderer Ort in vollerem Maaße gewähren, als Rom, die Hauptstadt der Alterthümer, der Kunst, der katholischen Religion.

Durch tausend Anschauungen von der ersten Jugend auf, wird eine Sinnesweise genährt, die durch keine Neuerung zu erschüttern ist.

Der Römer lebt sein religiöses Jahr. Die Religion hat äußerlich eine sehr heitere Seite; gern verknüpft sie sich mit Zusammenkunft und Belustigung des Volkes und das religiöse Fest ist zugleich an und für sich ein weltliches. Ich habe sagen hören, es könne ein neuer Ovid neue Fasten über das katholische Rom schreiben. Gewiß er würde den Stoff nicht lange zu suchen brauchen.

Von den unscheinbarsten, naivsten Anfängen des Gottesdienstes, wie wenn im November die Hirten der Abruzzen, die Pifferari in der Stadt erscheinen, in den Häusern, auf den Straßen die Novena blasen, und mit einfacher Melodie und ungeschmücktem Text die Geburt des Herrn verkündigen, könnte er beginnen.

Dann folgt Weihnachten, die bedeutungsvolle Andacht der Christmesse, mit den prächtigen Präsepien.

Das Fest der Kinder und der Geschenke ist ein wenig weiter auf Epiphanias hinaus verlegt. Ich weiß nicht, ob es noch ein anderes so schlagendes Beispiel gibt, wie aus dem Wort die Mythe wird, gleichsam eine philologische Fabel. Die Fee Befana heißt es, und man mag sie wohl hie und da für die Tochter des Herodes ausgeben, schwarz und unschön, bringt die Geschenke auf den Heerd in den Kamin.

Bald sind dann die Fasten gekommen. Für die Stationen eröffnen sich die entfernten Kirchen außerhalb der Mauern, zwischen den Weingärten; während der Kunstfreund geht, sich an dem Anblick der schönen Mosaiken in S. Lorenzo oder der alten Grab-

mäler in S. Balbina zu erbauen, wallfahrtet das Volk zu den Reliquien ſeiner Heiligen. Jedoch bleibt es diesmal nicht dabei ſtehen. Faſten iſt die Zeit der Predigt, Städte und Kirchen wetteifern die beſten Prediger an ſich zu ziehen. Nicht ſowohl zu belehren ſucht man dich dann, als zu rühren, zu erſchüttern, hinzureißen. Dieſe Prediger gehen auf ihrer großen Kanzel umher, ſie beugen ſich über, ſie treten weit nach hinten zurück; ſie nehmen ihr Baret ab und ſetzen es wieder auf; ſie küſſen das Kreuz auf ihrer Bruſt und wenden ſich an das große Crucifix zu ihrer Seite; ſie äußern eine heftige Bewegung und befleißigen ſich eindringlicher Popularität. So ſuchen ſie die Seele von irdiſchen Gedanken zu himmliſchen, gleichſam mit Gewalt fortzureißen und auf den Genuß des Abendmahls vorzubereiten, mit dem ein Jeder ſein Paſcha feiert.

Die Charwoche zu Rom genießt einen alten Ruhm. Zwar finden ſich Viele unſerer Glaubensgenoſſen von dieſen Ceremonien geärgert, und ſie mögen Recht haben, inſofern ſie dieſelben gleichſam wörtlich verſtehen und darin einen gegenwärtigen Aberglauben erblicken. Es ſind aber, ſcheint mir, mehr Reliquien vergangener Zeit: chriſtliche Alterthümer in lebendiger Wiederholung.

Wie fremdartig erſchallt, den Palmſonntag, wenn die Thür für die Proceſſion eröffnet worden, jenes alt-jubelnde «Gloria, laus et honor« des Raimund von Angers zwiſchen den modernen Muſiken! Es iſt aus dem Jahrhundert, in welchem man die Ceremonie noch verſtand, in welchem ſie noch nicht ein äußerliches Abmachen war und zum Aberglauben wurde. Die ſichtbare Kirche, welche zugleich die unſichtbare zu ſeyn behauptet, feiert hier, als wäre ſie ſchon die Verſammlung der Seligen, den durch den Tod des Erlöſers erworbenen Eintritt in den Himmel. Freilich tritt ein ſo kindlich einfacher Sinn vor den Umgebungen zurück; kaum kann er neben einem jüngſten Gerichte beſtehen, wie es eben hier in aller Fülle der Formen, bis an die Grenze des Ausdrucks hin, Michel Angelo abgebildet hat.

Ich weiß nicht, ist der Vortrag der Passion die Tage darauf mehr ein Verlesen, oder ist es mehr Gesang. Es ist erst ein Anfang, die vortragende Stimme mit dem Sinne der Worte zu durchdringen; nur dann und wann tritt ein vollständiger Ausdruck hervor; doch fehlt er noch in den größern Partieen. Ungefähr wie es lange dauerte, ehe die altchristliche Malerei den Typus bis zu individuellem Ausdruck durcharbeitete; wie sie dies Anfangs nur dann und wann nur hie und da versuchte. Damit stimmt denn sehr wohl jene zugleich Darstellung, Nachahmung und Verehrung des Symbols, das Fußwaschen der Priester-Apostel (den Donnerstag) und ihr Mahl, das Grab der Hostie, vor dem die tausend Lampen brennen, und die dogmatischen Gesänge, unter denen sie hinaus- und hereingetragen wird. Schade, wer sich daran ärgert. Es ist Alles ein halbverständliches Alterthum. Jedoch berühren uns dann und wann jene Momente der Kunst, in denen sie, ewig dieselbige, in allen Jahrhunderten neu und faßlich ist. Die Lamentationen Palestrina's, mannichfaltig und streng, einfach und zusammengesetzt, athmen einen hohen Ernst, eine reine Würde. Nichts ist rührender als die Improperi dieses Meisters. Wie wehet in diesem Sanctus-Immortalis die unnahbare Heiligkeit der Gottheit! Eben diese Gottheit macht dem Menschengeschlechte Vorwürfe über seinen Abfall. Sie haben den Ausdruck großherzigen Erbarmens, innige Wärme, hinreißende Wahrheit.

Auf die Tage der Trauer folgt dann das freudige Ostern.

Wie könnte man wohl die stabilen Schöpfungen der Architectur zu einem rasch vorübergehenden Genuß, zum Dienste einer Feierlichkeit des Augenblicks heranziehen? Es geschieht durch die Art von Erleuchtung, wie sie in Rom üblich ist. Unzählige Lampen erhellen die Linien der Peterskirche; gleichsam brennend sieht man den Riß der Façade, wie ihn der Baumeister mit der Bleifeder entwarf, vor seinen Augen; die steinerne Pracht löst sich in ihre leichtesten Elemente auf, bis mit dem vollen Eintritt der Nacht,

mit einem Schlag, an den bedeutendſten Puncten tauſend Fakkeln erſcheinen und die Kuppel der Peterskirche in eine ungeheure Feuerſäule verwandeln. In dieſem ernſten Glanze feiert die Metropole der Chriſtenheit die höchſten Feſte.

Feuerwerke und Muſik gehören zu allen Feſtlichkeiten. Die Tage ſo vieler Heiligen, jedes in ſeiner Kirche, werden mit denſelben begangen.

Könnte man die, welche ſich um die Menſchheit wohl verdient gemacht hätten, beſſer verehren als durch dieſe Hallen, zu ihrem Gedächtniß aufgerichtet, in denen von Chören, einander gegenüber, feiernde Hymnen geſungen werden. Dieſe Bevölkerung betet; aber ſie hat ihr Vergnügen dabei. Des Abends bei dem Feuerwerk giebt es Muſik; ſelbſt weltlich, beinah militäriſch, und man applaudirt; die Leuchtkugeln, die zu Ehren des Heiligen fliegen, erglänzen ſonderbar in den runden Scheiben der altväteriſchen Façade. So ſah ſchon in Aegypten dieſer Obelisk bei der Minerva Feuerwerke und munteres Volk um ſich her.

Noch ein Hauptelement der Feſte iſt die Prozeſſion. Corpus Domini wird acht Tage lang durch Prozeſſionen begangen. Bei Sanct Peter erſcheint das ganze Heer der Geiſtlichen; — alle Baſiliken der Stadt mit ihren Abzeichen und Angehörigen, die Prieſterſchaften mit ihren Fahnen und Kreuzen. Wir bemerken die ausgebildeten, von ſcharfen Zügen durchfurchten Geſichter der Weltprieſter; neben ihnen Mönche, als gehörten ſie der Stiftungszeit ihres Ordens an, eine ſo gläubige Einfalt iſt auf ihre Stirn geſchrieben, ſo deutlich tragen ſie das Glück eines beſchränkten Daſeyns vor ſich her; Andere, voll verſtellter Devotion, mit gemeſſenem Schritte; Viele nichtsſagend; nicht Wenige nur wohlgenährt. Auch der Papſt fehlt nicht. In ſeltſamer Haltung wird er hoch einher getragen. Mitren und Kronen gehen vor ihm her. Aber das geiſtliche Heer ſchließt das weltliche nicht aus, und der Geſang der Capelle wird von militäriſcher Muſik unterbrochen.

Man mag ſich anſtellen wie man will, ſo wird man immer zu erkennen geben, wie man ſteht, was man iſt.

Uebrigens iſt dies eine Religion der Nacht. Alle ihre Feſte werden mit Fackeln, Lampen, Laternen und Leuchten begangen. Auch der Papſt trägt wohl zu Fuß ſeine Fackel hinter dem Hochwürdigen her. Man ſieht dieſe Fackelzüge nicht allein über den Platz Sanct Peter eine helle gekrümmte Straße durch die Menſchenmenge bilden, hie und da von großen Schatten unterbrochen; man ſieht ſie auch nach dem Capitol hinaufziehen, man ſieht ſie in das heitere Pantheon am hellen Tage hineingetragen, gleich als wären es noch jene Katakomben, in denen ein geheimer, nächtlicher, unterirdiſcher Dienſt vollbracht wird.

Freilich wird man in unſern Gegenden zweifeln, ob hierbei überhaupt von Religion die Rede ſey; man wird fragen, was tiefere und wahre Religion mit dieſen Aufzügen und Feſtlichkeiten, alle dieſem Pomp, ſelbſt dieſer Muſik, gemein habe.

In der That, wenn man die Erſcheinungen des täglichen Lebens betrachtet, auf der einen Seite den ſtrengen Gottesdienſt, auf der andern eine durchgehende raffinirte Weltlichkeit, ohne daß jene auf dieſe einen beſondern Einfluß auszuüben vermöchte, ſo könnte man überhaupt zweifeln, ob hier Religion in ihrer innerlichen Wirkſamkeit und Bedeutung vorhanden ſey.

Irre ich nicht, ſo gibt es doch einen Punct, auf dem ein wahrhafteres und tieferes Gefühl des Zuſammenhanges mit Gott erſcheint.

Gehen wir davon aus, daß nach einer unverbrüchlichen Sitte die Mitglieder jeder Familie dem Hausvater zu Oſtern ein Zeugniß einreichen, daß ſie die Communion empfangen haben. Dies iſt eine unerläßliche Bedingung des Zuſammenwohnens. Es beweiſet, daß die Pflichten, welche die Kirche auflegt, erfüllt worden ſind; es beweiſet auch, daß man in keiner größern Sünde lebt.

Könnte man aber nicht die Communion genießen, auch ohne ſolcher Sünde abzuſagen?

Eben hier iſt ein Lebenspunct der nationalen Religion. Niemals wird man das thun. Nie wird man die Euchariſtie nehmen ohne Abſolution empfangen zu haben. Man würde das ſchwerſte, das größte Verbrechen zu begehen glauben, ein Sacrilegium, das niemals vergeben werden könnte, durch welches man ſich mit Gott in Widerſpruch ſetzen und ſeine Seligkeit ohne Rettung zu verſcherzen fürchten müßte.

Daher kommt es, daß bei dieſem Glauben die Ohrenbeichte ein ſo nothwendiges Stück iſt. Man will ſeine Sünden bekennen, alle und jede, ausführlich; thäte man es nicht, ſo würde die Abſolution ſelber zweifelhaft werden. Der Prieſter weiß, wie weit er abſolviren darf; er iſt nachſichtig, doch nur bis auf einen gewiſſen Punct. Mildernde Umſtände erkennt er an; doch wird er die Verletzung der Faſten des Tempo paſchale niemals dulden: er wird die Abſolution auch verſagen.

Nun iſt wohl wahr, daß Manche dennoch in ihren Sünden verharren. Da es Leute gibt, welche ein Gewerbe daraus machen, die Communionzettel zu verfälſchen, ſo weiß man ſich deren zu verſchaffen; man bedient ſich ihrer um im Hauſe Frieden zu haben; allein es muß bemerkt werden, entſchloſſen, wie man iſt, ſich nicht zu beſſern, begeht man dieſen Betrug; niemals würde man durch Verſchweigen ſeiner Sünde ſich die Abſolution zu verſchaffen, niemals würde man ohne dieſe die Euchariſtie zu genießen wagen.

Man glaubt demnach an das höchſte Myſterium der Menſchwerdung Gottes und die Vereinigung im Abendmahl: die Hoſtie iſt der Mittelpunct der Religion.

Aber dieſe Religion iſt nicht Lehre: ſie iſt Myſterium. Der Prieſter iſt nicht Lehrer; er iſt Inhaber und Vollzieher des Geheimniſſes, durch myſtiſche Vollmacht, man küßt die Hand, die zu ſo erhabenem Dienſt beſtimmt iſt.

Man kniet nieder, wo die Meſſe geleſen, wo das Wunder

der Verwandlung vollzogen wird; die Meſſe iſt der Mittelpunct des Gottesdienſtes.

Daher begleitet man die Hoſtie in allgemeinen Prozeſſionen; man feiert die Tage an die ſich die Erinnerung an dieſe höchſte Gnade der Gottheit knüpft: man bewahrt ſie in prächtigen Tabernakeln auf; über ihr errichtet man das Heiligthum erhabener Tempel.

Dieſe Religion iſt eine ideale Verehrung des Geheimniſſes.

Mit den praktiſchen Elementen hängt ſie vorzüglich auf Einem Puncte zuſammen; nicht immer durchdringt oder regenerirt ſie das Leben von dieſem aus; aber ſie beſchäftigt es mit mannichfaltiger Begängniß; ſie prägt ſich der Sitte ein; ſie bemächtigt ſich der Kunſt, welche ſie doch zuerſt erzeugt hat; in tauſend Formen geſtaltet, bringt ſie ſich wieder hervor.

Mit Vorbehalt jenes Einen Punctes breitet ſich indeß das tägliche Leben in ungebundener Weltlichkeit aus. Auch dies hat in allen ſeinen Erſcheinungen eine durchgehende Einheit: und es ließe ſich wohl darüber eine große Ausſicht gewinnen, doch fürchte ich, mich allzuweit zu verlieren und will nur einer einzigen ſeiner Eigenſchaften Erwähnung thun.

So wie ſich die Verehrung des höchſten Myſteriums in Gebräuchen, Uebungen, Kunſtwerken ausſpricht, von ſelbſt, ungeſucht; ſo iſt es ein bildendes Vermögen, das ſich in den Vergnügungen dieſes Volkes kund thut; ſie breiten ſich ſofort in großen Geſtalten, abgegrenzt, in die Augen fallend, vor uns aus.

Will man ſich die Schwüle der heißen Tage des Auguſts mildern, ſo wird es ein Schauſpiel. Der Platz Navona wird in einen See verwandelt, in dem man Nachmittags, zu Wagen, unter Muſik die ſeltſamſten Spazirfahrten macht. Erſt dann haben die Flußgötter der Fontana Innocenz X, die ſonſt nicht ſehr gelungen ſind, ihre Bedeutung und eine gewiſſe Angemeſſenheit mitten in ihrem Element.

Selbſt das Bedürfniß des Spazirganges wird zu einer

Feſtlichkeit angewendet; die Octobertage ſind ihm gewidmet; dann füllen ſich die prächtigen Baumgänge der Villa Borgheſe mit mannichfaltigen Gruppen und Trachten.

Wie könnten wir aber hiebei des Carnevals vergeſſen, das mit Erwartung oder Genuß den Winter ausfüllt?

Auf dem Carneval beruht die Entwickelung der italieniſchen Oper. Das Herkommen läßt nur Ein Stück, das ſchon gehört worden, zu und fordert zwei neue. Wetteifernd ſuchen ſich die Städte, die Theater der beſten Sänger, der berühmten Componiſten zu bemächtigen. Die Eröffnung des großen Theaters iſt ein wichtiger Gegenſtand für dieſe Welt; da jede Familie ihre Loge für den ganzen Zeitraum nimmt, und ſie auf eigene Koſten einrichtet und ausſchmückt, ſo hat die erſte Erſcheinung einen doppelten Reiz; nicht leicht ſieht man eine glänzendere Verſammlung; zu Rom bewirthet der Governatore den erſten Rang. Die Acte der Oper werden vom Tanz unterbrochen. Es ſind nicht allein die leichten Bewegungen, die mannichfaltigen Gruppirungen; was uns Ausländer anzieht, iſt noch mehr die Pantomime. Leidenſchaft, beſonders in den gewaltſamen Zuſtänden, kann man nicht lebhafter, wahrer, hinreißender dargeſtellt ſehen, als in dieſem lautloſen Ausdruck der Gebehrde. Man ſagt mir, daß zuweilen eine antike Tragödie auf ſolche Weiſe wieder die Bühne betrete, und ich glaube gern, daß ſie die größte Wirkung macht.

Endlich lautet der Campanone des Capitols und es beginnen die Tage der eigentlichen Masken. Ich will nicht ſagen, daß ſie nicht ein wenig langweilig ausfielen, mit dem täglichen Fahren durch den Corſo, den Biscuitſchlachten, den etwas einförmigen und handwerksmäßigen Verkleidungen. Aber wie ſie mit einer Art von Triumphzug beginnen, ſo hat alles Geſtalt und Maaß. Die Einheimiſchen finden ſogar, daß man doch allzuwenig Freiheit habe. In der That wird jeder Moment des Vergnügens durch Kanonenſchüſſe angezeigt und dieſe friedliche

Regierung erſcheint mit allen den Mannſchaften auf allen Seiten faſt militäriſch.

In ähnlichem Stil ſind die Vergnügungen des ſpätern Abends. In den Familien improviſirt man Ritornelle in denen man wie billig die Fremden lobt, den Befreundeten ihre Fehler vorrückt. In der Oſterie wird die Tarantella vorgetragen. Erzählung eines Ereigniſſes aus dem täglichen Leben; nicht erhaben; keineswegs; ruhiges Geſpräch, aber voller Lebenszüge, wie es ſich begibt, ohne Zuthat; in dem Spiegel einfacher Auffaſſung. Man möchte ſagen, es iſt das nämliche Talent, das ſich in den Kriegsgeſängen kriegeriſcher Völker ausſpricht; nur beſingt man eben, was man erlebte.

Genug Alles hat Geſtalt und eine gewiſſe Tendenz: ſelbſt jener wilde Abend der Moccoli, wo Alles die lange Straße des Corſo entlang Lichter trägt, und den Anderen auslöſcht; ein ſo toller Spaß, daß man die Gutmüthigkeit des Volkes, das ihn nicht ſchlimmer benutzt, oft bewundert hat. Wir wiſſen es Conſalvi Dank, daß er ihn herſtellte. Um mich dem Getümmel zu entziehen, ſtieg ich auf den Balcon des Palaſtes Chigi, der die Ausſicht über den Corſo hat. Welche Erleuchtung! Die lange Straße von oben bis unten ein einziger Strom von Feuer. Je ferner je dichter. Ueber dieſem Strom des Feuers toſte verſchmolzen und unvernehmlich die Menſchenſtimme. Wie ward uns ſo wohl bei dem Geſammtanblick, da oben, einſam, in der friſchen Luft.

Und ſo wird das Jahr von Feſtlichkeiten umfaßt. Die Religion, welche die Seele in ihrem tiefſten Geheimniß ergreift, das Vergnügen, das die flüchtigen Stunden mit leichtem Reize erheitern ſoll, treten in breiter Aeußerlichkeit, in feſten und großen Formen vor uns auf. Sie ſchließen die Erinnerungen einer ganzen Vergangenheit in ſich; von dem bildenden Vermögen werden ſie immer neu durchdrungen; ſie gewähren ein Lebenselement, das unabhängig von den Wandelungen des Staa-

tes den Geiſt der Eingebornen nährt und erfüllt, dem Fremden aber anmuthend entgegentritt.

Was man auch übrigens von den Untugenden dieſer Bevölkerung ſagen mag, ſo wird es den Fremden wohl unter ihnen.

Obſchon ſich die Römer ſo wenig an dieſe, wie an ihre Landsleute eng anſchließen, ſo haben ſie doch den Ausdruck der Sanftmuth, eine gewiſſe Milde und freie Höflichkeit im Umgang. Die halbe Welt bringt ihnen, wie einſt gezwungen, ſo jetzt freiwillig ihren Tribut.

Auch verdient es kein Ort der Erde ſo ſehr. Alle Jahrhunderte haben ihm ihre Spuren zurückgelaſſen; das Schickſal des Occidents knüpft ſich an dieſen Boden. In den Reſten des Alterthums, die wir voll Bewunderung aufſuchen, hat ſich auf eine reizende Weiſe die Natur ſelber wieder eine Wohnung gemacht. Natur und Alterthum, wie ſie zuſammengehören, ſo bieten ſie ſich in dieſem Anblick die Hand. Ihnen vornehmlich iſt die allgemeine Aufmerkſamkeit gewidmet. Immerfort gräbt man nach, und noch immer bietet die ſo oft umgewühlte Erde neue Entdeckungen dar. Die Franzoſen hatten jenes kleine Thal der Ruinen — vom Capitol bis zum Coliſeum — ſo voll der merkwürdigſten Denkmale des Alterthums, bis auf das Niveau des alten Bodens auszugraben unternommen. Dieſe großartigen Arbeiten ſetzte Conſalvi fort. Man entdeckte den capitoliniſchen Weg zwiſchen dem Tempel der Concordia und des Jupiter tonans; man fand, wie ein Deutſcher bereits vermuthet hatte, daß die Baſis der Säule des Phokas früher ein anderes Denkmal getragen; zwiſchen dem Titusbogen und Santa Francesca Romana ſtieß man auf die Trümmer der Stufen und Säulen, die nach dem Venus- und Roma-Tempel geführt hatten; man ſah, bis wie weit der Palatin gereicht; zu der nämlichen Zeit, als eine glückliche Entdeckung die Republik des Cicero wiederherſtellte, glaubte man beſtimmen zu können, wo das Haus dieſes Redners gelegen hatte; man fand die wichtigen Fragmente der Faſten, mit

denen man die bereits bekannten völlig ergänzt haben würde, wären nicht kleinliche persönliche Rücksichten der Fortsetzung der Arbeit an der günstigen Stelle hinderlich gewesen. Freilich gewann hiebei die Wissenschaft des Antiquars mehr als etwa die Kunst. Indessen schlug auch zuweilen für diese eine glückliche Stunde.

Wäre es auch nur gewesen, daß man den Kunst-Denkmalen des Alterthums neue Stätten gründete. Im Februar 1822 ließ Consalvi den Braccio Nuovo des vatikanischen Museums eröffnen. Vielleicht erinnerte die Verschiedenartigkeit der Marmorn, die man in Anwendung gebracht, und die ganze Architektur, mehr an die späteren als an die eigentlich klassischen Zeiten der Baukunst; doch hatte das neue Rom nichts Glänzenderes aufzuweisen. Der sinnreiche in großartiger Naivetät ausgeführte Nil, die bis zu menschlich charakteristischem Ausdruck durchgebildete Minerva und einige unnachahmliche Reste griechischer Bildnerei, fanden hier die würdigste Aufstellung.

Man sagt, Consalvi habe den Gedanken gehegt, daß Rom, wie es einst durch die Waffen und hernach durch die Religion geherrscht, so jetzt durch die Kunst einen weltbeherrschenden Einfluß ausüben könne. Es ist wahr, jene Kunst, die nicht gerade aus einer ursprünglichen Quelle der Hervorbringung strömt, sondern sich in der Nachahmung der alten Muster aufbildet, hat in Rom ihre Hauptstadt. Die Meisterwerke der alten und neuen Zeit sind hier versammelt. Das etwas freiere Leben ladet zu neuer Beobachtung der Menschengestalt und der Natur ein. Himmel und Luft und die schönste Wüstenei der Welt, die Campagna, die reinen Umrisse der Berge rufen den Bildungstrieb des Landschafters auf, so daß die Meister hier Platz nehmen und gar bald eine Universität von Jüngern um sich versammeln. Auch finden sich die Liebhaber ein, begüterte Fremde. An diesem Orte bildet sich der Ruf und sammelt sich der Gewinn. Die Künstler ziehen die Fremden an, die Fremden fesseln die Künstler.

Man könnte nicht ſagen, daß Rom undankbar gegen ſie ſey. Nirgends werden die Fremden beſſer aufgenommen. Man wetteifert, den ausgezeichneten Perſonen, beſonders den Fürſten, welche ſich einfinden, die größte Ehre zu erweiſen: dann wird die Kuppel erleuchtet, man veranſtaltet Wettrennen auf der Piazza navona, vielleicht die einzigen die es auf der Welt gibt, welche das Bild eines antiken Circus einigermaßen gewähren. Herrlich iſt alsdann die Erleuchtung des Capitols und ſeiner Bildwerke. Der Mark Aurel mitten auf dieſem Platz macht einen magiſchen Eindruck. Aber in dem mannichfaltigen Fall der Lichter ſchien es faſt als bewegte er ſich, als wäre der Schatten des Alten über das Schauſpiel entrüſtet, zu dem er dienen mußte.

Viertes Kapitel.

Revolutionnäre Bewegungen.

Wir kehren zu unserm eigentlichen Gegenstande zurück.

Die römische Kirche, sahen wir, hatte sich keine unabhängige, auf ihrer eigenen Kraft beruhende Stellung verschafft, aus der sie sich neuen und ungestörten Fortschritt hätte versprechen können. Ihre Erfolge und ihre Verluste hingen von den großen Schwingungen der Weltbegebenheiten ab.

Noch bei weitem schlimmer stand es, wenn wir nicht irren, in dem Staate.

In der Kirche waren doch die alten Grundlagen unerschüttert geblieben; man hatte den Feinden des Glaubens nie einen Schritt breit nachgegeben; wenn man es nicht dahin brachte, durch Erneuung und Verjüngung der religiösen Ideen die Widersacher heranzuziehen und zu unterwerfen, so hatte man doch noch das uralte Herkommen für sich, Kräfte, die so viele Jahrhunderte wirksam gewesen, und in so vielen Nationen tiefe Wurzeln geschlagen.

Der Staat dagegen hatte beide Elemente und beide Prinzipien in sich aufgenommen; es war ihm nicht gelungen, sie zu verbinden und zu verschmelzen; der Lebensmoment, der sie umfangen und durchdrungen hätte, wie gesagt, war nicht gefunden worden. In den höheren Organen des Staates machte sich das eine geltend; es war stark durch die Erinnerung an einen ungeirrten Bestand in früheren Zeiten, gestützt von einer Theorie, die sich mindestens eben so gut hören läßt, wie die liberale, und ward durch den schlechten Erfolg der neuen Maximen bestätigt. In den tieferen Kreisen herrschte das andere vor. Man strebte nach den Formen der Selbstregierung, wie sie in einigen anderen Ländern üblich waren; durch diese wollte man sich für die verloren gegangenen Vorrechte entschädigen; man er-

gab ſich dem Einfluß franzöſiſcher Theorien. Die eigentliche Stärke auch dieſer Partei lag in dem mangelhaften Gange der inneren Angelegenheiten.

Durch keine höhere Kraft zuſammengehalten, unvermittelt, und losgebunden, ſuchten beide ihre Stütze in der allgemeinen Gährung von Südeuropa.

Denn über den ganzen Boden hin waren dieſelben Elemente in Kampf. Wie entſtand dieſer Kampf? Aus welchen Quellen iſt die Revolution hervorgebrochen? Wo liegt die innere Kraft, die ihr Widerſtand leiſtet? Fragen welche die ganze Geſchichte der romaniſchen Nationen in neuerer Zeit umfaſſen.

Nur ſo viel ſehen wir hier, daß der römiſche Staat, da er es nicht zu einer inneren Feſtigkeit brachte, unmittelbar in den Kampf dieſer Prinzipien fortgeriſſen ward.

Bald machten ſich die revolutionnären Grundſätze, in der Form der Carbonneria, in ſeiner Mitte geltend.

Carbonneria.

Wenn es ſchon ſchwer iſt ſich über Zuſtände und Ereigniſſe der neueſten Zeit, welche offen am Tage liegen, zu unterrichten; wie viel ſchwieriger wird es, den geheimen Verzweigungen verborgener Gewalten, die lange ein unterirdiſches der Sonne entzogenes Daſeyn fortſetzen, auf die Spur zu kommen. Begnügen wir uns, wenn wir zu dem Unbezweifelten nicht gelangen können, noch einen Augenblick mit dem Wahrſcheinlichen.

Das aber wird man nicht erwarten daß auch wir die Carbonneria von Iſis und Mithras, oder nur von jenem mythiſchen König von Frankreich, heiße er Heinrich oder Franz, herleiten, wie dieſe Geſellſchaft es ſelbſt zu thun verſucht, und man es ihr wohl geglaubt hat [1]). In der Art, wie ſie in Italien erſchien, war ſie ohne Zweifel ein ſehr modernes Inſtitut.

---

[1]) Constitution et organisation des Carbonari, ou documens

In ihren Abzeichen, Sinnbildern, dem Charakter ihrer Unterordnung zeigt sie eine genaue Verwandtschaft mit der Freimaurerei; wie sich dieselbe im südlichen Europa, namentlich in Frankreich, ausgebildet hatte [1]).

Die französische Maurerei war während der Revolution in den Clubbs untergangen. Nicht sobald aber waren diese wieder geschlossen und erhob sich das Kaiserthum aus den Elementen der Revolution, als sich auch die Freimaurerei wieder zeigte. Sie war mit der Gestalt, welche ihre Ideen in dem neuen Staate angenommen hatten, wohl schwerlich zufrieden. Napoleon aber wußte sie zu beherrschen. Er setzte ihr seine Vertrauten an die Spitze; er ließ ihr einen Theil ihrer alten Beschäftigungen; er nährte sie mit Priesterhaß, so daß sich die mittelmäßigen Geister, die mehr ein bedeutendes Spiel und einen glänzenden Anschein lieben als Ernst und Wahrheit, befriedigt fühlten.

Nicht alle aber waren es. In Erinnerung an die alten Grundsätze, die sie immer vorgetragen, gedrückt und beherrscht von oben her, suchten sie für ihren Trieb die Welt umzugestalten neuen Raum, indem sie sich in die untern Klassen ausdehnten. Einige Gesellschaften, die schon früher, aber minderbedeutend bestanden, vor allen die Gesellschaft der Köhler, charbonniers, die in dem östlichen Frankreich nicht unwichtig war, und sich von dem Jura bis nach der Picardie ausdehnte, zogen sie an sich, oder ließen sich von ihnen aufsuchen, und bildeten sie in ihrem Geiste um. Die Vettern Köhler, les bons cousins charbonniers, und ihre Märkte, ventes, traten an die Stelle der Brüder Maurer und ihrer Logen. Hier fand man eine minder glänzende Wohlthätigkeit, aber eine größere und wahrhaftere

---

exacts sur tout ce qui concerne l'existence, l'origine et le but de cette société secrète, par M. Saint-Edme. Paris 1821. S. 8.

[1]) In den Prozeßacten von Macerata: Talun più instruito settario le (sette dei Carbonari, Guelfi Adelfi etc.) appella direzioni del Massonismo.

Theilnahme des einen an dem andern; wie es ſcheint, wenigſtens in den untern Graden poſitivere religiöſe Meinungen; eine Verfaſſung, welche auf eine nachdrückliche Weiſe das Verbrechen zu unterdrücken wußte; eine Gewalt, welche jeden Ehrgeiz befriedigte, da ſie in Folge freiwilliger Abdankungen immer von Hand in Hand ging. Das Inſtitut hatte auch noch eine andere Bedeutung. Es nahm eine Richtung gegen den, deſſen Aufſicht die Oberhäupter ſich eben entziehen wollten. Charles Nodier, der eine Zeit ſeiner Jugend in dieſen Geſellſchaften zubrachte, geſteht es ſelbſt. „In dieſer unſchuldigen und friedlichen Vereinigung," ſagt er, „machte doch eine zügelloſe Liebe zur Freiheit, daß wir unter der Herrſchaft von Napoleon den Samen von Unruhen auszuſtreuen ſuchten, der ſo fruchtbar in Unglück wurde [1])."

In Italien war die Maurerei erſt durch den Einfluß der Franzoſen recht verbreitet worden. Sie erhielt ſich bei dem öftern Wechſel der Regierungen. Es iſt merkwürdig, daß die Perſonen, welche dem General Miollis bei der nächtlichen Erſteigung des Quirinals behülflich waren, ſpäter immer als Freimaurer bezeichnet worden ſind. In der That ward die Freimaurerei ſeitdem von den Franzoſen befördert. Man wollte die Logen benutzen, um den öffentlichen Geiſt zu regieren und das Prieſterthum vollends zu zerſtören.

Allein indem man ein Inſtitut begünſtigte, welches die Abſichten der Regierung befördern ſollte, gründete man zugleich die Abart deſſelben, welche der Regierung ſo ganz entgegen war. Die Charbonniers traten als Carbonari auf.

---

[1]) Souvenirs, épisodes et portraits pour servir à l'histoire de la révolution et de l'empire; par Charles Nodier. Paris 1831. Tome II, p. 314. Auch hat Cauchard d'Hermilly ein Schriftchen über die Carbonari und die fendeurs charbonniers in der Picardie bekannt gemacht, das ich nicht habe bekommen können.

Daß ſie einen nationalen Grund in Italien gehabt, iſt wohl ſehr unwahrſcheinlich. Der Heilige, den ſie als ihren Beſchützer anerkennen, die mythiſche Geſchichte, die ſie zu glauben vorgeben, ihre Abzeichen und Ausdrücke, alles weiſt nach Frankreich zurück.

Schon im Jahre 1810 fand ein engliſcher Agent Oberitalien voll geheimer antinapoleoniſcher Geſellſchaften. Bald erſchienen ſie auch in Unteritalien. Daß Königin Caroline von Sicilien ſie gegründet habe, iſt nun wohl erdichtet. Sie ſelbſt aber knüpften mit ihr an. Der Fürſt von Canoſa verſichert, und zwar, wie er ſagt, nach den genaueſten Unterſuchungen — die er auch gewiß vor allen Andern anzuſtellen im Stande war — daß zuerſt im Jahre 1810 ein Franzoſe von der Secte der Charbonniers, ein Verbannter, den Carbonarismus in Capua gepredigt habe [1]). Anfangs war ſein Erfolg nicht beſonders. Es dauerte lange, ehe er es bis zu einer mäßigen Anzahl von Anhängern gebracht hatte. Allmählig aber, und um ſo mehr, je drückender die franzöſiſche Verwaltung ward, vermehrten ſich dieſelben. In den untern Graden wenigſtens zeigte ſich die Geſellſchaft noch religiöſer, als ſie in Frankreich geweſen war. Ihre Verſammlungen waren auf Erbauung berechnet; Ceremonien umfingen die Sinne; die ſonore Wiederholung chriſtlicher Formeln feſſelte die Gedanken. Man gab vor, hauptſächlich die theologiſchen Tugenden üben zu wollen [2]). Allein hiemit verknüpften ſich unmittelbar die alten Ideen von Freiheit und Gleichheit. Der Staatsverwaltung, die allerdings in ihrem Weſen revolutionnär war, gegenüber, erhielt ſich das Prinzip der Revolution in den Geſellſchaften; und bedrohte ſeine eigene Schöpfung. Die Carbonari bildeten die Oppoſition von Mürat. Erſt als dieſer die Waffen ergriff, um, wie er ſagte,

---

[1]) I Piffari di Montagna ossia cenno estemporaneo sulla congiura del principe di Canosa e sopra i Carbonari. Faenza 1822. Von Canoſa. P. 84.

[2]) Coppi annali d'Italia. IV, p. 62.

die Einheit von Italien herzuſtellen, zog er ſie an ſich. Wenn die Carbonari ſpäterhin unter dem Namen Unioniſten erſcheinen, und vor allem Italien in Einen Staat zu verwandeln beabſichtigen, ſo hat das dieſer Einfluß wo nicht hervorgerufen, doch begünſtigt.

Schon aus einer ſolchen Richtung iſt offenbar, wie wenig die neue Ordnung der Dinge, die nach dem Falle Napoleons eingeführt wurde, den Wünſchen dieſer und ähnlicher Geſellſchaften entſprechen konnte. Hatten ſie ſich früher in der Oppoſition gegen die napoleoniſche Gewalt zu den Feinden derſelben, den legitimen Regierungen, gehalten, ſo erſchienen ſie nun auf der Stelle im Gegenſatz gegen dieſe. Sie ſchloſſen ſich wohl eher an die Napoleoniden und deren geheimes Treiben an. Statt ſich aufzulöſen, wie man hätte erwarten können, wurden ſie nun erſt thätig; nach allen Seiten breiteten ſie ſich aus.

Carbonari im Kirchenſtaat.

In Oberitalien beſtand die Geſellſchaft der Guelfen. Der vornehmſte Sitz derſelben, und ihrer oberſten Würdenträger war Mailand. Sie hatte durch die große lombardiſche Ebene hin dieſſeit und jenſeit des Po ihre Mitglieder. In Bologna beſtand ein hoher Guelfiſcher Rath, der den Mittelpunct für die Legationen bildete.

In Unteritalien erhielten ſich die Carbonari; ihre oberſte Vereinigung war „das hohe Licht“ zu Neapel. Die Truppen Mürats hatten die Geſellſchaft zuerſt außer den Grenzen des Königreichs ausgebreitet; in den Marken hatte ſie Fuß gefaßt. Der erſten größeren Vereinigung der Carbonari begegnen wir im November 1816 am Bord eines türkiſchen Fahrzeugs vor Ancona.

In dieſen Gegenden ſelbſt, wie es ſcheint, war indeß eine Geſellſchaft entſprungen, die unter dem ſonderbaren Titel: Fratelli seguaci (dei?) protettori republicani; Brüder, Nach-

folger der Beschützer Republicaner, — denn so möchten diese Worte zu deuten seyn [1]) — Proselyten machte und in jener Zeit auf ein americanisches Geschwader rechnete, das, mit vielen italienischen Flüchtlingen am Bord, in den Gewässern des adriatischen Meeres erscheinen sollte.

Die ursprünglichen Absichten dieser Vereinigungen waren so viel wir sehen, ein wenig verschieden. Sie wünschten wohl alle die Unabhängigkeit von Italien, doch waren die Guelfen mehr in der Richtung des übrigen Europa: sie hätten Italien einem fremden Fürsten, unter der Bedingung der Annahme einer Constitution, gegönnt. Die Carbonari hatten das christlich-philanthropische Element am meisten ausgebildet; nach ihren oft wiederholten Versicherungen wünschten sie die eingebornen Fürsten zu behalten. Die Brüder waren entschieden republicanisch; sie rechneten auf die Einführung von lauter Republiken durch ganz Europa.

Indessen würde man irren, wenn man in diesen Gesellschaften sogleich eine eigentliche Organisation, und strenge Ordnung voraussetzen wollte. In den Jahren 1816 und 1817 finden wir alles in der lebhaftesten Bewegung; und eben im Werden.

Die Guelfen stifteten in den meisten bedeutenden Städten Räthe mit Präsidenten; sie bedienten sich eines Katechismus ihres politischen Glaubensbekenntnisses, und eines eigenen Wörterbuches für ihre geheime Correspondenz: sie hatten eine Art von Beamten, welche sie die Sichtbaren, Visibili, nannten, und diese erschienen dann am häufigsten. Die Brüder-Nachfolger sendeten ihre Ausbreiter, Propagatori, mit Empfehlungsbriefen von Ort zu Ort:

---

[1]) Niebuhr erklärte uns, daß es heiße: republicani, seguaci (dei) fratelli protettori, und wollte darin eine neue Spur ihres Zusammenhanges mit der Maurerei erkennen; da aber diese Gesellschaft gleich anfangs auf die Americaner baute, und da hernach eben hier eine republicanische Gesellschaft, geradezu unter dem Namen Americaner erschien, welche nichts als die Fortsetzung der fratelli seguaci zu seyn scheint, so wäre ich für die einfachere Erklärung.

ſie nahmen bedeutende Männer auf und ließen ſie jenen raſenden Eid auf Giftflaſche und glühendes Eiſen ſchwören: Tag und Nacht auf die Ausrottung der Tyrannen zu denken, und das Geheimniß der Geſellſchaft zu bewahren: „wo nicht, ſo ſey die Giftflaſche mein Trank und das glühende Eiſen brenne mein Fleiſch.“ Am thätigſten aber waren die Carbonari: ſie vereinigten ſich mit den Andern, und nahmen ſie in ſich auf: ihre Bewegungen liegen am deutlichſten vor uns [1]).

Unter allen Mitgliedern derſelben war Giacomo Papis, zu Ancona, ein Handelsmann, nicht ohne Vermögen und von ausgebreiteten Verbindungen, der früher an der Verwaltung der Domänen des Königreichs Italien Antheil gehabt, wohl das wirkſamſte. Er veranſtaltete jene Verſammlung am Bord des türkiſchen Fahrzeugs, und ſtiftete darauf eine obere Vereinigung — die alta Vendita — zu Ancona. Von ihm gingen die Inſtructionen für die untergeordneten Verbindungen aus; wie mit den Guelfen zu Bologna, ſo unterhielt er mit allen Carbonari des Kirchenſtaates eine lebhafte Correſpondenz; er gab die Päſſe und unterſtützte die Bedürftigen.

Zunächſt ſtand ihm Conte Ceſare Gallo zu Macerata, aus guter und noch nicht heruntergekommener Familie, nicht ohne perſönliches Anſehen. Mit der Regierung des Königreichs Italien hatte er in genauer Verbindung geſtanden; doch rühmte er ſich, daß er dieſe Stellung nur gebraucht habe, um die Intereſſen der legitimen Regierung zu verfechten, Kirchen und Klöſter vor der Zerſtörung zu beſchützen, Prieſtern fortzuhelfen. Zwar aß er gern

[1]) Ristretto del processo informativo A. S. E. Mons. Pacca etc. — Macerata ed altri luoghi — di fellonia — contro G. Papis etc. Roma 1818. In den verſchiedenen, von Bartholdy herrührenden Büchern über die Carbonari findet man einen Auszug aus dem allgemeinen Theile dieſer Acten. Noch wichtiger aber ſind die Unterſuchungen über die einzelnen Angeklagten von B, 3. an; ſie machen uns erſt eine eigene Anſicht möglich. Wir benutzen ſie in dem ganzen folgenden Abſchnitt.

zu Mittag bei dem Delegaten seinem Verwandten, aber dies hinderte ihn nicht, den Carbonari Feste in seinem Hause zu geben; ja als sie Macerata zu einer Vendita Madre constituirten, nahm er den Rang eines Großmeisters an. Er scheint es für eine Art von Ehre gehalten zu haben, geheimen Gesellschaften anzugehören; einen solchen Antrag wies er niemals von sich. Es gefiel ihm, sich selbst mit außerordentlichen Hoffnungen schmeicheln zu dürfen.

Die Theuerung von 1816, die man in diesem Lande der Regierung Schuld gab, und die Unzufriedenheit, welche sie verursachte, mochten nicht wenig dazu beitragen, die Carbonneria auszubreiten.

Gar bald gab es Vendite in Tolentino, Camerino, Loretto. Die Carbonari von Loretto kamen und stifteten eine Vendita zu Monte-lupone. Jenseit der Apenninen machte man geringere Fortschritte; wenigstens klagten die Oberhäupter zu Foligno, daß sie wenig zuverlässige Anhänger fänden. Diesseit war man nicht immer ganz einig. Papis hatte das Leiden, daß sich die Vendita zu Fermo der anconitanischen und mithin seinem Großmeisterthume niemals unterwerfen wollte. Ueberhaupt zeigte sich schon auch in diesem Puncte eine gewisse Eifersucht der Städte und Cesena führte mit vieler Sorgfalt aus, weshalb es die Ehre verdiene, eine Vendita Madre zu haben. Allein im Ganzen nahm der Bund außerordentlich zu; die Vendite fielen mit den guelfischen Räthen zusammen; man machte keinen Unterschied mehr; trotz einzelner Zwistigkeiten hielt man die beste Freundschaft. Vendite madri, und Vendite figlie mehrten sich täglich.

Was man nun aber in denselben getrieben hat?

Die seltsamen Ceremonien mit so mannichfaltiger Bedeutung, ihre Würden und Grade, ihre Correspondenz und Einrichtung gaben ihnen schon an und für sich Beschäftigung. Bei Gelagen und Zusammenkünften aber erwärmte man sich mit hef-

tigen Liedern und Reden. „Bald werde der große Schlag ergehen: man möge ſich mit Waffen verſehen, ſelbſt mit vergifteten; man müſſe, wie Brutus die Tyrannen entthronen, den Purpur des päpſtlichen Mantels in Blut verwandeln. Endlich," ſang man, „werde das erwachende Italien den Stahl zücken, den es vorbereitet; ſchon gehe das blutrothe Geſtirn auf." Ihr Toaſt war: „Tod oder Unabhängigkeit."

Und ob nun mit dieſer gewaltſamen Aufregung eigentliche und feſtgeſetzte Plane verbunden waren? — Dann und wann hören wir davon. Aber auch Vorſchläge, die ein ſo wenig entſchloſſener Großmeiſter, wie Gallo in Macerata machte, wurden von den Mitgliedern verworfen; und wenn man ja dort etwas für thunlich gehalten, ſo erklärte man es in Bologna für unausführbar.

Papis drückte ſich nur ſehr gemäßigt aus. Bei einer Zuſammenkunft auf einem Landhauſe, unfern Monte Granaro ermunterte er nur im Allgemeinen zur Thätigkeit, zu weiterer Ausbreitung der Geſellſchaft. Er erlaubte ſich wohl, an Gallo eine gewiſſe Nachläſſigkeit zu tadeln, doch fügte er hinzu nur in ſeiner Eigenſchaft als Oberer geſtatte er ſich dies. Seine Briefe haben den Meiſterton eines wirklichen Vorgeſetzten, ſo etwas von herablaſſender Ermahnung, was gar ſeltſam läßt. Dieſer geheime Staat iſt zugleich eine Nachahmung und unbewußte Parodie des öffentlichen.

Größere Kraft und Energie darf man ihm wohl auch nicht zuſchreiben. Man erwartete einen Anlaß aus der Fremde. Bald war es eine allgemeine Erhebung der Revolutionnäre von Liſſabon bis Petersburg, von Petersburg bis Neapel: — man hatte ſo wenig Kenntniß von den wahren Verhältniſſen der Welt, daß Papis ſelbſt im Jahre 1817 „als eine gewiſſe Nachricht [1])" meldete, in London ſey volle Revolution ausgebrochen: königliche

[1]) „Vi do notizia certa."

Familie und Parlament seyen massacrirt worden: — bald hoffte man auf eine Entzweiung der großen Mächte, selbst einen Krieg zwischen Oestreich und der Türkei, vor allem aber auf eine Herstellung der Revolution in Frankreich: „wenn der Hahn kräht, wenn die Adler streiten, dann wird Italien auferstehn." Für das Innere erwartete man die Gelegenheit einer Sedisvacanz.

Unternehmung von Macerata.

Eine so weit verbreitete Verbindung kann indeß der Natur der Sache nach nicht lange bestehn, ohne Zeichen ihres Daseyns von sich zu geben. Das vulcanische Feuer kann unmöglich unter dem ganzen Boden hin thätig seyn, ohne hier oder da zum Ausbruch zu kommen.

Es wird wohl gesagt, daß solche Gesellschaften der Leitung unbekannter Oberen hingegeben, von ihnen nach Belieben regiert werden. Hier kam die Bewegung von einer andern Seite.

Wie sollte eine geheime, im Gegensatz wider die Regierung begriffene, zu gewaltsamen Unternehmungen aufgelegte Verbindung bestehen können, ohne die verderbten Stoffe der bürgerlichen Gesellschaft an sich zu ziehen, Elemente, die sie selber verdammt, aber nicht von sich abhalten kann.

Unter den Carbonari unterschied man gar bald die Guten und die Bösen. Die Bösen waren die, welche auf Kosten der Uebrigen lebten, und selbst Mordanfälle unter dem Schein, als geschehe es im Namen der Gesellschaft, ausübten. Oft war die Rede davon, sie auszuschließen, doch geschah es niemals, vielmehr machten gerade sie sich geltend.

Da war der Mastro Terribile der Vendita zu Macerata, Carletti: der schon um der schnödesten Verbrechen willen vor Gericht gestanden. Dennoch erwarb er sich das Vertrauen Gallo's und erschien als dessen erklärtes Organ. Während er sich auf der einen Seite dieses Namens, der in jenen Gegenden nicht

wenig gegolten zu haben ſcheint, zu ſeinen Zwecken bediente, mißhandelte er auf der andern den Grafen, und zwang ihm durch Drohungen Geld ab. Gallo hatte ſich nämlich ſo weit herausgelaſſen, daß er ſich plötzlich in der Gewalt dieſes Menſchen befand.

In Ancona war ein Fechtmeiſter Riva, ein Menſch, der als man ihm irgendwo die Erlaubniß zu ſeinen Fechtſtunden zu verſagen Miene gemacht, geradezu gedroht hatte, ins Gebirge zu gehen und als Räuber zu leben.

Bald hatten ſich dieſe Beiden gefunden und vereinigt. Immer in Thätigkeit, immer unterweges, machten ſie an jedem Ort die Verbindungen geltend, die ſie an den andern hätten. Prahleriſch übertrieben ſie die Kräfte, die ihnen zu Gebote ſtänden. Riva meinte, mit zwölf Mann wolle er ſich der Feſtung von Ancona bemächtigen: Carletti lachte der päpſtlichen Truppen.

Ihr Plan war, ſich an dem Johannisabend 24 Juni 1817 der Stadt Macerata zu bemächtigen; Feuerſignale von dem Glockenthurme gegeben, ſollten die Nachricht nach allen benachbarten Orten tragen; den nächſten Tag wollte man über Ancona herfallen: für hohen Sold würde man gar bald Truppen finden, das ganze Land ſollte in Aufſtand gebracht, und von dieſem Puncte aus die große Weltveränderung ins Werk geſetzt werden.

Zwar drangen ſie mit dieſem Entwurfe bei ihren Oberen nicht durch. Papis zerriß dem Riva ſeinen Plan; ſelbſt Gallo erklärte, es ſey jetzt keine Zeit dazu; der guelfiſche Rath zu Bologna verſagte ſeine Mitwirkung. Sie fürchteten die Ausſchweifungen die dieſe ſo rohen Anführer veranlaſſen würden.

Allein Carletti, der nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatte, ließ ſich nicht zähmen. Der Widerſpruch ſetzte ihn nur in größere Wuth. Er hatte eine Anzahl Bauern, obwohl ſie nicht Carbonari waren, durch die Ausſicht auf gute Beute gewonnen; ein Sergente Maggiore war mit funfzehn Scudi beſtochen, ihnen

ein Thor zu öffnen; dann sollten sie sich mit den Verbündeten im Innern der Stadt vereinigen.

Eine Combination, die nur im glücklichsten Falle gelingen konnte. Aber, wie sich denken ließ, keinesweges erschienen alle die es versprochen: weder draußen, noch innerhalb; Graf Gallo den man zum Consul machen wollte hielt sich zu Bette. Gleich der erste Schuß, der das Zeichen geben sollte, ein Vetturin gab ihn auf eine Schildwacht, traf nicht. Die Carabinieri rückten heraus, und zersprengten die Versammelten.

Eine erbärmliche Unternehmung, die aber natürlich großes Aufsehen machte. Freilich wäre es auch möglich gewesen, daß sie besser entworfen und vorbereitet, mit größerer Uebereinstimmung und Klugheit ausgeführt worden wäre. Dann hätte sie bei dem Zustand dieses Landes eine große Verwirrung hervorbringen können. Jetzt war ihr einziger Erfolg, daß der Staat auf seine Gefahr aufmerksam wurde. Die Häupter denen man damals auf die Spur kam, wurden eingezogen: sie sind hernach zu immerwährendem Gefängniß verurtheilt worden.

Indeß zerstörte man damit die Gesellschaften lange nicht. Im Jahre 1819 trat ein Ereigniß ein, das ihr fortwährendes Bestehen und nicht minder ausgebreitete Anschläge verrieth.

Illuminati.

Ein geringfügiges Ereigniß, doch gehört es in diesen Kreis und zeigt eine so eigene Mischung des Charakters, daß ich es wohl erzählen kann.

Ein Offizier der alten italienischen Armee, Illuminati, ward zu Rom eingezogen. Wie er dort an der Piazza Colonna ein paar Briefe auf die Post gab, hatte man ihm eine gewisse Unruhe anzumerken geglaubt, die Briefe gesucht, und sie verdächtig gefunden. So räthselhaft sie lauteten, so sah man so viel, daß es Berichte

eines Emiſſärs an die Brüder einer Loge waren, in denen er ihnen ſeine Beobachtungen mittheilte.

Der Eingezogene läugnete nicht lange, daß er dieſe Briefe geſchrieben, allein er weigerte ſich, ſie zu erklären. Indem er ſich ſelber anklagte, daß er ſich nicht ſogleich erſchoſſen habe, als er ſich beobachtet geſehen, fügte er hinzu, doch ſolle man darum nichts von ihm erfahren; ſein Entſchluß ſey gefaßt; er werde zu ſterben wiſſen.

In der That aß er von Stund an nicht wieder. Auch nahm er nicht zu trinken, zumal da er fürchtete, man gebe ihm etwas, das ihm den Kopf verwirre und ihn doch reden mache; er kleidete ſich nicht mehr aus, er legte ſich nicht mehr zu Bett.

Man begreift, daß gerade ein ſolches Betragen nur um ſo begieriger machte, ſeine Geheimniſſe zu erfahren. Mußten ſie nicht höchſt wichtig ſeyn, da ein Menſch ſich ſelbſt einem grauſamen Tode weihete, um ſie mit ſich ſterben zu laſſen? Auch enthielten die Briefe, ſo weit man ſie verſtand, merkwürdige Andeutungen. „In Rom gebe es wenig Anhänger der Revolution, aber ſie ſeyen dafür deſto entſchiedener.“ „Der Herbſt ſey lachend, noch ſchöner werde es im Frühjahr werden.“ Welche Drohungen und Gefahren ſchloß dies ein!

Was man aber auch an Illuminati verſuchen mochte, es war alles vergeblich. Er kehrte die Zunge um, wenn man ihm mit Gewalt nährende Stoffe einflößen wollte. Schon ward er ſo ſchwach, daß man ſeinen Tod in Kurzem erwartete.

In dieſem Moment lief eine Zuſchrift an ihn ein. Illuminati, der nachdem er ſeine Anſtellung verloren, Weib und Kind in Ferrara verlaſſen, hatte darauf in Venedig mit einer andern Frau gelebt. Von dieſer Venezianerin war der Brief.

Der Governatore hielt es doch für der Mühe werth, zu gehen und ihn perſönlich zu überbringen, um einen ſo räthſelhaften Gefangenen ſelber noch einmal zu beobachten.

Illuminati, halb ohne Leben, ſaß auf ſeinem Stuhl am Bett;

er nährte seine Seele mit dem Bewußtseyn seiner Unbeugsamkeit; es dauerte eine Weile ehe er den Governatore bemerkte; indem er dann seine Kräfte zusammen nahm, um ihm die gewöhnliche Höflichkeit zu bezeugen, empfing er jenen Brief.

Wie sonderbar ist der Mensch zusammengesetzt! Dieser hartnäckige Italiener, ein Kriegsmann, in Verschwörungen verflochten, entschlossen zu sterben, ward von ein paar Zeilen besiegt. In dem Zustande der äußersten Schwäche, in den ihn seine Enthaltung versetzt, hatte er kein Mittel übrig behalten, um dem Eindruck derselben zu widerstehen. Ein Gefühl, das in ihm schlummern mochte, als er auf das Leben verzichtete, erwachte plötzlich wieder, und nahm ihn völlig ein: von seiner Leidenschaft in der Liebe ward seine politische Leidenschaft überwunden. Er brach in einen Strom von Thränen aus. Um wenigstens antworten zu können, überließ er sich einem Arzt. Endlich brachte er es so weit; dann war auch die natürliche Liebe zum Leben wieder aufgewacht und er fing sogar an einige Erklärungen zu geben.

Nicht alles wird uns bekannt geworden seyn, was er gesagt hat. Man glaubte abzunehmen, Mailand und Neapel seyen in dem engsten Verhältniß; Guelfen und Carbonari völlig vereinigt; in Mailand sey der Comitédirecteur; er bestehe aus fünf Personen; er habe Verbindungen bis nach Rom. Es schienen die engsten Verhältnisse zwischen den Italienern und einigen Engländern unterhalten zu werden. Die Hoffnungen, die man hegte, gingen auf die nächste Zukunft. Italien, sagte Illuminati, bedürfe der Winde des Nordens; nicht allein das Frühjahr werde schön, auch der Winter werde heiter seyn.

Nur allzuwohl trafen seine Prophezeiungen ein. In dem Winter von 1820 ward der Herzog von Berry ermordet und brach die spanische Revolution aus; in dem Sommer kam es zur neapolitanischen: Ereignisse, die ganz Europa in eine neue Gährung versetzten und den Weltverhältnissen eine andere Gestalt gaben.

Gefahren während der neapolitaniſchen Revolution.

Vor allem bedrohten ſie den Kirchenſtaat.

Dieſer ſchwache Staat von feindſeligen Elementen durchdrungen, ohne wahrhafte innere Feſtigkeit, wie ſollte er einer europäiſchen Bewegung widerſtehen, die ſich mit fortreißender Gewalt heranwälzte.

Benevent und Pontecorvo wurden gleich im Juli 1820 von ihr ergriffen. Es erſchien eine Erklärung, „es ſey der Wille des beneventiniſchen Volkes, frei und vereinigt mit Neapel zu leben und zu ſterben.“ In Pontecorvo pflanzte man einen Freiheitsbaum.

Von dieſer neapolitaniſchen Enclave drang dann die Bewegung bald in die eigentlich römiſchen Provinzen vor. Im Gebiet von Froſinone trat gleichſam die ganze Bevölkerung zu den Carbonari.

Wie ſehr aber mußten dieſe Revolutionen die Reſte jener Geſellſchaft in Bewegung ſetzen, welche ſchon ſo lange auf einen Antrieb von Außen gewartet hatten. Noch immer erfüllten ſie die Legationen, vornehmlich Romagna. Noch immer ward von Halbjahr zu Halbjahr das Erkennungswort ausgetheilt: Verſammlungen wurden gehalten und tauſend Entwürfe gemacht. Es beſtand eine entſchieden republikaniſch geſinnte Geſellſchaft, die ſich Mericani, Americani nannte. Vielleicht hatten ſie ſich aus jenen Brüder-Nachfolgern entwickelt. Sie hatten ihre Verſammlung in den Gehölzen; da ſangen ſie ihr romagnuoliſches Lied: „Wir ſind Alle Soldaten für die Freiheit.“ Mit welchem Jubel begrüßten ſie Lord Byron, wenn er einmal bei ihnen vorübertritt. Der Dichter, von jenen magiſchen Worten, Italien und Rom und Freiheit bezaubert, — der ſeine Poeſie lebte, — der nicht zufrieden mit dem politiſchen Gedicht, ſich in eine poëtiſche Politik geworfen hatte, deren Opfer er ſpäter wurde, gab ihnen Geld und verſchaffte ihnen Waffen. Oft fand man dann An-

ſchläge an den Paläſten: Tod den Prieſtern, nieder mit dem Adel, es lebe die Republik. In dem Theater brach dieſe Geſinnung aus. Den Carbonari ſtanden die Sanfediſten gegenüber und zuweilen rüſteten ſich beide Parteien [1]).

Diesmal drang die Bewegung ſelbſt nach Rom vor. Auch in Rom verkaufte man Ringe mit Todtenköpfen und anderen Sinnbildern der Carbonari; die abgedankten Soldaten des napoleoniſchen Heeres erſchienen in Schaaren. Man fand die trotzigſten Anſchläge voll aufrühreriſchen Inhaltes. „Wie lange, lautete einer, der mit den räthſelhaften Buchſtaben der Carbonari anfing, und an der Stelle der Unterſchrift ihre Zeichen hatte, wie lange wollt ihr nur, Römer, eure feigherzige Geduld fortſetzen? Das Beiſpiel eurer Nachbarn, der braven Neapolitaner, wird es euch nicht aufwecken? wollt ihr noch länger zögern den Cardinal Tyrann zur Rechenſchaft zu ziehen über den Mißbrauch ſeiner Gewalt, ſeine Verruchtheit und ſeine heuchleriſchen Ausreden? Erhebt euch! erobert eure Rechte wieder! Chriſtus wird euch beiſtehen!

Da iſt nur merkwürdig, welch eigene Geſtalt die Sache in dem römiſchen Gebiete annahm.

Wenn irgendwo, ſo iſt in dieſen Gegenden die ſpaniſche Conſtitution gefährlich. Gerade das, was ſie unausführbar macht, gibt ihr ihren Reiz. So rein iſt ſie auf das Prinzip der Nationalſouveränetät gegründet: ſo ganz legt ſie alle Gewalt in die Hände der Cortes [2]). Recht verführeriſch aber wird ſie dort erſt dadurch, daß ſie die Ausübung jeder andern Religion, außer „der einzig wahren römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen" verbietet, daß ſie nicht allein die Wahlen mit geiſtlichen Ceremonien um-

---

[1]) Letters and Journals of Lord Byron. By Th. Moore. 1820. 21.

[2]) Vom conſtitutionellen Standpunct hat ſie noch Martignac beurtheilt, Essai historique sur la révolution d'Espagne. T. I. p. 97.

gibt, und unter den Augen des Pfarrers vornehmen läßt, ſondern auch die Wahl der Weltgeiſtlichen zu Deputirten ausdrücklich billigt [1]). Für den niedern Klerus und die ganze gläubige Bevölkernng hat dies viel Anziehendes.

Mit ungemeinem Enthuſiasmus ward ſie darum bewillkommt; es fanden ſich in Rom alte Exemplare auf dem Lager, welche reißend verbreitet wurden. Die Erläuterungen, mit denen ſie begleitet iſt, erlangten einen ungetheilten Beifall.

Wie ſehr auch immer die Natur des Kirchenſtaates und der päpſtlichen Gewalt eine ſolche Conſtitution auszuſchließen ſchien, ſo dachte man doch auch hier geradezu auf eine Einführung derſelben.

„In Erwägung," heißt es in einer erdichteten Proclamation, welche die Freunde der Neuerung auf einen Tag ſämmtlichen Delegaten in die Hände zu bringen wußten, „in Erwägung, daß das Recht eine freie Conſtitution zu fordern, von dem Wiener Congreß anerkannt worden, daß das Volk von Rom die Conſtitution von Spanien fordert, daß es die Tyrannei eines Conſalvi nicht länger ertragen kann — hier folgt eine lange Aufzählung aller Beſchwerden, die man gegen den Cardinal vorbrachte, nicht ohne die Bemerkung, daß er die kirchlichen Intereſſen des heiligen Stuhles als ein Verräther aufopfere — endlich in Erwägung, daß, wenn man den gerechten Forderungen des Volkes Widerſtand leiſten ſollte, den 9ten Auguſt um die 22ſte Stunde das Geſchrei Amazza, Amazza erſchallen und ein allgemeines Gemetzel erfolgen würde, aus allen dieſen Gründen hat ſich der heilige Vater entſchloſſen, den Feind des Volkes der Rache deſſelben zu überlaſſen und die göttliche ſpaniſche Conſtitution anzunehmen, worin ihn der ehrwürdige Körper der Cardinäle unterſtützen wird. Er wird die Abgaben vermindern, er wird künftig nach dieſer Conſtitution, dem Evangelium und dem

[1]) Art. 12, 46, 91.

Concil von Trident regieren; in San Lorenzo in Damaso wird er sich hiezu verpflichten und vor allen die braven Bolognesen belohnen, die ihn hiezu besonders veranlaßt."

Wie seltsam sind hier geistliche und weltliche Interessen, die spanische Constitution und die kirchlichen Gesetze in einander gemischt! Aber eben dies ist das Unterscheidende dieser Entwürfe.

In der That glaubte man, daß die constitutionnelle Richtung sogar in die Cardinäle eingedrungen sey. In jenem Pamphlet gegen Consalvi, das nach der Entweichung des Governatore erschien, hieß es wörtlich: „der weise und patriotische Cardinal Pacca hat die tiefe Ueberzeugung, daß in unserm Jahrhundert nur eine liberale Constitution zu retten vermag. Andere würdige Mitglieder des heiligen Stuhles denken wie er. Schließt euch an sie an! Von ihren Händen werdet ihr eine Cardinalconstitution (constituzione cardinalizia) empfangen."

Und wäre es ein Wunder, wenn einige ehrgeizige Cardinäle, eingedenk der alten Bedeutung ihres Standes, durch die Vernachlässigung die ihnen der Staatssecretär widerfahren ließ aufgebracht, und fortgerissen von dem Strome der Meinung hierauf wenigstens im Stillen eingegangen wären? Sie dachten wohl sich zu einem italienischen Senat auszubilden; sie schmeichelten sich, das Unterhaus das man ihnen zur Seite setzen würde, durch ihr Ansehen im Zaum zu halten. Gewiß, es wäre nichts gefährlicher gewesen, als wenn sich die römische Curie an die Spitze der italienischen Bewegung gestellt hätte.

Hier trat dann die seltsamste Annäherung ein.

Consalvi hatte, wie wir sahen, beiden Parteien nachgegeben. Wäre es ihm besser gelungen, hätte er einen Staat hergestellt, der an innerem Bestand dem alten zu vergleichen gewesen wäre, so würde er auch ohne Begünstigung der einen oder der andern keine zu fürchten gehabt haben. Allein da es nicht ging, da es mit dieser Art von Staat, wie Jedermann einsah, nicht fortwollte, so erhoben sich beide wider ihn. Unzufrieden mit dem was ihr

gewährt worden, ſah eine jede die Urſache des öffentlichen Unglücks nur in dem, was ihr verſagt geblieben. Von beiden Seiten erhoben ſie ſich wider Conſalvi.

Wer hätte es glauben ſollen? In dem Moment, den wir betrachten, war es nahe daran, daß ſich beide vereinigten. In einem Senat aus Geiſtlichen hätte man das eine, in einem demokratiſchen Unterhauſe das andere Element repräſentirt. Es iſt wahr, eine Bewegung in rein liberalem Sinne mochte in Rom nicht zu erwarten ſeyn. Eine zugleich liberale und klerikaliſche dagegen wäre ſo unmöglich nicht geweſen; der Einfluß der Curie und die Neigungen der Mittelclaſſe hätten ſich dann vereinigt. Zwar würde es auf keinen Fall lange gedauert haben; zum erſten Anſtoß aber hätte es füglich dienen können.

Es bedurfte nur eines Zunders für dieſe brennbaren Stoffe.

Und hätte man ſich ſo ſehr verwundern dürfen, wenn ſich die Neapolitaner bemüht hätten, eine Bewegung im Kirchenſtaate hervorzubringen? Man konnte nicht in Zweifel ſeyn, wozu die öſtreichiſche Macht in der Lombardei ſich rüſte; und kein Menſch konnte ſich einbilden, daß der Papſt den Durchmarſch derſelben verhindern werde. Auch hatte Pepe eine förmliche Petition, unterzeichnet von ein und ſiebzig ausgewanderten Römern, in Empfang genommen, in der er geradezu um eine Invaſion erſucht ward.

Es kam alles darauf an, die Berührung zwiſchen Rom und Neapel zu verhindern, von welcher Seite ſie auch geſucht werden mochte. Sehr wohl faßte es Conſalvi.

Der Forderung der Neapolitaner, Rom ſolle ſich einem Durchmarſch der Oeſtreicher widerſetzen, wo nicht, ſo werde man auch von neapolitaniſcher Seite die Grenzen überſchreiten, ſetzte Conſalvi eine ſehr geſchickte Antwort entgegen. Er ſagte, noch ſey kein Antrag in jener Beziehung an ihn gelangt. Damit leugnete er nicht, daß ein ſolcher geſchehen könne, er verſprach auch nicht

denſelben zurückzuweiſen: er band ſich die Hände für die Zukunft nicht. „Uebrigens aber," fügte er hinzu, „ſey die Unverletzlichkeit der päpſtlichen Staaten von allen großen Mächten anerkannt; ohne Zweifel werde jede Regierung ſie reſpectiren." Auch damit ſagte er nichts wider Oeſtreich — es war weit entfernt, den Durchmarſch erzwingen zu wollen — aber gegen Diejenigen hatte die Unverletzlichkeit Bedeutung, welche ohne die Bewilligung des Papſtes einzurücken drohten. Auf das klügſte abgewogen, wie wir ſehen, war dieſe Antwort und in der That hatte ſie ihre Wirkung. Die Neapolitaner, an ſich nicht kriegeriſch geſinnt, dachten für's Erſte an keinen Angriff.

Nur war es nöthig, auch jeden Ausbruch einer inneren Bewegung zu vermeiden.

Es lag eine gewiſſe Gefahr darin, daß eines Tages die Tuchfabriken, weil man ihnen ein Recht, auf das ſie angetragen, verſagt hatte, ihre ſämmtlichen Arbeiter auf einmal zu entlaſſen Miene machten. Dieſer Arbeiter waren mehrere tauſend. Mit ihrem Anhang, ihren Frauen und Kindern hätten ſie wohl einen Kern für eine Bewegung bilden können und es gab Leute, welche Feuerzeichen, die man alle Nacht von der neapolitaniſchen Grenze her bis zu den albaniſchen Höhen von Berg zu Berg bemerkte, damit in Verbindung ſetzten. Conſalvi verſäumte nichts, bis er Herren und Arbeiter beruhigt hatte. Er wandte, wie man ſagt, ſelbſt eine bedeutende Summe daran. Alle ſeine Maaßregeln waren wohlberechnet. Er hatte die Waffen der Bürgergarden anfangs nach dem Caſtell S. Angelo abführen laſſen. Auf ihre Bitten ſtellte er ſie nunmehr unter die Obhut der ſicherſten Einwohner. Sie ſchwuren ihm dafür die Stadt gegen jeden Angriff zu vertheidigen.

Noch einmal zeigte Conſalvi hiebei ſein Talent in glänzendem Lichte. Ihn vor Allen, den beide Parteien haßten, bedrohte ein gräßliches Schickſal. Doch verlor er darüber niemals Ruhe und Geiſtesgegenwart. Er ließ ſich die Dinge nicht perſönlich

anfechten; beſonnen ermaß er ſie. Er zeigte eine überlegene feſte Klugheit und gerade die rechte Vereinigung von Güte und Strenge.

Hiebei kam ihm die ruhige Faſſung des Papſtes, der ſchon ganz andere Gefahren erlebt hatte, ſehr zu Hülfe. Als eines Abends im Februar 1821 über die Nachricht, die Neapolitaner ſeyen in vollem Marſch auf Velletri, ganz Rom in Verwirrung gerieth — Fiakerpferde wurden requirirt, Kanonen aufgefahren; die Bürgergarde zog auf, die Truppen machten ſich fertig, nach Civita vecchia abzugehen — blieb der Papſt faſt allein gelaſſen. Man redete ihm zu mit den Truppen aufzubrechen. Höre Froſini, ſagte er zu ſeinem Maggiordomo, wenn du Furcht haſt, ſo kannſt du abreiſen; ich lege mich zu Bette. Den andern Tag wies ſich auch alles als ein falſcher Schrecken aus.

Indeſſen wiſſen wir doch, daß gerade damals eine gewiſſe Gefahr drohte. Mitten in dem Carneval, während man nur Tanz, Theater und Maske zu kennen ſchien, hatten die Carbonari von Bologna und Romagna eine Bewegung vor. Sie hatten den Ausbruch einer Revolution auf den zehnten oder elften Februar feſtgeſetzt [1]). In der That erſchien, wahrſcheinlich ausdrücklich beſtimmt dieſelbe zu begünſtigen, ein revolutionnärer Haufe über dem Tronto. Er rückte in Ancarano ein und machte bekannt, man werde in dem römiſchen Staate vier patriotiſche Lager aufſchlagen, zu Peſaro, Macerata, Spoleto und Froſinone; man werde eine proviſoriſche Junta ernennen, die ihren Sitz anfangs zu Spoleto nehmen, aber ſich alsdann nach Rom verfügen ſolle, um daſelbſt bis zur Zuſammenberufung eines Nationalparlaments zu regieren [2]). Vielleicht war dies in der That

---

[1]) Dieſe Notiz finde ich allein in Lord Byron's Journal, February 9th. 1821.

[2]) Auch Lesur Annuaire 1821, p. 322. gedenkt dieſer Proclamation.

der Plan der Carbonari beider Länder. Aber einmal war dieſer Haufe doch ſehr ſchwach; da er ſich dabei vermaß Contributionen einzufordern, brachte er die Bevölkerung wider ſich auf; die Beſatzung von Ascoli trieb ihn zurück.

Sodann und dies iſt die Hauptſache, ſchon am fünften überſchritten die Oeſtreicher den Po. Der Anblick ihrer Armee allein war hinreichend jede Bewegung zu erdrücken. Eine Zeit lang hofften die Carbonari des Kirchenſtaates noch auf den Widerſtand der Neapolitaner. Aber dieſe täuſchten alle Erwartungen. Auch Pontecorvo und Benevent kehrten ohne Weiteres unter die päpſtliche Herrſchaft zurück.

Noch einmal hatte der Cardinal das Land in ſeiner Gewalt.

Nur täuſchte er ſich, wenn er ſich überredete, es ſey durch ſeine eigene Kraft dahin gekommen. Es iſt wahr, ein eigentlicher Ausbruch der Bewegungen war vermieden, immer ein Anfall der Neapolitaner, wenn gleich ein ſchwacher, war zurückgewieſen worden; aber die Hauptſache war durch Ereigniſſe geſchehen, denen ſeine Klugheit nur zu Hülfe gekommen. Von andern Gewalten wurden die Weltſchickſale beſtimmt.

Verhältniß zu den Mächten. Rathſchläge.

Und hier müſſen wir wohl des großen Weltverhältniſſes — von allen, die ſich in neuerer Zeit ausgebildet haben, vielleicht des wichtigſten, — zwiſchen dem öſtlichen Europa und den romaniſchen Völkern noch beſonders gedenken.

Mir erzählte ein Prieſter von Ascoli auf's ausführlichſte, wie alles gekommen und welche Ehre ſich ſeine Landsleute dabei erworben. Ohne ihre Standhaftigkeit, meinte er, wäre der Ausbruch der Revolution unvermeidlich geweſen.

Wie andere, beruht auch dies auf dem Geſchehenen, dem Ereigniſſe, aus dem es unmittelbar hervorgegangen iſt.

Die Weltmacht, die ſich aus den revolutionnirten romaniſchen Nationen entwickelt hatte, den Continent umſpannte, und in Feſſeln ſchlug, fand nach ſo langen Siegen doch endlich, bei der erſten Gunſt der Umſtände, ihre Rückwirkung. Die germaniſchen und ſlawiſchen Mächte, zwar beſiegt, aber nicht völlig überwunden, erhoben ſich in aller Kraft, die ein lange verhaltener Ingrimm aufzurufen vermag; mit den niemals beſiegten Gegnern des Gewaltigen, die ihm fortwährend allenthalben zur See und und bereits auch zu Lande in Spanien nicht ohne Erfolg den Krieg machten, mit den Engländern im Bunde, ſprengten ſie ihre Feſſeln. Aber indem ſie ſich befreiten, vernichteten ſie zugleich — es war keine Willkür, es war der nothwendige Gang der Dinge, — die Gewalt, von der die romaniſchen Völker umſchlungen waren. Dieſe wurden, mit wenigen Anomalien, ſich ſelber überlaſſen. Man könnte ſagen, es war, als hätte ſich unſer Armin nicht begnügt, den Varus zu ſchlagen, als wäre er gezwungen geweſen, Auguſt vom Thron zu ſtoßen und hätte dann die ſüdliche Welt ſich ſelber überlaſſen.

Jetzt ſtellten ſich, ohne daß man viel dazu gethan hätte, in allen oder faſt in allen romaniſchen Ländern die alten Gewalten wieder her. Sie ſtützten ſich auf Die, deren Siegen ſie ihre Herſtellung verdankten, doch waren dieſe weit entfernt, ihnen für die innere Regierung ihrer Länder Maaß zu geben und Vorſchriften zu machen. Genug, wenn ſie weiſe und vernünftig verfuhren, wenn ſie ſich hielten.

Fragen wir, welche Maaßregeln die ſüdlichen Regierungen im Allgemeinen ergriffen, ſo beruhen ſie hauptſächlich auf folgendem Moment.

Auch in den romaniſchen Ländern hatte die Revolution fortwährenden Widerſtand gefunden. Niemals hatten ſich ihr die Prieſter von Herzen ergeben. Wo die katholiſche Kirche mit

ihrem Cultus und Heiligendienſt, mit ihren Formen, die das Leben ausfüllen, einfach-geſinnte Bevölkerungen beherrſchte, war es zu einem Kampfe auf Leben und Tod gekommen. In der Vendée und in Calabrien, in allen Gebirgen von Spanien. Das gemeine Volk in Italien, und in dem Süden von Frankreich, hatte ſo wenig wie das ſpaniſche die Ideen der Revolution eigentlich an ſich kommen laſſen.

Und ſo lag es in der Natur der Dinge, daß die hergeſtellten Regierungen dies Element begünſtigten. Darauf wollte die Majorität der Kammer von 1815 ihr reſtaurirtes Frankreich gründen; wir ſahen, wie ernſtlich Ferdinand VII den Beinamen eines katholiſchen Königs zu verdienen geſonnen war; in Piemont, wie in Neapel, wenigſtens in einigen Rückſichten auch in dem Kirchenſtaate, verfolgte man die nämliche Richtung.

Dürften wir ſagen, daß dieſelbe durchaus genügend und förderlich geweſen? daß ſie nicht einſeitig ausgeführt worden ſey? daß ſie nicht viele falſche Maaßregeln herbeigeführt habe? Auf jeden Fall hatte ſie folgende nothwendige und unausbleibliche Wirkung.

Wenn die Revolution die romaniſche Welt nicht vollkommen unterworfen, ſo war ſie doch daſelbſt entſprungen und hatte in ihrer antireligiöſen, ſo wie in ihrer politiſchen Tendenz tiefe Wurzeln in derſelben getrieben. Der Geiſt der Revolution wurde dadurch nicht beſchwichtigt, daß man ſeinen geraden Gegenſatz zur Erſcheinung brachte. Eine Zeit lang bei Seite getrieben, regte er ſich ſofort, als die Sachen, wie man ſie anfing, nicht gingen, als ſich neue Verwirrungen zeigte, in ſeiner ganzen Kraft. Bald traten ſich dieſe feindſeligen Elemente, durch alle reſtaurirte Länder, Angeſicht gegen Angeſicht entgegen und fingen an, ſich von neuem zu bekämpfen. Im Jahre 1820 brachen die Empörungen aus; von Cadiz verbreiteten ſie ſich mit reißender Geſchwindigkeit, bis in die Alpen von Savoyen; es war nahe genug an einer Bewegung in Frankreich, die indeß glücklicherweiſe

noch vertagt blieb. So wenig erfocht das geiſtliche, und dem alten zugewandte Prinzip den Sieg über die Neuerung und die Revolution, daß eine völlige Umkehrung der ſüdlichen Welt neuerdings zu beſorgen war.

Sieht man die Sache nur von außen, und obenhin an, ſo ſcheint es wohl, als ſeyen die Mächte, durch welche die Weltveränderung geſchah, mit jener geiſtlich-politiſchen Richtung verbündet. Und wahr iſt es, daß ſie das revolutionnäre Prinzip bekämpfen. Es hat ihnen ſo lange einen ſo gefährlichen Krieg gemacht; es feindet ſie in neuen Geſtalten immerfort an; durch die Analogien, welche es bei der engen Verbindung aller europäiſchen Dinge aller Orten hervorruft, bedroht es ſie in ihrer Nähe; in Rückſicht auf Italien und die darauf mitgegründete europäiſche Ordnung der Dinge ſchließt es noch beſondere Gefahren ein.

Sollten die Mächte aber deshalb mit dem im Süden zur Erſcheinung gekommenen äußerſten Gegenſatz deſſelben ſo geradehin im Bunde ſtehen? Sollten ſie die falſchen Schritte billigen, zu denen das geiſtliche Prinzip veranlaßt? Sollten ſie es in ſeinen Ausſchweifungen, in ſeinem Fanatismus begünſtigen? Sollten ſie Gefallen haben an dem Mißbrauch der Gewalt?

Nimmermehr! —

Ich will einen einfachen Grund anführen, weshalb nicht. Es treten neue Empörungen ein und ſie ſind wieder genöthigt, dieſelben unmittelbar oder mittelbar zu dämpfen. Dennoch können ſie ſich in die innere Regierung der beruhigten Länder nicht wohl miſchen. Indeſſen gerathen ſie in den Nachtheil als Beſchützer der Tyrannei zu erſcheinen, und dadurch den Argwohn der Welt, ihre eigenen Völker nicht ausgeſchloſſen, auf ſich zu laden, als liebten ſie Willkür, Prieſterherrſchaft und Gewaltſamkeit.

Wie ſeltſam! Es war Befreiung und plötzlich nimmt es die Geſtalt von Unterdrückung an.

In der That aber hat der große Bund nie etwas Anderes

gewünſcht, als eine geſetzmäßige ruhige Entwickelung; nie lag etwas Anderes in ſeinem Intereſſe; es war ihm genug, wenn das ſüdliche Europa ihm nur nicht geradezu in feindſeliger Stellung gegenüber trat; nichts Anderes, als Mäßigung und Weisheit, hat er jemals empfohlen.

Man dürfte einwerfen: warum hat er es nicht durchgeſetzt, warum nicht ſelbſtändig angeordnet?

Es iſt nicht ſchwer hierauf zu antworten. Einmal iſt man genug mit ſich ſelbſt beſchäftigt und wie viel ſchwerer noch, als den eigenen iſt es, einen fremden Staat einzurichten. Sodann aber würde man niemals durchdringen. Kaum hergeſtellt iſt ein jeder Staat doch wieder unabhängig; er fordert die abgemeſſenſte Rückſicht; je ſchwächer er ſich fühlt, um ſo mehr will er jeden Schein von Unterwürfigkeit vermieden wiſſen; er hütet ſeine Integrität als den Kern ſeines Lebens.

Es bleibt dann nicht viel mehr übrig, als Rathſchläge zu ertheilen, wie man das auch nicht verſäumte.

Wenn es nicht zu leugnen war, daß die mangelhafte Verwaltung, daß die tauſend Mißbräuche, die in den italieniſchen Staaten ſeit der Herſtellung der alten Gewalten eingeriſſen, wo nicht der oberſte Grund, doch die vornehmſte Veranlaſſung der Bewegungen waren, ſo lag am Tage, daß denſelben für die Zukunft nur durch eine innere Verbeſſerung, die mit Verſtand entworfen und mit Feſtigkeit durchgeführt würde, vorgebeugt werden könne.

Nur mit Mühe entzog ſich König Ferdinand in Laibach der Zumuthung, eine Conſulta zur Seite zu haben. Wer weiß auch, ob eine ſolche Form etwas genützt, ob ſie nicht durch die Schwächung des höchſten Anſehens eher geſchadet hätte. Viel mehr kam es auf eine vernünftige gemäßigte, weiſe Verwaltung an.

Eben dahin zielten die Rathſchläge, welche die großen Mächte den italieniſchen Höfen ertheilten. Im Mai 1821 ließen ſie denſelben gemeinſchaftliche Vorſtellungen machen.

„Die Autorität," hieß es in einer derſelben, „iſt in den italieniſchen Staaten nur allzuhäufig, zugleich unterdrückend und ſchwach; unterdrückend im Einzelnen, ſchwach im Allgemeinen. Die Juſtiz iſt langſam, zuweilen ungleich, willkürlich und ſelbſt feil. Die Verwaltung hat oft weder Ordnung noch Prinzip: ſie iſt zugleich habſüchtig und verſchwenderiſch; ſie verſteht nicht das Privateigenthum heranzuziehen, wo es möglich und nothwendig wäre. Es fehlt an der nothwendigen Sicherheit: die Erziehung wird vernachläſſigt; die ſcheinbare Güte der Regierung iſt Schwäche oder Apathie."

Schon in dieſem Tadel liegt das Gegentheil, das man empfiehlt. Noch deutlicher wird dies ausgedrückt, wo von den Mitteln die Rede iſt, durch welche man die Revolution zu vermeiden habe. „Dieſe Mittel, heißt es, ſind die Unterdrückung und Vernichtung der geheimen Geſellſchaften; eine feſte und väterliche Verwaltung, welche offenbar das Wohl der Unterthanen bezweckt; allmählige und wohlüberlegte Verbeſſerung, welche unmerklich und ohne Erſchütterung heilſame und unentbehrliche Reformen herbeiführt; Strenge und Unparteilichkeit in der Anſtellung der Beamten; endlich Inſtitutionen, die, indem ſie den Völkern Bürgſchaften für ihre realen Intereſſen und ihre wahren Bedürfniſſe geben, dabei die Prinzipien des monarchiſchen Syſtems nicht gefährden, welches heut zu Tage das letzte Bollwerk gegen die Anhänger der Revolutionen und der Anarchie bildet."

Siehe da die Rathſchläge, welche die Mächte den italieniſchen Staaten gaben, die Grundſätze, welche ſie befolgt zu ſehen wünſchten.

Und gewiß durften die Mächte, nachdem durch ihre Vermittelung die Ruhe wieder hergeſtellt, und eine feindſelige Faction unterdrückt war, auch hoffen, daß ihr Rath einigen Nachdruck haben, eine gewiſſe Wirkung hervorbringen werde.

So viel ich habe vernehmen können, täuſchten ſie ſich hierin. Wenigſtens hätte man von Conſalvi vermuthen ſollen, nachdem

er die Fehler der Verwaltung in seinem Staate so oft eingestanden, und über die unübersteiglichen Hindernisse jeder Verbesserung so oft geklagt hatte, er werde die Vorstellungen, die man ihm machte, gut aufnehmen und sie vielleicht als eine Stütze ergreifen; allein man versichert mich, daß er sich sogar beleidigt glaubte. Er meinte die Unabhängigkeit seiner Regierung bedroht zu sehen. Dies Gefühl war stärker als jedes andere. Jeder gemeinschaftlichen Maaßregel, die etwa für Italien in Vorschlag kam, entzog er sich. Es war ihm unerträglich, zu denken, daß der h. Vater auf irgend eine Weise auf gleicher Stufe mit Toscana oder Modena erscheinen sollte; es war nichts mit ihm anzufangen und auf nichts ging er ein.

Die einzige Wirkung so wohl gemeinter Vorstellungen war eine stärkere Irritation.

Schon bemerkten Einige, was daraus erfolgen müsse. „Ihr habt," sagte Niebuhr zu einem römischen Staatsmann, „die Einmischung zurückgewiesen, die euch mit Zartheit und großer Rücksicht angeboten ward. Denkt an mich! Es wird eine Zeit kommen, wo ihr euch derselben unter ganz anderen Formen zu unterwerfen habt."

Letzte Zeiten Pius VII.

Eine so unerwartete Wendung nahmen diese Dinge. Offenbar war der Kirchenstaat aus einer Gefahr errettet, die ihn zu vernichten drohete; und Consalvi konnte es sich nicht verbergen. Aber kaum gerettet, lehnte er sich — wer hätte es glauben sollen — wider seine Retter auf; auch von einem unfehlbar wohlthätigen Einfluß derselben, der ihm selbst erwünscht seyn mußte, wollte er nichts wissen.

Ja im Gegentheil. So wie Consalvi nie zu den Beschlüssen von Laibach hatte einstimmen, so wie er nie seine Hülfsbedürftig-

keit hatte geſtehen wollen, ſo trug er Bedenken mit dem Prinzip, das ihm eben den Untergang gedroht hatte, zu brechen.

Selbſt wider die Anhänger der Revolution in dem eigenen Staate griff er nur ungern zu kräftigen Maaßregeln. Die Strafen, die er verhängte, fand man nicht eben ſchwer. In Benevent unterzeichneten die Oberhäupter der Rebellen ſelber die Unterwerfungsacte. Man begnügte ſich die Verbannung der Schuldigſten auszuſprechen. Da dieſe während der Revolution Geld genug erworben hatten, mit dem ſie ſich nun entfernten, ſo war das ſo gut wie eine Begnadigung. In der Romagna ſtrafte man anfangs faſt Niemand. Es waren eine Menge Ermordungen vorgefallen; man kannte die Namen der Schuldigen; doch beunruhigte man ſie nicht. Prieſter, welche gegen den Aufruhr predigten, bekamen noch immer anonyme Warnungen, die ihnen mit dem Tode droheten. Die Anhänger der Regierung wagten noch immer nicht nach Sonnenuntergang auszugehen. In Faenza hielten die Vendite ihre Sitzungen, und kein Mitglied bemühte ſich ſehr ſeine Theilnahme zu verbergen.

Gewiß ein unglückſeliger Zuſtand; aber ſollten wir, nachdem wir manchen andern Fehlgriff Conſalvi's der Entſchuldigung würdig gefunden, jetzt ſeine Milde verdammen?

Es ſcheint doch, als habe er Urſache gehabt zu verfahren, wie er verfuhr.

Er entſchloß ſich endlich, jene Rebellen der Romagna, die ſo viel Mordthaten verübt hatten, einziehen zu laſſen. Aber der Cardinal, der dieſe Maaßregel ausführen ſollte, gerieth in die Hände der übertriebenen Faction. Auf das empörendſte wurden die Verhaftungen vorgenommen. Sie begriffen über 150 Individuen, von denen einige keine andere Schuld hatten als ihren Reichthum.

Hieraus erfolgte, wie natürlich, daß man inne hielt; daß man kein Gericht niederſetzte; daß man keine Strafe vollzog.

Das Uebel war, daß Conſalvi des Landes nicht völlig mäch-

tig war, daß ihm die Factionen zu ſtark geworden, daß er ſie nicht mehr beherrſchen konnte. Wie wären da durchgreifende Verbeſſerungen möglich geweſen. Im September 1821 war ein neuer Finanzplan im Werke, der die droits réunis in dem ganzen Lande einführen ſollte und freilich wohl die Auflagen erhöht haben würde. Pacca, Somaglia und die ganze Congregation erklärten ſich dawider. Als Conſalvi dennoch den Entwurf dem Papſte vorlegte, nahm dieſer die Papiere, legte ſie auf den Tiſch, und ſagte: „das iſt eine Sache, von der wir weiter nicht reden wollen.“ Man hatte ihn zuvor dawider eingenommen.

Auf die Vorſchläge der Höfe konnte er auch eben dieſer Oppoſition halber nicht eingehen. „Ich bedaure den Cardinal,“ ſagte einer ſeiner vertrauten Freunde, „wenn er den Wunſch der Höfe erfüllen will, ſo wird die ganze Welt gegen ihn ſeyn, und er wird doch nichts ausrichten. Der Widerſtand der Ignoranten gegen jede Reform iſt unüberwindlich. Thut er es aber nicht, ſo verliert er die einzige Stütze, die ihn aufrecht erhält.“

Und ſo paralyſirte der Gegenſatz der Parteien in dem Lande ſelbſt alle freie politiſche Thätigkeit.

Wie auffallend, daß es in geiſtlichen Dingen ziemlich eben ſo ging.

Nicht ſo nahe als die neapolitaniſche, aber nicht minder empfindlich berührte die Bewegung von Spanien und Portugal den römiſchen Hof.

Wiewohl die ſpaniſche Conſtitution eine geiſtliche und katholiſche Farbe hatte, ſo nahmen doch die Berathungen der Cortes gar bald eine entſchiedene Richtung wider die bisherige Verfaſſung der Kirche.

Der erſte Beſchluß, bei welchem dem König Gewalt geſchah, betraf die Ordensgeiſtlichkeit, welche man ihrer Güter beraubte. Ein Biſchof, Caſtrillo, empfahl ihn. „Die Klöſter mit ihren Anhäufungen von Eigenthum, ſagte er, ſeyen an dem Ver-

fall der Nation hauptſächlich Schuld, und dieſe habe das Recht, ſolche nach Belieben beſtehen zu laſſen oder zu unterdrücken [1]).“ In größtem Umfang wurden die Beſchlüſſe durchgeſetzt. Alle Reclamationen waren vergebens. Als der König ſeine Sanction verweigerte, organiſirten die Miniſter ſelbſt, wie Martignac verſichert, einen Aufſtand, in welchem ſie ihm dieſelbe entriſſen [2]).

Wie hätte man bei der Heftigkeit, mit der man dieſe Dinge trieb, das Verhältniß ſchonen ſollen in welchem man zu Rom ſtand? Die Cortes berechneten, welche ungemeine Geldſendungen man jährlich an die Curie mache. Sie befahlen, dieſelben einzuſtellen. Von der Summe, die ſie angenommen, boten ſie nur ungefähr den 30ſten Theil dem römiſchen Stuhl an [3]). Ein ungemeiner Verluſt für dieſen, da die Dataria ihre beſten Einkünfte aus Spanien zog, und einige geiſtliche Tribunale auf dieſelben gegründet waren. Der Prodatar war gar bald genöthigt, ſich an die Staatscaſſe zu halten.

Es iſt doch merkwürdig, daß hiebei der Janſenismus, der ſchon unter Ferdinand VI unterdrückt geſchienen, deſſen Name indeß noch unter Carl IV zu Anklagen gedient hatte, wieder erſchien und ſich thätig hervorthat. Vornehmlich Janſeniſten ſaßen in den Cortes. Der Präſident der Cortes erklärte einmal dem Nuntius geradezu, man werde den reinen Janſenismus einführen, ohne ſich vor einem Schisma zu fürchten. Sonſt ſchickt man Geſandten, die dem fremden Hofe angenehm ſind. Die damaligen Miniſter von Spanien wählten den Canonicus Villanueva zu ihrem Repräſentanten, der den römiſchen Hof in eigenen Schriften angegriffen hatte, und einen völligen Bruch hervorzubringen ſehr geeignet war.

Wie in Spanien, ſo ging es in Portugal. Es wäre wohl

---

[1]) Rede des Caſtrillo, 21 September 1820.

[2]) Martignac, Essai sur la révolution. I. 247.

[3]) Sie berechneten 6 Millionen Realen und boten in Zukunft 200,000 (10,000 Sc.) an.

der Unterſuchung werth, in wiefern der Janſenismus, der in dieſem Lande einheimiſch geworden, als Alexander VII ſo lange zögerte, das Haus Braganza anzuerkennen, an den Bewegungen dieſes Landes weſentlichen Antheil hat. In den damaligen Cortes wenigſtens erſchienen Janſeniſten. Ich werde unterrichtet, daß noch in dieſem Augenblick Don Pedro eine janſeniſtiſche Partei unter den Weltgeiſtlichen für ſich habe; während die entgegengeſetzte ſeinen Bruder begünſtigt. Unter dem Namen der Conſtitution bekämpfen ſich zugleich geiſtliche Meinungen. Damals ſchritt man, wie unvermeidlich, zu vielen Neuerungen in Sachen des Klerus. Man hob die königliche Capelle auf und brachte das Patriarchat auf den Rang eines Erzbisthums zurück. Man ertheilte dem Geſchäftsträger Pereira Inſtructionen, die der Erklärung eines Schisma ziemlich gleichkamen.

Und ſo waren dieſe altrechtgläubigen Länder ſo gut wie andere mit der revolutionnären zugleich in eine antirömiſche Richtung verwickelt worden. Sie blieben katholiſch; ihre Geſetze behaupten dieſe Farbe. Allein ſie ſchloſſen ſich an die Oppoſitionspartei an, die in der katholiſchen Kirche ſelber beſteht. Wie weit dies führen kann, hat man in der franzöſiſchen Revolution geſehen, an deren erſten Bewegungen wider die Geiſtlichkeit die Janſeniſten ſo großen Antheil hatten. Sie mit zu veranlaſſen waren ſie ſtark genug, unfähig aber, ſie wieder einzuhalten.

Mithin konnte es auch jetzt als eine bedeutende Gefahr erſcheinen. Es fragt ſich, was der römiſche Hof that, um ihr vorzubeugen.

Er hielt ſich in großer Mäßigung. Daß man ſeinen Tribunalen die gewohnten Einkünfte entzog, hätte ihm wohl zu einem Anlaß dienen können, die Dispenſationen zu verweigern. Doch hütete er ſich dieſen Schritt zu thun. Den eifrigen Katholiken war der Nuntius bei weitem zu gemäßigt. Es half ihm freilich nichts; die Revolutionnäre wollten ihn doch nicht leiden, und drangen ihm ſeine Päſſe auf. Aber in Rom hielt man ſich ruhig,

nach wie vor. Als die Franzoſen zu ihrer ſpaniſchen Unternehmung ſchritten, hätten ſie gern ihre entſchiedenen Gegner zugleich durch geiſtliche Cenſuren angegriffen geſehen; der römiſche Hof ließ ſich dazu nicht überreden. Vielmehr verſicherte er der Regierung von Spanien, von Seiten Roms werde man die freundſchaftlichen Verbindungen niemals abbrechen. Nichts fürchtete er ſo ſehr, als die Erklärung eines Schisma. Selbſt als Madrid eingenommen und eine Regentſchaft daſelbſt eingerichtet war, hatte er nicht den Muth einen Nuntius an dieſelbe abzuſenden. Er hätte noch immer ein Schisma in den von den Cortes beſetzten Provinzen zu befahren geglaubt.

Mit einer ſo unglaublichen Behutſamkeit ging der römiſche Hof auch in geiſtlichen Sachen zu Werke. Der Grund iſt, daß dem Wortführer der oberſten geiſtlichen Gewalt die Gegner zu ſtark ſchienen, um ſich mit ihnen zu meſſen. Mehr als einmal hat es Conſalvi geſagt. Er wagt nicht mehr zu reden, wie man früherhin ſprach, er müßte fürchten lächerlich zu werden; er wagt nicht mehr zu ſtrafen, wie man früherhin ſtrafte, er iſt überzeugt und ſagt es laut, es werde nicht mehr wirken.

Freilich iſt es noch Rom, es iſt noch das Papſtthum; aber wie weit iſt es von jenem verſchieden, welches eine ſelbſtändige Macht über die Welt ausbreitete; Geſetze gab, ſtatt ſie zu empfangen; den Mittelpunct des Geiſtes, der wirklichen und geglaubten Religion unſrer Völker ausmachte. Alle Nationen beugten ſich vor ihm, freiwillig huldigten ihm alle weltlichen Gewalten.

Wie ſehr gebrach es dagegen jetzt an eigenthümlicher Kraft und Haltung! Mehr, als irgend etwas anderes, zeigen es die Ereigniſſe dieſer Revolutionen. Die Rettung des Staates verdankte man den auswärtigen Mächten: die Herſtellung des Glaubens ward durch die Dazwiſchenkunft derſelben Mächte vollzogen. Allein man hatte nicht einmal den Muth, ſich dieſen völlig und geradezu anzuſchließen. Sey es daß man ſelbſt an ihrer Seite

die feindſeligen Elemente fürchtete, oder daß man eine entſchiedene, der Rache und gewaltſamen Leidenſchaften zugängliche Partei durch Begünſtigung aufzuwecken beſorgt war, man enthielt ſich ſoviel als möglich, aller thätigen Theilnahme, zufrieden, ſich von Augenblick zu Augenblick durchzubringen. Den Stürmen, die die Welt bewegen, überließ man ſie; nicht von ſich ſelber nahm man die Entſcheidung über Seyn und Nichtſeyn.

Noch einmal erlebte Pius VII die Herſtellung des allgemeinen Friedens, die Befeſtigung ſeines oberſten kirchlichen Anſehens, allein dieſe Unruhen hatten ſeine Seele tief erſchüttert. Wenn er ſich jemals der Hoffnung hingegeben, daß die Revolutionen beendigt ſeyen, daß die Religion, die er glaubte und lebte, durch die ihr inwohnende Kraft ſchon an ſich den Sieg davon tragen werde, wie ſehr ſah er ſich getäuſcht! Er erkannte die ganze Bedeutung der Ermordung des Herzogs von Berry. Er ſah wohl, welch ein tiefer, unverſöhnlicher, plötzlich in gewaltſamen Ausbrüchen ſich entladender Haß die alte Ordnung der Dinge in dieſem Lande verfolge. Wie weit ſich derſelbe verbreite, zeigten ihm gar bald die Revolutionen um ihn her, die ihn ſelber ſo nahe berührten, ſo hart bedrohten. Er beweinte die Zeiten, in die er zu fallen das Unglück gehabt. Er ſeufzte nach dem Tode.

Schon war er auch ſehr ſchwach geworden; den Gram über alle dieſe Ereigniſſe ſah man ihm an, und das gemeine Volk von Rom, das eine Veränderung an ihm wahrnahm, rief ihm oft zu, wenn er durch die Straßen fuhr, er möge doch ſeiner Geſundheit ſchonen. Wenn man kam, um ihm die Hand zu küſſen, ſo machte er nur noch eine Bewegung, als wolle er ſich in ſeinem Lehnſtuhle erheben, doch vermochte er es nicht mehr. Indeß empfing er auch die Proteſtanten, obwohl es damals wegen des Kirchhofes einige Irrungen gab, immer mit der gleichen Güte. Nur noch wie ein leiſer Hauch, aber in ihrer urſprüng-

lichen Reinheit und Wohlgeſtalt, wohnte die Seele in dieſem der Auflöſung nahen Körper. Der geringſte Zufall — ein Fehltritt am Bücherbrett — reichte hin denſelben zu zerſtören.

Conſalvi war zugegen, als Pius am 21ſten Auguſt 1823 verſchied. Obwohl er eben ſelbſt an einer alten Krankheit litt, und das Fieber nur mit Mühe durch Chinchina dämpfte, ſogar in den Schauern deſſelben, hatte er alle Dienſte eines Krankenwärters verrichtet. Der Penitentiere ſprach das gewohnte Gebet an dem Lager des Verſtorbenen. Kaum war es geendigt, ſo warf ſich Conſalvi vor dem Bette nieder; unter lautem Schluchzen mit heftiger Zärtlichkeit umfaßte er die Füße ſeines Gebieters.

Freilich heißt leben: daſeyn; athmen; Sonne und Luft genießen. Wenn es aber allein Leben iſt, ſeine Kräfte entwickeln, ſie an den Dingen üben, in großen Verhältniſſen ihrer froh werden, Bedeutung haben, ſo verdankte Conſalvi dies ſein eigentliches Leben dem Papſte, der ihm in unwandelbarer freier Gewogenheit den Raum und die Möglichkeit dazu verliehen hatte. Mit dem Tode deſſelben war dies aus. Conſalvi trat ſofort von den Geſchäften zurück: bereits im Januar 1824 ſtarb auch er.

Geſtehen müſſen wir wohl, daß ſie die Welt nicht überwältigt. Allein wie Viele ſind deren, alle Jahrhunderte hindurch, die dies ausgerichtet, die der gewaltigen Fluth der Dinge entgegenzuſtehen, oder ihr eine neue Richtung zu geben vermocht hätten. Danach kann man den Werth eines Menſchen nicht meſſen, was er gewirkt hat. Es würde ſein Daſeyn auf die Erde beſchränken und Jeder, der ſich das überlegt, müßte verzweifeln. Darauf allein kommt es an, wie er in ſich ſelber war. Glücklich, wer aus dieſem Kampfe, in den ihn die Dinge verſetzen, aus dieſem Reize, mit dem ſie ihn anſprechen, dem Widerſpruch, den ſie in ihm aufrufen, ohne Flecken, in urſprünglicher Reinheit hervorgeht.

Vielleicht erinnert ſich auch noch ein Anderer eines Basreliefs aus dem ſpätern Alterthume, das in dem capitoliniſchen

Muſeum zu Rom aufbewahrt wird. Man ſieht die Elemente und die Liebe: Prometheus bildet den Menſchen. Um den eben Geſchaffenen ſtehen die Götter des Geſchicks: in den Sternen wird es ihm verzeichnet: die Parze ſpinnt ihm ſeine Tage; verhüllt ſteht die Nemeſis bei ihm. Auf der andern Seite ſieht man ihn wieder ſterben: die Seele geht an ihren Ort; von den Göttern erſcheint nur Nemeſis; ſie ſitzt neben dem Leichnam; nunmehr enthüllt, mit aufgeſchlagenem Buche. So iſt der Wandel des Menſchen; in einer Umgebung, die ihn mit Nothwendigkeit ergreift, auf einem Wege, den er nicht zu beſtimmen vermag, in ſeiner geſetzten Zeit. Wie er war, wie er ſich hielt, dies allein iſt ſein Verdienſt. In den ewigen Büchern iſt es verzeichnet; es beſtimmt ihm das richtende Gedächtniß, das nach ihm bleibt.

Anhang.

Ein Wort über die gegenwärtigen Irrungen im Kirchenstaate

Frühere Päpste fanden die Dinge entweder in gewohntem Gange, oder sie schritten mit der Gunst der öffentlichen Meinung zu neuen Einrichtungen fort.

Pius VII fand alles aus seinen Fugen gerückt und die Meinung war ihm nicht mehr günstig. Zu einer eigentlichen Herstellung konnte er es nicht bringen.

Auch seine Nachfolger haben es nicht dahin gebracht.

La Genga, Leo XII, um ihn mit einem Wort zu erwähnen, gehörte als Cardinal und als Papst zu der Partei der Zelanti; wider die Verwaltung Consalvi's hielt er sich in entschiedenem Gegensatz. Er mußte indeß bald selber erfahren, wie wenig dies zum Ziele führe. Unter andern hatte Consalvi nach eigenem Willen regiert, ohne einen Cardinal um Rath zu fragen. Der neue Papst, der sich am lautesten hiewider erklärt, und dieser seiner offenen Opposition wenigstens zum Theil seine Erhebung verdankte, begann damit, die Cardinäle heranzuziehen und ihnen wesentlichen Einfluß zu gestatten. Der Erfolg war, da sie ihren Meinungen nachhingen, ihren Einbildungen folgten, und nicht eben ein Jeder seinen Vortheil außer Acht ließ, daß eine Menge falscher Maaßregeln ergriffen wurden. Endlich sah es Leo XII ein. Mißtrauisch von Natur ward er es mehr, als jemals; auch er entschloß sich alles selber zu machen. Er arbeitete nun auch wie Consalvi; von früh bis in die Nacht saß er an dem Schreibtisch. Gewiß er hatte gute Absichten; er suchte nichts für sich selber; er bestritt seine Tafel mit einem Scudo des Tages. Allein neu in diesen Geschäften, wie er war, erfüllt von Doctrinen, ohne rechte Vorbereitung, ohne wahre Kenntniß der Sachen,

that er viele Mißgriffe. Was durch Conſalvi ja noch zu Stande gekommen, ging nun wieder zu Grunde. Auch andere Päpſte haben ſich verhaßt gemacht, aber einige Anhänger hatten ſie immer. Leo XII war bei allen verhaßt; vom Prinzen bis zum Bettler, Niemand war ſein Freund.

Der gute Caſtiglione, Pius VIII, der früherhin auch zu den Eifrigen gehört, aber ſich hernach nicht minder den Maaßregeln Leo's XII widerſetzt hatte, ſuchte wieder einzulenken. Er wollte es thun, ohne aufzufallen, nach und nach und unmerklich. Jedoch in ſo hohem Alter, mit Krankheit beſchwert, und während ſeiner kurzen Verwaltung mehr als einmal dem Tode nahe, konnte er nur wenig ausrichten.

Und ſo blieben die Gegenſätze, welche in der Natur dieſes Staates liegen, unvermittelt; die Verwaltung Leo's hatte ſie erſt recht aufgeweckt. Es waren im Allgemeinen gefaßt, die nemlichen, die überhaupt in dem Jahrhundert mit einander ſtreiten. Jener Kampf, den ſie in Frankreich mit einander beſtanden, an dem bei der ungemeinen Verbreitung der franzöſiſchen Blätter das geſammte Europa Antheil nimmt, erhielt ſie in ſtetem Bewußtſeyn. Endlich brach dort der Sturm von 1830 aus: die Revolution ſchien nach 15 Jahren wieder einen entſchiedenen Sieg davon getragen zu haben. Auch hier geriethen ſofort die Parteien durch Furcht auf der einen, Frohlocken auf der andern Seite in Gährung. Niemals waren wohl die geheimen Geſellſchaften völlig unterdrückt worden; ſie waren in unaufhörlicher Metamorphoſe begriffen; in der einen Form beſiegt, waren ſie in einer andern aufgelebt; allenthalben regten ſie ſich wieder [1]). Nun hatten die Guelfen in Bologna immer auf zwei Dinge gewartet, die Erhebung des revolutionnären Prinzips in Frank-

---

[1]) Der Bund des jungen Italiens ſollte ſich aus den fratelli seguaci, und Mericani entwickelt zu haben ſcheinen. Er iſt es entſchieden republicaniſch und ſendet ſeine propagatori aus.

reich, woraus eine Entzweiung der großen Mächte, ein Bruch der europäischen Ordnung hervorgehen mußte; und eine Sedisvacanz. Beides trat ein. Der Papst starb. Die Partei der Bewegung in Frankreich gab die entschiedensten Versicherungen; es konnte nicht fehlen; neue Unruhen brachen aus.

Hatte die Empörung anfangs die Absicht, die Provinzen von dem römischen Stuhle loszureißen, so sind diese durch die Niederlage beseitigt worden; erst seitdem sind die eigentlichen Fragen zur Sprache gekommen; eben die, welche das Verhältniß der geistlichen Gewalt zu dem Staate und die gesammte innere Administration anbetreffen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesen Fragen und den gegenseitigen Forderungen.

Es ist bekannt, daß sich Gregor XVI zu wichtigen Zugeständnissen erboten, und unzweifelhafte Verbesserungen vorgenommen hat.

Für die gesammte Rechtspflege sind einige gute Einrichtungen getroffen, die Prozeßordnung Consalvi's ist mit den erforderlichen Abänderungen hergestellt worden.

In den Finanzen ist man noch einen Schritt weiter gegangen. Nachdem ein Tilgungsfonds gegründet war, hat man einen Rechnungshof, unabhängig von der Verwaltung, zu allgemeiner Controlle derselben gestiftet, und wenigstens der französische Gesandte versichert, daß er mit den tauglichsten und zuverlässigsten Männern besetzt worden sey.

Bei einfachen Verbesserungen ist man aber dies Mal nicht stehen geblieben. Das Grundgesetz selbst, daß die ganze höhere Verwaltung in den Händen der Geistlichen seyn solle, hat man ermäßigt. Der Paragraph Consalvi's: „die Delegaten müssen Prälaten seyn," ist aus dem neuen Edicte weggeblieben: und man hat mehrere weltliche Prolegaten angestellt. Wenigstens von dem Bolognesischen versichern uns einige Flugschriften, daß er sich das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Grade erworben

und die Ferrareſen zeigen ſich mißvergnügt darüber, daß man ihnen die nämliche Gunſt verſagt, und ſie unter einem geiſtlichen Prolegaten gelaſſen habe.

Das Wichtigſte von allen aber iſt das Edict vom 5. Juli 1831, in welchem die Einrichtung von Munizipal- und Provinzialräthen angeordnet wird.

Zwar iſt dies Edict in einigen Puncten, z. B. der Anordnung einer Regierungsverſammlung neben dem Delegaten, und der Einrichtung von Gemeinderäthen, welche von den Delegaten zu ernennen ſeyen, eine Wiederholung des Motoproprio von 1816; allein dieſe letzte Einrichtung hat eine außerordentliche Erweiterung erfahren.

Nicht allein ſoll der Gemeinderath alle zwei Jahre erneuert werden, ſondern er hat auch Vorſchläge zu machen, — mittelbar von drei Perſonen zu jeder Stelle, — nach denen ein Provinzialrath gebildet werden ſoll. Von dieſem ſoll der Provinzialhaushalt regulirt, Ausgabe und Einnahme feſtgeſtellt, und eine Commiſſion zu der Verwaltung derſelben ernannt werden.

Anordnungen, die doch unläugbar den Bewohnern der Provinzen einen bei weitem größern Einfluß auf die öffentlichen Geſchäfte gaben als bisher; welche hoffen ließen, daß ſich das Uebel der Centraliſation einigermaaßen heben würde.

Dennoch weiß man, daß ſie den ſchlechteſten Empfang in den Provinzen fanden.

Es iſt mir eine feierliche Verwahrung der Bologneſen zu Händen gekommen, in der ſie ihre Motive zum Widerſtand auseinanderſetzen. „Da die Vorſteher der Provinzen," ſagen ſie, „vom Staatsſecretariat ernannt werden, und dieſe die Mitglieder des Gemeinderaths zu ernennen haben; — da ferner dieſe Gemeinderäthe Deputirte ernennen, von denen die Vorſchläge zur Beſetzung der Provinzialräthe ausgehen ſollen, eine Beſetzung, die alsdann definitiv dem Staatsſecretariat obliegt, ſo iſt offenbar, daß ſo gut die Räthe der Provinzen wie der Communen

von dieſer Behörde ernannt werden.“ Sie finden, daß eine ſolche Corporation all zu unabhängig ſey, und daß ſie es um ſo mehr bleibe, weil ſich die Regierung das Recht vorbehalte, die Verſammlung nöthigenfalls aufzulöſen. Jedermann werde fürchten, ſein Amt zu verlieren, und ſich lieber unterwürfig zeigen. Es iſt demnach das Recht der Ernennung und fortwährenden Beaufſichtigung, welches den Provinzen dieſe Conceſſionen illuſoriſch zu machen ſchien; und welches dem Factionsgeiſt eine erwünſchte Gelegenheit gab, eine neue Aufregung hervorzubringen.

Wie groß dieſelbe war, davon liefern ein paar Anſchläge, die man am 16. und 17. Januar 1832 in Bologna fand, einen merkwürdigen Beweis.

Der eine iſt begütigend. Er fußt darauf, daß bei fortdauernder Oppoſition eine neue Beſetzung der Provinzen durch die Oeſtreicher unvermeidlich ſeyn werde. Er lautet: „Stimme der Wahrheit. Entweder die Oeſtreicher oder die Räthe — Wählt Bürger. Die Oeſtreicher in kürzeſter Friſt. Die Räthe auf der Stelle, damit jene nicht kommen. Wählet. Morgen an dem nämlichen Orte erwartet man die Antwort. Denkt darüber nach. Ein einziges Wort kann Euch glücklich machen oder in's Verderben ſtürzen. Wählet.“

Hierauf folgte dieſe Antwort. „Bürger, man ſagt euch: entweder die Oeſtreicher oder die Räthe. Antwortet: weder die einen noch die andern; das Heil des Vaterlandes beruht auf der Repräſentation des Volkes und auf kräftigem Widerſtand gegen das Gold und die Nachſtellungen von Rom und von deſſen bezahlten Anhängern.“

Man weiß, daß die Räthe in der That verworfen wurden und die Oeſtreicher wieder einzurücken genöthigt waren.

Nicht allein aber im Widerſtand, in der Verneinung hielten ſich die Provinzen; ſie machten auch poſitive Forderungen.

Zwar iſt es nicht anders, als daß ſie ſich in allem was Räſonnement und Deduction iſt, außerordentlich abhängig von

den Theorien zeigen, wie sie in Frankreich ausgebildet worden. In ihren Vorschlägen indeß gehen sie ihren eigenen Weg. Die Repräsentation von der sie reden, hat eine sehr besondere Bedeutung.

Sie gehen davon aus, daß geistliche und weltliche Verwaltung völlig zu trennen, die weltliche aber ausschließlich den Weltlichen anzuvertrauen sey.

Dann bleiben sie wohl zunächst bei den von dem Papst beschlossenen Behörden stehen: allein sie wollen sie ganz anders organisiren. Die Gemeinderäthe sollen nicht ernannt, sondern durch Wähler von bestimmtem Census erwählt werden. Ohne weiteren fremdartigen Einfluß sollen aus ihnen die Provinzialräthe hervorgehen; beide sollen die Verwaltung der Provinzen und Communen wesentlich in Händen haben und alle drei Jahre durch Wahl erneuert werden.

Hiemit sind sie jedoch noch nicht zufrieden. Nach den Vorschlägen der Provinzen soll ein Staatsrath gebildet werden, dem die außerordentlichsten Rechte zugedacht sind. Er soll die Ministerien anordnen und beaufsichtigen, und dem Provinzialrath zum Recurs dienen; seine Zustimmung soll zu Gesetzen und Auflagen nothwendig seyn; Commissionen, nach seinem Vorschlage ernannt, sollen Justiz, Finanzen und Polizei neu einzurichten haben [1]).

Und so unterscheiden sich die Liberalen des Kirchenstaates von anderen Liberalen unserer Tage dadurch, daß sie nicht das Recht einer gesetzlichen Opposition, die freilich auch oft zur Gewalt führt, sondern vielmehr gleich die Gewalt selbst, unmittelbar und ohne Frage für sich verlangen.

Diese beiden Entwürfe laufen einander, wie offenbar ist, schnurstracks zuwider. Den päpstlichen Beschlüssen zufolge würden zwar einige Aemter säculariſirt, und überhaupt freiere Formen zugelassen werden, aber alle eigentliche Wahl würde völlig

[1]) Es sind Petitionen gedruckt, in denen diese Vorschläge gemacht worden.

vermieden bleiben; selbst die Gemeindesachen würden in den Händen von Rathsverordneten seyn, die wenigstens fürs erste ernannt würden.

Der Absicht der Provinzen zufolge würde dagegen die freie Wahl ein Grundprinzip der gesammten Staatseinrichtungen werden: selbst ein Staatsrath mit offenbar vorherrschender Gewalt würde hauptsächlich durch Wahl zu Stande kommen.

Dürfen wir aus der Ferne eine Meinung über diese Intentionen äußern, die wenigstens das Verdienst einer vollkommenen Unparteilichkeit haben wird, so wäre es folgende.

Sollten die Vorschläge der Provinzen in einiger Ausdehnung Eingang finden, so ist kein Zweifel, daß sie die ganze Verfassung dieses Staates ändern würden. Diese gewählten Räthe der Communen, Provinzen und des Staates, zumal da sie einen von unten aufsteigenden engen Zusammenhang hätten, würden alle wesentliche Gewalt besitzen: wären nun die Stellen der Verwaltung zugleich säculariſirt und von ihnen abhängig, so würde die priesterliche Macht alle Selbständigkeit und ihr ganzes Fundament verlieren. Mit leichter Mühe würde sie vollends ausgestoßen werden können.

Es kommt eben darauf an, ob man einen Kirchenstaat ferner behaupten will oder nicht.

Geben wir einmal zu, daß die katholische Kirche den Papst bedarf, der Papst Cardinäle, die ihn wählen, die Cardinäle die Prälatur, aus der sie hervorgehen; räumen wir sodann ein, daß der Papst um unabhängig zu seyn, weltlicher Fürst seyn muß, so scheint es nicht möglich, Die, welche mit ihm von gleichartigem Charakter sind, und sein Daseyn bedingen, von der Verwaltung des Staates auszuschließen. Einen Wirkungskreis muß doch auch diese Corporation haben, und auf die Landeskirchen will ihr Niemand Einfluß gestatten.

Ich kann nicht anders finden, als daß bei der Lage der Dinge sowohl die Errichtung eines Staatsrathes wie er vorge-

schlagen worden, als eine vollkommene Säculariſation der Aemter unüberſteigliche Schwierigkeiten darbietet.

Nur iſt damit nicht geſagt, daß jene Corporation nun völlig unumſchränkt ſeyn müſſe, ja es iſt wohl nicht zu läugnen, daß auch die neuen Edicte noch viele Schwierigkeiten übrig laſſen.

Denn mit welchem Rechte kann man hoffen, daß eine Errichtung von Gemeinderäthen, fürs erſte durch Ernennung nach dem Muſter Conſalvi's, jetzt eine nachhaltigere Wirkung haben werde, als zu deſſen Zeit? Wohl ſind auch in früheren Jahrhunderten Conſiglien auf eine ähnliche Weiſe zu Stande gekommen, allein die Städte behielten als ſolche größere Berechtigungen; und eine hatte das Beiſpiel der andern vor Augen; jetzt, wo Alles auf einmal einzurichten iſt, und man ſich nur an ſo viele heut entworfene, morgen vorüber gegangene Einrichtungen zu erinnern weiß, wird es ſchwer ſeyn, das locale Gemeingefühl, das ein ſo bedeutendes Moment in allem und namentlich in dem italieniſchen Staatsleben bildet, das die Regierungen ſonſt ſo weſentlich unterſtützt hat, auf ſolche Weiſe zu erneuern.

In den Edicten iſt überdies eine Anordnung, die noch beſondere Schwierigkeiten machen muß und wenn ich nicht irre eine gewiſſe Gefahr hat.

Alle Mitglieder der Conſiglien, ſowohl in den Städten als in den Provinzen, heißt es, ſollen ſich durch reine politiſche und moraliſche Prinzipien auszeichnen; ſelbſt die Ernennung der untergeordneten Beamten der Gemeinde, die übrigens dieſer überlaſſen iſt, ſoll um politiſcher Meinungen willen verworfen werden können. Und ohne Zweifel iſt Reinheit der Geſinnung an ſich eine löbliche Forderung. Allein wo iſt die Linie, welche Reinheit und Unreinheit abſondert? Wer ſoll ſie ziehen? Iſt es nicht bei der inneren Bewegung dieſes Landes nur allzuleicht möglich, daß ſich eine Faction der Ausführung dieſer Maaßregel bemächtige? Ich entnehme

aus den Flugschriften, daß dieser Artikel vorzüglich den Widerstand hervorrief.

Noch mancherlei ließe sich hierüber bemerken; es ließe sich fragen, warum es nicht möglich sey, wenn man die höheren Stellen der Ernennung vorbehält, den Gemeinden die Wahl ihrer Vorsteher zugestatten und in den Provinzialversammlungen beide Prinzipien zu vereinigen; — — allein was will man mit Sicherheit sagen? Ein Land ist bald in Unordnung gebracht; es wieder einzurichten, gehört zu den größten Aufgaben des menschlichen Geistes, die leicht alle anderen übertrifft, die er sich setzen kann.

Wie die Sachen einmal stehen, so sehen wir nur so viel, daß zunächst zweierlei erforderlich ist, einmal wohlwollende Sorgfalt und selbst ein gewisses Glück bei der Ausführung der neuen Maaßregeln, damit sie wirklichen Nutzen stiften, hauptsächlich die Provinzialräthe und die Meinung weiche, als seyen Täuschungen damit beabsichtigt; sodann und nicht minder die Uebereinstimmung der europäischen Mächte. Würde von diesen eine der einen, die andere der andern Partei beipflichten, würden die Richtungen, die sich hier bekämpfen, beide auswärtigen Anhalt finden, so würde es ganz unmöglich seyn, ihre Fehde zu beendigen.

Und so knüpft sich die Zukunft dieses Staates an die allgemeinen Weltgeschicke.

Die Differenzen, die zwischen den Mächten obschweben, müssen erst ausgeglichen, der allgemeine Friede darf nicht einmal mehr bedroht seyn; erst dann wird es möglich werden, diesen Staat zu beruhigen.

Die beiden Prinzipien aber, die in ihm so wie in dem ganzen Süden so lebhaft kämpfen, wieder zu versöhnen, werden nur glückliche geistige Entwickelungen kommender Zeiten vermögen.

Boden, Arbeit und Ertrag.

(Resultate praktischer Beobachtung.)

In der wissenschaftlichen Betrachtung pflegt man den Ertrag eines Landgutes, nach den Bedingungen, unter welchen er in dem gegebenen Maaße gewonnen wird, in verschiedene Theile zu zergliedern; gewöhnlich in Bodenrente, Zinsen des Anlage- und Betriebs-Capitals, Arbeitslohn, auch wohl Unterhalt des Pächters, in sofern der Eigenthümer nicht in Person oder auf eigene Rechnung sein Gut verwaltet.

Es fällt in die Augen, daß alle diese Theile bei einem kleinen Grundstücke, welches der schuldenfreie Eigenthümer mit seinen Angehörigen ohne fremden Beistand bearbeitet, einer und derselben Person zufließen können. Gleiches tritt ausgenommen in Bezug auf den Arbeitslohn bei dem größeren Besitzer ein, wenn er sein Landgut mit eigenem Vermögen selbst bewirthschaftet. Zwischen Arbeitslohn und Unterhalt oder Gewinn des Pächters aber läßt sich überhaupt ein wesentlicher Unterschied nicht auffinden. Der aufsehende, anordnende, reisende, rechnende, schreibende, seine gesammte leibliche und geistige Thätigkeit auf die Landwirthschaft wendende Pächter arbeitet so gut als sein Tagelöhner, nur ist seine Arbeit höherer Art und natürlich theuerer. Der Verwal-

ter, der Meier, der bloße Handlanger, Ochsen- oder Pferdeknecht leisten Verschiedenes und werden danach verschieden bezahlt; in Bezug auf den Reinertrag des Gutes tragen aber die ungleichen Belohnungen dieser Diener die gleiche Eigenschaft an sich und gehören unter die allgemeine Rubrik der Wirthschaftskosten. Das Anlage- und Betriebscapital, gleichviel aus welcher Quelle es ursprünglich geflossen, ob es aus natürlichen Erzeugnissen des Bodens gesammelt, oder durch Arbeit erworben sey, ist in den Willen und den Dienst des Menschen übergegangen, und so der Repräsentant menschlicher Kraft, die Stütze und das Werkzeug der Arbeit des Menschen geworden, damit aber in allgemeinem Gegensatz der Bodenrente gegenübergetreten. Gewähr zeit- und landüblicher Zinsen ist Bedingung der Erhaltung und Fortwirkung jenes Capitals, wie der tägliche Lohn Bedingung der Erhaltung des Arbeiters. So bleibt nach schärferer Prüfung nur zweierlei übrig: a) die ganz freiwillige Gabe, die dem Boden inwohnende ursprüngliche schaffende Kraft, der sich immer neu erzeugende Vorrath der Natur, Grund und Wesen der Bodenrente; b) die auf die Einsammlung jener Gabe, auf die Entwickelung der schaffenden Kraft, Gewinnung der Bodenerzeugnisse verwendeten menschlichen Mittel durch Arbeit, Kenntniß, Geldvorschuß u. s. w. — unter dem allgemeinsten Ausdruck von Product der Arbeit, oder schlechthin Arbeit begriffen.

Diese ursprüngliche Duplizität klebt allen Dingen an, welche der Mensch auf Erden zu seinem Gebrauche, zu seinem Genusse verwendet. Wenn der Wanderer die Erdbeere am Wege, oder die Frucht des überhängenden Baumes pflückt und verzehrt, oder einen Zweig dieses Baumes zum Wanderstab abschneidet, so erscheint an diesen Verbrauchsgegenständen die Gabe der Natur unendlich groß im Vergleich zu der menschlichen Arbeit, welche auf Gewinnung derselben verwendet worden ist. Wird aber die ganz ähnliche, ja gleiche Frucht des Baumes in Indien oder in China gesammelt, künstlich für Dauer und Wohlgeschmack be-

reitet, und bis zur Tafel des leckeren Europäers weit über Land und Meer versendet, so verschwindet wiederum der natürliche Werth an dem Gegenstande gegen den Werth, welchen die menschliche Arbeit hinzugefügt hat. Eben so verhält es sich mit dem Bambusrohr des europäischen Stutzers im Vergleich mit dem Stock des zuvor erwähnten Wanderers. Auch an den edelsten unschätzbarsten Werken des menschlichen Geistes läßt sich jener zwiefache Ursprung nachweisen, indem die Bildsäule, das Gemälde, ja selbst die Werke des Tonkünstlers und Dichters aus ihrer unendlichen Empfängniß nicht in die endliche Dauer, Brauch- und Genießbarkeit für den Menschen übergehen können, ohne Vermittelung irgend eines Stoffes der Natur, so gering und werthlos dieser auch im Vergleich zu der durch ihn dargestellten Leistung des Menschen erscheinen mag.

Für die vorliegende Untersuchung bedarf es nur der richtigen Auffassung dieses allgemeinen Gegensatzes, dieser Wechselwirkung der Natur und des Menschen, welche durch die Ausdrücke Bodenrente und Arbeit, — diese nämlich im ausgedehntesten Sinne, — hinlänglich bezeichnet worden. Unter Bodenrente wird demnach überall nur derjenige Ueberschuß verstanden, welchen man aus der inneren Ertragsfähigkeit der Erde gewinnt, insonderheit nicht etwa die aus zufälliger Benutzung der Oberfläche zu Bauplätzen, Straßen u. s. w. ohne Rücksicht auf innere Kraft des Bodens möglicherweise zu erzielende Rente.

Der Mensch in seinem rohesten Zustande, in geringer Zahl weite Landstriche einnehmend, lebt fast allein von den freiwilligen Gaben der Natur. Er pflückt die Baumfrucht, erlegt und verzehrt das Wild, welche beide ohne sein Zuthun gewachsen sind. Zähmt er sich Thiere, zieht und weidet Heerden, so wird seine Thätigkeit schon mannichfaltiger und höher, als die des Jägers; obwohl auch in der Erhaltung des Hirten dessen eigene Arbeit fast verschwindet gegen das, was er, vermittelt durch seine Heerden, aus der Fülle der Natur empfängt. Es ist nicht schwer,

ſo auf die erſten Verſuche des Ackerbaues, wo die junge Erde, in flacher Furche, ohne Düngung überſchwengliche Aehren ſpendet, überzugehen, und die Stufenleiter zu verfolgen bis zur künſtlichſten Cultur eines indiſchen Reisfeldes, eines lombardiſchen Mais-, eines brabantiſchen Waizenackers, oder eines Gemüsgartens in Berlin. Hier zeigen ſich zwei entgegengeſetzte Progreſſionen. Die Erde bringt reichliche Frucht, aber dem in der Vermehrung ſeines Geſchlechtes der Erzeugung des Bodens vorauseilenden Menſchen nie genug; daher immer emſigere Bearbeitung, immer ſtärkere künſtlichere Düngung, mannichfaltigere Benutzung des Bodens, um jede inwohnende Kraft zu entwickeln und für ſich zu gewinnen. Indem ſo einerſeits die Freigebigkeit der Natur allmählig abzunehmen ſcheint, wird auf der anderen Seite die Betriebſamkeit des Menſchen immer mehr angeregt und geſteigert. Die Bodenrente bleibt ſtehen oder geht rückwärts, während gegenüber die ihre Gewinnung bedingende Arbeit (Betriebſamkeit, Capitalanlage u. ſ. w.) im Wachſen iſt. Es iſt unläugbare Thatſache: je cultivirter ein Land iſt, um ſo größer iſt die Summe von Arbeit, einſchließlich des Anlage- und Betriebscapitals, welche auf eine gleichgroße und gleichartige Fläche Landes zur Gewinnung der Bodenrente verwendet wird [1]).

Mit der Uebervölkerung des Landes, dem allgemein fühlbaren Mißverhältniſſe der Bodenrente zu der Arbeit wird das Uebermaß der Bewohner hinausgedrängt in friſche Länder, um

---

[1]) Dieſe Wahrheit wird nicht dadurch widerlegt, daß nach der Meinung Vieler in Poſen oder Preußen zur ſchwunghaften Bewirthſchaftung eines Landgutes ein größeres Betriebscapital erforderlich ſeyn ſoll, als zu einem gleich großen Gute in Sachſen. Wird genau ermittelt, was das letzte ſchon früher in Gebäuden, Gräben, Dämmen, Acker- und Wieſencultur, durch werthvolle Arbeit jeder Art an Capital in ſich aufgenommen hat, und was dagegen das erſte nun empfangen ſoll, ſo wird ſich nur der obige Satz beſtätigen.

dort die reichere Ertragsfähigkeit der Erde zu benutzen, die üppigen Erzeugnisse des Bodens gegen die künstlichen Producte der Bewohner des alten Landes zu vertauschen, und in dieser Wechselwirkung die natürlichen Kräfte aller Zonen zur Entwickelung, zur Reife zu bringen, die Genüsse und Bedürfnisse des gesammten Menschengeschlechtes zu vervielfachen und den Verkehr aller Länder und Völker unter einander zu erleichtern und zu beschleunigen. Das rohe Erzeugniß wird immer künstlicher bearbeitet und in neue Formen und Erfindungen verwandelt, so daß an dem einzelnen Gegenstande der durch Arbeit erzeugte Werth unendlich groß erscheint gegen den in dem rohen Stoff enthaltenen ursprünglichen Antheil der Natur.

Dieser Gang der Dinge, aus welchem wir später noch weitere Folgen ziehen werden, findet sich überall wieder, so weit wir in die Geschichte der Menschheit blicken können. Einen schlagenden Beweis liefert die neuere Zeit seit der Entdeckung von Amerika mit dessen ungeheuerem Naturschatz. Ueber diesen fielen die cultivirten Völker der alten Welt mit aller ihrer Kenntniß und Kunstfertigkeit her, und mußten durch die allmählige Hebung desselben eine unermeßliche Rückwirkung auf den Zustand der Heimath hervorbringen. Der Vorrath edler Metalle trat gleich als der beweglichste und dauerndste Repräsentant materieller Kraft auf und wirkte in höherer Potenz als andere Naturgaben auf die Steigerung der europäischen Cultur.

Ziehen wir aus diesen Erscheinungen ein Ergebniß für unsere Aufgabe, so finden wir folgenden Satz, welcher sich an die zuvor Seite 778 aufgestellte Behauptung anschließt:

In der Summe der Dinge, der Bedürfnisse, des Verbrauchs und der Genüsse, in deren Gesammtheit der Wohlstand und Reichthum eines Volkes sich darstellen, ist das Verhältniß des durch Arbeit geschaffenen Werthes zu der inwohnenden Naturgabe (Bodenrente) in gleichem Maaße steigend, als die Cultur des Volkes fortschreitet.

Erläutern wir uns dieſen Satz durch die Vergleichung des großen Landbeſitzers in älterer und neuerer Zeit. Ohne ſonderliche Arbeit, geiſtige und leibliche Anſtrengung, faſt ohne Capital, ohne Geldauslage gewährte ihm hauptſächlich die Bodenrente einen Zuſtand, einen Rang, eine Macht in der bürgerlichen Geſellſchaft, welche ſich ungleich höher, glänzender zeigten, als welche er heute aus dieſer Quelle zu unterhalten irgend im Stande iſt. Ja wir ſehen, daß derjenige, welcher nicht ſelbſt eine höhere Thätigkeit auf ſein Gut verwendet, die Betriebſamkeit und die Erfindungen der Zeit ſich nicht aneignet, nicht mühſam erworbene oder zufällig überkommene, allenfalls auch mit Vortheil geliehene Capitalien verſtändig und erfolgreich auf ſeinen Grundbeſitz anlegt, unfehlbar allmählig zu Grunde geht.

Zu dieſer allgemeinen Schwächung der Bodenrente tritt noch die beſondere, durch die unumgänglichen poſitiven Staatseinrichtungen. In demſelben Maaße als die Bedürfniſſe und Lebensanſprüche der Einzelnen in einem Volke ſich vervielfältigen und wachſen, müſſen auch die Bedürfniſſe der großen Geſammtheit des Staates zunehmen. Daher nothwendig ſteigende Beiträge zu den gemeinen Laſten, Vermehrung der öffentlichen Abgaben. Das ſcheinbar vollkommenſte Abgabenſyſtem wäre nun freilich, wenn ein jeder Staatsbürger nach Maaßgabe der ihm eben durch die Staatseinrichtung gewährten Sicherheit und Fülle des Lebensgenuſſes, in ſoweit ſich dieſer auf das allgemeine Ausgleichungsmittel des Geldes zurückführen läßt, beiſteuerte. Man braucht aber eben nicht mit tiefer Staatsweisheit, ſondern nur mit ſchlichtem Menſchenverſtande begabt zu ſeyn, um einzuſehen, daß jener Maaßſtab der Beſteuerung überall nicht zu fixiren, jenes vermeintliche Syſtem alſo ein leerer Traum ſey. Jedes gute und haltbare Steuerſyſtem läuft vielmehr allezeit darauf hinaus, daß man zuerſt die häufigſten am allgemeinſten verbreiteten und zu erfaſſenden ſteuerbaren Größen aufſucht, um ſich einen reichlichen Ertrag zu ſichern; dann aber die Beſtimmung der Steuer-

ſätze und die Erhebung mit möglichſt leiſer Störung des Verkehrs und mildem Druck der Steuernden zu bewerkſtelligen ſucht. Aus jener erſten Hauptbedingung folgt nun unerläßlich, welchen Modus man auch erfinden mag, daß immer vor allem der unbewegliche Grund und Boden, dann die am engſten mit dieſem verbundene und zahlreichſte Claſſe der Landbauer vom Steuerfiscus in Anſpruch genommen werden. Es kommt hiebei weniger auf den Unterſchied der einzelnen Steuerarten an, als die gelehrten Staatswirthe behaupten. In dem höchſtbeſteuerten Lande Europa's, in England, iſt die Grundſteuer im Vergleich mit den übrigen Abgaben faſt auf nichts geſchwunden. Eine Steuer von der Perſon, von den unentbehrlichſten Nahrungsmitteln des Tagelöhners, deſſen Arbeit der Landbeſitzer nicht entbehren kann, fällt, wenn die Menge nicht verkommen ſoll, auf den Landeigenthümer mit ſammt den auf ihn ſelbſt und ſein Landeigenthum gelegten Abgaben zurück. Nun fragt ſich nur, ob er mit dem Vorſchuß des höheren Tagelohns davon kommen und in den höheren Preiſen ſeiner ländlichen Erzeugniſſe den Vorſchuß nebſt Zinſen wieder einziehen kann? Nach gewiſſen Theorien ſoll auf dem Markte von den Käufern und Konſumenten voller Erſatz geleiſtet werden. Wäre dies richtig, ſo müßten auch entweder a) die Preiſe der ländlichen Erzeugniſſe in eben dem Maaße wachſen, als jene von dem Landeigenthümer und Landbauer entnommenen Staatsabgaben; oder b) die Producte derſelben Fläche müßten ſich übereinſtimmend mit der durch Volksvermehrung erhöhten Nachfrage und Verzehrung, quantitativ ſo vermehren laſſen, daß der ſteigende Ueberſchuß immer die höheren Vorſchüſſe des Landbeſitzers deckte. Gleichbedeutend mit der Gewinnung größerer Ueberſchüſſe wäre jedoch auch die Erſparung an den Vorſchüſſen (an Arbeitslohn, Capitalzinſen u. ſ. w.).

Zu a). Das allmählige Steigen der Getreidepreiſe in einem cultivirten Lande in gleichem Maaße mit dem Steigen derjenigen öffentlichen Abgaben, welche vorzugsweiſe den Landbauer

im weiteſten Sinne treffen, hat meines Wiſſens noch Niemand behauptet, viel weniger erwieſen. Nicht einmal mit dem Preiſe der roheſten Arbeit werden die Getreidepreiſe in einem ſich höher entwickelnden, nicht etwa ſinkenden Staate Schritt halten können, geſchweige denn mit dem Preiſe des Verdienſtes, welcher den Einzelnen aus ihrer ſteigenden Betriebſamkeit, der vielſeitigeren, tieferen Ausbildung aller Kräfte des Leibes und der Seele erwächſt, und welcher in ſeiner Totalſumme eben ſo die Steuerfähigkeit des ganzen Volkes bedingt, als hinwiederum die gemeinſamen öffentlichen Anſprüche und Bedürfniſſe der Geſammtheit des Volkes die Höhe der dem Staate unentbehrlichen Einnahme beſtimmen. Das Staatsregiment vermag wohl dieſen Lauf der Dinge in gewiſſem Maaße zu ſtören, zu hemmen, wie in England, wo Getreideſperre, oder hohe Zölle gegen das Ausland die Kornpreiſe zu Gunſten des Grundbeſitzers ſteigern, und dagegen die kaum erſchwinglichen Armenſteuern dem Tagelöhner einen Rückhalt gewähren, ſo daß dieſer ſich mit geringerem Lohn begnügen kann, weil er für den Fall der Noth aus Gemeindemitteln reichlich unterſtützt wird. Aber kein Unbefangener wird dieſen Zuſtand des Volkes geſund, glücklich nennen, und ihn dahin zu verpflanzen wünſchen, wo er nicht iſt.

Zu b). Muß die bereits mehrmals angedeutete Frage: ob die erzeugende Kraft, die natürliche Ertragsfähigkeit des Bodens, auf welchem weſentlich die Bodenrente beruht, einer beſtändigen Steigerung fähig ſey, hier näher beleuchtet werden.

Der klare Forſcher in der Natur und Geſchichte unſeres Erdballes wird dieſe Frage eher verneinen als bejahen. Vergleichen wir den natürlichen Reichthum, die Größe und Fülle der Pflanzen- und Thierwelt in jungen von der Cultur des Menſchen noch verſchonten Erdſtrichen mit den rein von der Natur gereichten Erzeugniſſen in ſolchen Ländern, auf welchen ſchon Jahrhunderte, ja Jahrtauſende hindurch zahlreiche Völkerſchaften ſich umhergetummelt, den Boden zerfurcht und durchwühlt, alle

ihre Kräfte und Künste entwickelt, ja sich vielleicht schon über den Wendepunct ihres Glanzes hinüber dem Untergange entgegen geschwungen haben, der allem Irdischen unausbleiblich beschieden ist. Dort schießt alles üppig, riesenmäßig von selbst empor, was hier kaum noch zwerghaft mit Hülfe menschlicher Kunst gedeiht. Man vergleiche die Ufer des Orinoko, des Amazonenflusses in Amerika mit denen des Euphrats und Tigris im alten Asien. Wo sind die hundertfältig tragenden Felder des alten Mesopotamiens? Von ganzen Strömen und ihren grünenden Ufern in Mittel-Asien ist gegenwärtig jede Spur verweht in öden Sandsteppen. Wo sind die Cedern des Libanon? Was ist Vorder-Asien unter den Türken gegen die Zeiten der Perser, der Griechen und noch der römischen Imperatoren. Eben so Aegypten mit der ganzen afrikanischen Küste des Mittelmeeres, Sicilien u. s. w. Ja selbst an den vor kaum drei Jahrhunderten erst entdeckten westindischen Inseln läßt sich schon jetzt ein ähnliches Rückschreiten der Ertragsfähigkeit wahrnehmen, zumeist an Jamaika, welche gerade die raffinirteste Cultur durch ihre eben so reichen als emsigen Besitzer erfahren hat.

Doch wir brauchen uns in Zeit und Raum nicht so weit von unserem Standorte zu entfernen. Auf den Alpen sausen die scharfen Winde durch krüppelhaftes Gebüsch, bei 40 Jahrringen kaum zur Stärke eines Fingers aufgekümmert, während unter dem Steingeröll dicht daneben die Stöcke alter Arven und Ahorne von Manns- und Ellendicke gefunden werden. Die Zahlen der Kühe, nach welchen die Sommerweiden in den Höhen geschätzt werden, gehen periodisch zurück. Die Lichtung der Wälder vertrocknet den Boden und öffnet den rauhen Lüften den verderblichen Zug über die hungernden Matten [1]). Auf un-

[1]) Wer sich ausführlich hierüber belehren will, lese K. Kasthofer's Erfahrungen über die Cultur der Alpen und Betrachtungen über die Veränderungen in dem Klima des bernischen Hochgebirges. (Aarau bei

seren deutschen Gebirgen lassen sich allenthalben übereinstimmende Thatsachen auffinden. Die Kuppen der Sudeten, der Inselsberg im Thüringer Walde u. a. m. tragen da, wo die frische Waldvegetation in Blöße übergeht, die deutlichen Spuren von dem allmähligen Verschwinden des Baumwuchses an sich, ganz der zunehmenden Lichtung auf dem Scheitel des alternden Menschen vergleichbar. Wo man Wiesen und Weiden im Gebirg durch Ausrottung schützender Waldwände zu vergrößern gedachte, wie z. B. bei dem Beßraer Gestüt bei Schleusingen am Thüringer

---

Sauerländer, 1822.) Ein anderer geistreicher Beobachter der Natur, Hirzel-Escher in seinen Wanderungen (Zürich bei Orell, 1829.) sag: S. 141 über den Thalabhang am Durnagelbach im Kanton Glarus: „Dieser steile Thalabhang liefert ein auffallendes und belehrendes Beispiel, wie die Holzbekleidung, so lange man sie nur schonend benutzt und nicht ganz oder größtentheils wegschlägt, auch die steilsten Gehänge sammt den darauf ruhenden Alpenweiden vor dem Ruine bewahrt. Wie häufig trifft man in den Alpen viel weniger steile Thalwände an, die von oben bis unten kahl und öde das nackte Gestein zur Schau und zur immer stärkeren Verwitterung darbieten, und von denen man bei näherer Nachfrage erfährt, daß sie vor 20 bis 40 Jahren noch mit Wald und Weide grün bekleidet gewesen seyen, daß aber Lavinen, Regengüsse, kalte Sommer und ähnliche Naturereignisse, denen der Mensch lieber als sich selbst die Schuld aufbürdet, in so kurzer Zeit diese schnelle, verderbliche mit unersetzlichem Schaden begleitete Veränderung herbeigeführt haben. Ihre wahre aber und einzige Ursache ist nichts anderes, als das schonungslose Abschlagen und Vertilgen der Waldungen, dieser stärksten und dauerhaftesten Schutzwehren gegen jene atmosphärischen Einflüsse. Würden die Waldungen des Durnachthales der augenblicklichen Gewinnsucht so unbesonnen preisgegeben, wie viele andere, so wäre auch hier die unausbleibliche Folge, daß das wenige am Felsen klebende jetzt noch beschützte und durch ein Wurzelnetz zusammengehaltene Erdreich in wenigen Jahren hernach losgerissen, weggewaschen und so der ganze Abhang kahl gelegt würde. Dann könnten in 20 bis 30 Jahren die Söhne der unbesonnenen Väter ihren Zeitgenossen erzählen, daß früher ihre Väter an dem rechtseitigen Gehänge des Durnachthales bis gegen den Grat hinauf eine große Zahl von Kühen, Schafen und Ziegen zur Weide geführt haben, wo zu ihrer Zeit nicht viel anderes mehr als kahler Fels zu erblicken sey."

Walde, machte sich rasch der zerstörende Einfluß der Winde geltend und bald gewährten zwei Morgen kaum die Nahrung, welche sonst auf einem Morgen hervorsprießte. In den flacheren Gegenden gehört es schon zu den alltäglichen Fällen, daß Servitutberechtigte, welche vor einer kurzen Reihe von Jahren für ihr Weiderecht im Walde durch Ueberweisung eigenthümlicher abgeholzter Landstrecken ganz zu ihrer Zufriedenheit entschädigt wurden, neue Klagen erheben über Unzulänglichkeit, kargen Ertrag und sichtbare Verschlechterung der Abfindungsländereien. Bitterer werden dergleichen Veränderungen noch von den zahlreichen Colonisten empfunden, deren ganze Ansiedelung und Erhaltung auf höheren an sich trockenen Waldboden gegründet wurde. Pflug und Spaten in Verein mit der Sonne, der Luft und den Winden verzehren gar bald die dünne Erdkrume, welche zuvor im Schutz der Bäume, unter Laubdüngung und ungestörter Regeneration der Grasnarbe eine täuschende Fruchtbarkeit darbot. Der flüchtige Sand, oder das kahle Gestein treten hervor, und statt der gesegneten Ernten finden sich Mangel, Hunger und Kummer ein. Alle Gegenden, namentlich die lang von Südwest nach Nordost ausgedehnten preußischen Länder liefern auffallende Beispiele von solcher Zerstörung der Urkraft des Bodens durch das, was der Mensch Cultur nennt, was aber nur zu oft die seiner Absicht entgegengesetzte Wirkung hervorbringt.

Auf der Dülmener Mark zwischen Münster und Wesel standen noch vor etwa 12 Jahren drei gewaltige Buchenstämme, Wahrzeichen der Gegend, wie die wenigen Cedern des Libanon trauernde Reste eines vormaligen herrlichen Waldes. Vielleicht hat sie der Sturm oder die Axt bereits gefällt, und die Winde spielen nur noch mit dem elenden Heidegestrüpp. Auch dieses aber wird noch so lange von den Theilnehmern der Mark abgeplaggt, bis die letzte Staude versiegt und die asiatische oder afrikanische Wüste fertig ist, wenn nicht unterdeß die Markentheilung dem Boden hier und da wieder bessere Pflege zuwendet.

Auf der kuriſchen Nehrung, wo ſich jetzt Wellen und Wind um den unſteten Sand ſtreiten, fanden im Anfange des vorigen Jahrhunderts noch Menſchen und Thiere Schutz, Obdach und Nahrung in ſtattlicher Waldung. Das verderbliche Fortſchreiten der Dünen an der Oſtſeeküſte bietet überall ähnliche traurige Erſcheinungen dar. Wenige Meilen von Berlin, im Teltow-Storkowiſchen Kreiſe, verwendete vor etwa 30 Jahren die Forſtverwaltung beträchtliche Summen ohne den mindeſten Erfolg auf den Anbau von unabſehbaren flüchtigen Sandſtrecken, an deren Stelle laut vorhandener Abſchätzungsregiſter noch vierzig Jahre zuvor guter Gerſtacker angetroffen wurde. Bei Oranienburg drohte der Sand ganze Scheunen zu überwehen, in einer Gegend, wo noch lebende Menſchen mächtige Eichen grünen und üppiges Gras ſprießen ſahen.

Wird nicht bei allen natürlichen, lange ſchon regelmäßig benutzten Wieſen erweislich eine Abnahme des Heuſchnittes bemerkt, den oft ſelbſt künſtliche Hülfe nicht zu beſeitigen vermag? Und wo ſchwindet nicht die Zahl der ungezähmten Thiere in Wald und Feld, der Fiſche im Waſſer? Wo endlich klagen nicht die Müller über abnehmenden Waſſerzufluß, das erſte Bedingniß gedeihlicher Vegetation?

Aber, wendet man ein, was ſollen dieſe Einzelnheiten, dieſe trübſinnigen Andeutungen von der Erſchöpfung unſerer allnährenden Mutter Erde? Zeugen die ſtatiſtiſchen Tabellen nicht von erfreulicher Zunahme unſerer Bevölkerung, von der Mehrung und Veredlung unſerer Viehheerden: werden nicht allenthalben, beſonders in Folge unſerer neueren Gemeinheitstheilungen, Sümpfe ausgetrocknet, Wälder urbar gemacht, Wohnungen nebſt Keller und Scheunen vermehrt und erweitert; eilt nicht die Production laut unſerer wohlfeilen und doch nicht ungewöhnlich fruchtbaren Jahre dem ſteigenden Verbrauche der wachſenden Volksmenge faſt voraus? Betrachten wir nur die Ergebniſſe der großartigen Unternehmungen Friedrichs des Großen an der Oder und Warta,

wo jetzt viele Tausende von Menschen wohnen und ergiebige Felder bestellen, wo zahllose Heerden weiden, während man vor einem Jahrhunderte daselbst nur eine Wildniß von Wasser, Schilf und Gebüsch mit Schwärmen wilden Geflügels antraf, welches sich von dem Unmaaß der Fische, Amphibien und Gewürme nährte.

Alles sey zugegeben, es folgt aber hieraus nicht, daß die ursprüngliche Ertragsfähigkeit der Erde im Zunehmen sey. Bei näherer Prüfung jener Erscheinungen werden wir nur erkennen, was dem Landbesitzer allein übrig bleibt, die Producte seines Grundstückes zu vermehren und wohlfeiler zu erzielen, um so mit den wachsenden Bedürfnissen seiner selbst, wie des Staates, Schritt zu halten. Bleiben wir bei den erwähnten Beispeilen der Oder- und Wartaniederungen stehen. Sie geben genügenden Aufschluß über alle ähnliche, von den glücklichsten Erfolgen begleiteten Unternehmungen. Der natürliche sich überall wiederholende Gang der Sache ist, daß der lang urbare Acker die darauf zu verwendende Arbeit nicht mehr hinreichend lohnt, daher der Blick auf noch ungenutztes, den natürlichen Schatz der Productivität noch unentwickelt in sich tragendes Land gelenkt wird; oder daß durch den Andrang der Bevölkerung die Nachfrage nach den Erzeugnissen des Bodens sich dermaßen vermehrt, daß die Arbeit, das Capital, welche auf Entwässerungen, Ausrodungen, Dammschüttung, Ansiedelung, Ankauf von Viehheerden u. s. w. verwendet worden, genügenden Ersatz versprechen. Ob die Operation im Großen von dem weisen und mächtigen Landesvater, oder im Kleinen von dem verständigen Hausvater gemacht wird, ist im Wesentlichen gleich, wenn schon der endliche Ertrag für den einen und anderen sich in scheinbar verschiedenartigen Größen darstellt. Die Elemente sind an sich dieselben, aus welchen Wohlstand und Macht des Staates und des einzelnen Bürgers, zumal des Grundbesitzers, erwachsen. Wenn aber der Landesherr sich damit begnügt, weite Sümpfe trocken gelegt, vor Ueberfluthungen

gesichert, Wälder ausgerottet und den Boden zugänglich gemacht zu haben für Licht und Wärme, so steigert nun der Besitzer des einzelnen Grundstückes die Betriebsamkeit durch alle Verzweigungen zur äußersten Höhe. Der Boden wird umgearbeitet, aufgelockert, erwärmt und gereizt durch den Dünger nicht allein der von dem Boden selbst genährten Heerden, nein die unterirdischen Vorräthe an Mergel, Kalk, Gips u. s. w. werden aufgewühlt, ja die künstlichsten Mischungen versucht, um die Erde zu einem reicheren Ertrage zu nöthigen. Keineswegs vermögen aber diese Mittel den die organische Erzeugung begründenden Kraftvorrath, die Ertragsfähigkeit in unserer Erdkruste wirklich und dauernd zu vermehren; vielmehr werden nur allmälig alle physischen Bedingungen realisirt, unter welchen die höchst mögliche Entwickelung der ursprünglichen Productivität des Bodens vor sich gehen kann. Ein Morgen tragbaren Landes kann durch den Dünger aus sich selbst mit der hinzutretenden Bearbeitung allmählig ergiebiger gemacht werden; allein sobald diese fortgesetzte Cultur abgebrochen wird, tritt der ursprüngliche Zustand ein, wenn die Tragbarkeit nicht gar unter die des rohen Zustandes zurücksinkt. Jeden Falles erreicht jene Entwickelung ihre Grenze, und zwar eher als das Verlangen, die Thätigkeit und Erfindsamkeit, ja das Bedürfniß des unersättlichen Menschen.

Die sonst so üppigen natürlichen Wiesen des Oderbruches sind in neuerer Zeit fast gänzlich verschwunden; die Erde wird gedüngt und beackert. Da aber die kaum einen Fuß dicke Lage der Dammerde auf purem Schwemmsande ruht, welcher mehr und mehr trocken gelegt wird, so wird der Ausfall der Aerndten in dürren Jahren immer mißlicher. Aehnliches ist in dem später kultivirten, in der Güte seiner Erdschicht aber dem Oderbruche weit nachstehenden Wartabruche wahrzunehmen, so daß schon die Frage aufgeworfen worden ist, ob durch die Entwässerung und Eindeichung dieser Niederungen die benachbarten Höhegegenden nicht um eben so viel verloren haben, als in den Niederungen

ſelbſt an Tragbarkeit des Bodens gewonnen worden ſey? — So entſchieden auch dieſe Frage verneint werden mag, ſo kann doch nicht geläugnet werden, daß durch Raubwirthſchaft und Verarmung der Beſitzer dergleichen jetzt blühende Gegenden in mehr oder minder dürre Steppen verwandelt werden können, während ein Zuwachs der inneren Ertragsfähigkeit entweder gar nicht, oder nur bis zu einer nahen Grenze angenommen werden darf.

Die Erſcheinung läßt ſich dem Prozeſſe des einzelnen Lebens vergleichen. Die Kraft der Jugend treibt empor, ſelbſt unter Entbehrung und ſpärlicher Nahrung; unter den günſtigſten Bedingniſſen und Einwirkungen wird die ſchönſte Blüte erreicht; aber dieſe dauert nicht ewig. Der Quell des Lebens läßt nach, künſtliche Hülfe erſetzt eine Zeit lang die Natur, aber das ſtrenge Geſetz der Vergänglichkeit alles Irdiſchen ſiegt endlich ob.

Die Bedingung, die verſchiedenartigen Mittel, vermöge welcher der Menſch die Gaben der Erde ſammelt, vermehrt und veredelt, die zeugende Urkraft des Bodens zur höchſten Entwickelung fördert, iſt, wie oben erklärt worden — Arbeit im weiteſten Sinn. Dieſe wendet ſich auf die urſprüngliche Ertragsfähigkeit des Bodens und ſucht quantitativ und qualitativ das höchſte aus ihr auszubeuten, was möglich iſt, um das raſtlos vorauseilende Begehren und Bedürfniß des betriebſamen Menſchen zu befriedigen. — Was rein von der Natur gereicht wird, hält ein begrenztes Maaß; daher die Steigerung des Ertrages weſentlich auf Arbeit beruht. Die Arbeit geht aus von menſchlichen und thieriſchen Kräften. Anlage- und Betriebscapital ſind ihr Ergebniß und ihr Werkzeug, und werden daher, wie oben gedacht, als in ihr begriffen betrachtet. Das Tichten und Trachten des Landbauers, wie jedes Gewerbtreibenden, iſt und muß ſeyn, mit möglichſt geringem Kraftaufwande die möglichſt größte Wirkung hervorzubringen, die reichlichſten und beziehungsweiſe werthvollſten Producte herzuſtellen. Wahl des Hofes,

Lage, Eintheilung der Felder um denselben, Stellung und Einrichtung der Gebäude, Wegeanlagen, Thier- und Fruchtgattungen, welche gezogen werden, Acker- und Wirthschaftsgeräthe, Anwendung künstlicher Maschinen, Verbindung von Fabricationsanstalten mit der Landwirthschaft u. s. w. — alles wird von dem einsichtsvollen Wirthe nach jenem Maaßstabe beurtheilt, angeordnet und betrieben. Vor allem wichtig ist Geschicklichkeit und Fleiß des einzelnen Arbeiters, jedes auf seiner Stufe; sie werden angeregt und belohnt in der Landwirthschaft, wie in den Gewerben.

Knüpfen wir nun hieran die Untersuchung, wie dieses Streben und Fortschreiten in der Cultur eines Volkes überhaupt, die Veredlung seiner Arbeit im Ganzen, auf Werth und Preis der rohesten Tagearbeit, derjenigen Leistung, welche man in einer staatswirthschaftlichen Berechnung als Einheit setzen würde, wirken muß.

Die unendlich mannigfaltige Anwendung der Mechanik und der Naturwissenschaften in allen Gewerbszweigen hat zur Folge, daß an den täglich durch den Willen des Menschen beschafften Werken aller Art der Antheil der darauf verwendeten, gleichsam neu entdeckten und gezähmten Naturkräfte immer größer und größer wird, in Vergleich mit den sonst verwendeten rohen menschlichen und thierischen Kräften. Dieser verminderte Verbrauch der rohen organischen Kraft — der gemeinen Arbeit — muß in der Summe der Arbeit überhaupt, einschließlich der thierischen und mechanischen, oder in der Summe der durch Arbeit geschaffenen Werke, den in diesen begriffenen Antheil der Kraftäußerung des Menschen veredeln, folglich auch den durchschnittlichen Werth und Preis der überhaupt erforderlichen menschlichen Arbeit steigern. Wenn z. B. an einem Stück wollenen oder baumwollenen Zeuges heutiger Fabrication erwogen würde, was daran durch Maschinen- und was durch Menschenkraft be-

wirkt worden, so wird im Vergleich mit einem ähnlichen Stücke Zeug aus früherer Zeit, als die Fabrikation auf ungleich niedrigerer Stufe stand, die verwendete menschliche Thätigkeit im Ganzen zwar quantitativ geringer, aber qualitativ edler, von der gedankenlosen mechanischen und thierischen Kraftäußerung entfernter seyn. Diesem folgereichen Satze scheint manche Thatsache unserer Tage zu widersprechen, wie z. B. die Ueberschwenglichkeit und Wohlfeilheit aller möglichen Erzeugnisse des Gewerb- und Kunstfleißes. Eine nähere Beleuchtung wird jedoch den Zweifel beseitigen.

Der durchschnittliche Werth und zuletzt auch Preis der menschlichen Arbeit in einem Volke muß sich endlich reguliren nach dem durchschnittlichen Verbrauche, d. h. nach der Theilung des Totalverbrauches der gesammten Bevölkerung durch die Zahl dieser Bevölkerung selbst. Hier muß aber Verbrauch im weitesten Sinne des Wortes verstanden werden, so daß darunter auch der Genuß an solchen durch menschliche Erfindung und Arbeit entstandenen Werken begriffen wird, welche dem Verbrauche wenig oder gar nicht zu unterliegen scheinen, wie Straßen, Kanäle, Kirchen und andere öffentliche Gebäude, Schulen, gelehrte und Kunstanstalten, Sammlungen, Kunstwerke u. s. w. Alle diese nach dem Anlagecapitale auch der Unterhaltung bedürftigen und zuletzt vergänglichen Gegenstände, bilden in ihrer Gesammtheit die Consumtion des Volkes, welches sie schafft und zu seinem Besitzthum rechnet, auch die Mittel der Anlage und Unterhaltung durch Staats-, Communal- oder freiwillige Steuern und Gaben aufbringen muß. Diese Mittel, Steuern und Gaben aller Art, sind dasjenige, was die Totalität von ihrem täglichen Verdienst (Einnahme) nach Abzug des eigenen und Privatverbrauches entübrigt und zum allgemeinen und öffentlichen Verbrauche beiträgt. Nun kann aber die steigende innere Cultur eines Volkes sich anders gar nicht offenbaren, als durch die Vermehrung und Ver-

edlung seiner äußeren und insonderheit seiner öffentlichen gemeinnützigen Werke [1]). Daraus folgt, daß mit der Cultur auch die Abgaben, d. h. der von dem Einzelnen zu fordernde Beitrag von seiner Einnahme, seinem Verdienst zu den Werken des öffentlichen Verbrauches und Genusses steigen müssen, und zwar nicht bloß gleichmäßig mit der möglicherweise überhaupt wachsenden Einnahme, sondern so, daß die Quote des Aufwandes für den öffentlichen Verbrauch verhältnißmäßig steigt gegen die Quote des Aufwandes für den Privatverbrauch. Ob die Abgaben gerade in Form von Steuern, oder scheinbar freiwillig von den Einzelnen aufgebracht werden, wird sich danach richten, ob die Herstellung und Unterhaltung der gedachten gemeinnützigen Werke und Anstalten mehr der Staatsverwaltung, oder den einzelnen Corporationen und Privatpersonen obliegt. In Bezug auf den Grundsatz, um welchen es sich hier handelt, ist es aber gleichgültig, ob der Bau der Kirche, die Einrichtung der Schule, die Anlage des Kanals aus dem Säckel eines Stiftes, aus einer Staatscasse, aus einer Stadtkämmerei oder aus den gesammelten Beiträgen oder Actien eines Privatvereins bestritten werden. Eben so ist es auf dem hier gewählten Standpuncte gleichgültig, ob die polizeiliche Ordnung einer Stadt, eines Districtes, ja selbst der Geldhaushalt eines solchen Abschnittes aus dem Ganzen von einem oder einigen Repräsentanten der Commune umsonst, oder vom Staate durch besoldete Beamte verwaltet werde. Der

---

[1]) Unter diese gemeinnützigen Werke gehört alles, was zum Nutzen und Genuß Aller dienen soll, ohne Rücksicht darauf, ob es äußerlich und in Vergleich mit anderen Werken in einem concreten Falle mehr oder weniger zweckmäßig und nothwendig erscheine, dauernd oder vergänglich sey. Ein Kriegsheer, eine Flotte mit allen dazu gehörigen Einrichtungen, eine Universität, eine Handels- und Gewerbs-, eine Kunstschule, eine Kirchenmusik, ein öffentlicher Park müssen deshalb nicht minder zu jenen Werken gerechnet werden, als Kunststraßen, Brücken, Kanäle, Häfen u. s. w.

Stadtverordnete, der Kreisdeputirte beziehen zwar kein Gehalt, darum ist aber die Zeit und Mühe, welche sie dem Gemeinwesen widmen, nicht minder werthvoll und darf im weitesten Sinne eben sowohl als eine Steuer zum Gemeinwesen bezeichnet werden, als die Opfer dahin zu rechnen sind, welche der Einzelne etwa durch Ableistung seiner allgemeinen Kriegsdienstpflicht bringt. Hienach wird es sich überall bestätigen, daß ohne alle Rücksicht auf das Budget der Regierung und auf die Einnahme-Etats der Steuern in einem gesunden, fortschreitenden, zu einer höheren Culturstufe gedeihenden Staate die Gemeinlasten ebenmäßig zunehmen [1]). Der Zustand des Volkes wird wachsend und blühend genannt werden, so lange die den steigenden Bedürfnissen entsprechenden Quellen einer Bereicherung fähig sind. Diese Quellen liegen 1) im Vorrath und in der schaffenden Kraft des Bodens; 2) in der Anwendung menschlicher Thätigkeit auf die Gewinnung und mannichfaltigste Veredlung jener Geschenke der Natur.

Bei 1. gelangt man, wie oben gezeigt worden, sehr bald an eine gewisse Grenze, wodurch eben die einer fast unendlichen Steigerung fähige Kraft 2. angereizt wird. Dadurch aber wird der Antheil menschlicher Arbeit an den Verbrauchsobjecten der Einzelnen und der Gesammtheit mit der steigenden Cultur immer größer in Vergleich der darin begriffenen Gabe der Natur (Bodenrente).

---

[1]) Die Einnahme- und Ausgabe-Uebersichten des Staatshaushaltes können diese Verhältnisse nicht aufklären. Bei dem in Friedenszeiten überaus geringen Aufwande der nordamerikanischen Freistaaten für das Kriegswesen, sind die dortigen Staatsabgaben sehr mäßig. Dennoch würde man, wenn dort durchschnittlich auf den Einwohner jährlich 2 Rthlr., in Preußen aber 4 Rthlr. Staatsabgaben fielen, sehr irren, in diesen Zahlen das Verhältniß der beiderseitigen öffentlichen Lasten erkennen zu wollen. Es fragt sich, was gewährt und unterhält der Staat dort und hier dem Einzelnen aus Staatscassen, und was überläßt er diesem aus seiner Privatcasse, oder aus Gemeindezuschüssen zu bestreiten?

Setzen wir ganz allgemein Natur = n als dasjenige an den Verbrauchsgegenständen, was von der Hand, aus dem Schatze der Natur gegeben, — und Arbeit = a als dasjenige, was von des Menschen Erfindung und Thätigkeit der Naturgabe hinzugethan, zu ihrer Gewinnung, Veränderung, Veredlung an Arbeit, Kunst und Wissenschaft verwendet wird: bezeichnen wir ferner die gesammte consumirende Bevölkerung mit P, so ergibt sich Folgendes. Wenn n einer Steigerung durch Cultur in gewissem Grade fähig ist, d. h. wenn schlummernde Ertragsfähigkeit der Erde durch Cultur geweckt werden kann und in der That geweckt wird, so wird nach Malthus in dieser Beziehung unbestreitbarer Lehre P in seiner Zunahme nicht hinter dem wachsenden n zurückbleiben. Die Zunahme beider Größen steht vielmehr in natürlicher und nothwendiger Wechselwirkung; P aber könnte nach den anerkannten Gesetzen der Volksvermehrung in geometrischer Progression zunehmen, so lange die auf die Steigerung von n gebaute Möglichkeit der Ernährung währt und der weiteren Vermehrung nicht durch physische und moralische Hemmnisse ein Ziel gesetzt wird. n aber wird sich nur eine Zeit lang in einem jungen und frischen Lande in geometrischer Progression halten können, wird aus dieser in die arithmetische fallen, bald seine Grenze finden, endlich aber zurückschreiten wegen der aus Uebervölkerung und überspannter Bearbeitung, ja Verwüstung des Bodens hervorgehenden Versiechung der Productivkraft oder Ertragsfähigkeit.

Die Summe der Verbrauchsgegenstände würde nach vorstehender Bezeichnung $n+a$, und der Durchschnittsantheil des Einzelnen an dem Gesammtverbrauche $\frac{n+a}{P}$ seyn. Zerlegen wir nun $\frac{n+a}{P}$ in $\frac{n}{P}+\frac{a}{P}$ und erwägen, daß nach dem eben Gesagten P mindestens gleichmäßig mit n wachsen, wo nicht a bald überflügeln werde, so wird der Werth von $\frac{n}{P}$ nicht größer werden,

äußerſten Falles bis zu einer gewiſſen Stufe ſich gleich bleiben, dann aber dadurch ſinken, daß der Nenner in höherem Maaße wächſt, als der Zähler zu ſteigern iſt. Nehmen wir deſſen ungeachtet in der Erfahrung bei einem in Bevölkerung, Cultur und Macht fortſchreitenden Volke ein entſchiedenes Wachsthum des Geſammtverbrauches und gleichermaßen des Nationalreichthums wahr, ſo kann dieſes Wachsthum nur in $\frac{a}{P}$ oder ganz abſonderlich in a, dem Zähler dieſes Bruches beruhen, da wenn dieſer nicht in höherem Maaße zunähme als der Nenner P, nur ein Gleichbleiben oder eine Verminderung des Werthes ſtattfände. Wäre aber a nur rohe phyſiſche Kraft, ſo würde $\frac{a}{P}$ eben ſo wenig in ſeiner Bedeutung, in ſeinem Werthe ſteigen können, als die Muskelſtärke eines heutigen Menſchen für größer anzunehmen iſt, als die eines vor einem oder vor mehreren Jahrhunderten Verſtorbenen war. Die Steigerung von a, und ſomit von $\frac{n+a}{P}$ überhaupt, liegt alſo lediglich in der qualitativen Zunahme, in den Fortſchritten der menſchlichen Uebung, Erfindung, der praktiſchen Anwendung von Künſten und Wiſſenſchaften auf die Bedürfniſſe, Genüſſe und geſammten Verbrauchsgegenſtände des Lebens. Im Allgemeinen wird aber bei einem noch geſunden und kräftigen Volke, welches nicht bereits auf dem Rückwege zu ſeinem Untergange iſt, das Ganze ſeiner Hervorbringung, ſeiner Leiſtung oder, nach dem hier gültigen Ausdruck, ſeiner Arbeit gleich geſtellt werden müſſen dem Ganzen ſeines Verbrauches im weiteſten Sinne. Die Summe des Verdienſtes, des Lohns der Staats-Geſellſchaft ſteht gegenüber dem geſammten äußeren Genuß und Verbrauche, und beide Gegenſätze können wiederum als Eins mit n+a bezeichnet werden. Beziehen wir Verdienſt und Lohn auf die Zeit eines einzigen Tages, ſo bezeichnet $\frac{n+a}{P}$ durchſchnittlich die tägliche Verbrauchsportion eines Menſchen und eben ſo deſſen Tage-

lohn, den allgemeinsten Tagelohnsatz. Indeß ist dieser Ausdruck nicht im gewöhnlichen Sinne zu verstehen, sondern ganz allgemein als Repräsentant des Durchschnitts-Werthes und Preises einer täglichen menschlichen Leistung jeder Gattung, vom eigentlichen Tagelöhner aufwärts bis zum ausgezeichnetsten Künstler, Gelehrten, Staatsmann oder Feldherrn. Der Müßiggänger verdient selbst zwar nichts, aber andere Lebende, oder die Verstorbenen, deren Ersparnisse ihm zufielen, übertragen ihn, so daß die eingemischte Niete weder den Durchschnitt noch das Prinzip stört. Die Steigerung jenes Tagelohnsatzes in weitester Bedeutung muß ebenfalls auf der Steigerung von a, selbst in der untersten Stufe, nicht etwa wie die gemeine Meinung ist, nur auf dem Preise der gewöhnlichsten Nahrungsmittel beruhen. Auch der Lohn des geringsten Handarbeiters richtet sich nicht allein nach dem Preise seiner Nahrung, Kleidung, Wohnung und Erwärmung, sondern zugleich nach dem, was er zu Kirchen, Schulen, Wegen, Brücken u. s. w. in Communal- und Staatskassen steuern, oder selbst durch unbezahlte Arbeit für seine Theilnahme an dem öffentlichen Verbrauche, an den Gesammtvortheilen der bürgerlichen Gesellschaft beitragen muß. In der Wirklichkeit verdunkeln sich oft die Grundverhältnisse. In England liegt in der Armensteuer ein Theil des gemeinen Tagelohns, wenn der Tagelöhner, so wie Arbeit und Verdienst stocken, der Armencasse des Kirchspiels zur Last fällt. Der Gutsbesitzer in Preußen, welcher nicht umhin kann, die Classensteuer oder das Schulgeld für seine Tagelöhner und deren Familien zu bezahlen, muß den Betrag dieser Zahlungen eben so wohl in Rechnung stellen, als Wohnung, Brennmaterial und andere Naturalien, welche er seinen Arbeitern neben dem baaren Geldlohne gewährt. Erst aus der Summe dieser verschiedenen Gegenstände bestimmt sich der wirkliche Preis des Tagewerkes.

Wenn nun die Steigerung von a in dem Gesammtverbrauche $n+a$, wie in dem Durchschnittsverbrauche des Einzelnen $\frac{n+a}{P}$

die wesentliche Bedingung der fortschreitenden Cultur und des wachsenden Nationalwohlstandes ist, so ist anderer Seits nicht zu verkennen, daß nicht etwa die keiner merklichen Steigerung fähige rohe Kraft der Hände, sondern nur höhere Entwickelung, Uebung, Werkstelligkeit, Wissenschaft, Erfindsamkeit jenes Fortschreiten bewirken werden. Was der Betrachtung hier am nächsten liegt, ist die Anwendung und Wirkung der Maschinen in allen Gewerben, vom Spaten und Pfluge an bis zu der kunstreichsten Dampfmaschine hinauf. Die in unendlichem Maaße gleichsam neu geschaffene Maschinenkraft ersetzt allerdings viele Hände, vermag aber nicht den Werth und Preis der menschlichen Arbeit nachhaltig herunterzudrücken. Was das von Gott mit Vernunft begabte Wesen thut, bleibt zuletzt immer mehr werth und macht sich höher geltend, als was die von Menschen gebaute Maschine schafft. Diese Wahrheit wird durch die ungeheueren Wirkungen der Maschinen in unseren Gewerben nicht umgestoßen. Die Erfindung, der Bau und die Lenkung der Maschinen mit allen dazu gehörigen Anlagen und Vorrichtungen nimmt im Ganzen eine edlere Thätigkeit des Menschen in Anspruch, als die frühere Bewerkstelligung dessen durch Menschenhände, was jetzt der Zauber der Maschinenkraft verrichtet. Dies Verhältniß nöthigt nur den Menschen, seine Arbeit selbst zu veredeln, mehr und mehr über die mechanische, wie über die thierische zu erheben. Die solchergestalt in der Totalität angetriebene und steigende, geistige und leibliche Entwickelung des Volkes kann nun wohl die Wirkung haben, daß edlere Arbeit durch die vermehrte Concurrenz geschickter Werkleute wohlfeiler wird. Aber das niedrigste Tagewerk, was dem Menschen trotz aller Maschinen-Erfindung und Bewegung übrig bleibt — der gemeine Tagelohn — wird dadurch im Werthe und so auf die Dauer auch im Preise nicht heruntergedrückt. Der Lohn eines geschickten Schreibers ist heut zu Tage ohne Zweifel verhältnißmäßig geringer als unter Karl dem Großen, während bei der Vergleichung eines damaligen und

und jetzigen Holzhauers, Gartenknechtes u. dergl. leicht das Gegentheil zu erweisen ist. Allein wer läugnet auch, daß mancher heute sich mit der Feder zu ernähren sucht, der damals die Axt oder den Spaten geführt haben würde. Gerade aus dieser verhältnißmäßig geringeren Zahl der gemeinsten Arbeiter folgt natürlich die Erhöhung ihres durchschnittlichen Lohnes, und zwar selbst in einem größeren Maaße, als der allgemeine Durchschnittssatz für das Tagewerk aller Stufen — $\frac{n+a}{P}$ — wegen der Steigerung von a sich erhöht.

$\frac{n+a}{P}$ ist heute im preußischen Staate eine beträchtlichere Größe, ein höherer Werth, als vor hundert Jahren. Zerlegt man nun aber P in eine Reihe von thätigen, verdienenden Gliedern der Gesellschaft, vom Tagelöhner aufwärts bis zum Künstler, Staatsmann, oder zum glücklichsten Banquier, so werden gerade die untersten Glieder der Reihe, wegen der nach der Mitte und so weiter nach oben sich drängenden Concurrenz, bei der ihnen zufallenden Quote des täglichen Verdienstes gegen die frühere Zeit im Vortheile seyn. Es darf nur niemals übersehen werden, daß bei der Vergleichung des Tagelohns mit dem Verbrauch und Lebensgenuß, welchen sich der Arbeiter dafür verschafft, immer die Theilnahme, oder doch der freie Anspruch jedes Gliedes der Gesellschaft an den Genuß und Verbrauch der dem Nutzen Aller gewidmeten öffentlichen Anstalten und Werke in Anschlag gebracht werden muß, obwohl der Einzelne diese Theilhaftigkeit oft gar nicht würdigt, ja nicht einmal beachtet, da ihm jene Werke nur für das Bedürfniß, die Ueppigkeit und den Uebermuth der Reicheren und Vornehmeren vorhanden zu seyn scheinen, ihn selbst aber weder sättigen noch erwärmen; außer etwa, wenn ihn die Ungunst des Schicksals ins Armenhaus, oder gar ins Gefängniß bringt, wo die Humanität des Zeitalters ihm bessere Pflege angedeihen läßt, als er sich durch ehrlichen Erwerb zu verschaffen vermochte.

Durch die weitere Ausführung dieſes Verhältniſſes laſſen ſich viele in unſerer Zeit ſo häufig vernehmbare Klagen über den Nothſtand der geringeren Arbeiter, über Verarmung der Völker und Staaten in ein völlig anderes Licht ſtellen, als es von der Menge in öffentlichen Reden und Tagesblättern zu geſchehen pflegt. In einem hochcultivirten Lande hält man ſchon für Noth, was in einem roheren vielleicht für Behaglichkeit, ja für Wohlſtand genommen werden würde. Vergleicht man Wohnung, Nahrung und Kleidung eines engliſchen Fabrikarbeiters und eines Bauern in Polen oder Litthauen, ſo würde dieſem vielleicht unerhörter Luxus ſcheinen, was jener zur äußerſten Nothdurft rechnet. Erwägt man aber ferner die öffentlichen Werke und Anſtalten, welche den Reichthum des engliſchen Volkes ausmachen, welche ſich über den ganzen Erdboden verbreiten, und welche mehr oder minder zu benutzen, deren Ertrag ſich anzueignen jedem Engländer nach Maaßgabe ſeiner inneren und äußeren Bildung freiſteht; ſo erſcheint der Beſitz der Totalität unermeßlich, während der Einzelne angeblich im Elende ſchmachtet.

Die vollſtändige Ausführung dieſer Andeutungen würde zu beſonderen beträchtlichen Abhandlungen, zu einem ganzen Buche anwachſen. Die Zergliederung und Verfolgung der Cultur und des Wohlſtandes eines Volkes, einer Staatsgeſellſchaft nach der Formel von $\frac{n+a}{p}$ iſt unendlich lehrreich für die wechſelnden Zuſtände des Ganzen wie der Einzelnen, für die gleiche oder ungleiche Vertheilung des Vermögens, die Beſtändigkeit oder Unbeſtändigkeit des Beſitzes u. ſ. w. Die Erſcheinung, daß vor Alters in den meiſten europäiſchen Ländern die Fürſten ſammt ihren Beamten von dem Ertrage ihrer Domänen lebten und alle öffentlichen Bedürfniſſe in der Regel daraus beſtritten, ſo daß Steuerverwilligungen und Erhebungen nur als vorübergehende Aushülfen betrachtet wurden, daß dagegen heut zu Tage die Domänen-Revenüen faſt überall gegen die unentbehrlichen Steuer-

Erträge verschwinden, hängt innig mit jener überwiegenden Bedeutung der Arbeit in Vergleich zu der bloßen Naturgabe zusammen. Nur für denjenigen Zweck, welcher gemeiniglich als der erste und letzte alles irdischen Strebens ausposaunt wird, nämlich für den der allgemeinen Glückseligkeit, ist wenig durch diese Betrachtungsweise zu entdecken. Diese sogenannte Glückseligkeit wird aber in Wahrheit mehr in den Träumen der Menschen als in der Wirklichkeit angetroffen. Das Loos der Sterblichen hienieden ist zu allen Zeiten und auf jeder Stufe des Alters und der Cultur eine Mischung von Freude und Leid, von Genießen und Entbehren, von mehr Mühe und Arbeit als behaglicher Ruhe. So wenig man den in allen seinen leiblichen und geistigen Anlagen herrlich ausgebildeten Mann, im Bewußtseyn seines Willens und seiner Kraft im vollen Lebensgenuß dennoch beladen mit der mannichfachen Sorge des Daseyns, gerade glückseliger preisen kann, als das frische in schuldloser Lust spielende Kind, eben so wenig kann das reifere gebildete Volk hinsichts der Behaglichkeit des Lebens merklich viel voraushaben vor dem jugendlich rohen Volke. Dieses zehrt noch sorglos an dem reicheren natürlichen Schatze seines Landes (n), nicht ahnend, noch begehrend, was jenes durch seine Anstrengung (a) aus jener ihm spärlicher zugemessenen Naturgabe, für seine großen erkünstelten Bedürfnisse in reichster Mannichfaltigkeit zu gewinnen sucht. Dennoch bleibt es eine dem Menschen eingeborene Nothwendigkeit, daß der Knabe strebt und ringt, dem vollendeten Manne ähnlich zu werden, und daß die schwere, gefährliche Freiheit des letzten für ein edleres Gut gehalten wird, als der dem Kinde genügende Kreis schwacher Willkür, und unfühlbarer bequemer Abhängigkeit.

Das Ergebniß der vorstehenden Untersuchung, so weit es hier festgestellt werden soll, wäre demnach: daß bei steigender Cultur in der Summa der Arbeit der gesammten Gesellschaft, vermöge des Einflusses von Wissenschaft und Kunst, insonderheit vermöge der Anwendung von Maschinen statt menschlicher und

thierischer Kräfte, das Verhältniß der roheren menschlichen Arbeit zu der feineren vermindert und deshalb a) der Durchschnittspreis der Arbeit erhöht — b) der Preis der gemeinsten schweren Handarbeit dabei aber durch verminderte Concurrenz in den untersten Arbeitsclassen noch vorzugsweise gesteigert wird [1]).

---

[1]) Zur Erläuterung des wichtigen Satzes, daß Werth und Preis des gemeinen Tagelohns einen Maaßstab für den Grad der Civilisation, welchen ein Volk einnimmt, abgebe, verweise ich noch auf einige anderweit gesammelte Thatsachen: 1) Glasgow, Abhandlung in den Verhandlungen des Gewerbvereins von Preußen, von dem wirklichen Geh. O. Reg.-Rath Herrn Beuth, Jahrg. 1824, S. 156 ꝛc. mit dem Motto: „Wer die erste Stelle behaupten will, darf nie ruhen." — 2) Ueber den Betrag des Tagelohns in den Reg.-Bezirken Königsberg und Potsdam, von dem Herrn Staatsrath Hoffmann, ebendaselbst, Jahrg. 1827, Seite 180 ꝛc. — 3) Crawfurd's Reise nach Siam und Cochinchina, Weimar 1831, S. 32. „Der geringere oder höhere Lohn, welcher diesen verschiedenen Classen (auf der Insel Penang an der malabarischen Küste) — ein buntes Gemisch aller asiatischen Völkerstämme — in 3 Hauptclassen abgetheilt — nach Maaßgabe ihrer Beschäftigung bezahlt wird, gibt ein sehr überraschendes Gemälde ihrer Kenntnisse, Industrie und physischen Kraft — mit einem Worte, man erkennt daran vielleicht den Grad ihrer Civilisation. Ein malaischer Feldarbeiter arbeitet nur 26 T. des M. und erhält nicht mehr als 2½ Doll. Lohn; ein Chuliah arbeitet 28 T. bei 4 Doll. Lohn; und der Chinese arbeitet 30 T. gegen 6 Doll. Lohn. Sonach ist die Arbeit eines Chin. um 50 p. C. für ihn selbst und für das Publ. mehr werth, als die eines Chul.; des Chul. Arbeit 75 p. C. besser als die eines Malaien; und die eines Chinesen um 120 p. C. besser, als jene des letztern. Nur dann erst lernt man den großen Unterschied in diesem Betreff erkennen, sobald Kunstfertigkeit zur Vollendung einer Arbeit erfordert wird Der chinesische Zimmermann zieht, gleich dem persischen, zu Penang ein Monatlohn von 15 Doll.; der Chuliah von 8 und der Malaie von 6. — Ich möchte kaum bezweifeln, daß diese Ansichten nicht den richtigen Maaßstaab abgeben sollten, nach welchem der Culturzustand mehrerer Nationen gegen einander verglichen werden muß, oder, was so ziemlich gleichbedeutend ist, nach welchem der respective Werth ihrer verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen erwogen werden muß." — 4) Reisenotiz aus Preußen. 1828. „Bei dem Kunststraßenbau in Preußen, noch mehr aber bei dem Festungsbau

in Thorn sieht man Arbeiter aus den entferntesten Gegenden, bis aus Tyrol. Durch Fleiß und Werkstelligkeit, durch schnell eingeübte Handgriffe in den gemeinsten Erd- und Mauerarbeiten bringen es diese leicht dahin, im Accord, unter Zugrundlegung eines Tagelohn-Durchschnittes von 6 bis 8 Sgr., doppelt so viel zu verdienen, wogegen die Einheimischen selten auf den Durchschnittssatz kommen, und wenn sie diesen ja erreichen, nach Empfang des geringen Wochenlohnes doch erst wieder eine Zeit lang feiern, oder anderswo für schlechte Arbeit besseren Lohn suchen, anstatt durch anhaltend fortgesetzte Uebung ihre Geschicklichkeit, ihren Lohn und ihre ganze Existenz zu erhöhen."

Reflexionen.

Belgien.

Jener Kampf, der das ganze romaniſche Europa bewegt, zwiſchen dem liberalen und dem geiſtlichen Prinzip, fand auch während der Jahre der oraniſchen Herrſchaft in Belgien Statt. In Frankreich waren die geiſtlichen Tendenzen mit der königlichen Gewalt verbündet; in Belgien ſtanden ſie in Oppoſition gegen die Regierung.

Was man in anderen Ländern wohl auch dann und wann für möglich gehalten, ohne daß es doch dazu gekommen wäre, geſchah im Jahre 1830 in Belgien; Liberale und Katholiſche vereinigten ſich; begünſtigt von der großen franzöſiſchen Bewegung, ſtürzten ſie das Haus Oranien.

Anfangs hofften die Liberalen die Oberhand zu bekommen. Sie haben Lafayette, wie wenigſtens deſſen Adjutant behauptet, die Präſidentenwürde oder ſogar die Krone angetragen [1]).

Allein es hat ſich anders ergeben. Während aller der Bewegungen, welche die Aufmerkſamkeit von Europa gefeſſelt haben, iſt das geiſtliche Prinzip in Belgien zur Herrſchaft gekommen. Man weiß, in welchen Händen die Wahlen ſind, welche Majorität die Kammer darſtellt, aus welchen Kreiſen die Miniſterien hervorgehen. Der König ſelbſt, obwohl von proteſtantiſchem

[1]) Sarrans Lafayette et la révolution de 1830, ch. 13. II, 3.

Bekenntniß, aber von dieſer Partei überflügelt, und in der Meinung, daß ſeine Ariſtokratie eher oraniſche Farben trage, ſchließt ſich an ſie an, und gründet ſeine Schritte auf ihre Beiſtimmung.

Gewiß ein ſonderbarer Erfolg! Die franzöſiſche Revolution, die aus einer antigeiſtlichen Richtung entſprungen — die meiſten Feinde machte Karln X ohne Zweifel die Meinung, daß er die Jeſuiten begünſtige — hat in Belgien das Uebergewicht der Prieſterpartei bewirkt. Unter dem Schutze der Franzoſen iſt das neue Königreich gegründet worden. Die aus dem Juli hervorgegangene Macht hat es ſich viel koſten laſſen, einer Gewalt von ſo entgegengeſetztem Prinzip Unabhängigkeit und ein freies Gebiet zu verſchaffen.

Holland.

Wollte man dies Niederland, wie es ſich nach langer Zeit in unſeren Tagen wieder einmal ſo glänzend hervorthut, in ſeinem Urſprunge aufſuchen, ſo müßte man, dünkt mich, bis zu jenen Schiffen der Waſſergeuſen zurückgehen, auf welche die im Anfange der Unruhen des 16ten Jahrhunderts vom Herzog Alba Vertriebenen ihre Perſonen und Güter gerettet hatten. Es waren die entſchiedenen Proteſtanten aus allen Provinzen. Vom Lande verjagt, bildeten ſie eine Macht zur See. Sie umſchwärmten lange die Küſten; endlich griffen ſie dieſelben an. Als es ihnen erſt gelungen, Fuß zu faſſen, Brielle zu nehmen, erhob ſich im nördlichen Lande eine Stadt nach der andern für ſie; alle verwandten Elemente ſammelten ſich zu ihnen. Ein paar Jahre ſchien es ſelbſt, als würden auch die ſüdlichen Provinzen zu ihnen treten. Allein ein Bund, den hier zuerſt die Wallonen für die Behauptung der katholiſchen Religion ſchloſſen, bewirkte, daß man ihnen dort zu Utrecht einen andern für den Proteſtantismus entgegen ſetzte. Beide Theile trennten ſich auf immer.

Seitdem entwickelte die Republik der Niederlande in fort-

währender Opposition mit dem Nachbar, häufig im Kriege mit ihm, ihren protestantischen, mercantilen und politischen Charakter.

„Nie hat ein Staat," sagt Temple, „eine so rauhe Erziehung in seiner Kindheit, in seinen Jünglingsjahren so viel Gewöhnung an Gefahr und Arbeit gehabt, doch sind dies Dinge, welche die Leibesconstitution zu befestigen und zur Gesundheit beizutragen pflegen."

Mit den zunehmenden Lebenskräften selbst wuchs in den Holländern die Feindseligkeit wider Belgien auf, die ihnen dieses, das sich in eine völlig abweichende Sinnesweise einlebte, reichlich wieder vergalt.

Von militärischem und allgemein europäischem Standpuncte aus erschien es dennoch auf dem Congreß von Wien als eine glückliche Combination, Länder, die geographisch so sehr zusammengehören, in Einen Staat zu verbinden. Man machte den Versuch; doch sey nun eine Vereinigung, wie sie sofort beabsichtigt wurde, an und für sich unmöglich, oder vergriff man sich in den Maaßregeln; genug, er ist gescheitert.

Wenn Belgien sich empörte, so wünschte doch auch Holland die Trennung. Es ist so wahr, wenn die Holländer sich beklagen, daß ihre Nation, die von jeher einen ehrenwerthen Ruf freier und guter Gesinnung behauptet, bei dieser Vereinigung das schlechte Gerücht auf sich geladen habe, als unterdrücke sie Andere; sie erklären es für ein Glück, von demselben befreit zu werden.

So enge sich auch seitdem Holland an das ruhmvolle Geschlecht angeschlossen hat, das ihm so manches Jahrhundert vorangegangen ist, so gäbe es doch eine Möglichkeit des Mißverständnisses. Die Holländer fürchten zuweilen, ihr König wolle sich doch wohl zuletzt Belgiens wieder bemächtigen. Ein solches Unternehmen würde der freiwilligen, starken, zu so vielen Opfern entschlossenen Vereinigung der Nation um ihren Thron her, wie wir sie bis jetzt gesehen, nicht förderlich seyn. Glücklicherweise ist es nicht zu besorgen.

Antwerpen.

Und so wurde die Trennung ausgesprochen; die europäischen Mächte haben sie genehmigt.

Nur kann man sich nicht verbergen, daß so wie man hier Elementen, die einander von Ursprung feindselig sind, eine freie Entwickelung gestattet, die alten Bewegungen, die das frühere Europa von diesem Puncte aus so oft erschütterten sich wiederholen werden, und daß es von nun an eine der Hauptaufgaben der europäischen Politik seyn wird, den Ausbruch des Krieges an dieser Stelle zu vermeiden.

Vielleicht wäre von Anfang an, wenn starker Wille und selbstbewußte Einsicht diese Dinge einzurichten übernommen hätten, der Gefahr vorzubeugen gewesen. Jedoch hat man es gehen lassen, wie es gehen wollen.

Auf der Stelle hat man dann die Aufgabe, den Krieg zu verhindern, in aller ihrer Schwierigkeit und Bedeutung vor sich bekommen.

Immer am größten ist die Gefahr alsdann gewesen, wenn England und Frankreich sich in einem antiholländischen Interesse vereinigten. Wie dies wohl zuweilen durch innere Combinationen englischer Politik geschehen ist.

Was wir erlebt haben, erinnert an die Allianz von England und Frankreich von 1672. Nur sonderbar, daß der Erfolg, welchen damals die Absicht Karls II und des Cabal Ministeriums, zu einer so vollkommenen Gewalt zu gelangen, wie sie Ludwig XIV besaß, herbeiführte, jetzt durch die Reformfrage, die einen entgegengesetzten Charakter zu haben scheint, bewirkt wurde. Doch ist ihnen dies gemein, daß sich England beide Mal der auswärtigen französischen Politik in demselben Maaße anschloß, wie es sich der innern näherte.

Diese auswärtige französische Politik, so friedlich sie auch gegenwärtig ihrer Natur nach ist, ward aber selbst wieder durch

eine innere politiſche Nothwendigkeit beſtimmt, unverweilt und ohne länger auf den Abſchluß des Friedens zu warten, zu einer Auseinanderſetzung der Territorien zu ſchreiten.

So iſt es zu jener ſonderbaren Expedition gegen Antwerpen gekommen, die ihres Gleichen in der Welt nicht gehabt hat.

Neunzehn Tage lang beſtürmte eine franzöſiſche Armee, bei der die Prinzen von Frankreich waren, eine holländiſche Beſatzung aus aller Macht, ohne mit Holland in Krieg zu ſeyn. Ihr gegenüber hielt eine holländiſche Armee, gerüſtet wie nie, ſich lehnend auf eine zum Kriege entſchloſſene Nation, doch that ſie keinen Schritt; und machte keine Bewegung. Ganz Europa ſtand zu beiden Seiten: die Waffen in der Hand; und ließ es geſchehen.

Es erſchien wie ein Manöver; wie eins jener Turniere des Mittelalters, die auch oft Belagerungen waren; da der Erfolg nicht zweifelhaft ſeyn konnte, ſo blieb das einzige Intereſſe, wer die meiſte Geſchicklichkeit und Tapferkeit zeigen, wie lange es dauern werde.

Denn darüber war man von allen Seiten einverſtanden, daß man den Frieden behaupten wolle.

Die Franzoſen erboten ſich zu allen erforderlichen Garantien; und wenn die franzöſiſche Thronrede die Nothwendigkeit neuer Anſtrengungen beklagte, ſo kündigte ſie doch eine allgemeine Ausgleichung der europäiſchen Angelegenheiten als nahe bevorſtehend an. Der Vertrag vom 22ſten October hatte den ausgeſprochenen Zweck, die Unternehmung der Franzoſen auf die Citadelle von Antwerpen zu beſchränken und ein engliſcher Commiſſär begleitete die franzöſiſche Armee.

Jedermann weiß, daß auch die Aufſtellung preußiſcher Mannſchaften an der Maaß keinen andere Abſicht hat, als friedeſtörenden Ereigniſſen vorzubeugen, die ſich unerwarteter Weiſe aus der Anweſenheit franzöſiſcher Truppen in Belgien ergeben könnten.

Kriegsfrage.

Ob dies aber möglich seyn wird?

Ist es nicht, sagt man, im Ganzen doch wieder wie 1792? Sind nicht die nämlichen Prinzipien nochmals im Kampfe? Das Schwert ist gezogen: die ersten Schüsse sind geschehen; und einer einmal angefangenen Bewegung wird es schwer seyn, Einhalt zu thun. Auch damals, fährt man fort, waren es einige nicht allzubedeutende Fragen, die den Ausbruch veranlaßten: mit der Einnahme von Antwerpen wird die belgische Sache nicht erledigt: wie leicht kann sie zu weiteren Entzweiungen führen.

Eine Möglichkeit, die Jedermann in Bewegung setzt, und wohl Niemand ohne Furcht läßt.

Wer den Gang, den der Kampf in jenen Jahren nahm, und die Folgen betrachtet, die er herbeigeführt hat, kann ähnlichen Ereignissen nicht ohne äußerste Bekümmerniß entgegensehen.

Und so viel ist wohl gewiß, daß auch damals Niemand eigentlich den Krieg wünschte. Jene angeblichen Tractate vom Jahre 1791 über eine Invasion und Theilung von Frankreich, mit denen die Franzosen sich noch immerfort in ihrer Feindseligkeit wider die Verbündeten aufreizen, sind wie man weiß ohne Zweifel erdichtet [1]).

Obwohl man bewogen durch die persönliche Gefahr Ludwigs XVI und von ihm aufgefordert, Zusammenkünfte gehalten, Maaßregeln berathschlagt hatte, so war doch Jedermann zufrieden, als dieser König die Constitution von 1791 annahm. Der Kaiser erklärte, er betrachte denselben als frei; König Friedrich Wilhelm II ergriff pacificatorische Maaßregeln

---

[1]) Soll man sich nicht wundern den Tractat von Pavia mit allen seinen Artikeln noch 1832 bei Herrn Cabet (Révolution de 1830 p. 14.) paradiren zu sehen?

und erklärte er werde Frankreich nicht bekriegen, wenn es Kaiſer und Reich nicht angreife.

Man darf es ſich nicht verbergen; noch im Dezember 1791 hätte Jedermann den Frieden zu erhalten gewünſcht, und hofften die Meiſten ihn erhalten zu ſehen. England hielt ſich neutral, und Pitt hatte die Bemühungen der Franzoſen, ſich eine freiere Verfaſſung zu geben, öfter ausdrücklich gebilligt.

Daß es aber dennoch ſofort zum Kriege kam und zu welchem Kriege! eben dies könnte trotz der friedlichen Abſichten aller Mächte auch im gegenwärtigen Augenblick in Beſorgniß ſetzen.

Es iſt wohl der Mühe werth, ſich zu vergegenwärtigen, wie es damals dahin kam.

Man erinnert ſich jener Rede des Briſſot, vom 29 Dezember 1791, in der er auseinanderſetzt, daß die Fürſten von Europa entweder nicht die Macht oder doch nicht den Willen hätten, Frankreich anzugreifen. Er geht ſie alle durch; er zeigt es auf ſeine Weiſe von einem jeden. Was ſchließt er aber daraus? Daß man ſich auch ruhig halten, daß man die etwanigen Mißverſtändniſſe vollends beilegen müſſe? Mit nichten. Der Krieg iſt nothwendig, ruft er aus, er iſt eine Wohlthat der Nation, das einzige Unglück das wir zu fürchten haben iſt, ohne den Krieg zu bleiben.

Und weshalb fordert er den Krieg ſo entſchieden?

Es hat damit folgende Bewandniß:

Girondiſten und Jacobiner waren noch vereinigt und in offener Fehde mit den Conſtitutionnellen der damaligen Zeit begriffen. Schon hatten ſie in der legislativen Verſammlung einige Beſchlüſſe zu ihrem Vortheil durchgeſetzt, doch ohne die Sanction des Königs zu erlangen. Um ſo heftiger, mit um ſo größerer Anſtrengung warfen ſie ſich auf die auswärtigen Angelegenheiten, und der arme König, ausdrücklich um die Wirkung ſeines Veto in den geiſtlichen Dingen zu ſchwächen, ließ ihnen in den auswär-

tigen freieren Spielraum. Die große europäiſche Lebensfrage ward ein Mittel innerer Parteiung. Wollten die Conſtitutionnellen den Frieden, auch darum weil ihr eigenes Beſtehen an eine ruhige Entwickelung, an das Beharren auf dem gewonnenen Standpunct gebunden war, ſo wollten die Jacobiner den Krieg, weil nur Bewegung und Unruhe ihnen eine Erhebung ihrer Partei, ein Gelingen ihrer Pläne, und die Gewalt ſelbſt verhieß. Bald waren ſie die Stärkeren: es gelang ihnen, das conſtitutionnelle Miniſterium erſt mit ſich fortzureißen, — ſchon am 14 Januar 1792 war alles entſchieden, — dann zu ſtürzen; es konnte nicht fehlen; auch von der andern Seite ſchonte man ihrer nicht: ſelber zur Gewalt gelangt, brachten ſie es zur Kriegserklärung.

Genug es war eine innere Entwickelung franzöſiſcher Verhältniſſe, welche den Krieg unmittelbar hervorrief. Die Conſtitutionnellen in dem Lande waren damals gewiſſermaaßen mit den Mächten verbündet. Frau von Stael erzählt, daß entſcheidende Noten welche Kaunitz einſandte, von einigen leitenden Mitgliedern der Conſtituante abgefaßt worden ſeyen [1]). Der Umſturz dieſer Conſtitution und der auswärtige Krieg hingen genau zuſammen.

Vergleichen wir nun hiemit die heutige Lage der Dinge, ſo hat es menſchlicher Weiſe wohl wenig Anſchein, daß es ſo bald zu einem ähnlichen Ergebniß kommen möchte.

Die Regierung von Frankreich hat in ihrer Kammer eine Majorität gefunden, die ſie ſelbſt nicht erwartet hatte; ſie iſt mit den lebendigen Intereſſen der Mehrzahl unter den Wählern und der Nationalgarde verbündet; ſo ſchwach ihre Doctrinen ſeyn mögen, ſo wird ſie ſtark durch dieſen Anhalt; die Geſetze, die ſie vorgeſchlagen, ſchreiten auf dem Wege, den ſie genommen, ſich eine durchgreifende Gewalt zu verſchaffen, folgerichtig weiter:

[1]) Considérations sur les principaux événements de la révolution, Part. III, ch. V.

ihr Interesse ist der Friede, schon darum, weil ihre Gegner immer den Krieg gefordert haben.

Wie sehr unterschied sich 1830 von 1789. Ganz so verschieden sind die Folgen dieser Jahre.

Steht es nun so viel anders in Frankreich, so ist man auch außerhalb desselben in einer sehr verschiedenen Lage.

Es ist nicht wieder eine verjagte Bevölkerung über Europa verbreitet, welche alle Mittel des persönlichen Einflusses anzuwenden vermöchte, um ihre Sache zur Sache aller Fürsten zu machen. Auch ist kein König jeden Augenblick in Lebensgefahr, wie sie damals alle Gefühle der Menschlichkeit unaufhörlich aufregte. Und was könnte man mit einem Angriffe auszurichten hoffen? 1814 als man den Sieg in Händen hatte, ließ man die Restauration mehr geschehen, als daß man sie mit selbständiger Absicht herbeigeführt hätte; wem sollte es beikommen, sie jetzt mit Gewalt bewirken zu wollen?

Uebrigens liegt in der engen Allianz der drei großen Continentalmächte, die von Jahr zu Jahr wahrer und vertraulicher geworden ist, eine besondere Bürgschaft des Friedens. Zur Vertheidigung werden sie immer fertig und gerüstet seyn; wäre von einem Angriff die Rede, so würden ihre Interessen sich gar leicht trennen. Da jeder Schritt zwischen allen dreien berathen wird, so werden sie sich nur zu vorsichtigen und wohlerwogenen entschließen.

Man sagt wohl, es ist ein Krieg der Prinzipien, allein die Ereignisse spotten dieser Behauptung. Frankreich und Belgien sind im Wesen ihres Prinzipiums einander eher entgegengesetzt, dennoch ergreift das größere für das kleinere Land die Waffen. England und Holland sind einander durch Ursprung, Beschäftigung, Religion und Verfassung so nahe verwandt, wie nur irgend zwei Länder der Welt, dennoch hat England zu dem schlechten Erfolg der holländischen Unterhandlungen das Meiste beigetragen, und wenigstens bisher in die Maaßregeln der Ge-

walt eingewilligt. Und worin wäre wohl die französische Regierung den anderen so sehr entgegengesetzt? Sie will, wie die anderen die Monarchie mit einer gesetzlichen, aber so viel möglich starken und durchgreifenden Macht ausgerüstet. Das Prinzip der Volkssouveränetät läßt sie wie billig derweile auf sich beruhen.

In der That hätte ein allgemeiner Krieg in der Lage, in der wir uns befinden, weder Sinn noch Zweck.

Hat man schon einmal Vorkehrungen getroffen, um jeden Anlaß zu einer größeren Bewegung zu vermeiden, so wird man auch ferner alles anwenden, um einer solchen zuvorzukommen.

Sichere Folge des Krieges.

Dazu muß schon eine andere Betrachtung antreiben. Die Entscheidung des Schlachtfeldes kann Niemand im Voraus wissen. Obgleich es ganz wahrscheinlich ist, daß zuletzt alles ziemlich bleiben würde, wie es jetzt steht, so kann doch von allen möglichen Erfolgen nur Einer als gewiß bezeichnet werden.

Die Kriege werden nicht ohne Anleihen geführt werden können.

Nun wird aber Jedermann gestehen, daß wenn unsere Gesellschaft sich unbehaglich fühlt, wenn wir einen unbequemen Druck empfinden, und die Kräfte mehr als wir wünschten anspannen müssen, dazu nichts so sehr die Veranlassung gegeben und den Grund gelegt hat, als die Masse der Staatsschulden. Wie schwer trägt jedes Land an seinen vergangenen Jahren, vor allem an den Folgen der Revolutionskriege, welche diesem Schuldenwesen eine so ungemeine Ausdehnung gegeben haben! Wie gern würde England den ganzen Zuwachs seiner Colonien entbehren, wenn es des Zuwachses seiner Schuld dafür erledigt werden könnte!

Ist aber wohl im Fall eines Krieges etwas anderes abzusehen, als daß noch neue Hunderte von Millionen angeliehen, aufgebraucht würden und den künftigen Jahren zur Last fielen? Entweder würde man einen Bankerutt zu erklären haben, was

einen Umsturz aller Glücksgüter und des gesammten Privatvermögens herbeiführen müßte, oder man würde sich unter noch schwerere Anstrengungen fügen müssen. Täusche sich doch Niemand hierüber. Es ist in dieser Rücksicht fast gleichgültig, wer gewönne oder verlöre: nur so viel ist augenscheinlich, daß alle Länder neue Schulden machen, alle Steuerpflichtigen neue Lasten bekommen, und die Unbehaglichkeiten unseres Zustandes sich überaus vermehren müßten.

Wir in Preußen können bereits davon ein Wort sagen. In den letzten zehn Friedensjahren war es gelungen, nicht allein das Schuldenwesen überhaupt in Ordnung zu bringen, sondern neben den Zinsen zugleich 40 Millionen Thaler vom Capital abzutragen und überdies ein nicht unbedeutendes Ersparniß zurückzulegen. Im Jahre 1830 waren die Finanzen des Staates so weit gediehen, daß man daran denken durfte, ein paar Millionen an den Steuern zu erlassen. Es war alles beschlossen und vorbereitet, um zunächst den unteren Classen wesentliche Erleichterungen zu verschaffen. Einmal auf diesen Weg eingetreten, würde man gar bald zu weiteren Maaßregeln gelangt seyn. Allein die Unruhen von 1830, welche sich von Augenblick zu Augenblick drohender entwickelten, die Gefahr der polnischen Ereignisse, und eine verderbliche Krankheit die sich hinzugesellte, machten einen so großen Aufwand nöthig, daß Alles unterbleiben, und sogar das Ersparniß jener früheren Jahre angegriffen werden mußte.

Deutschland.

Wie kostspielig aber auch die Maaßregeln gewesen seyn mögen, die man zur allgemeinen Sicherheit ergriff, so wird Niemand sie tadeln wollen.

Denn sollte man wohl der innern Entwickelung von Frankreich allein das künftige Geschick der Welt überlassen?

Nachdem einmal die Bewegungen der Revolution sich wie-

der entbunden haben, ist es unerläßlich, sich ihnen gegenüber in starke Verfassung zu setzen.

Glücklicherweise sieht Jedermann in Deutschland diese Nothwendigkeit ein.

Einmal haben wir doch alle zu fühlen bekommen, daß das äußerste Uebel die Herrschaft der Fremden ist. Welches auch der Unterschied unserer politischen Ueberzeugungen seyn mag, — obwohl ich dafür halte, daß er nicht so groß ist, als man glaubt, wofern man nur dasjenige abrechnet, was entweder als Stoff oder in unmittelbarer Nachahmung von den Ausländern herübergenommen wird — so sind wir über die Nothwendigkeit einer angestrengten gemeinschaftlichen Vertheidigung einig. Als ein gutes Zeichen hiefür kann man die Erklärung der darmstädter Kammer bewillkommnen. Wiewohl diese Kammer sich sonst nicht eben gefügig zeigt, so erklärt sie doch in einem Paragraph ihrer Adresse, „die eifersüchtige Bewachung der Nationalehre sey das Recht und die Pflicht des kleinsten so gut wie des größten Bundesstaates;" indem sie für die Vervollständigung der Ausrüstung der Bundestruppen besonders dankt, spricht sie ihre Hoffnung aus, daß das Bundes-Gebiet unversehrt bleiben werde. Wie die Pflicht uns dahin weist, so geht unfehlbar die allgemeine Meinung eben dahin.

Halten wir aber zu einander, was könnte uns anfechten? Gewiß würde uns Frankreich auch ganz anders gerüstet finden, als früherhin.

Ich kann denen nicht beistimmen welche noch immer von einem Verfall der deutschen Macht reden. Wenn ich betrachte wie gewaltig Deutschland innerhalb seiner Grenzen ist, wie weit es auch außerhalb derselben herrscht, wie es in dem großen europäischen Rathe zwei Stimmen hat, wie starke und wohlgerüstete Heere es im Süden und Norden aufweist, so vermag ich in vielen Jahrhunderten keinen Zeitpunct zu finden, in welchem es so mächtig gewesen wäre wie jetzt.

Wie über allen Vergleich mit dem ehemaligen Reichsheere in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert sind die süddeutschen Armeen erhaben!

In dem siebzehnten beraubten uns Schweden und Franzosen: und rissen Theile unseres Vaterlandes an sich; so stark wir auch in dem sechzehnten Jahrhundert waren, so ließ es doch die religiöse Entzweiung niemals wieder zu einer eigentlichen Vereinigung kommen und wir litten Verluste an unseren Grenzen.

Die Zeiten Friedrich's III, die Periode der Gegenkönige seit dem Interregnum, wird man nicht anführen. So wohlgerüstet man im Einzelnen seyn mochte, so war man doch zu einer allgemeinen Vertheidigung des Vaterlandes wenig in Bereitschaft.

Nie aber hatte man eine stärkere Defensivverfassung, als in diesem Augenblick, nachdem zumal die Militärconferenzen ein Resultat zu allgemeiner Genugthuung geliefert haben.

Es gab wohl früher eine größere formale Einheit. Die reale Einheit und Macht war niemals größer als jetzt.

Und immer stärker verspricht sie zu werden, wofern sich zumal noch einige innere Fragen erledigen, das Verhältniß der Stände — die doch endlich von der Nachahmung fremder Kammern ablassen sollten — zu der rechten Nutzbarkeit entwickelt wird, die Talente, die unter unsern Schriftstellern sind, statt mit dem Ausland zu buhlen, oder einem falschen Separatismus zu huldigen, sich die Beförderung der nationalen Interessen zu ihrer Aufgabe machen, auch einige andere Einrichtungen endlich zu einem befriedigenden Ziele gelangen.

Weitere Uebersicht.

Und so können wir allerdings hoffen, das allgemeine Geschick nicht sofort wieder auf der Spitze des Schwertes schwan-

ken, oder wenn es ja zu einem Angriff kommen ſollte, ſolchem einen ſtarken Widerſtand entgegengeſetzt zu ſehen.

Wer wollte ſich aber überreden, daß damit die Welt beruhigt ſeyn werde?

Man braucht nur die Augen zu erheben, allenthalben vom Aufgang bis zum Niedergang ſieht man die Staaten in Gährung.

Nur iſt dieſelbe auf keine Weiſe mit Krieg und Gewalt beizulegen; überall beruht die Spaltung auf einheimiſchen, inneren Verhältniſſen.

Selbſt in dem osmaniſchen Reiche iſt es eine Frage über die inneren Reformen, was der großen Bewegung die ſich dort ereignet, Raum gemacht hat. Der geiſtlich-weltlichen Macht des Großherrn unterlagen bisher alle Paſchas. Seine Neuerungen ſcheinen die Wirkung ſeines geiſtlichen Charakters geſchwächt zu haben; und die Altgeſinnten ſämmtlich in Europa und Aſien ſehen in den Aegyptiern ihre Verbündeten.

In Griechenland kommt es darauf an, die barbariſirte Natur der Einwohner mit Europa, dem ſie ſich angeſchloſſen haben, dem ſie ihre Freiheit verdanken, in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Einem Griechen, der dazu geſchaffen ſchien, iſt es mißlungen; er hat ſeinen Verſuch mit dem Leben bezahlt. Ein deutſcher Fürſtenſohn iſt gegangen es zu vollbringen. Finde er ſo viel Unterſtützung bei ſeinen Verbündeten, ſo viel Hülfsquellen in ſeinen Dienern, daß ihm dieſe ſchwere Unternehmung gelingen möge. Es iſt wahr, daß Deutſchland damit eine Schuld bezahlen würde. So tief iſt die Wirkung griechiſcher Bildung in uns eingedrungen, ſo viel verdanken wir den erhabenen Werken, die jener Boden in glücklichen Tagen hervorgehen ſah. Dieſem jungen Fürſten iſt es aufgetragen, ſein Vaterland zu vertreten.

Nicht minder bedenkliche Aufgaben bietet, wie wir ſahen, Italien dar.

Eine unerwartete Verwickelung hat ſo eben die Gegenſätze in Spanien aufgeweckt. Die Schweſter jener neapolitaniſchen

Fürstin um deren Gefängniß sich die Trümmer der royalistischen Partei in Frankreich sammeln, war bestimmt, die Ueberreste der Liberalen in Spanien wieder zu beleben. Schon ist das ganze Land darüber in neuer Gährung und Complot auf Complot wird uns gemeldet. Noch ist die Partei, an deren Auferbauung die letzten Jahre gearbeitet, ohne Zweifel die stärkere; aber bald könnte die andere mächtig genug werden, sich mit ihr messen. Die Formen des Staats und der Kirche, alle inneren und äußeren Verhältnisse würden dann neuerdings in Frage kommen.

Schon ist es in Portugal dahin gediehen. Es ist nicht wie ein anderer Successionskrieg. Der Sache seiner Tochter möchte Don Pedro eher geschadet haben, indem er sie so unwiderruflich an die Constitution knüpfte, welche zwar eine Partei für sich, aber wie es doch ausgemacht scheint, den größten Theil der Nation wider sich hat. Genug es bekämpfen sich hier zwei entgegengesetzte Systeme des Lebens und Denkens, welche die geistlichen Fragen wesentlich einschließen. Eine mittlere Meinung durchzusetzen, wie es Einigen möglich scheint, dürfte wohl nur einer großen und beherrschenden Persönlichkeit, die sich aber nirgends zeigt, gelingen können.

Frankreich, das den anderen romanischen Ländern und aller Welt so gern zum Vorbilde dienen möchte, gewährt doch selbst einen sehr eigenen Anblick. Die Regierung, die sich in der That auf die stärksten Interessen zu gründen scheint, ist in den Händen einer Aristokratie, wie sie wohl noch nie bestanden, nicht der Geburt, noch des Besitzes, selbst nicht schlechthin des Talentes, sondern des Talentes, das sich der zum Siege gelangten Meinung gewidmet hat. Es ist die Meinung, die ihrer Natur nach jenen Interessen am meisten entspricht. Doch kann sie darum ihre Gegner nicht unterdrücken. Vielmehr sind in diesem Lande alle Möglichkeiten politischer Denkungsart, von einem Aeußersten zum andern, zu Wirklichkeiten geworden, im Besitz besonderer Organe, und in Parteien fixirt. Diese Parteien, möchte

man sagen, behaupten der Regierung gegenüber eine Freiheit, wie sie sonst zur Seite des alten Regimentes die Provinzen besaßen. Die Charte und einige gesetzliche Bestimmungen enthalten ihre Privilegien. An die Stelle der localen Unabhängigkeiten ist die Freiheit der Meinung und der Parteiung, die doch ziemlich weit gehen kann, getreten. Nur ist der Unterschied, daß die alten Provinzen sich unterworfen hielten bis man ihnen zu nahe trat, jetzt aber die zur Herrschaft gelangte Meinung von den entgegengesetzten fortwährend einen heftigen wilden Krirg erfährt.

In England sind endlich die Whigs, nach so langer Unterbrechung wieder zur Gewalt gelangt. Nicht ohne große innere Veränderungen haben sie es dahin gebracht. Es fragt sich nun, ob sie vermögen werden, die Bewegung, zu der sie den Anstoß gegeben, wieder einzuhalten und die alte Verfassung, so weit sie noch besteht, zu behaupten. Der Angriff auf das Kircheneigenthum, der so unvermeidlich scheint, wird es ergeben. Es ist zwar etwas viel gesagt, wenn einige englische Blätter behaupten, man stehe wie 1640; es war bisher hauptsächlich ein Streit zwischen den beiden Parteien der Aristokratie; allein man ist in Bezug auf die inneren Fragen, auf welche sich derselbe warf, doch bis auf einen sehr gefährlichen Punct gekommen. Ginge man weiter, wer will sagen, wohin man gelangen könnte?

Wie scharf sind indeß in der Schweiz die bei den alten Verfassungen verbliebenen und die durch die neueren Ereignisse umgewälzten Cantone einander gegenüber getreten! Schon hat sich, wie natürlich, ihre Entzweiung auf das erstreckt, was ihnen gemeinschaftlich ist, auf die Bundesverfassung. Der Vertrag von 1815 ließ die centrale Gewalt in ziemlicher Beschränkung und gewährte den einzelnen Cantonen ein sehr selbständiges Daseyn. Die neue Verfassung, deren Entwurf im Dezember 1832 erschienen ist, würde das Gegentheil bewirken, und ohne gerade die Selbständigkeit der Cantone völlig aufzulösen, doch der Bundes-Gewalt ein bedeutendes Uebergewicht verschaffen.

Nicht sowohl dem König, als der dänischen Regierung gegenüber suchen die beiden Herzogthümer Schleswig und Holstein, ihrer alten Verbindungen und Gerechtsame eingedenk, sich Garantien zu erwerben.

Selbst die großen Monarchien sind von diesen Regungen, wenn auch in geringerem Maaße betroffen, doch keineswegs freigeblieben. Dem ungarischen Reichstage legt Kaiser Franz in diesem Augenblick wichtigere Gesetze vor, als in den wechselvollen vierzig Jahren seiner Regierung bisher vorgekommen. Sie betreffen das Verhältniß der Grundherren zu den Unterthanen, und eine definitive Festsetzung ihrer wechselseitigen Verbindlichkeiten und Gerechtsame; eine Verbesserung der gesammten Justizverfassung, namentlich die Einführung eines neuen Strafgesetzbuches; die gerechtere Vertheilung der Lasten; genug die wichtigsten Momente der inneren Verfassung. In Rußland fühlt man die Nachwehen der polnischen Empörung.

Im Allgemeinsten gefaßt, scheint es wohl, als hätten alle diese Irrungen und Schwierigkeiten ein gemeinschaftliches Element, und darauf mag es beruhen, daß die französische Bewegung im Juli 1830 eine so plötzliche und gewaltige Wirkung hervorbrachte. Näher betrachtet, zeigt sich aber, daß sie doch allenthalben einen besonderen Ursprung haben und ihre Beruhigung an jedem Orte auf eine andere Weise suchen müssen. Sie sind verschieden, wie die alten Einrichtungen der Länder selbst. Was hat z. B. diese Freiheit der politischen Meinung, wie sie in Frankreich besteht, mit dem Verhältniß der Schweizer Cantone zu der Tagsatzung; — oder die Erhebung einer aristokratischen Partei in England, zu welchen Neuerungen sie sich auch verstehen mag, mit der Frage über die geistliche und weltliche Gewalt, über Ernennung und Wahl im Kirchenstaate an sich zu schaffen? Ich weiß wohl, daß eine Verbindung zwischen den Tendenzen Statt findet. Allein für eine gründliche Erledigung der wahren Schwierigkeiten kann eine solche wenig helfen; und oft beruht sie auf einem Mißverständ-

niſſe. Allmählig ſieht dies Jedermann ein. Die wilden Bewegungen halten mehr und mehr inne. Man heftet ſein Augenmerk auf die vielen Bedürfniſſe des inneren Zuſtandes einzelner Länder. Es iſt zu hoffen, daß allmählig praktiſche Einſicht den Sieg über die heftigen Factionen davon tragen werde.

Gibt es aber nicht, wird man fragen, allgemeine Forderungen der Theorie, die nun, was es auch koſten möge, überall durchzuſetzen ſind?

Ich will mich nicht ſcheuen, hierauf einzugehen. Jede Gedankenreihe fordert doch zuletzt eine Art von Vollendung und Abſchluß; und wir müſſen es ſchon wagen, uns von dem beſtimmteſten Anfangspunct zu der allgemeinſten Betrachtung zu erheben.

Vom Einfluſſe der Theorie.

Selbſt wenn es glücklicher Speculation gelänge, die allgemeinen Forderungen der Theorie über jeden Zweifel zu erheben, ſo wäre erſt von Neuem zu erörtern, welches vernünftigerweiſe ihr Einfluß auf das Leben und die praktiſchen Elemente ſeyn könnte.

Vielleicht wirft es ein gewiſſes Licht auf dieſe Frage, wenn wir verwandte Disciplinen mit der Politik vergleichen.

Betrachten wir aber, daß in den Kreis der großen menſchlichen Hervorbringungen, mit dem Staate zunächſt die Sprache und die Kunſt gehören, ſo erſcheinen philoſophiſche Grammatik und Aeſthetik in der nächſten Verwandtſchaft mit der Politik.

Sprache und Kunſt beruhen wie der Staat auf den urſprünglichen Geſetzen des menſchlichen Geiſtes, welche dann die Wiſſenſchaft zu erkennen und mit dem Product zu vergleichen hat.

Schon oft iſt indeſſen ein naheliegender Abweg bemerkt worden. Dieſe Disciplinen haben ein ſpeculatives Element, doch gehören ſie zugleich einer geiſtigen Naturforſchung an. Wenn die philoſophiſche Sprachlehre unterſucht, in wie fern ſich die Regel des menſchlichen Denkens in den feinen und leiſen, aber we-

sentlichen Abwandlungen des Wortes offenbart, so ist sie unmittelbar auf ein Gegebenes angewiesen. Indem die Aesthetik die Gesetze poetischer und künstlerischer Hervorbringung aus der Natur des Geistes entwickelt, und die Bedingungen der verschiedenen Gattungen unterscheidet, würde sie doch in ihrem Urtheil fehlgreifen, wofern sie nichts als ihre Regeln in die Augen faßte. Sind doch diese, man wird es nicht läugnen, häufig nur Abstracta von dem bereits Geleisteten. Aber ewig neu und unerschöpflich ist der Genius und die Aufgabe wird alle Mal seyn, sich in den Gegenstand zu vertiefen, sey es eine Sprache oder ein Kunstwerk, und seine innere Nothwendigkeit aufzufassen, denn in sich selber trägt er sein Gesetz.

So bemüht sich Aristoteles, wie er sagt, das Göttliche seines Gegenstandes zu begreifen; es ist das demselben inwohnende Wort, das er zu entdecken und auszusprechen sucht.

Auch die Staaten aber sind Producte eines schöpferischen Genius: nicht einzelner Menschen, noch einer einzigen Generation, so wenig wie die Sprache, sondern einer Gesammtheit und vieler Geschlechter; wie groß auch der Einfluß seyn möge, den ausgezeichnete und hochgestellte Männer darauf ausüben können: sie sind der Ausdruck des nationalen Charakters; und wie sie aus einer ursprünglichen Energie des menschlichen Geistes kommen, so haben sie ihre eigenen Gesetze innerer Bildung.

Für Politik gibt man uns oft das trockne Schema weniger Begriffe, die aus einem angeblichen Naturstand und den Forderungen des Augenblicks abgezogen sind. Wie weit wäre davon eine Politik entfernt, die sich auf die großen Anschauungen des realen Lebens der Gegenwart und der Vergangenheit in aller seiner Fülle gründete.

In diesem Sinne hat Montesquieu den Geist der Gesetze unternommen, den man völlig verkennt, wenn man ihm einen theoretischen Ursprung in dem unächten Sinne zuschreibt. Dieses Werk hat einen historischen Grund und ging aus den ausge-

breiteten Wahrnehmungen hervor, welches tiefe und für jene Zeit höchst außerordentliche Studien an die Hand gaben.

Allein in der Politik ist man nicht zufrieden, die Realitäten nach ein paar willkürlichen Begriffen zu beurtheilen; man thut einen Schritt weiter, vor dem man sich in den verwandten Wissenschaften hütet.

Es fällt Niemand mehr ein, nach speculativen Ergebnissen eine allgemeine und beste Sprache formiren, oder eine vorhandene nach angeblichen Forderungen der Vernunft umgestalten zu wollen. Jedoch in der Politik scheint etwas Aehnliches sehr ausführbar. Sonderbar, daß ein Neuerer, wie Wolke, der in Lexikographie und Grammatik wenig Nachfolger erwerben können, deren unzählige in der Politik gefunden hat; tausend Anleits werden geschrieben, alle Welt arbeitet daran mit.

Die Aesthetik ruft zuletzt aus: der Poet wird geboren, und sie bezieht sich wie billig auf eine Kraft, die außer ihrem Wirkungskreise liegt; aber wie Viele bilden sich ein, man dürfe ihnen nur einen Staat anvertrauen, leicht würden sie der Werkmeister seyn und ihn trefflich einrichten!

Gerade an dem, was das allerwichtigste, was die Grundlage des gesammten Daseyns bildet, versucht man sich mit unberufenen Händen.

Insofern aber diese Bemühungen nicht etwa zerstörend wirken, sind sie ganz vergeblich. Mit dem besten Discurs ist es nicht ausgerichtet. Die Grammatik kann nie eine Sprache, die Aesthetik nicht einmal ein Gedicht, die Politik aber nimmermehr einen Staat hervorbringen. Euer Vaterland werdet ihr euch nicht erklügeln.

Einen andern Ursprung hat die lebendige Hervorbringung: sie kommt von der Kraft und dem Genius. Genius heißt der Erzeuger und die Etrusker nannten ihn den Sohn ihres höchsten Gottes. Auf ihre Götter führten die Alten die Stiftung ihrer Staaten zurück.

Und keineswegs ist hiemit einer wohlverstandenen Theorie ihr Nutzen abgesprochen.

Man hat oft die historische und die philosophische Schule unterschieden; doch werden wahre Historie und wahre Philosophie mit einander nie in Widerstreit seyn.

Deutlicher tritt ein anderer Gegensatz hervor, zwischen den mechanischen Lehrmeinungen, die das Heil allein in gewissen Formen erblicken, welche sie ohne alle Rücksicht allgemein angenommen zu sehen wünschen; und der lebendigen Ansicht, welche die geistigen Realitäten der Dinge zu durchdringen und die Forderung derselben zu begreifen sucht.

Denn so viel ist gewiß: nicht außerhalb des Staates liegt seine Idee: in ihm selber wird sie gefunden. Sie gibt seiner Bewegung den Antrieb, ohne den er erstarren, stillstehen oder absterben würde; sie ist sein geistiges Leben; aus verborgenem Grunde entsprungen, hält sie das gegenwärtige Geschlecht zusammen und verbindet die Reihen der Generationen mit einander.

Die ächte Theorie nun — Anschauung, wie das Wort sagt — die lebendige Ansicht sucht dies innere Wesen des Daseyns, und seine Gesetze zu begreifen. Mit weiter Umsicht, denn ein Staat bildet doch nur einen Theil der Gesammtheit, in dem Lichte der tieferen Gründe der Speculation wird sie die Idee auffassen. Ihrer Natur nach ist sie nicht auf das Praktische angewiesen. Wäre sie dies, so würde der Philosoph als solcher zugleich der Poet seyn; er würde die Sprache machen; und in dem Genius gäbe es nichts Unbewußtes.

Praktisch lebt die Idee in den wahren Staatsmännern: sie ist die Regel ihres Verhaltens. In ihrem Denken, in ihrem Geiste concentrirt sich das geistige Daseyn des Staates. Die materiellen Bedingungen, welche sie zu beschränken scheinen, geben ihnen vielmehr, da sie die Vergangenheit in sich fassen, Maaßstab und Anhalt. Etwas Neues zu machen werden sie an sich nicht beabsichtigen. Sie sind nicht der Staat, obwohl der Staat in

ihnen ist. Deutlich liegt ihre Aufgabe vor ihnen; es ist die Fortleitung des schon begonnenen Lebens, seine Erhöhung von Moment zu Moment, die Befestigung seiner Gesundheit, die in dem frischen Umlauf, ich möchte sagen, des geistigen Blutes durch alle Adern besteht.

Die ächte Theorie, weit entfernt den Staatsmann zu stören, wird ihn vielmehr fördern. Den Inhalt des Lebens vergegenwärtigt sie dem Gedanken. Der Zug der Dinge und die große Anschauung unterstützen sich dann wechselseitig. Die vollere Klarheit kann die Entwickelung nicht anders als begünstigen und das Daseyn in sich kräftiger machen.

Darauf aber kommt Alles an. Es liegt Alles daran, daß man Etwas leiste, etwas Haltbares darstelle, selber Etwas sey.

Den Bau der Staaten hält ein moralisches Cäment zusammen. Unser Leiden ist, daß es an so vielen Stellen lose und locker geworden.

Nicht dadurch wird man es herstellen, daß man nach allen Seiten hinhört, bald einem, bald einem andern Prinzipium folgt, bald diese, bald jene Neuerung macht und den Parteien nachgibt; sondern dadurch, daß man stark ist, Vertrauen einflößt, sich selber treu bleibt, und indem man das Neue mit dem Alten, den Widerstand mit dem Fortgang verbindet, auf der Bahn der Entwickelung sicher und groß einhergeht. Vor einem in sich selber gegründeten Daseyn verbleichen die Nachahmungen und falschen Forderungen; die Parteien werden ihm nichts anhaben.

Den Sand der Wüste treibt der Sturmwind dahin und dorthin; das Gebirge läßt er wohl stehen.

PERIODICAL

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

MAY 18 1969
Cst.
REC'D LD
MAY 10 1966
INTER-LIBRARY LOAN
MAR 3 1967
IN STACKS
FEB 17 1967
1979
MAR 01 1979
RECEIVED
8 PM
LOAN DEPT.
JUL 27 1975
JUN 06 2007
REC. CIR. JUN 23 75

LD 21A-60m-10,'65
(F7763s10)476B
General Library
University of California
Berkeley